This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

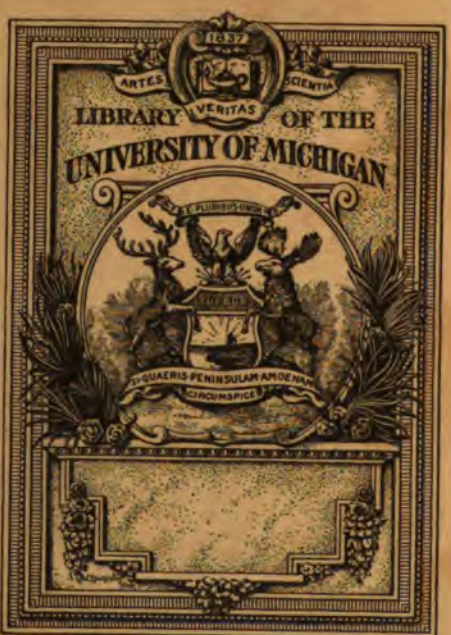
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
S3
184

Friedrich von Schlegel's

376704

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Achter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Vermischte

kritische Schriften.

I.

Beiträge zur Kenntniß

der

romantiſchen Dichtkunſt.

I.

Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio.

1801.

Wenn man den Decamerone mit Aufmerksamkeit lieset, so sieht man darin nicht bloß entschiednes Talent, eine geübte und sichre Hand im Einzelnen, sondern man wird auch Absicht in der Bildung und Ordnung des Ganzen gewahr; ein deutlich gedachtes Ideal des Werks, mit Verstand ersonnen und verständig ausgeführt. Wo sich solcher Verstand vereinigt zeigt mit der instinctmäßigen Gewalt über das Mechanische, die wohl schon allein, aber mit Unrecht Genie genannt wird; da, und nur da kann die Erscheinung hervorgehen, die wir Kunst nennen, und als einen Fremdling aus höhern Regionen verehren.

Die Kunst bildet, aber sie wird auch gebildet; nicht nur das Gebildete, sondern der Bildende selbst ist ein organisches Ganzes, so gewiß er nur ein Künstler ist, und jeder Künstler hat seine Geschichte, welche zu verstehen, zu erklären und darzulegen, das vorzüglichste Geschäft der Wissenschaft ist, die unter dem Nahmen der Kritik bis jetzt mehr gesucht wurde, als schon vorhanden war. Mit Recht interessirt uns die Entstehung des Gebildeten, ja es ist dieß das einzige Interessante, was es giebt für den, welcher sich zu der Ansicht des Ganzen erhoben hat, zu der Schönheit, die Eins ist mit der Wahrheit.

So kleinlich also auch das Geschäft manchem dünken mag, der das Große nur in weitschichtigen Massen sehen zu müssen

glaubt; wir wiſſen, daß wir etwas thun, was zu thun nicht unbedeutend und nicht unwürdig iſt, wenn wir das Eigenthümliche eines originellen Geiſtes mit aller Sorgfalt charakteriſiren, ſein Leben gleichſam in der Fantaſie wiederhohlen, und an allen Erweiterungen und Beſchränkungen ſeines intellectuellen Weſens Antheil nehmen. Wir werden uns auch ſeine fehlgeſchlagnen Verſuche nicht verbergen wollen; ſie ſind uns werth, als nothwendige Stufen der Annäherung zu dem einzig Rechten, oder ſie ſind bedeutend, indem ſie das Höhere bezeichnen, was hier hätte werden können, aber nicht geworden iſt, weil es an den Bedingungen fehlte. Das Genie eines Dichters kann oft durch ſeine falſchen Tendenzen eben ſo ſehr und mehr noch beglaubigt und dargeſtellt werden, als durch ſeine gelungenſten Werke.

Ich bemerkte einen höheren poetiſchen Sinn und künſtleriſche Abſicht in der Umgebung, Zuſammenſtellung, Behandlung; ich glaubte den Künſtler an dem Werke des Boccaccio gewahr zu werden, welches am allgemeinſten, ja faſt ausſchließend unter allen übrigen allgemein geleſen wird; und dieß lenkte meine Aufmerkſamkeit auch auf dieſe.

Es iſt mir gelungen, mit Ausnahme der einzigen Teſeide, alle aufzutreiben, die Manni, der Commentator des Decamerone, kennt; wiewohl mehrere derſelben unter die literariſchen Seltenheiten *) gezählt werden. Ob es vielleicht, in italieniſchen Bibliotheken etwa noch andre geben mag, fehlte es mir an Hülfsmitteln, zu entſcheiden, wie auch an der Gelegenheit, mehrere Ausgaben zu vergleichen, und alle dahinſchlagenden literarhiſtoriſchen Sammlungen zur Hand zu haben. Ich muß mich daher auch aus Nothwendigkeit auf das einſchränken, was mir ohnehin das nächſte und wichtigſte war; auf den Charakter der Werke ſelbſt.

Da ihrer nicht wenige ſind, und manche unter ihnen, wie ſchon geſagt, ſelten genug, ſo glaubte ich, würde es den Freunden der Poeſie nicht unwillkommen ſein, wenn ich ihnen, da ich

*) Die Bekanntſchaft mit zweien der ſeltenſten, dem Urbano und der Amoroſa Viſione, verdankte ich der gefälligen Mittheilung aus der Dresdner Bibliothek.

einmahl aus Neugier oder aus Wißbegier alle ganz und sorgfältig geleſen hatte, und die bedeutendſten mehreremahle, Rechenſchaft gäbe von dem, was ich gefunden, und ſo den Ertrag der aufgewandten Zeit, ſo viel es ſich thun ließe, gemeinnützig machte.

Meine Anſicht von dem Geiſt und der Kunſt des Boccaz mögen ſie als eine Zugabe betrachten. Indeſſen wird es einigen ein günſtiges Vorurtheil für die unbekannteren Werke unſers Dichters geben können, daß auch unter den vernachläſſigten Dramen des Cervantes eine Numantia ſich findet, und unter den nicht bloß vernachläſſigten, ſondern ausdrücklich verworfnen Jugendwerken des Shakeſpeare ſo manches, was freilich denen zu hoch ſein mußte, die über dieſen Dichter überhaupt nicht hätten mitſprechen ſollen; weil ſie ihn ganz unrichtig und oberflächlich aufgefaßt und den künſtleriſchen Tiefſinn desſelben nie verſtanden, ja nicht einmahl eine Ahnung davon empfunden hatten. Wollte man aber auch dieſe Analogie nichts gelten laſſen, ſo würde ſich leicht zeigen laſſen, daß die zufälligen Umſtände, welche dem Einen Werke eines fruchtbaren Schriftſtellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, wodurch dieſe, wenn nur einige Jahrhunderte verſtreichen, unfehlbar in völlige Vergeſſenheit gerathen; daß dieſe Umſtände, ſage ich, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrſcheinlichkeit geben können, wie viel weniger alſo die Autorität der falſchen Kritiker, die ohne hiſtoriſchen Geiſt, oft auch ohne alles Gefühl rüſtig drauf zu entſcheiden und verdammen.

Bei dieſem Geſchlecht wird eine ſchiefe Anſicht wohl Jahrtauſende unverändert, oft mit denſelben Worten nachgeſprochen. So zum Beiſpiel das alte Dictum: der gute Redner pflege eben kein guter Dichter zu ſein. Da Boccaz einmüthig von den Italienern für einen großen, ja den größten Proſaiſten gehalten wird, ſo läßt ſich leicht denken, daß jener tiefſinnige Grundſatz auch auf ihn angewandt ſei.

Daß dieß unbedingt richtig wäre, konnte ich nicht glauben, auch da ich nur noch den Decamerone kannte; denn wer naive Lieder ſo leicht und zierlich dichten kann, wie die, mit denen Boccaz die Einfaſſung ſeines reichen Werks geſchmückt hat, dem

iſt nicht alles Talent zur Poeſie abzuſprechen. Was wahr an jener Behauptung ſei, was nicht, werden wir unten ſehen.

Ehe ich die Gedichte ſelbſt der Reihe nach durchgehe, muß ich mancher Beziehung wegen, der Umſtände ſeines Lebens mit einigen Worten erwähnen.

Boccaz lebte zu der Zeit, als die alte Literatur in Italien wieder aufzuleben anfing, die italieniſche Poeſie in der höchſten und herrlichſten Blüthe ſtand, und die Dichtungen und Erzählungen der Franzoſen und Provenzalen im Original oder in Ueberſetzungen und Nachbildungen die Lieblingslectüre der höhern Stände in ganz Europa waren. Er ward geboren 1313, acht Jahre vor dem Tode des Dante und neun nach der Geburt des Petrarca, mit dem er in einem und demſelben Jahre 1374 ſtarb. Er lebte für ſeine Kunſt, und ſchon in früher Jugend durchbrach er alle Schranken, in die man ihn einengen und einem bürgerlichen Glücke entgegenführen wollte. Seine äußern Verhältniſſe waren abwechſelnd, oft ungünſtig; doch brauchten ihn die Florentiner mehrmahls zu wichtigen Geſandtſchaften. So geehrt bei allen Vornehmen und Fürſten ſeiner Zeit wie Petrarca, war er nicht. Auch in der Liebe iſt ſeine Eigenthümlichkeit der ſentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengeſetzt; und doch kann man von ihm wohl mit eben dem Rechte ſagen, wie von jenem, daß er ganz für die Liebe lebte. Er war ausgezeichnet wohlgebildet und ſchön, welches er mehreremahl mit Wohlgefallen erwähnt, nicht grade aus unmännlicher Eitelkeit, ſondern in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugend. Eine ſtarke Sinnlichkeit war bei ihm verbunden mit einem feſten Urtheil über die Abſicht, die Natur und den Werth der Geliebten. Doch hinderte ihn ſeine vielſeitige Empfänglichkeit nicht, Eine über alle zu erhöhen, die er Fiammetta genannt hat, und die wenigſtens durch die feurige Kühnheit, die der Nahme andeutet, der ſeinigen entſprach, durch die er zuerſt ſich ihre Gunſt erwarb. Ihr eigentlicher Nahme war Maria; ſie war eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daſelbſt, Schweſter und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schickſal ſie theilte.

In Neapel lernte Boccaz ſie kennen, und ſichtbar iſt der Einfluß, den die Reize der üppigen Gegend, noch verklärt durch den Glanz der feurigſten Liebe, auf ſeinen jugendlichen Sinn hatten, um ihn zur Poeſie zu entfalten. Alle ſeine Gedichte der frühern Zeit ſind der einzig Geliebten geweiht, auch wohl auf ihre Veranlaſſung geſchrieben; ihr, der er noch als Mann, ſchon lange von ihr getrennt, ein herrliches Denkmahl ſeiner Liebe und ſeiner dichteriſchen Talente widmete.

Unter den frühern Werken mache ich den Anfang mit der Teſeide und dem Filoſtrato, und erinnere hier ein für allemahl, daß für die Zeitfolge der Werke unſres Dichters ſich hiſtoriſche Zeugniſſe und beſtimmte Angaben in ihnen ſelbſt, oder doch ſolche gegenſeitige Beziehungen, die das Früher oder Später völlig entſcheiden, genugſam finden; und wenn ja bei einem oder dem andern Werke, um die Stelle desſelben zu beſtimmen, der Styl mit in Betracht gezogen werden muß, ſo iſt dieſer in den Jugendverſuchen und den ſpätern Werken ſo auffallend und deutlich verſchieden, daß wenigſtens kein Zweifel entſtehen kann, zu welcher von beiden Perioden es zu rechnen ſei.

In dem Filoſtrato, einem romantiſch-epiſchen Gedicht in Stanzen, wird die ſittſame Liebesgeſchichte des guten Troilus und der tugendhaften Creſſida erzählt, nebſt der hülfreichen Freundſchaft des edeln Pandarus, nach welchem Helden beim Shakeſpeare der, welcher ſeine gefälligen Dienſte hergiebt, um die Geliebten zuſammen zu bringen, ein Pandarus genannt wird, ſo daß der Nahme des guten Trojaners faſt zum Begriff geworden iſt. Shakeſpeare hat in dem bekannten Drama des gleichen Inhalts dieſen, wie ſich denken läßt, vielfach ausgebildet; dennoch iſt der Charakter der Fabel beim Boccaz ſchon ganz derſelbe, wenigſtens für den erſten Theil. Es iſt dieſer Charakter eine gewiſſe zierliche Albernheit und eine leiſe, aber ſehr durchgeführte Ironie. Es geſchieht eben nichts, und es iſt doch eine Geſchichte; es werden Anſtalten genug gemacht, aber es rückt nichts von der Stelle; es werden lange Reden gehalten, voll Edelmuth und in zierlicher Sprache, aber es iſt eben nichts darin geſagt. Und dennoch unterhält uns das närriſche Weſen, ja eben dieſe ironiſche Unbedeutendheit macht

den eigentlichen Reiz davon, wie die innere Schalkheit bei dem sittsamen Ton der bis zum Pomphaften edelmüthigen Reden. Durch das Gebildete der italienischen Sprache und dieser Form begünstigt, tritt sogar dieses zierlich Grotteske mehr heraus beim Boccaz; aber das seltsam Fantastische der raschen tragischen Katastrophe wird freilich erst im Shakespeare deutlich verstanden, und erscheint im Boccaz ohne rechten Sinn.

Die Sprache ist leicht wie der Versbau, nicht sehr künstlich, aber klar im Periodenbau, äußerst fließend und sehr behaglich zu lesen. Man darf wohl nicht eben ein Italiener sein, um ganz bestimmt zu fühlen, wie ungleich künstlicher nicht nur die Stanze des Tasso sei, sondern auch die des Arioste, selbst da, wo er am nachlässigsten scheint. Aber sollte die unübertreffliche Anmuth und Leichtigkeit des einen, und das classische Streben des andern den ganzen Charakter dieser Versart erschöpft haben? Sollte es nicht Fälle geben können, wo der Dichter, der die höchste Bildung derselben ganz in der Gewalt hätte, dennoch absichtlich zu der naiven Nachlässigkeit der ersten Versuche zurückkehrte, um das Innere des Ganzen auch in dieser Aeußerlichkeit auszudrücken und nachzubilden, etwa in einem Spiele der Parodie? — Wer das ergetzliche Werkchen zur guten Stunde gelesen hat, wird es gewiß auch von dieser Seite nicht anders wünschen können. Und man kann hier dem Verse sogar noch unabhängig von seiner Bestimmung für das Werk, ein Verdienst für die Ausbildung der Art zuschreiben; denn es darf wohl angenommen und mit Gewißheit vorausgesetzt werden, daß Bojardo für die Schönheiten der Stanze, die er beim Pulci nicht fand, und wodurch er sich schon dem Ariost nähert, vorzüglich aus dem Boccaz viel gelernt habe; so daß dieser also wenigstens der erste Meister der Stanze bleibt, für deren Erfinder, wozu man ihn hat machen wollen, er nur unter bedeutenden Einschränkungen gelten kann. Es ist dieses nähmlich von Italien zu verstehen, da es ja ältere provenzalische Stanzen gab; aber auch für Italien kann man es wohl nur auf die Vorzüglichkeit und entschiedne Wirkung seines Versuches vor allen andern gleichzeitigen beziehen, ohne daß dadurch diese ganz ausgeschlossen oder auf Jahr und Tag bestimmt würde, wer chronologisch genau der Erste sei.

Es darf alſo unſerm Dichter die Kunſt der Verſe nicht ganz abgeſprochen werden; wollte man es mit dieſer einmahl ſo ſtreng nehmen, daß die ſeinigen für nichts gelten könnten, ſo würde man leicht auf das Reſultat kommen, daß es in gereimten Sylbenmaaßen überall bis auf die jetzige Zeit nur Einen Verskünſtler gegeben hat, den Petrarca. Zwar einzelne Gedichte im Cervantes ſind mit eben ſo kunſtreicher Abſichtlichkeit conſtruirt und gebildet, aber nur einzelne. Die hoch geprieſne Verskunſt des Taſſo oder wenigſtens doch des Arioſto, dürfte nach dieſem Maaßſtabe noch gar den Nahmen der Kunſt nicht verdienen, und ſich auf eine bloße Meiſterſchaft im Mechaniſchen beſchränken. Dann müßten wir annehmen, die Stanze ſei noch gar nicht vollendet, und dann fehlte es auch an einem Maaßſtab zur genauen Würdigung für das Verdienſt des Boccaz um ſie; unterdeſſen aber bleibt das der erſten Ausbildung gewiß ein ſehr großes.

Wenn es bei einer zierlichen Behandlung ein arriges und ſinnreiches Spiel der Fantaſie ſein kann, moderne Anſichten und Sitten in einer gereimten Form der neuern Kunſt und mit geſellſchaftlichem Scherz verwebt, in das heroiſche Alterthum zu verſetzen, und an die ehrwürdigen Nahmen der Helden anzudichten, ſo dürften doch die Fabeln, wo das Weſentliche der Geſchichte ſelbſt erfunden, und zwar modern erfunden iſt, d. h. in einem modernen Geiſt und Sinn, obwohl im alten Sittencoſtüm, hiezu bei weitem am meiſten, ja faſt ausſchließend günſtig ſein. Hier liegt die Parodie ſchon im Ganzen, ſo daß ſie im Einzelnen ſehr ausgeſpart werden kann, wodurch der Dichter von ſelbſt auf das Zierliche geleitet und behütet wird, nicht in das eigentliche Traveſtiren zu fallen.

Alles dieſes läßt ſehr viel Gutes von der Teſeide vermuthen, gleichfalls einem epiſch-romantiſchen Gedichte in Stanzen, worin die Geſchichte zweier Thebaner, des Palemon und Arcitas zu den Zeiten des Theſeus, und ihre Liebeshändel mit deſſen Schweſter Emilia erzählt ſind. Ich habe davon nur einen, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gemachten, ſchlechten Auszug in Proſa von Granucci geſehen. In dergleichen Auszügen iſt der Charakter einer Fabel faſt nie mit einiger Zuverläſſigkeit zu erkennen. Et-

was beſſer ſchon zeigt er ſich in der Behandlung des Chaucer. Dieſer ſcheint es beſonders auf eine redliche, ſtillſchweigende, aber deutliche Ironie angelegt zu haben, über die naive Art, mit welcher die Heldin am Schluß, da der eine Ritter ſtirbt, nachdem ſie denſelben gebührend beweint hat, ſogleich den andern nimmt. Ueberhaupt iſt treuherzige Einfalt wie mich dünkt, und zwar eine faſt unglaubliche Einfalt der Charakter dieſer Fabel; es ſind manche ſimple Geſchichten aus jener guten alten Zeit auf uns gekommen, aber ſo gar ſchlicht, wie dieſe, wird man nicht leicht eine finden. Uebrigens ſind Gang und Umſtände beim Chaucer wie beim Granucci; nur werden bei dem letztern in der Kürze noch viele Perſonen erwähnt, theils altmythiſche, theils neu erfundene, die beim Chaucer gar nicht mehr vorkommen; zum Beweis von der reichen Entfaltung in der Teſeide des Boccaz. Auch erwähnt Granucci unter dem, was er in ſeiner Thorheit wegſchneiden zu müſſen geglaubt, viele dichteriſche Fictionen und aus dem Statius entlehnte thebaniſche Geſchichten. Ein Umſtand, der eine merkliche Verſchiedenheit der Teſeide von dem Filoſtrato andeutet, mit dem man ſie nach allem Uebrigen ſehr gleichartig vermuthen könnte. Es muß dieſes Werk noch lange nach dem Autor ſehr hoch geſchätzt worden ſein, da es wie der Paſtor fido des Guarini und die Geſchichte von Florio und Biancafiore, ins Griechiſche überſetzt worden iſt. Boccaz ſelbſt bezieht ſich auf dieſes Werk im Decamerone, indem von Dioneo und Fiammetta in einer der Zwiſchenſtellen geſagt wird, daß ſie die Geſchichte des Palemon und Arcitas beſungen.

Der Filopono, ein Roman von großem Umfang, ganz in Proſa, Bearbeitung einer der beliebteſten Geſchichten des Mittelalters, die in's Spaniſche und auch in's Deutſche übertragen worden iſt, kann jetzt am ſchicklichſten folgen. Schon wenn man den Ameto lieſet, von dem gleich mehr die Rede ſein wird, ſollte man glauben, das ſei das erſte Werk des Dichters in Proſa, ſo ſehr hat dieſe in demſelben das Gewaltſame, Schwerfällige, Unſichere und Uebertriebene eines erſten Verſuchs an ſich. Aber durch Vergleichung der allegoriſchen Epiſoden im Filopono mit den individuellen Beziehungen des Ameto wird es klar, daß dieſer ſpäter

ſei. Einen ähnlichen Charakter hat die Proſa auch im Filopono, und nicht bloß dieſe, ſondern auch die eingeflochtenen Reden und die ganze Behandlungsart des Vortrags, iſt mit großer Kraft und Anſtrengung den römiſchen Claſſikern nachgebildet, etwa einem Livius. Es contraſtirt das freilich oft ſeltſam genug mit der kindlichen Einfalt des romantiſchen Mährchens. Aber auch in einer andern Rückſicht zeigt ſich hier eine Neigung, widerſtrebende Dinge zu vereinigen. So verſucht der Dichter im Anfange des Werks, eben ſo wie im Ameto, die katholiſchen Begriffe und Anſichten in der Sprache und den Sinnbildern der alten Mythologie auszudrücken. Juno iſt ihm Maria, Pluto der Satan u. ſ. w. Da er nun aber in dem mehrere Jahre ſpäter geſchriebenen Schluß des Romans auf den Punkt kommt, wo Florio nach der Geſchichte ein Chriſt wird, läßt er ihn die heidniſchen und nahmentlich die griechiſchen Götter feierlich abſchwören. Ueberhaupt iſt das Ganze nur als ein Verſuch und bloßes Streben zu betrachten, nicht als gelungenes Werk. Man könnte es kurz charakteriſiren: es ſei ein Verſuch, den Roman und die Proſa zu der Hoheit des heroiſchen Gedichts zu erheben. Ein würdiges Ziel, auf dem Wege, zu welchem der Dichter, ſo viel ich weiß, keinen Gefährten gefunden hat, als den einzigen freilich größer gedachten und glücklicher vollendeten Perſiles von Cervantes. So betrachte ich dieſes Buch. Gewiß iſt, daß die urſprüngliche Fabel darin ſehr entſtellt, ja ich darf wohl ſagen, entſchieden verdorben ſei.

Dieſe urſprüngliche Fabel von Florio und Blancheflure iſt noch vorhanden, in der deutſchen Bearbeitung; von einem, der in einem andern Gedichte „Herr Flecke, der gute Konrad“ genannt wird, nach dem Franzöſiſchen des Robert von Orleans.*) Die Geſchichte iſt etwa folgende: Zwei ſchöne Kinder, an einem Tage geboren, zuſammen in aller Artigkeit und Poeſie unterrichtet, lieben ſich ſchon als Kinder, ohne doch zu wiſſen, wie

*) Sie ſtand zuerſt im zweiten Bande der Myllerſchen Sammlung, und manche belehrende Notizen darüber finden ſich in Eſchenburgs Denkmählern altdeutſcher Dichtkunſt. Seitdem iſt auch eine neue poetiſche Bearbeitung dieſer romantiſchen Dichtung erſchienen.

ihnen geſchieht, und hangen mit jugendlicher Innigkeit und ſchuldloſer Herzlichkeit an einander. Der alte König, der das nicht dulden kann, ſchickt den Sohn nach Mantua, und da auch das nicht helfen will, verkauft er die Geliebte an Fremde, welche ſie über das Meer zum Sultan von Babylonien bringen, wo ſie natürlicherweiſe als eine der ſeltenſten Schönheiten in einem gewaltigen Thurm von einem grauſamen Wärter ſehr wohl verwahrt wird. Florio kehrt freilich nun zu ſpät zurück, wo ihm geſagt wird, ſie ſei geſtorben; worüber er ſich an dem zur Beſtätigung dieſes Betrugs vom alten König errichteten prächtigen Grabmahle ſehr klagend geberdet, endlich aber doch von ſeiner Mutter die Wahrheit erfährt, ſchnell der Geliebten nachreiſt*), glücklicherweiſe ſeine Blancheflure ſehr bald findet, zu ihr gelangt und verborgen bei ihr lebt, im Genuß aller Liebesfreuden, welche die Sittſamkeit erlaubt. Wie Blancheflure einſt in ſeinen Armen einſchläft, werden ſie gefunden, grauſam gefeſſelt und zum Richtplatz geführt. Der Sultan aber läßt ſich endlich durch ihre alles übertreffende Liebe im Wettſtreit der Großmuth erweichen und ſchenkt ihnen das Leben, ja er wird ſogar ihr Freund und richtet ihnen eine prächtige Hochzeit aus, wo dann unvermuthet Boten erſcheinen, welche den Florio eilends in ſeine Heimath zurückrufen, um den Thron des verſtorbenen Königs zu beſteigen. Den Beſchluß macht, wie er dann ein Chriſt geworden, immer glücklich mit ſeiner Blancheflure gelebt, im fünfunddreißigſten Jahre

*) Beim Boccaz nimmt er in Beziehung auf die Mühſeligkeiten, denen er ſich ſo willig unterzieht, und die als übereinſtimmend mit ſeinem innern Gefühl ihm ſogar willkommen ſind, den Nahmen Filopono an, nachdem das Buch genannt iſt. Da die Stelle, in welcher dieß geſagt wird, ſich ſchwerlich für unächt erklären läßt, ſo iſt dadurch der Streit über den Nahmen des Buchs entſchieden. Gegen die Erklärungsart, welche Filocolo, wie das Buch wohl auch genannt wurde, für verdorben oder durch Mißverſtand aus Filocalo, von καλος gebildet hält, ſtreitet noch der Umſtand, daß ſchon ein allegoriſcher von dem Griechiſchen καλος abgeleiteter Nahme in Filopono vorkömmt, nämlich Caleone. So heißt nähmlich in den frühern Gedichten des Autors, Fiammetta's Geliebter, in den ſpätern Pamphilo.

unter andern eine Tochter Nahmens Bertha gezeugt, die nachher mit Pipin die Mutter Karl des Großen geworden, des beſten Königs aller Zeiten; und wie endlich beide in einem Alter von hundert Jahren an einem Tage in ihr Grab gelegt ſeien. Dazu kommen ſo manche artige Züge im einzelnen, wie Florio in einen Korb voll Roſen verſteckt in das Serail getragen, wie der grauſame Thurmwärter durch ſeine Neigung zum Schachſpiel ſchlauer Weiſe zahm gemacht und gewonnen wird, und dergleichen mehr. Das alles zuſammen bildet eine recht herzliche und ſchuldloſe Rittergeſchichte von rührender Einfalt und Schönheit, die nur mit ſtiller Lieblichkeit erzählt werden darf, ohne ſie putzen und ſchmücken zu wollen. Wie grell ſticht nun dagegen jener claſſiſche Styl des Boccaz ab, dieſe Menge von hinzugedichteten Perſonen und Begebenheiten, die daher entſtehende Weitläuftigkeit, und endlich die Menge von allegoriſchen Epiſoden!

Die weitläuftigſte unter dieſen iſt jedoch an ſich ſehr vorzüglich und noch dadurch intereſſant, daß man den Decamerone hier gleichſam im Keime ſieht. Es iſt eine Geſellſchaft, die ſich nach altromantiſcher Sitte mit ſpitzfindigen Unterſuchungen über die Liebe, Questions d'amour beſchäftigt, wo Frage und Antwort meiſtens an eine ſinnreiche Novelle geknüpft iſt. Man trifft auch hier, wie ſich denken läßt, die Fiammetta wieder. Beſchreibungen weiblicher Geſtalt und Kleidung ſind beim Boccaz faſt immer überaus ſchön. Dießmahl verherrlicht er beſonders das Feuer ihrer leuchtenden Augen, und den Eindruck, den dieſe auf ihn gemacht.

Ob ein Werk gelungen ſei oder nicht, davon hat der Dichter, wenn es mißlungen iſt, nicht immer ein ſichres Gefühl, und es kann treffen, daß er gerade, wenn es entſchieden mißlungen iſt, dieſes gar nicht gewahr wird. Aber ſeines innern Kunſtſtrebens, der Größe ſeines Ziels, wird er ſich dennoch ganz beſtimmt und klar bewußt ſein können, und darnach dann den Werth deſſen, was er hervorgebracht, richtig eigentlich aber nach einer unrichtigen Vorausſetzung würdigen. So läßt ſich die Tradition verſtehen und glaubwürdig finden, daß Boccaz ſelbſt auf den Filopono einen ſehr hohen Werth gelegt und ihn dem Decamerone vorgezogen habe. Arbeit iſt unſtreitig mehr in jenem als in dieſem.

Was ſich im Filopono nur noch als Epiſode ankündigt, das iſt im Ameto Inhalt des Ganzen. Es iſt ein durchaus allegoriſcher Roman, worin im allgemeinen und gewöhnlichen Coſtüm ſolcher paſtoralen Darſtellungen erzählt wird, wie ein roher Hirt durch die Liebe veredelt und gebildet ſei. Das Wie dieſer Bildung iſt aber eben nicht weiter ausgebildet. Den größten Raum des Buchs nehmen ſieben Frauen ein, deren Kleidung und Geſtalt ausführlich beſchrieben wird, und deren jede ihre Herkunft, ihre Schickſale und beſonders die Geſchichte ihrer erſten Liebe erzählt und die Erzählung jedesmal mit einer Hymne in Terzinen an eine Göttin des Alterthums beſchließt. Ameto iſt dabei nur Zuſchauer und Zuhörer; das Buch beginnt und endigt mit allgemeinen Betrachtungen über die Liebe, und Zuſammenhang oder Geſchichte iſt eben weiter nicht darin zu ſuchen. In der Geſchichte der Frauen aber, fühlt man die individuelle Wahrheit, und es braucht nicht erſt errathen zu werden, daß Freundinnen des Dichters gemeint ſind; dennoch löſen ſich alle ſieben ſchließlich in Allegorie auf und bedeuten die vier weltlichen und die drei geiſtlichen Tugenden. Die Geſchichten ſind ſämmtlich im Coſtüm der Mythologie erzählt, ja auch katholiſche Dinge und Begriffe werden in dieſe mythiſche Sprache überſetzt, wie im Anfange des Filopono. Es wird ein großes Gewicht gelegt auf die Abkunft jener Frauen, und die der Einzelnen wird immer wo möglich an die der Nationen geknüpft, und überhaupt iſt die Erzählungsart und Sprache wie nach dem Styl der Alten in der würdigſten Hiſtorie. Die eingemiſchten Verſe ſind nicht eben der glänzendſte Theil des Ganzen, von deſſen Seltſamkeit man ſich nach dieſen Zügen ſchon einigen Begriff wird machen können. Der Periodenbau in dieſen Verſen iſt verworren, ſie haben nicht die naive Anmuth ſeiner Stanzen und Canzonetten, und ungeachtet ſie nur Gegenſtände des claſſiſchen Alterthums in den Sitten und dem Bilderkreiſe desſelben behandeln, ſo ſind ſie doch auch weit entfernt von claſſiſcher Kraft und Würde; ja ſie haben überhaupt keinen recht beſtimmt aufgefaßten und deutlichen Charakter. Dagegen iſt in der Proſa vieles zu loben und einiges unvergleichlich ſchön. Die Geſchichten dürfen oft im Styl die Vergleichung mit dem Vortrefflichſten im Decamerone nicht ſcheuen.

Unter den in dieſen Geſchichten charakteriſirten Liebhabern iſt die Figur des Dioneo, der jedem Leſer des Decamerone unvergeßlich iſt, ſchon mit beſonderer Liebe und Keckheit gezeichnet. Aber worin ſich Boccaz ſelbſt übertroffen hat, das iſt die Beſchreibung von der Geſtalt und der dem allegoriſchen Sinn gemäßen Kleidung der ſieben Frauen. So kunſtreiche, und mahleriſch vortrefflich gedachte Kleiderbeſchreibungen wird man, den Cervantes ausgenommen, nicht leicht bei noch einem romantiſchen Dichter finden.

Es läßt ſich denken, daß Fiammetta in dieſer Auswahl edler und ſchöner Frauen nicht fehle. Sie bedeutet die Hoffnung, und erſcheint mit Pfeil und Schleier im grünen Gewande, die Locken mit einem Schmuck von Gold und Perlen geziert, umwunden von einem Kranz rother und weißer Roſen. Sie erzählt die Kühnheit, durch welche ihr Geliebter ihre Gunſt gewonnen hatte; wie er ſie, die an Stand und Geburt weit über ihn erhaben war, oft geſehen und geſprochen habe, aber nie allein und ſo, daß er ihr ſeine Liebe entdecken können; bis er einſtmals in der Abweſenheit des Gemahls Mittel gefunden, ſich in ihrem Schlafgemach zu verbergen, bloß [illegible] ſeiner Kühnheit und ſeinem Dolch begleitet; wie er ſich ihr entdeckt, ſeine Liebe geſchildert, die Entſtehung derſelben erzählt, und wie er feſt entſchloſſen ſei, ſich zu tödten, wenn ſie ihn nicht erhöre. Was beide ſagen, Fiammetta's Ueberraſchung und heimliche Neigung, ſein Ernſt, ſeine hinreißenden Bitten, das alles iſt mit der lebendigſten, glühendſten Wahrheit und Beredſamkeit dargeſtellt, und man findet es leicht begreiflich, daß das Feuer der ſeinigen alle ihre Gegengründe beſiegt hatte. Boccaz hat dieſe Begebenheit noch einmahl ausführlich darzuſtellen Gelegenheit genommen, und er thut es mit etwas veränderten Umſtänden. Mehreremahle noch bezieht er ſich darauf und immer mit ſichtbarer Liebe.

Der Ameto iſt nach einer Jahrszahl in der Geſchichte der Emilia, ſpäter als 1340 geſchrieben, dürfte alſo unter die ſpäteſten Jugendverſuche des Dichters zu ſetzen ſein. Durch ihre Stellung im Ganzen iſt Lya unter den ſieben die Hauptperſon; ſie iſt ſchon aus dem Dante als Sinnbild der Beſchaulichkeit bekannt, und bedeutet hier den Glauben.

Ueberhaupt wirkte das Vorbild des Dante ſo mächtig auf ſeinen Geiſt, daß es auch ihn, wie den Petrarca, aus ſeiner eigentlichen Sphäre einmahl heraus ziehen mochte. Als die unglückliche Frucht dieſer Einwirkung von der Uebermacht fremder Geiſtesgröße, haben wir die Liebes-Viſion, **Amorosa Visione** zu betrachten, ein Gedicht in Terzinen, das Ganze eine einfache Allegorie von Glück und Liebe u. ſ. w., worin faſt alle die berühmteſten erotiſchen Dichtungen des Alterthums verwebt ſind; aber ſie ſind nicht neu geworden in dieſer veränderten Behandlung, welche die ungünſtigſten Urtheile von der Poeſie des Autors zu rechtfertigen ſcheinen könnte. Wenn uns ſchon die Trionſi des Petrarca keine gelungene Nachbildung ſcheinen, was ſollen wir erſt von dieſer Viſion ſagen, die ſo tief unter jenen ſteht? Es iſt das einzige Werk von ihm, welches mich Ueberwindung gekoſtet hat, zu Ende zu leſen. Uebrigens kommen alle die allegoriſchen Perſonen des Ameto auch hier vor und zwar als ſchon bekannte. Noch einer ſonderbaren Spielerei muß ich erwähnen; die erſten Buchſtaben jeder Terzine durch das ganze Gedicht bilden eine Art von Vorrede für dasſelbe, die aus zwei Sonetten an Fiammetta und aus einer Canzonette an die Leſer beſteht.

Unter die Producte der männlichen Reife iſt, dem innern Charakter und auch der Zeit nach, vor allen der Decamerone zu ſtellen, den ich als bekannt vorausſetze; denn die erſte Maſſe desſelben erſchien **1353**, alſo da Boccaz vierzig Jahre alt war. Auf dieſen aber iſt der ganzen Art und Behandlungsweiſe nach auch der Urbano zu beziehen; ein Roman, wo ſich mancherlei Unglücksfälle nach langer Erwartung endlich mit Wiedererkennung und dergleichen in allgemeines Glück auflöſen. Die Behandlung iſt durchaus dieſelbe, wie in den größern, ernſthaften Novellen im Decamerone, nur noch etwas ausführlicher, wodurch der Urbano beim Vergleich eher gewinnen als verlieren würde. Hat nun der Dichter, ehe er Novellen in Maſſe behandelte, es mit einer einzelnen verſucht, oder nachher, in der Abſicht ſie mehr zu entfalten? Dann würde aber dieſe Abſicht mehr bemerklich und die Verſchiedenheit größer ſein; ich vermuthe daher das erſte. Für einen Verſuch hingegen, eine einzelne Novelle, als ein für ſich beſtehendes Werk und

ganz anders, wie es dort geſchehen war, in dichteriſcher Form und in dem geliebten altmythiſchen Bilder-Kreiſe und Coſtüm zu behandeln, möchte ich das Ninfale Fieſolano halten; um ſo mehr, da der darin erzählten Geſchichte von Africo und Menſola nach Mann, eine wahre zum Grunde liegen ſoll. Ein ſehr gefälliges Gedicht, lebendig und kräftig; als verſificirte Novelle, als epiſch-romantiſches Gedicht von ſo kleinem Umfang, das einzige in ſeiner Art. Alſo auch Boccaz beſtätigt durch ſein Beiſpiel, was Cervantes und Shakeſpeare zur Genüge bewieſen haben, daß die Novelle auch einzeln und für ſich beſtehend muß intereſſiren können, daß es nicht gerade nothwendig iſt, eine ganze Flora derſelben in ein romantiſches Gaſtmahl und Sympoſium einzufaſſen, wie es im Decamerone ſo vortrefflich geſchehen iſt, daß es zu ausſchließend allgemeine Regel ſcheinen könnte, und bleibendes Vorbild für alle Nachfolger. Die Stanze hat hier noch die alte naive Anmuth, aber mit der Sprache zugleich mehr Schwung. Man könnte Stellenweiſe eine Aehnlichkeit finden mit der dichteriſchen Manier des Poliziano in den berühmten Stanzen, aus denen Arioſt für ſeine Verskunſt ſo vieles gelernt hat; deren Styl aber doch in ſeinem geflügelten Schwung und alterthümlicher Kraft ohne Nachfolge in der italieniſchen Poeſie geblieben iſt.

Aus derſelben Zeit ungefähr, wie der Decamerone, iſt einer Zeitbeſtimmung in dem Werke ſelbſt zu Folge, das Labyrinth der Liebe oder die Geißel; in ältern Zeiten ſehr geleſen, und in viele Sprachen überſetzt. Der Styl iſt vortrefflich und die Erfindung witzig; ſeine Beliebtheit verdankt das Werk aber vielleicht zum Theil mit dem Umſtande, daß es ſich als eigentliche Satire gegen das weibliche Geſchlecht überhaupt ſo beſtimmt rubriciren ließ. Unter dieſer Rubrik finde ich es als ein äußerſt berühmtes Buch unter andern in einem alten Gedichte im ſpaniſchen Cancionero angeführt. Boccaz erzählt in eigener Perſon, wie er vor Liebe, da er mit Spott verſchmäht ward, ſehr unglücklich geweſen ſei, ſo daß er ſich habe umbringen wollen. Sein innrer Kampf, ſeine Selbſtgeſpräche werden ausführlich dargeſtellt, und wie er ſich endlich ſo weit beruhigt, daß er ſich entſchließt, wieder unter

Menſchen zu gehen und einige geſellſchaftliche Freuden ſich gefallen zu laſſen. Dieß beſänftigt ihn ſchon, und da er nun ruhiger einſchlummert, hat er eine Viſion, wie man ſie ſich leicht denken kann, worauf eben der Titel Labyrinth des Amor deutet. Da begegnet er einem alten Manne, dieſer iſt aber keine mythiſche Geſtalt, ſondern der verſtorbene Ehegemahl der übermüthigen Dame in eigner Perſon. Der Alte hat eben keine idealiſche Anſicht der Frauen, ſondern macht ihm eine ſolche, mit der pünktlichſten Genauigkeit ausgeführte, und ausführliche Beſchreibung von allen den geiſtigen und körperlichen Gebrechen, ohne eines zu übergehen, mit denen dieſe Frau behaftet war, daß der Liebhaber dadurch ganz vollkommen wieder zur Vernunft gebracht wird. Allgemeine Ausfälle gegen das Geſchlecht gehörten hier mit zur nothwendigen Rhetorik des Buchs; doch ſcheint es, hatte perſönliche Rache, deren Boccaz in ſolchen Verhältniſſen ſehr fähig war, den größten Antheil an der Entſtehung desſelben.

Das Leben des Dante vom Boccaz empfiehlt ſich außer den intereſſanten Nachrichten über jenen großen Dichter durch eine männliche Beredſamkeit. Nicht als Biographie oder Charakteriſtik iſt dieſes Werk zu beurtheilen, ſondern als Apologie, als Rede an die Florentiner; und daß es als ſolche ſeine Wirkung gethan, wird am beſten dadurch bewieſen, daß Boccaz nachher von der Republik angeſtellt wurde, um Vorleſungen über das göttliche Werk des großen Dichters zu halten.

Merkwürdig iſt auch die allgemeine Anſicht der Poeſie in dieſer Schrift. Er hält ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, nennt ſie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verſtändlicher und lieblicher ſei, als die eigentlich ſogenannte. Zwar hat der Begriff der Allegorie nicht immer den hohen Sinn bei ihm, den man vermuthen ſollte, da er die Alten ſo weit doch ſchon kannte, und da er den Dante vor ſich hatte; ſondern er belegt auch wohl mit dieſem Nahmen den ſinnbildlichen Vortrag bloß moraliſcher Lehren. Dennoch bildet und begründet dieſer alte Begriff von der Poeſie, wie Boccaz ihn aufgefaßt hatte, eine tief eingreifende, fruchtbare Anſicht, unendlich reeller

als die hohlen Begriffe, die uns von den verbildeten und im Geiſte ſchaal gewordnen Ausländern gekommen und von der ſogenannten kritiſchen Philoſophie zu einer Wiſſenſchaft, genannt Aeſthetik, geſtämpelt worden ſind; ich meine die ganz leeren Begriffe von Darſtellung, wo noch gar kein Begriff von Natur vorhanden iſt, und von Schönheit, wo die Idee des Göttlichen durchaus nicht mehr damit in Verbindung geſetzt wird.

Dieſelbe Anſicht der Poeſie finden wir auch in dem lateiniſchen Werke über die alte Mythologie wieder; welches übrigens außer unſerm Kreiſe liegt, wie alles, was von Boccaz in der Geſchichte der Philologie und der Wiederherſtellung der alten Literatur zu erzählen wäre. Nur will ich erwähnen, daß für die Abfaſſung ſeiner lateiniſchen Schriften, die des Petrarca, für den er eine ſo gränzenloſe Verehrung äußert, und deſſen Beiſpiel nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein ſcheinen. Auch iſt es bemerkenswerth und auffallend, wie in allen ſeinen gelehrten Werken ſein Hauptſtreben darauf gerichtet war, die alte Mythologie wieder herzuſtellen und in neuem Lichte und Leben zu verkündigen. Denn eben dieſe Idee liegt auch ſeiner Poeſie zum Grunde; wie ſich dieſes Theils in mancher nicht vollkommen gelungenen Anwendung der alten Götterſymbole und Fabeln zeigt, noch mehr aber in dem Streben, welches er mit mehreren Dichtern jener ältern Schule theilte, kund giebt, auf dem Wege der Allegorie aus dem romantiſchen Stoff ſeiner Zeit, eine neue und eigene Art von Mythologie hervor zu geſtalten. Ein Streben, an welchem viele der größten Dichtertalente in der neuern Poeſie geſcheitert ſind.

Noch habe ich von der Fiammetta zu reden, dem wunderſchönen Denkmahl, welches Boccaz, wie ich oben ſagte, auf dem Gipfel ſeiner geiſtigen Kraft und ſeines dichteriſchen Styls der Geliebten zur bleibenden Verherrlichung ſchrieb. Es iſt eine in mehrere Bücher abgetheilte, ſoll ich ſagen Rede oder Erzählung, worin Fiammetta ſelber ſpricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben ſchildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerſtört worden. Dieß iſt jedoch nur der Anfang, den größten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über dieſe Trennung ein, ihr

Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es ſie lockt, dargeſtellt iſt; wie ſie von Eiferſucht zerriſſen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie dieſe immer höher ſteigt, und endlich nah dem Ziele ſie dennoch täuſcht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da ſie nie wieder von dem Geliebten hört, bis ſie ſich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergiebt. Es iſt ſo gut wie keine äußre Geſchichte, auch keine Charakteriſtik und überhaupt wenig oder nichts Perſönliches darin; alles iſt groß genommen und in einem allgemeinen Sinn, es iſt nur Liebe, nichts als Liebe. Das Ganze iſt durchdrungen von Sehnſucht, von Klage und von tiefer verborgener Gluth. Verſchmäht iſt auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entſtehen kann, als unter der Hoheit dieſer Elegie, die würdig wäre, zwiſchen den beſten des Alterthums und den Geſängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen.

Da ich nicht vorausſetzen darf, daß jeder, der ein Urtheil zu haben glaubt, über das hohe Schöne in der einfachen Compoſition eines ſeinem Inhalte nach ſo äußerſt ſubjectiven Werks mit mir übereinſtimmen könne; ſo will ich von dem reden, worin jeder, der es mit einigem Verſtande lieſet, es ſogleich als das höchſte und erſte ſeines Urhebers anerkennen muß, von dem Styl nähmlich. Er geht in einem Tone durch das ganze Buch fort, und auch der Reiz iſt verſchmäht, der aus dem Wechſel des Tons und der Farbe in der Sprache entſteht; und wenn Cervantes durch die Bildſamkeit ſeiner Proſa, durch den reichen Gebrauch, den er von jenem Wechſel, da ihm jeder Ton und jede Farbe zu Gebote iſt, zu machen verſteht, bei der Größe des Styls, zu der er ſich, ſo oft es ihm gefällt, erheben kann, uns mehr bezaubert, als Boccaz gewöhnlich, etwa im Decamerone, es vermag: ſo darf ich doch ohne Uebertreibung ſagen, daß ſich im Cervantes, dem größten, ja vielleicht außer Boccaz dem einzigen Künſtler der Proſa unter den romantiſchen Schriftſtellern, keine Maſſe derſelben von dieſer gleichartigen hohen Schönheit und innern Durchbildung und Ausbildung finde; und ohne Uebertreibung, daß das Vortrefflichſte und Größte, was der Decamerone aufzuweiſen hat, nur

als Annäherung oder Nachhall erſcheinen kann gegen dieſe Würde und Schönheit. Wenn das Vortrefflichſte und Höchſte in der neuern Poeſie nicht ſo oft verkannt und vergeſſen wäre; ſo würde es von dieſem Gebilde der einfachſten aber der höchſten Dichtkunſt nicht eines literariſchen Berichtes bedürfen.

Nur Jahre lang nach dem Ameto konnte Boccaz dieſe Höhe der Bildung im Styl erreichen. Aber übrigens ſtreitet nichts dagegen, daß das Werk ſogar noch vor dem Decamerone gedichtet ſein kann, und keine äußere Notiz kommt uns bei dieſer Beſtimmung zu Hülfe. Aber man mag es nun in der Zeitordnung vor oder nach dem Decamerone ſetzen; gewiß iſt es, daß nach dieſem Werke nur, worin alles eigen und ganz ſein iſt, beurtheilt werden darf, was er als Dichter war und was er im Styl vermochte.

Von dem Decamerone eine Beſchreibung zu geben, würde überflüſſig ſein. Die Einfaſſung des Werks muß denen, die bisher nur dieſes allein vom Boccaz kannten, nach dem, was ich von ſeinen übrigen berichtet habe, ſchon ungleich verſtändlicher ſein, da wir die allmählige Entſtehung dieſer eigenthümlichen Lieblingsform des Boccaz, eine gründlich genaue, faſt geometriſch geordnete Darſtellung ſeines geſelligen Kreiſes mit einem Kranz von lieblichen Geſchichten zu durchflechten, in mehreren Stufen nachweiſen konnten. Die Charakteriſtik der Novellen müßte in's Einzelne gehen, da ja jede Novelle ihren ſpecifiſch verſchiedenen Charakter, und ihr eignes Gepräge hat; da auch viele von bedeutenden Meiſtern umgebildet ſind, müßte die Nachbildung mit der Behandlung des Boccaz verglichen werden, und dieſe mit ihren Quellen, die wir ſehr oft nicht finden oder nicht haben können. Jede poetiſche Erneuerung oder künſtleriſche Veränderung einer Novelle, als bleibendes Thema der Dichtung für die mannigfachſten Variationen, enthält auch ſchon eine Charakteriſtik derſelben in ſich, wo denn aus der Behandlung ſelbſt leicht hervorgeht, ob ſie richtig oder unrichtig aufgefaßt worden. Fruchtbar wäre es für die Theorie, die Geſchichte einer einzigen Novelle von beſonderer Tiefe, die etwa recht viele Umbildungen erfahren hat, des Beiſpiels wegen, durch alle dieſe durchzuführen;

welches aber hier, wo unſre Abſicht auf einen einzelnen Meiſter beſchränkt iſt, nicht Statt finden kann. Weniger überflüßig dürfte es ſein, einige Worte zur Charakteriſtik der ganzen Gattung zu ſagen, wodurch es uns vielleicht gelingen wird, einen richtigeren Begriff derſelben zu begründen.

Ich wähle dazu einen Weg, der ſonderbar ſcheinen kann. Ich werde zuerſt ſuchen, das künſtleriſche Streben des Dichters, der mit Recht als der Erfinder dieſer Kunſtgattung und Stifter der Novelle betrachtet wird, in eine Idee zuſammenzufaſſen, ob dieſe etwa ein Licht über die tiefere Eigenheit der Gattung giebt.

Man kann den Charakter eines Dichters im Ganzen nie mit einiger Richtigkeit treffen, bevor man nicht den Kreis der Kunſtgeſchichte gefunden hat, welchem er angehört, das größere Ganze, von dem er ſelbſt nur ein Glied iſt. Man muß es mit ſolchen Conſtructionen, welche die einzige Grundlage jeder reellen Kunſtgeſchichte ſind, eben ſo lange verſuchen, bis man das Rechte endlich gefunden zu haben, ſich durch mancherlei Beſtätigungen verſichern kann. Hat man nur den Geiſt der Kunſt überhaupt, von der eine Geſchichte geſucht wird und fehlt es dabei nur nicht an Ernſt und zureichendem Studium, ſo wird man ſich über ſchlechten Erfolg in dem Verſuch, die Entſtehung des wirklich Gebildeten und die innere Organiſation dieſer Entſtehung und Bildung zu begreifen, nicht beklagen dürfen. Ich erinnere dieß nur, um die Art von Einſtimmung anzubeuten, die ich für das Folgende erwarten darf.

Wenn es einleuchtet, daß Dante als Seher und begeiſterter Prieſter der Natur und als erleuchteter Dichter der katholiſchen Wahrheit und Wiſſenſchaft weit aus der Sphäre der übrigen italieniſchen Poeſie herausgegangen ſei, ganz außer allem Vergleich mit den andern großen Dichtern dieſer Nation ſtehe und bleibe; ſo dürfen wir, wenn wir die Poeſie derſelben als ein Ganzes betrachten wollen; was ich hier nur als bekannt und angenommen vorausſetze, weil der Beweis, daß man ſie ſo betrachten müſſe, zu tief aushohlen und zu weitläuftig ausfallen dürfte; wir dürfen, ſage ich, in den Entwicklungsbegriff und die Bildungsgeſchichte der übrigen italieniſchen Poeſie jenen großen Dichter nicht eigentlich mit aufnehmen.

Aber auch Guarini iſt freier von Nationalität wie irgend ein anderer italieniſcher Dichter. Sein Kunſtſtreben geht weit ab von dem ihrigen; er geht zuerſt und zuletzt auf idealiſche Schönheit, auf eine antike Begeiſterung für dieſe, und auf die Fülle der Harmonie; nicht auf eine in der Tiefe oder Leichtigkeit unübertreffliche Darſtellung und kunſtreiche Vollendung in dieſer. Daher die claſſiſche Würde und Anmuth, die harmoniſche Bildung ſeiner Sprache und Form. Was man auch für das Gegentheil ſagen mag, er iſt ohne Vorgänger geweſen und ohne Nachfolger geblieben, ſteht einzig und allein da in der italieniſchen Poeſie. Die claſſiſche Schönheit der Dichterſprache im Taſſo hat einen andern Charakter und iſt ganz aufgelöst in das Element der romantiſchen Anmuth und Liebe. Selbſt die Nachbildung des Idylliſchen aus dem Alterthum nimmt bei ihm dieſen Ton an; das antike Streben iſt überhaupt nicht ſo vorwaltend in ihm, als im Guarini, und ſein ſchöner Styl iſt rein von aller Manier der National-Eigenthümlichkeit.

Nicht ſo iſt es mit dem Arioſto, Petrarca und Boccaz. Sie tragen alle in unverkennbaren Zügen das ſtärkſte Gepräge jenes entſchiedenen National-Charakters. Ihre Formen, ja ihre Manieren ſind einheimiſch geworden und geblieben in der italieniſchen Poeſie. Den größten Theil der Literatur derſelben füllt die zahlloſe Schaar der Nachfolger, die ſie gefunden haben, und von denen doch einige nicht unbedeutend ſind, wenn auch nicht ſo bedeutend wie die Vorgänger, die etwa Arioſt, ja auch Petrarca gehabt hat. In dieſen Vorgängern und den beſſern Nachfolgern iſt die künſtleriſche Tendenz mehr oder weniger dieſelbe wie bei dem Meiſter der Manier; nur die Stufe der Kunſt iſt verſchieden.

Meine Anſicht iſt alſo dieſe. Dante, ſo ſehr er Italiener iſt und ſich als ſolcher in manchen Manieren des Ausdrucks und des Charakters verräth, liegt durch den großen Umfang und den Tiefſinn der Erfindung ſeines Gedichts ganz außer den Gränzen ihrer National-Poeſie. Auch Guarini iſt eine Epiſode in ihr, deren Umkreis und Inhalt und eigenthümliche National-Schranken vorzüglich Petrarca, Boccaz und Arioſto bezeichnen. Im Styl der Sprache erſcheint Taſſo faſt vollendet, und nicht mehr national-eigenthümlich beſchränkt in ſeiner allgemein romantiſchen Schön-

heit; im Umfang und Gewicht des Inhalts aber, und in der Tiefe der Erfindung ſteht er nicht auf der gleichen Höhe.

Was in der Darſtellung des Petrarca künſtleriſch betrachtet, am ſtärkſten auffällt, iſt dieſer überraſchende, bewundernswürdige Grad von objectiver Kunſt und Vollendung bei einem ſo ganz ſubjectiven Inhalte. Wie die Schönheit auf der Harmonie von Form und Stoff, ſo ſcheint die Darſtellung, in welcher die größte Künſtlichkeit zu beſitzen und zu zeigen, ein gemeinſchaftliches Streben jener italieniſchen Meiſter war, auf dem Verhältniß des Objectiven und Subjectiven zu beruhen. Im Petrarca iſt dieſes bis zur vollkommnen Verſchmelzung vereinigt. Arioſto neigt ſich entſchieden auf die Seite der objectiven Klarheit. Die ſubjective Beſchaffenheit oder Beziehung faſt aller Werke des Boccaz fällt in die Augen. Nehmen wir nun an, daß dieſes an ſich nicht fehlerhaft, daß es vielmehr die eigentliche, alſo richtige Tendenz ſeiner Kunſt war, das Subjective mit tiefſter Wahrheit und Innigkeit rein ans Licht zu ſtellen, oder in klaren Sinnbildern heimlich anzudeuten, ſo wird es begreiflich, daß ſie gerade in der Fiammetta in ihrem höchſten Glanze erſcheint. Und wenn es uns gelingt, den Charakter der Novelle mit dieſem Begriff von der Tendenz des Künſtlers in Beziehung zu ſetzen; ſo würden wir einen Mittelpunkt und gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt für alle ſeine Werke gefunden haben, die man ganz richtig nur als Annäherungen und Vorbereitungen zur Fiammetta oder zur Novelle, oder als unwillkührliche Verbindungsverſuche und zwiſchen beiden ſchwankende und ſchwebende Mittelglieder betrachten würde.

Die Novelle nähmlich iſt ſehr geeignet, eine ſubjective Stimmung und Anſicht, und zwar die tiefſten und eigenthümlichſten derſelben indirect und gleichſam ſinnbildlich darzuſtellen. Ich könnte mich auf Beiſpiele berufen und könnte fragen: Warum ſind unter den Novellen des Cervantes, obgleich alle ſchön ſind, einige dennoch ſo entſchieden ſchöner? Durch welchen Zauber erregen ſie unſer Gemüth und ergreifen es mit wunderbarer Schönheit, als durch den, daß überall das Gefühl des Dichters, und zwar die innerſte Tiefe ſeiner eigenſten Eigenthümlichkeit ſichtbar unſichtbar durchſchimmert, oder weil er wie in dem Neugierigen, Anſichten

darin ausgedrückt hat, die eben ihrer Eigenthümlichkeit und Tiefe wegen, entweder gar nicht oder nur ſo ausgeſprochen werden konnten? Warum ſteht der Romeo von Shakeſpeare auf einer höhern Stufe, als andre dramatiſirte Novellen desſelben Dichters, als weil er in jugendliche Begeiſterung ergoſſen, in ihr mehr als in jeder andern ein ſchönes Gefäß für dieſe fand, ſo daß dieſe Dichtung ganz davon angefüllt und durchdrungen werden konnte? — Auch bedarf es keiner Auseinanderſetzung, um zu zeigen, daß dieſe indirecte Darſtellung des ſubjectiven liebevollen Gefühls für manche Fälle angemeſſener und ſchicklicher ſein kann, als die unmittelbare lyriſche, ja daß gerade das Indirecte und Verhüllte in dieſer Art der Mittheilung ihr einen höhern Reiz leihen mag. Auf ähnliche Weiſe iſt die Novelle ſelbſt zu dieſer indirecten und verborgenen Andeutung der ſubjectiven Gefühle und Eigenthümlichkeit der Liebe vielleicht eben darum beſonders geſchickt, weil ſie übrigens in der Darſtellungsart ſich ſehr zum Objectiven neigt, und wiewohl ſie das Lokale und das Coſtum gerne mit Genauigkeit beſtimmt, es dennoch ganz im Allgemeinen hält, den Geſetzen und Geſinnungen der feinen Geſellſchaft gemäß, wo ſie ihren Urſprung und ihre Heimath hat; weshalb ſie auch in jenem Zeitalter vorzüglich blühend gefunden wird, wo das Ritterthum, die gleiche Religion und feine Sitte den edlern Theil von Europa noch auf das innigſte verbanden.

Aber es läßt ſich dieſe Eigenſchaft der Novelle auch aus ihrem urſprünglichen Charakter unmittelbar ableiten. Es iſt die Novelle eine Anekdote, eine noch unbekannte Geſchichte; ſo erzählt, wie man ſie in Geſellſchaft erzählen würde, eine Geſchichte, die an und für ſich ſchon einzeln intereſſiren könnte, ohne irgend auf den Zuſammenhang der Nationen und der Zeiten, oder auch auf die Fortſchritte der Menſchheit und das Verhältniß zur Bildung derſelben zu ſehen. Eine Geſchichte alſo, die ſtreng genommen, nicht zur Geſchichte gehört, und die Anlage zur Ironie ſchon in der Geburtsſtunde mit auf die Welt bringt. Da ſie intereſſiren ſoll, ſo muß ſie in ihrer Form irgend etwas enthalten, was vielen merkwürdig oder anziehend ſein zu können verſpricht. Die Kunſt des Erzählens darf nur etwas höher ſteigen, ſo wird der Erzäh-

ler ſie entweder dadurch zu zeigen ſuchen, daß er mit einem angenehmen Nichts, mit einer Anekdote, die genau genommen, auch nicht einmahl eine Anekdote wäre, täuſchend zu unterhalten und das was im Ganzen ein Nichts iſt, dennoch durch die Fülle ſeiner Kunſt ſo reichlich zu ſchmücken weiß, daß wir uns willig täuſchen, ja wohl gar ernſtlich dafür intereſſiren laſſen. Manche Novellen im Decamerone, die bloß Scherze und Einfälle ſind, beſonders in dem letzten provinziell florentiniſchen Theile desſelben, gehören zu dieſer Gattung, deren ſchönſte und geiſtreichſte der Licenciado Vidriera von Cervantes ſein dürfte. Aber da man es ſelbſt in der beſten guten Geſellſchaft mit dem, was erzählt wird, wenn nur die Art anſtändig, fein und bedeutend iſt, nicht eben ſo genau zu nehmen pflegt, ſo liegt der Keim zu dieſem Auswuchs ſchon in dem Urſprunge der Novelle überhaupt. Doch kann es eigentlich nie allgemeine Gattung werden, ſo reizend es auch als einzelne Laune des Künſtlers ſein mag, denn dieſe würde, wenn ſie förmlich conſtituirt und häufig wiederhohlt würde, eben dadurch ihren eigenthümlichen Reiz verlieren müſſen. Der andre Weg, der ſich dem künſtlichern Erzähler, dem vielleicht ſchon die erſten Blüthen vorweggenommen ſind, zeigt, iſt der, daß er auch bekannte Geſchichten, durch die Art, wie er ſie erzählt und vielleicht umbildet, in neue zu verwandeln ſcheine. Es werden ſich ihm eine große Menge darbieten, die etwas objectiv Merkwürdiges und mehr oder weniger allgemein Intereſſantes haben. Was andres ſoll die Auswahl aus der Menge beſtimmen, als die ſubjective Anneigung, die ſich allemahl auf einen mehr oder minder vollkommnen Ausdruck einer eignen Anſicht, eines eignen Gefühles gründen wird? Und welchem Erzähler einzelner Geſchichten ohne innern, weder hiſtoriſchen noch mythiſchen Zuſammenhang, würden wir wohl lange mit Intereſſe zuhören, wenn wir uns nicht für ihn ſelbſt zu intereſſiren anfingen? Man iſolire dieſe natürliche Eigenheit der Novelle, man gebe ihr die höchſte Kraft und Ausbildung, und ſo entſteht jene oben erwähnte Art derſelben, die ich die ſymboliſche nennen möchte, in welcher ſich das ſubjective Gefühl in ſeiner ganzen Tiefe ausſpricht, und die wenigſtens, mag man ſie ſo oder anders bezeichnen wollen, ſich immer als der Si-

pfel und die eigentliche Blüthe der ganzen Gattung bewähren wird.

Entſteht nun die Frage, in welcher Novelle etwa Boccaz ſeine Eigenthümlichkeit am vollſtändigſten ausgeſprochen habe, ſo würde ich die Geſchichte des Africo und der Menſola, das Ninfale Fieſolano nennen. Veredlung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftige glühende Sinnlichkeit und innige naive Herzlichkeit im Genuß, der durch plötzliche Trennung ſchnell unterbrochen wird, wodurch zerriſſen, die Liebenden den Schmerzen über ſolche Trennung ſich bis zum Tode heftig überlaſſen; das ſind überall die Grundzüge von Boccazens Liebe und ſeiner Anſicht derſelben.

Aber noch viele andre Novellen im Decamerone werden demjenigen bedeutender und verſtändlicher ſein, der ſich dabei etwa an die Fiammetta oder auch wohl an den Corbaccio erinnern kann.

Da die Poeſie bei den Neuern anfangs nur wild wachſen konnte, weil die urſprüngliche und natürlichſte Quelle derſelben, die Natur und die Begeiſterung für die unmittelbare Idee derſelben, in der Anſchauung göttlicher Wirkſamkeit, entweder gewaltſam verſchloſſen war, oder doch nur ſparſam ſich ergoß; ſo mußte, den Trennungen der Stände und des Lebens gemäß, neben der Romanze, die Helden- und Kriegsgeſchichten für Alle, und der oftmahls auch dichteriſch behandelten Legende, die Heiligengeſchichten für die Andacht ſang oder erzählte, auch die Novelle in der neuern Poeſie nothwendiger Weiſe entſtehen, mit und für die feine Geſellſchaft der edlern Stände.

Da die Novelle urſprünglich Geſchichte iſt, wenn auch keine politiſche oder Culturgeſchichte, und wenn ſie es nicht iſt, dieſes nur als erlaubte, vielleicht nothwendige, aber immer doch nur einzelne Ausnahme angeſehen werden muß; ſo iſt auch die hiſtoriſche Behandlung derſelben in Proſa mit dem Styl eines Boccaz die urſprünglichſte und nächſte oder natürlichſte. Dieſes ſoll gar nicht gegen das mögliche Dramatiſiren aller Novellen, die einen Stoff dazu enthalten, ſtreiten; aber es kann doch demjenigen, welcher der Gegenſtand dieſes Verſuchs war, den Ruhm ſichern, als Erfinder und Meiſter der Gattung zu gelten.

2.

Nachricht von einigen ſeltneren italieniſchen und ſpaniſchen Dichterwerken; nebſt einer Charakteriſtik des Camoëns und der portugieſiſchen Dichtkunſt, und Ueberſicht von den provenzaliſchen Handſchriften zu Paris.

1803.

Es iſt ein angeborner Trieb des Deutſchen, daß er auch die Fremde liebt; beſonders das Schöne der ſüdlichen Länder zieht ihn mit unwiderſtehlichem Reize an. Im Gefühl ſeiner ernſten Geſinnung und nordiſchen Kraft, ſehnt er dennoch ſich unabläſſig nach dem Glanze jener Gegenden, wie nach ſeiner alten Heimath.

Dieſe Neigung iſt ſo alt als die Geſchichte. Sie war es, welche die Schaaren der deutſchen Helden über die ſüdlichen Provinzen des römiſchen Reichs verbreitete; ſie war es, die im Mittelalter Deutſchland an Italien feſſelte, und endlich noch in den Kreuzzügen den Verſuch erzeugte, auch den Orient wieder zu beſitzen.

Gegenwärtig, da das politiſche Leben der deutſchen Nation zum Theil ganz anders geſtaltet, zum Theil in ein ruhendes Gleichgewicht verſetzt worden iſt, kann ſich jene vielumfaſſende Neigung nur noch im Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt zeigen; einem Gebiete, wo keine Feſſeln die natürliche Erweiterungs- und Eroberungsſucht des menſchlichen Geiſtes hemmen.

So zeigt ſich nun jetzt der forſchende Geiſt der Deutſchen in einer edlen Raſtloſigkeit und Thätigkeit, die gleich unermüdet iſt, neue Quel-

len der Wahrheit und der Schönheit zu entdecken und zu ergänzen, und auch die, welche ſchon in alten Zeiten bei andern Nationen ſich ergoſſen haben, von neuem zu beleben und auf die vaterländiſchen Fluren zu leiten. Die deutſche Literatur wird nach dem gegenwärtigen Anfange zu urtheilen, in nicht gar langer Zeit, alle andren älteren Literaturen in ſich aufgenommen und ſich einverleibt haben.

In dieſem Sinne und Geiſte iſt es auch gar wohl zu loben, wenn einige vortreffliche Dichter es ſich angelegen ſein laſſen, die Schönheiten der italieniſchen und der ſpaniſchen Poeſie auf einheimiſchen Boden zu verpflanzen, da der friſche Blüthenreiz und die kunſtreiche Zierde derſelben recht eigentlich dazu gemacht ſcheinen, den nordiſchen Ernſt altdeutſcher Dichtkunſt zu ſchmücken und zu erheitern.

Eine gründliche Kenntniß jener ſchönen ſüdlichen Poeſie, die wir vorzugsweiſe die romantiſche zu nennen gewohnt ſind, iſt aber nothwendig, wenn dieſes Geſchäft glücklich von Statten gehen ſoll. Nun iſt die italieniſche und ſpaniſche Poeſie unſern vorzüglichſten Dichtern und Gelehrten auch gar wohl bekannt; indeſſen bleibt doch noch manche Lücke auszufüllen. Was der Reichthum hieſiger Bibliotheken Merkwürdiges und Seltnes zu dieſem Behuf darbietet, davon wollen wir hier einiges mittheilen; es wird ſich dann ſchon Gelegenheit finden, den Charakter und Gehalt der gelieferten Materialien noch näher zu beſtimmen, und ihnen erſt dadurch ihren eigentlichen Werth zu geben.

Ich werde dabei, weil die Geſchichte der portugieſiſchen Dichtkunſt noch nicht ſo bekannt iſt, auf dieſe beſonders Rückſicht nehmen, und das Wenige, was ich dafür aufgefunden habe, ſorgfältig benutzen. Auch die neulateiniſchen Quellen und Anfänge der romantiſchen Poeſie, dürften in der Folge von einer ſolchen Unterſuchung nicht ausgeſchloſſen ſein. Um eine nähere Bekanntſchaft mit der provenzaliſchen Poeſie und Sprache wenigſtens vorzubereiten, wollen wir auch über dieſe, wenigſtens über die dazu vorhandenen Hülfsmittel einige Nachricht anfügen.

Ich mache den Anfang mit der ſo äußerſt ſeltnen Teſeide des Boccaz; um die Lücke auszufüllen, die ich aus Mangel des Ori-

ginals, in der dem Publikum ſchon früher vorgelegten Nachricht von den Werken des Boccaz, damahls laſſen mußte. Nach dem Auszuge des Granucci, durch Chaucers Behandlung derſelben Geſchichte, beſonders aber durch den Charakter des Filoſtrato von Boccaz ſelbſt verleitet, habe ich dort aus der Conjectur eine Idee von dem Werke zu geben verſucht, die einiger Berichtigung bedarf. Es iſt natürlich genug, die Teſeide mit dem Filoſtrato zuſammen zu ſtellen; beides ſind erzählende Gedichte in Ottave Rime, beides romantiſche Liebesgeſchichten in die griechiſche Heldenzeit verlegt, und beides Werke aus der früheſten Epoche des Dichters. Allein der Charakter iſt ſehr verſchieden; die Teſeide hat nichts von der leichten Zierlichkeit, von dem mehr fröhlichen Ton ſcherzhafter Ironie, womit dort der Liebeshandel des Troilus und der Creſſida erzählt iſt. Die Teſeide iſt durchaus ernſthaft, etwas trocken, und zu den ſchönſten Stellen würden eher einige von den klagenden gehören. Ueberhaupt aber ſteht die Seltenheit und die daher rührende Berühmtheit des Werkes nicht ganz im Verhältniß mit ſeinem poetiſchen Werth. Es gehört nicht zu den glücklichſten Hervorbringungen des Boccaz, und es iſt in der That nicht ſehr belohnend, ſich hindurch gearbeitet zu haben.

Die wichtigſten Arbeiten des Dichters bleiben ſonach ſeine Romane; nicht bloß der nie genug zu bewundernde Decamerone, ſondern auch der Filocopo, und noch mehr der Ameto, als bedeutende Kunſtverſuche zu einem allegoriſch dichteriſchen Roman, und dann zu einem von großer Compoſition und im höchſten hiſtoriſchen Styl. Die Fiammetta aber, wiewohl ein kleines Werk iſt der Anlage nach, das Eigenthümlichſte, im Styl das vollendetſte.

Alle dieſe verſchiedenen Formen werden ſich als nützlich und ächt, ja als weſentlich bewähren, wenn ſich erſt der Roman ſelbſt in ſeiner ganzen Fülle bei uns weiter wird entfaltet haben, und die Mannichfaltigkeit der alten romantiſchen Geſchichten, in eben ſo mannichfaltigen Formen, neu dargeſtellt und eigen gebildet, uns den ehemahligen Frühling des romantiſchen Lebens und Dichtens in ſeiner ganzen Schönheit wieder bringen wird.

Wenn die Kunſtgeſchichte ein zuſammenhängendes Ganzes

iſt, in welchem nichts iſolirt betrachtet werden darf, ſo reicht es oft zur Charakteriſtik eines Künſtlers von weit verbreiteter Wirkſamkeit nicht hin, ſeine eigne Geſchichte darzuſtellen, oder die Art, wie ſeine Bildung aus den früheren Beſtrebungen hervorgehen, und an ſeine Vorgänger ſich anſchließen mußte. Auch der Einfluß, den er wiederum bei den ſpätern hatte, ſein Verhältniß zu der nachfolgenden Zeit, kann eben ſowohl mit zur Vollſtändigkeit der Charakteriſtik gehören, da das Weſentliche des Charakters mit der Stelle, die er im Ganzen einnimmt, doch immer in der nächſten Beziehung ſteht.

In Rückſicht auf die ſpätere italieniſche Poeſie iſt das Verhältniß des Boccaz gleichfalls, wie in ſo manchen andern Punkten, in entſchiedenem Gegenſatze mit dem Petrarca.

Man könnte die ſpätere italieniſche Poeſie wohl mit dem gleichen, und vielleicht mit noch mehr Recht, wie die Mahlerei, in die florentiniſche und in die lombardiſche Schule eintheilen. Zur letzten zähle ich den Arioſt, Taſſo, Guarini, alle Dichter und Dichterfreunde, die der Hof zu Ferrara verſammelte, deſſen würdige Kunſtliebhaberei in Goethe's Torquato Taſſo ſo unſterblich dargeſtellt worden. Zur florentiniſchen Schule rechne ich den Poliziano, die Pulci, den Lorenzo de Medici, und was ſich an dieſe anſchließt. Der Tendenz nach war ihre Poeſie vielleicht größer, als die jener vorhin genannten Männer, aber ſie iſt meiſt auch nur ein Streben geblieben, und eben darum nicht zu gleichem Ruhme gelangt. Der beſtimmteſte Unterſchied liegt aber im Styl. So wie jene mehr die idealiſche Schönheit der Sprache des Petrarca ſich zum Ziele geſetzt haben, ſo iſt die herbere, kühnere Behandlung der Florentiner, dem Style des Boccaz gar ſehr zu vergleichen, der in dieſer Rückſicht den ſtrengen und eher harten Charakter ſeiner Nation nicht verläugnet, da Petrarca hingegen die italieniſche Sprache faſt ganz nach fremden Muſtern bildete.

Die Sammlung der Gedichte des Michel Angelo erregte mein Intereſſe durch die Größe des Mannes ſelbſt. Doch entſprechen nur einige der Erwartung hoher kühner Eigenthümlichkeit, die man natürlicherweiſe mitbringt, wenn man dieſen Nahmen hört. Die meiſten könnten auch wohl von einem minder außerordentlichen

Manne gedichtet zu ſein ſcheinen; manche entfernen ſich faſt nicht vom Gewöhnlichen.

Der Herausgeber iſt ein Neffe des großen Künſtlers von gleichem Nahmen. Die Gedichte ſind Sonette und Madrigale, doch mit etwas abweichender Form von der des Guarini; nur wenige Canzonen. Die Verſification iſt durchaus nachläſſiger, als in den Cinquecentiſten, welche Sonette gedichtet haben; die Sprache nicht ſo durchgebildet, oft aber kühner und eigner.

Die Anfänge der ſpaniſchen, oder für jene ältere Zeit beſonders genauer zu reden, der caſtilianiſchen Poeſie, ſind ſehr einfach. Lieder in der eigenthümlichen ſpaniſchen, ganz muſikaliſchen, äußerſt zarten und wortſpielenden Form, worin es wohl nicht leicht eine andere Sprache dieſer gleich thun wird, bilden die früheſte und eigenthümlichſte Blüthe dieſes Bodens. Man könnte noch die Ritterbücher dazu rechnen, beſonders den Amadis, wegen des ſchönen Styls; auch weil ſich, wenn gleich die erſte Anlage dieſes durchaus rein erfundnen Romans den Nordfranzoſen gehören ſollte, wie ſo mancher andre romantiſche Stoff, der aber erſt durch die Deutſchen, Italiener und Spanier Form erhielt, viele andre Ritterdichtungen doch erſt in Spanien daran angeſchloſſen haben. Der idylliſche Charakter dieſer Rittergeſchichte entſpricht dem Tone der ältern ſpaniſchen Poeſie, und ihrem muſikaliſchen zarten Liedergeiſte ſehr wohl. Auch iſt die Spur jener früheren Dichtungen doch noch in der Ausbildung der ſpätern zu erkennen, wäre es auch nur in manchen Romanzen und im Don Quixote, da Cervantes ſeinen außerdem noch entworfenen ernſten Ritterroman nie ausgeführt hat.

So einfach alſo war die älteſte ſpaniſche Poeſie; Lieder und Rittergeſchichten, und zwar auch unter dieſen vorzüglich die einfachern. Wie ſticht das ab gegen den kunſtreichen, an das Ungeheure gränzenden Charakter, mit welchem die italieniſche Dichtkunſt in einem weltumfaſſenden Werke anfing, in dem alle Gelehrſamkeit damahliger Zeit vereinigt, und Poeſie von Wiſſenſchaft, Geſchichte und Weisheit nicht mehr getrennt erſcheinen.

Aber ſpäterhin beſchränkten ſich die Italiener mehr auf ihren eignen Nationalumfang, begnügten ſich nur mit dem, was ihre erſten Dichter von den Provenzalen genommen hatten, oder wagten Verſuche, den Dichtern des römiſchen Alterthums nachzueifern.

Nicht ſo in der ſpaniſchen Poeſie; ſie eignete ſich von allen Seiten her ausländiſche Formen und Reize an, die verſchiedenſten romantiſchen Elemente trafen hier zuſammen, um endlich die vollkommenſte und farbigſte Blüthe der Fantaſie hervorzubringen und zum höchſten Glanz zu vollenden.

Zwar wenn die caſtilianiſche Poeſie auch unſtreitig ſchon frühe einige Formen aus der provenzaliſch-valencianiſchen entlehnt hat, ſo iſt dieß nicht von großer Wirkung geweſen, da dieſe Formen zum Theil nachher wieder mehr aus dem Gebrauch kamen. Was die caſtilianiſchen Dichter außer der Gattung der proſaiſchen Drama's oder dramatiſirten Romans, worin die ſo berühmte und auch vom Cervantes geachtete Celeſtina, als das vorzüglichſte Werk betrachtet wird, den Portugieſen verdanken, iſt auch nicht ganz ſicher zu entſcheiden, und wenn gleich die durch Boscan und Garcilaſſo eingeführten italieniſchen Sylbenmaaße und Sprachbildung von bleibenden Folgen war, die auch in den vollkommenſten Werken des Cervantes und Calderon, als ein nothwendiger Beſtandtheil des Ganzen ſich zeigen; ſo iſt doch dieſes nur eine untergeordnete Rolle gegen die Wirkung, welche die Einführung der Romanze auf die ſpaniſche Poeſie hatte, die gleichſam ihr vorherrſchender Charakter geworden iſt. Die natürliche Ableitung der Aſſonanz bei einer ſo muſikaliſch und zartdichtenden Nation aus den arabiſchen Reimarten, giebt dem Umſtande noch mehr Gewicht, daß die vortrefflichſten und zum Theil auch älteſten Romanzen, welche die letzten Zeiten des granadiſchen Mohrenreichs betreffen, eine ſo ſichtbare Partheilichkeit für die Bencerajen offenbaren, daß wir ihre Entſtehung durchaus mit dem Uebertritt dieſer großen arabiſchen Familie zur ſpaniſchen Parthei in Verbindung ſetzen müſſen. Unſtreitig aber iſt es die Romanze und die Aſſonanz, was der ſpäteren vollendeteren ſpaniſchen Poeſie jene orientaliſche Farbe ge-

geben hat, welche die altcaſtiliſche urſprünglich eben ſo wenig hat, als die Dichtkunſt irgend einer andern neuern Nation.

Von hiſtoriſchen Zufälligkeiten abgeſehen, kann man die Romanzen und Lieder, muſikaliſche Gedichte und mahleriſche oder farbige Poeſie, als die urſprünglich vorherrſchenden Elemente der ſpaniſchen Poeſie betrachten, aus denen ſie im Weſentlichen ganz und gar abzuleiten iſt. Romanzen und Lieder ſind dieſe Beſtandtheile; an ſich die einfachſten, kunſtloſeſten, natürlichſten Dichtarten, die es geben kann, hier aber in einer Vollendung und Zartheit, wie ſie nur die ſinnreichſte Kunſt in der geiſtigſten Sprache hervorbringen kann. Die Romanze hat vielleicht das Uebergewicht, und wenigſtens für uns hat ſie es dadurch, daß die deutſche Sprache wohl noch eher fähig iſt, die orientaliſche Farbengluth derſelben ſich anzueignen, als jene unendlich zarten muſikaliſchen Tändeleien nachzubilden.

Doch dieſe Anſicht iſt jetzt ſchon bei den Freunden der ſpaniſchen Poeſie in Deutſchland nicht mehr ſo fremd. Es ſoll dieſes auch hier nur zur Einleitung oder vielmehr als eine Rechtfertigung dienen, für einige bloß literariſche Bemerkungen über den **Romançero general**; da nach jenen Betrachtungen jedem Freund der ſpaniſchen Dichtkunſt die hiſtoriſche Unterſuchung der Romanze beſonders wichtig werden muß, und damit denn auch die literariſchen Hülfsmittel dazu. Leider ſind ſie bis jetzt ſehr unzureichend. Keine von den vielen Romanzenſammlungen iſt zweckmäßig. Vor der genannten in 4to muß ich beſonders warnen, da ſie in Literaturbüchern meiſtens als die vollſtändigſte gerühmt wird. Man hat ihr dieſes Lob wohl nur wegen des Volumens ertheilt, welches in der That ſehr ſtark iſt. Sie iſt aber faſt ganz angefüllt mit einer ungeheuren Menge ganz ſchlechter Romanzen der ſpätern Zeit. Für die ältern beſſern iſt nebſt den **Guerras civiles de Granada**, der kleine Romancero in 12mo von 1555 weit mehr zu empfehlen. *) Er ſtimmt ſo ganz mit

*) Eben dieſer liegt auch bei der neuen Ausgabe zum Grunde, welche unter dem Titel: „silva de romanços viejos“ von Jacob Grimm, zu Wien bei Mayer und Comp. im Jahre 1815 erſchienen, und jetzt Verlag des Ignaz Klaug in Wien iſt.

dem Kreiſe der Anſpielungen auf alte Romanzen bei Cervantes zuſammen, daß ich glauben möchte, es ſei dieſe Sammlung diejenige, deren er ſich bediente.

Doch in einer Rückſicht iſt mir jener Romancero merkwürdig geworden. Es ſind hier und da einige idylliſche Romanzen darin zerſtreut, die nicht nur durch den Nahmen der Galatea und andre, die in dem berühmten Roman dieſes Nahmens von Cervantes vorkommen, an denſelben erinnern, ſondern auch in dem Tone der Empfindſamkeit ſelbſt und in den Antitheſen des Ausdrucks, mit den dortigen Gedichten eine mehr als zufällige Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Haben wir hier etwa einige von den „Romanzen ohne Ende," jenen romances infinitos, deren Cervantes unter ſeinen Jugendverſuchen, in der Reiſe auf den Parnaß erwähnt, und iſt die Galatea vielleicht erſt die zweite umbildende Behandlung eines ſchon früher von ihm beſungnen Stoffs?

Was die portugieſiſche Dichtkunſt betrifft, ſo iſt die Seltenheit der Bücher ein großes Hinderniß des Studiums, welches doch ſchon um der Sprache willen intereſſant wäre, die an ſich ſchön iſt, und zur Vollſtändigkeit des ganzen Syſtems, der aus dem verdorbnen Lateiniſchen nach mannichfacher Umgeſtaltung entſtandenen provenzaliſchen oder romaniſchen Sprachen weſentlich mit gehört. Auch in ſolchen Bibliotheken, die an ſpaniſchen Dichtern ſehr reich, und faſt vollſtändig ſind, findet man außer dem einzigen Camoëns, kaum ein oder das andre portugieſiſche Buch. Daher kenne ich bis jetzt außer einigen ſchon mit dem Uebel des franzöſiſchen Geſchmacks behafteten, und mehrentheils unbedeutenden Dichtern des letztern Jahrhunderts, und einigen von den hiſtoriſchen Werken, an denen dieſe Nation ſehr reich iſt, und außer jenem großen, überall berühmten, nur noch einen Dichter der älteren Zeit, den wegen der correcten Sprache geſchätzten Ferreyra, einen Zeitgenoſſen des Camoëns. Nach den vielen Briefen an vornehme Männer und dem Inhalte derſelben, ſollte man glauben, es ſei auch hier das Mittelmäßige dem Genie vor-

gezogen, ſo wie in dem benachbarten Spanien, der prahlhafte Lope den tiefſinnigen Cervantes überglänzte und der ſteife Verſtand des Ben Jonſon von vielen mehr verehrt wurde, als die Fülle der Natur im Shakeſpeare. Ferreyra leidet ſchon ſehr am Horaz, und ſein Trauerſpiel „Ines de Caſtro" iſt kalt und tief unter dem großen Gegenſtande. Doch fehlt es hier und da nicht an einzelnen poetiſchen Gedanken, wie man ſie etwa auch in den beſten von denen italieniſchen und ſpaniſchen Cinquecentiſten findet, die ihr Heil in der Nachahmung der alten, beſonders der lateiniſchen Poeſie, und in einer Art von gelehrter Bildung ſuchten, und doch immer noch mehr Spuren von Poeſie enthalten, als jene andern, welche in noch unglücklicheren ſpäteren Zeiten denſelben falſchen Weg betraten. Nur an eine ſchöne und romantiſche Dichtung und Geſtaltung des Ganzen, iſt bei ſolchen nicht mehr zu denken.

Die portugieſiſche Sprache iſt zwar, was den Stoff, wenn ich ſo ſagen darf, oder die Maſſe der Wörter und Wortformen betrifft, der ſpaniſchen ſo ſehr ähnlich, daß es oft nur an einigen Endſylben und Partikeln ſichtbar iſt, welcher von beiden Sprachen ein Satz angehört, da die Hauptwörter dieſelbe Bedeutung haben könnten, in der einen wie in der andern. Ja, die Zahl der portugieſiſchen Wörter, die nicht auch ſpaniſch ſind, oder die eine weſentlich verſchiedene Bedeutung haben, dürfte überhaupt nicht ſehr groß ſein. Arabiſche Wörter ſind wohl eben ſo viele darin, meiſt dieſelben.

Der Charakter der beiden Sprachen iſt aber dennoch ſo grundverſchieden, daß ſie in dieſer Hinſicht eher einen vollkommenen Gegenſatz bilden. Durch die naſalen Töne könnte man im Portugieſiſchen eher eine Aehnlichkeit mit dem Franzöſiſchen, wenigſtens dem ſüdlichen finden. Doch bekommt das freilich in jener Sprache, die von allen romaniſchen unſtreitig die weicheſte und die ſüßeſte iſt, einen ganz anderen Charakter. Außerdem iſt faſt überall das ſanfte Sch hörbar, in manchen Modificationen; ſehr viele O und E der Schrift werden U und I geſprochen. Es iſt das ſo herrſchend, daß man ſagen könnte Sch, U und I ſind wie der Grundaccord dieſer Sprache; wie im Spaniſchen neben

dem hart aſpirirten Ch beſonders A und O am lauteſten hervortönt.

Man könnte das Portugieſiſche in ſeiner Weichheit vielleicht dem joniſchen Dialekte der helleniſchen Sprache vergleichen, ſo wie die ſtolze Sprache der Spanier dem doriſchen, und die kunſtgebildete der Italiener dem attiſchen. Die bedeutenden Einſchränkungen, die bei dieſem an ſich richtigen Vergleich, wegen der verſchiedenartigen Nebenumſtände der alten und neuen Sprachentwicklung, zu machen ſind, kann man ſich leicht hinzudenken. Doch müſſen gleiche Veranlaſſungen überall ähnliche Wirkungen hervorbringen. Wo die in der menſchlichen Organiſation gegründeten Dialekte ſich ungehindert frei entfalten können, werden ſie ſehr ſichtbar die Spuren des klimatiſchen Einfluſſes an ſich tragen. Der Dialekt der Berge äußert überall einen entſchiedenen Hang zu dem rauh aſpirirten Ch; an den Seeküſten findet man das ſchmelzende Sch und auch die naſalen Töne; auf dem platten Lande hingegen bei ackerbauenden Völkern, eine Neigung zu den breiten Tönen und ſehr ſcharfen Accenten.

Was aber den poetiſchen Gebrauch und den Geiſt betrifft, ſo charakteriſiren die ſpaniſchen Dichter die portugieſiſche Sprache als die Sprache der Liebe und des weichen Genuſſes. Auch wird für die ſchmelzenden Gefühle, in allen Abſtufungen von der ſüßeſten Luſt bis zur tiefeſten Sehnſucht, Wehmuth und Trauer, nicht leicht eine Sprache gefunden werden, die ſich jedem Gefühl ſo anſchlöße. Sie hat für dieſe Sphäre einen Reichthum von ganz eigenthümlichen Wörtern, die durch das Feinere der Bedeutung und Beziehung und ſchon durch ihren Klang ſich wie von ſelbſt in die Seele einſchmeichelt. Es iſt eine Sprache, gegen welche in dieſer Rückſicht nicht nur das Italieniſche hart und rauh, ſondern auch das Spaniſche als herbe und nördlich erſcheint; die ſüdlichſte ſüßeſte Blüthe aller provenzaliſchen, romantiſchen Sprachen; übrigens viel einfacher, als jene beiden ſo kunſtreich ausgebildeten. Sie weiß nichts von der Abſonderung der mahleriſchen und der muſikaliſchen Beſtandtheile der Poeſie, die im Spaniſchen ſo herrſchend iſt, nichts von den Spitzfindigkeiten der muſikaliſchen Wortſpiele. Die Portugieſen haben zwar auch die

ſpaniſchen Liederformen, wenigſtens die einfacheren, aber Sprache und Ton geht nur auf das Kindliche, Süße, durchaus nicht auf jene künſtlich verſchlungene Antitheſen, Anſpielungen und Alliterationen; darum lieben ſie die kürzeren Liederformen von ſechs Sylben, von welcher Art ſich im Camoëns mehrere von einer unbeſchreiblichen Natur und Anmuth finden.

Auch die italieniſche Neigung zu dem Gelehrten und Alterthümlichen findet ſich hier nicht; die Proſa iſt ſehr einfach, äußerſt kurz und reich, aber ohne den mindeſten Zwang. Leichtigkeit und Anmuth ſcheint bei dieſer Nation einheimiſch in allen Gattungen.

Der Urſprung der portugieſiſchen Dichtkunſt, iſt wegen des erwähnten Mangels an Hülfsmitteln, nicht ganz mit Sicherheit anzugeben. Doch iſt ſo viel gewiß, er iſt grundverſchieden von dem Anfange der ſpaniſchen; die Romanze hat faſt gar keinen Einfluß da gewonnen, und die Lieder ſind ganz anders geformt. Die idylliſchen Dichter aus dem Zeitalter des Camoëns ſcheinen den früheren italieniſchen und ſpaniſchen nachgefolgt zu ſein. Die Gattung des dramatiſirten Romans, wie die Selvagia, Eufroſina, und Celeſtina, iſt zu untergeordnet, um für die Geſchichte der Ausbildung der Poeſie viel Gewicht darauf zu legen. Dagegen werden die Chroniken einheimiſcher Geſchichte, deren die Portugieſen auch aus alter Zeit beſonders viele beſitzen, ſo charakteriſirt, daß man glauben muß, ſie gehören der Poeſie wenigſtens eben ſo gut an, als der Geſchichte; und ſo wäre ſchon in dem erſten Anfange die Ruhmbegierde, und das wirkliche Leben der Nation innig mit ihrer poetiſchen Anlage verbunden geweſen, welche innige Verbindung ihren großen heroiſchen Dichter vor allen auszeichnet. Auch werden die myſtiſchen Schauſpiele oder Autos, zu allen Zeiten ſo ſehr als Lieblingsgattung dieſer Nation bezeichnet, daß man eher vermuthen möchte, die Spanier hätten ihre eigenthümliche, von der der altengländiſchen und deutſchen Myſterien, ſo ganz verſchiedene äußerſt ſinnreiche Form dieſer Gattung, vielmehr von den Portugieſen entlehnt, als umgekehrt. Zumahl da die Geſchichte uns lehrt, daß die katholiſchen Gebräuche bei jener Nation in der alten beſſern Zeit eine beſon-

ders heitere Geſtalt in feſtlicher Freude und dichteriſch ſinnreichen Spielen gewonnen haben mögen.

Doch dem ſei wie ihm wolle. Die Vollendung der portugieſiſchen Dichtkunſt iſt deſto deutlicher in den vollendeten Werken des großen Camoens. In ſeinen kleinen lyriſchen Gedichten finden ſich alle die Vorzüge, die ich bisher an der portugieſiſchen Sprache und Dichtkunſt überhaupt geprieſen habe; Anmuth und tiefes Gefühl, das Kindliche, Zarte, alle Süßigkeit des Genuſſes und die hinreißendſte Schwermuth; alles in einer Reinheit und Klarheit des einfachen Ausdrucks, deſſen Schönheit nicht vollendeter, deſſen Blüthe nicht blühender ſein könnte; in Sonetten und Canzonen wie in Idyllen und leichten, kleinen Liedern.

Sein großes Werk iſt ein Heldengedicht, im rechten Sinne des Worts, wenn man anders den Heldenmuth und den Heldenſinn mit dazu rechnen will. So konnte nur ein Mann die Entdeckung Indiens, die größte Begebenheit der neuern Zeit feiern, der ſelbſt einen Theil ſeines Lebens, an ſechzehn Jahre in jenen Gegenden gelebt hatte. Alles in dieſem Gedichte iſt aus der Fülle der eignen Anſchauung und reifſten Erfahrung geſchöpft; ein ſolcher Teppich von unendlichem Leben, ſo reich, ſo eigenthümlich neu, und ſo raſch dargeſtellt, und dabei mit dieſer leichten Klarheit, das findet ſich nur noch in den homeriſchen Geſängen.

So kann aber auch nur ein Krieger dichten, der den Ruhm und das Leben ſeiner Nation wie ſein eignes fühlt. Ein Jugendbuch für Helden iſt es, und wenn es dem unglücklichſten und liebenswürdigſten aller Könige zugeeignet iſt, nicht mit leeren Lobeserhebungen, ſondern mit väterlichen Heldenlehren voll Begeiſtrung und Würde; ſo kann man wohl ſagen, auch das Gemüth des Dichters iſt edel und königlich.

Durch die Geſchichte iſt das Werk gewiſſermaßen ſelbſt zum Trauerſpiele geworden, da der völlige Untergang der kühnen Nation ſich ſo unmittelbar an die kurze Epoche ihrer größten Kraft und Herrlichkeit anſchloß, da ſie noch trunken von der Eroberung Indiens und der eignen Kühnheit, das Höchſte erreicht oder erreichbar wähnte. Als den höchſten Moment dieſer kurzen aber herrlichen Epoche kann man jenes große National-Gedicht ſelbſt

betrachten, den Schwanengesang eines untergegangnen Heldenvolks. Nur wenige Jahre nach der Vollendung des Gedichts verlor die Nation selbst alle Macht und selbst das unabhängige Dasein auf einen langen Zeitraum, welchen Gram auch der bejahrte Dichter nicht lang überlebte. Sie hat nie wieder die gleiche Macht und glänzende Höhe des Ruhms erreicht, und lebt seitdem vorzüglich in diesem Werke noch fort, worin ein reich begabtes Gemüth ihren Ruhm so herrlich geschmückt und verewigt hat.

Es darf dieser Dichter nach der Größe seiner Absicht unstreitig neben die höchsten gestellt werden, deren die Italiener, Spanier, oder auch die nordischen Völker sich zu rühmen haben; was aber die vollendete Schönheit, und bei der innern Größe auch die äußere Blüthe und Anmuth betrifft, so dürfte unter den Neuern nichts Gleiches noch gefunden werden.

In seinem Werke ist erreicht, wonach viele Nationen und bedeutende Dichter vergeblich gestrebt haben: es ist das einzige heroische Nationalgedicht, was die Neueren aufzuweisen haben, wenn man auch die spätern Alten dazu rechnet. Das Streben des Virgilius, die trojanische Fabel für seine Römer zu einer ihnen national-eigenthümlichen Dichtung zu bilden, ist zwar löblich, aber das Interesse, was dieses schöne Streben einflößen muß, ist doch zum Theil nur die Theilnahme eben darüber, daß es mißlungen ist, daß es so großen Schwierigkeiten hat unterliegen müssen; ihm selbst mag seine hohe Absicht wohl eine Stelle unter den Dichtern verdienen, wenn gleich sein Werk nicht gelten darf. Tasso aber, für sein eignes Gefühl ein sehr liebenswürdiger Dichter, war dem großen Gegenstande, den er gewählt hat, nicht gewachsen; er war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er fähig gewesen wäre, jene große Begebenheit der Kreuzzüge nach ihrem ganzen welthistorischen Umfang mit Tiefe aufzufassen, und sich ganz darin zu verlieren. In seinem Gedichte sind nur die Episoden vortrefflich und von bleibendem Werth, die uns sein eigenes schönes Liebesgefühl darstellen; das andre ist mehr oder weniger ungenügend, oft sogar matt, und nicht aus der Quelle geschöpft. Wollen wir aber das heroische und das mythische Gedicht nicht, wie es vielleicht am besten wäre, als zwei ganz von einander unabhängige Gattun-

gen, ſondern als Zweige eines Stamms, als Bildungen verwandter Art betrachten; ſo darf man ſagen, das Werk des Camoëns iſt überhaupt das einzige, welches noch neben Homer ein epiſches Gedicht genannt zu werden verdient. Es verſteht ſich von ſelbſt für den, der die unermeßliche Kluft und Verſchiedenheit der Zeiten zwiſchen beiden vor Augen hat und es zu erkennen weiß, daß dieſe Zuſammenſtellung überhaupt nur auf dem allgemeinſten Geſichtspunkt ſtatt finden kann. Aber auf dieſem entſpricht doch das Werk des Camoëns ganz vollkommen einem Begriff, für den man oft vergeblich nach einem Beiſpiele geſucht, und eben ſo oft ſehr falſche aufgegriffen hat.

Auch die Erfindung des Ganzen iſt von gleicher einfacher Schönheit, wie Sprache und Darſtellung im Einzelnen. Man hat die Einmiſchung alter Fabeln in die chriſtliche Denkart tadeln wollen. Aber warum wäre ein gänzliches Vergeſſen gleichſam der alten Fabel, ein abſolutes Stillſchweigen darüber, in einem chriſtlichen Gedichte durchaus nothwendig? In welcher Zeit des Chriſtenthums hat jenes geforderte abſolute Vergeſſen der alten Fabel je Statt gefunden, oder auch nur Statt finden können? Camoëns gebraucht ſie als eine ſchöne Bilderſprache für ſinnreiche Allegorie, wie auch andre Dichter und Mahler der romantiſchen Zeit oft mit mancher willkührlichen Neuerung, ſie betrachteten und gebrauchten. Sehr ſparſam iſt er übrigens damit. Und wenn er die Venus nun ſeine geliebte Portugieſen beſchützen läßt, weil ſie, wie er ſagt, den Römern am ähnlichſten ſeien; den Bacchus aber ſie anfeinden, weil derſelbe beſorgt, ihre Heldenthaten möchten ſeinen Zug nach Indien verdunkeln; wenn die Giganten ſich in dem wildeſten Meere der gewünſchten Fahrt nach dem ſegensreichen Lande widerſetzen, und die unſterbliche Thetis zuletzt auf der ſeligen Inſel das hochzeitliche Bette mit dem hohen Gama beſteigt, um die glorreichſte Beſiegung und Beherrſchung des Meeres zu feiern; ſo muß man geſtehen, daß vielleicht kein romantiſcher Dichter die alte Fabel ſo neu, ſo eigenthümlich, und doch ſo klar und paſſend gebraucht hat.

Wenn gleich er ſich nun im Anfang ganz beſcheiden an den Virgilius anzuſchließen ſcheint, ſo verläßt er doch dieſen Führer

gar bald, wie der kühne Weltumſegler die Küſte der Heimath ſchnell aus dem Auge verliert. Auch in der Allegorie geht er zuletzt ganz ab, in Erfindungen, die durchaus eigenthümlich ſind; ſehr ſinnreich, wunderſeltſam, und doch ganz klar, beſonders gegen das Ende der Luſtade. Noch mehr iſt dieſes der Fall in dem unvollendeten Gedicht von der Erſchaffung des Menſchen; welches mit in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen iſt, von andern aber ihm abgeſprochen wird.

Zur Kenntniß der provenzaliſchen Literatur fehlt es noch ſehr an Hülfsmitteln. Ein eigentliches Lexicon giebt es nicht, außer ein italieniſch-provenzaliſches, la Crusca provenzale. Eine provenzaliſche Grammatik iſt in dem Katalogus der National-Bibliothek angegeben, wird aber ſeit mehreren Jahren nicht mehr gefunden. Die Sprache aber iſt denn doch dem Franzöſiſchen, dem Italieniſchen, und auch vorzüglich dem Spaniſchen ſo nah verwandt, daß man meiſtentheils ſchon durch dieſe Kenntniß, bei Anwendung einiger Mühe, im Stande ſein wird, den Sinn herauszubringen. Wo dieß aber nicht aushilft, bleibt das wichtigſte Hülfsmittel die Kenntniß des gegenwärtigen provenzaliſchen und languedoc'ſchen Dialects; von welchen beiden man Wörterbücher hat.

Gedruckt iſt nur das wenige im Crescimbeni, die Stellen in der erwähnten Crusca, in Taſſoni's Schrift gegen Petrarca, und in einigen franzöſiſchen Werken zur Specialgeſchichte jener Provinzen. Alles dieſes aber ſind nur unzulängliche Bruchſtücke und kurze Stellen.

An provenzaliſchen Manuſcripten iſt ein hinreichender Reichthum vorhanden, und vielleicht ausſchließend nur hier. Ob in Italien dergleichen noch viele gefunden werden möchten, nachdem die Franzoſen einige der berühmteſten von dort mitgenommen haben, beſonders die Sammlung, welche Petrarca beſeſſen haben ſoll, iſt zu bezweifeln. Im ſüdlichen Frankreich, verſichert mich einer meiner Bekannten, der ein Provenzale von Geburt

iſt,*) ſich aus Liebhaberei ſehr um dieſe Dinge bekümmert, und mir manche nützliche Nachweiſung gegeben hat, ſei durchaus nichts mehr zu finden.

Ich glaube, bei dieſer Lage der Dinge iſt es am beſten, mit einem vollſtändigen Verzeichniß der Handſchriften den Anfang zu machen, damit man ſo erſt im Ganzen einen Ueberblick der noch vorhandenen Ueberbleibſel jener Literatur erhalte, der das Studium der Sprache und Dichtkunſt der Provenzalen alsdann leiten kann.

Außer der National-Bibliothek, iſt auch die Bibliothek des Arſenals ſehr reich in dieſem Fache, da ſie den Nachlaß des Curne de St. Palaye enthält, der ſich jedoch, ſo viel ich weiß, vorzüglich und am meiſten auf die nordfranzöſiſchen Alterthümer erſtreckt.

Doch für dießmal beſchränke ich mich auf die große National-Bibliothek. Ich erinnere zuvor, daß da der Katalogus der modernen Literatur nur geſchrieben iſt, natürlich in mehreren Zeiten, von unterſchiedlichen Händen und oft undeutlich; ſo könnte doch vielleicht trotz meiner Aufmerkſamkeit mir etwas entgangen ſein. Auch kann man leicht denken, daß bei dieſer Entſtehungsart des Katalogs, er von allem Verſehen in den Nummern kaum ganz frei ſein kann. So erging es mir, da ich ſorgfältig obwohl vergeblich nachſuchend, ob etwa noch außer der Maneſſiſchen Sammlung noch andre altdeutſche Gedichte vorhanden ſeien, noch eine Nummer fand, mit der Angabe: **Rhythmi Germanici antiqui.** Ich erhielt die verlangte Nummer, aber es war eine croatiſche Poſtille.

Das Reſultat meiner Unterſuchung auf der National-Bibliothek iſt folgendes:

Es wird kein einziges romantiſch epiſches Gedicht in provenzaliſcher Sprache hier gefunden, obwohl eine unermeßliche Menge in nordfranzöſiſcher.

---

*) Es war derſelbe Herr Raynouard, welcher ſich ſeitdem durch das Trauerſpiel „die Tempelherrn“ und durch ſeine literariſchen Arbeiten, über die romaniſche Sprache und provenzaliſchen Dichter einen ſo allgemeinen und großen Ruf erworben hat.

Außer den Sammlungen lyriſcher Gedichte, den Cancioneros, findet man nur noch einige geiſtliche Gedichte und geiſtliche oder moraliſche Bücher in Proſa. Ein Pſalmbuch provenzaliſch, eine Viſion von den Tugenden und Laſtern; ein erzählendes, gereimtes Gedicht vom Leiden Chriſti; ein Breviarium d'Amor, gleichfalls alle provenzaliſch. Ein ſehr ſtarkes und ſehr deutlich geſchriebenes Manuſcript, welches die Chronik aller Heiligen enthält, bis auf Pipin und Bertha, cataloniſch; die Geſchichte des heiligen Honoratus in Proſa.

Einige von dieſen Manuſcripten ſind ſo ſchlecht geſchrieben, daß einem die Sprache ſchon ſehr geläufig ſein müßte, um ſie leſen zu können.

Sehr ſorgfältig geſchrieben, und zum Theil auch ſchön und zierlich ſind beſonders die Liederſammlungen. Auch würde es die Benutzung nicht wenig erleichtern, daß es ihrer drei giebt, nämlich provenzaliſche; eine iſt wohl vollſtändiger als die andere, doch ſind viele Gedichte in allen drei Handſchriften zu finden, wo dann die Vergleichung der Sicherheit der Lesart ſehr zu Hülfe kommen kann. Sie ſind alle drei nach den Dichtarten eingetheilt; die Chanſos, Canzons und Sirventes ſtehen für ſich. Die Dichter aber in jeder dieſer Gattungen, deren jede ihr eigenthümliches Sylbenmaaß hat, ſind chronologiſch geordnet. Die größte Sammlung enthält eine Auswahl von 120 Dichtern; eine andre nur von 68.

Außerdem iſt auch noch ein cataloniſcher Cancionero vorhanden. Er iſt im Katalog angegeben, Charles de Vianne, ſo daß man denkt, es ſei ein epiſches Gedicht. Ein Gelegenheitsgedicht, was gerade vorn ſteht, hat zu dieſem Mißverſtändniſſe Anlaß gegeben. Es iſt eine ſehr reichhaltige cataloniſche Liederſammlung, die außer den Gedichten des von Boscan und andern Spaniern oft erwähnten und geprieſenen Auſias March, den einzigen, die ſich auch gedruckt finden, noch mehrere andere enthält, faſt ohne Ausnahme in der Art von Stanzen, welche in Verſen von zwölf Sylben, bei einem weiblichen Abſchnitt in der Mitte, und von eilf bei einem männlichen, in jeder Hälfte des Verſes nach der Vorſchlagsſylbe einen Dactylus zu haben pflegen, die Reime aber in

Strophen von acht oder zehn Zeilen auf mehr als eine Art verſchlungen; und welche von den Spaniern coplas d'arte mayor genannt werden. Sie waren in der älteren Zeit bei dieſen weit gebräuchlicher, ſo wie ich auch alte portugieſiſche Verſe derart citirt fand, angeblich noch 150 Jahr vor Juan de Mena. Da indeſſen jene cataloniſchen Dichter dieſes Sylbenmaaßes ſich, wie es ſcheint, ausſchließend bedient haben, ſo dürfte man vermuthen, daß Caſtilianer und Portugieſen es vielmehr von dieſen entlehnt haben, als umgekehrt.

Die Sprache weicht merklich von der in den provenzaliſchen Handſchriften ab, aber ſie ſchien mir faſt gar nicht verſchieden von der, welche im ſpaniſchen Cancionero, die valencianiſche genannt wird, und von der einige Proben ebenfalls in der erwähnten Versart daſelbſt aufgeführt ſind.

Sonach ſcheint es beſonders zwei Hauptdialekte dieſer älteſten romaniſchen Sprache gegeben zu haben, wenigſtens für den poetiſchen Gebrauch; den provenzaliſchen und den cataloniſchen. Die cataloniſche Poeſie aber ſcheint beträchtlich jünger als die provenzaliſche.

Die vorſtehende Notiz über die provenzaliſchen Handſchriften iſt hier unverändert ſtehen gelaſſen; theils weil ſie bei aller Unzulänglichkeit doch einiges enthält, was einem oder dem andern, in Ermanglung der größern Quellenwerke, bemerkenswerth ſein kann; beſonders aber, um den damahligen Stand dieſer provenzaliſchen Forſchungen zu bezeichnen, welche ſeitdem in dem Werke von A. W. Schlegel ein höheres Intereſſe und neues Licht, in dem größeren Umkreiſe der geſammten Sprachenkunde und allgemeiner Ideen, erhalten haben; nachdem Raynouard, der ſchon damahls mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt war, und meiner erſten Anfrage darüber mit freundſchaftlicher Nachweiſung entgegen kam, nun den ganzen Quellenſchatz der romaniſchen Sprache, alten Denkmahle und Dichtkunſt in ſeinem großen und reichhaltigen Werke über die Poeſie der Troubadours zuerſt wahrhaft eröffnet

und allgemein zugänglich gemacht hat. Eine genauere Nachweiſung über die provenzaliſchen Handſchriften findet ſich in dem gedachten Werke: **Choix des Poésies originales des Troubadours. Vol. I. p. 440. seq.** und **Vol. II. p. CLIV — CLXII. cfr. p. 282. seq.**

Unter den hier ans Licht gezogenen poetiſchen Denkmahlen der romaniſchen Sprache, ſind nächſt den lyriſchen Gedichten, auf welche die allgemeine Aufmerkſamkeit aller Freunde der Poeſie ohnehin von jeher am meiſten gerichtet war, auch die älteſten Stücke im epiſchen Versmaaß ſehr bemerkenswerth. Denn obſchon der lehrende oder hier und da allegoriſche Inhalt dieſer Gedichte und Bruchſtücke, poetiſch genommen, nicht vorzüglich anziehend erſcheint; ſo iſt die Form deſto wichtiger, für die älteſte Epoche unſrer germaniſchen Dichtkunſt, als ein Nachhall und Abdruck ihrer metriſchen Urform im Helden-Epos. Es iſt der alte, lange, heroiſche, oft aber auch bloß in gedrängter Kürze lehrende Vers; in dem älteſten Bruchſtücke, von zehn oder eilf Sylben mit männlichem Endreime, in den etwas ſpätern aber von zwölf bis vierzehn und hier und da noch mehr Sylben, mit einem deutlichen Abſchnitt in der Mitte. Aus ſolchen Verſen ſind dann Strophen von drei, vier oder ſechs Zeilen, mit einem und demſelben mehren Theils männlichen Endreime, gebildet. In dem älteſten dichteriſchen Bruchſtücke, von der Gefangenſchaft des Boethius, iſt derſelbe Reim noch länger, bis auf zwölf Zeilen und mehr, beibehalten und fortgeführt; dazwiſchen kommen einzeln und als Ausnahme auch unvollkommene Reime vor, nach Art der ſpaniſchen Aſſonanz, von welcher wir alſo hier in der romaniſchen Sprache ſchon den Anfang erblicken. Ueberhaupt haben dieſe Verſe eine große Aehnlichkeit mit den älteſten ſpaniſchen, in dem alten epiſchen Gedicht vom Cid, und den andern von Sanchez in den **Poesias Castellanas** geſammelten älteſten Denkmahlen der ſpaniſchen Poeſie und Dichterſprache. Auch mit der oben angeführten valencianiſchen und dann in altportugieſiſchen und altcaſtiliſchen Gedichten angewandten Strophe, den **Coplas d'arte mayor**, zeigt ſich noch die auf den gleichen Urſprung deutende Verwandtſchaft. An ein eigentlich jambiſches Sylbenmaaß, wie in dem künſtlich geregelten Ale-

xandriner der ſpätern Zeit, und wie der Hang dazu auch in dem Nibelungen-Verſe ſich ſchon merklich überwiegend zeigt, iſt in allen dieſen romaniſchen Verſen wohl noch nicht zu denken, wenigſtens bei weitem nicht überall; da vielmehr, wenn dieſe ganze Eintheilung überhaupt hier ſchon vollkommen anwendbar wäre, in den altcaſtiliſchen Gedichten wenigſtens, ſo wie in der ſpäterhin daraus hervorgegangenen ſpaniſchen Romanze, der trochäiſche Gang vorherrſchend erſcheint.

Daß nun dieſer ältere, noch weniger geregelte, heroiſch freie und großartige Alexandriner, der auch in unſerm deutſchen Nibelungen-Liede bei der noch vorhandenen Bearbeitung desſelben angewandt worden, nicht bloß aus dem Zerfallen des Hexameter entſtanden ſein kann, wie es einige Philologen wohl in allzu leichter Art ganz oberflächlich haben erklären wollen, zeigt ſich auf das unwiderleglichſte an eben jenen Denkmahlen der romaniſchen Poeſie. Schon das gedrängtere Maaß der Sylbenzahl gerade in den älteſten Verſen dieſer Art, ſteht damit in Widerſpruch. Beſonders aber giebt der Strophengang und der ſo oft wiederhohlte, gleiche, mehrentheils männliche Endreim, dieſem Versmaaße einen ganz andern und durchaus eigenthümlichen Charakter; und noch im Nibelungen-Liede bemerken wir, ungeachtet der Reim in der Strophe nach der Regel wechſelt, dieſen ſelben Hang, immer wieder zu dem gleichen Reime zurückzukehren und durch einen ganzen Geſang im ähnlichen Tone durchzuführen. Es läßt ſich dieſe romaniſche Reimweiſe auch auf keine Weiſe von den Arabern herleiten, obwohl auch dieſe Gedichte haben, in welchen derſelbe Reim durch das Ganze ziemlich lang durchgeführt wird; da überhaupt in den Bildern und der Farbe der Sprache, nichts Arabiſches oder ſonſt der Art Orientaliſches in dieſen romaniſchen Bruchſtücken wahrgenommen wird und der ganze Ton durchaus von anderm Charakter iſt. Da nun aber die romaniſche Sprache ſelbſt ihren Urſprung daher genommen hat, daß die lateiniſchen Worte nach der eigenthümlichen germaniſchen Ausſprache und Sprachform aufgefaßt und umgewandelt wurden; beſonders nach der gothiſchen Mundart, von deren Einfluß auf jene neue Sprachbildung bei A. W. Schlegel und auch bei Reynouard im Einzelnen manche

merkwürdige Beiſpiele vorkommen; und nachdem wir auch jenen epiſchen Vers der romaniſchen Sprachen, unter mannichfachen Abweichungen, im Weſentlichen aber mit geringer Verſchiedenheit überall in den Ländern vorfinden, wo die Gothen geherrſcht und den neuen Staaten und Völkern ihren Urſprung gegeben haben; nachdem auch die altdeutſchen Gedichte und epiſchen Lieder, in welchen dieſelbe Versart noch bewahrt iſt, vorzüglich der gothiſchen Heldenſage angehören; ſo dürfte die Vermuthung wohl ſehr natürlich und ganz zureichend begründet ſein, daß wir in jenen romaniſchen Versarten eine Nachbildung der gothiſchen Verſe und Heldenſtrophe beſitzen. Wenn wir uns die ganze Structur der gothiſchen Sprache vor Augen ſtellen, ausgebildet wie ſie beim Ulfilas erſcheint, und nun wiſſen oder erforſchen möchten, welche Geſtalt und Weiſe dieſe herrliche Sprache wohl in der Poeſie und im Sylbenmaaß gehabt und genommen haben möge; ſo iſt gleich einleuchtend, daß der kurze ſächſiſche Vers, wie er auch in den nordiſchen Liedern der Edda herrſcht und in ſeine räthſelhaft gedrängte Alliteration eingefugt, noch auf dem wunderbaren Runengeheimniß beruht, in dieſer vielſylbig entfalteten und volltönend überall reich gegliederten und weit ausgreifenden gothiſchen Mundart nicht Statt finden konnte. Wie aber die germaniſche Sprache ſelbſt, aus Einem Stamm in zwei große Aeſte oder Zweige auseinander ging, den gothiſchen und den ſächſiſchen; ſo hat es allem Anſchein nach, urſprünglich zwei heroiſche oder auch lehrend magiſche Liederarten unter den Völkern von deutſchem Stamm gegeben; das große gothiſche Versmaaß, von welchem wir die Spuren in jenen älteſten romaniſchen Bruchſtücken und in dem Nibelungen-Liede vorfinden, und das kurze ſächſiſche, von welchem wir unter den eigentlich deutſchen Denkmahlen im Ottfried wenigſtens die herrliche allemanniſche oder fränkiſche Umgeſtaltung beſitzen, die uns noch gegenwärtig das Ohr mit magiſchem Wohllaut erfüllt, ohne doch die epiſche Würde und heroiſche Größe jener andern gothiſchen Weiſe ganz zu erreichen.

3.

Ueber nordiſche Dichtkunſt.

1812.

Die leichtern Hervorbringungen der Poeſie ſind den Blumen zu vergleichen, deren jeder Frühling wieder neue mit ſich bringt, oder auch wohl den Schmetterlingen und andern geflügelten Ephemeren, welche im Umkreiſe der Blumen ſchweben, und an Sommerabenden im Glanze der Sonne ſchwimmen und ſpielen.

Eine ſcharf ſondernde, ſtreng abwägende Kritik iſt hier nicht recht anpaſſend, und ihr Maaß kaum anwendbar auf dieſe leichten Erzeugniſſe eines glücklichen Augenblicks, Kinder des Frühlings und der Liebe. Was hilft es, ſich bitter darüber zu beklagen, daß die Witterung im Frühling und Sommer mancherlei Ungleichheiten ausgeſetzt iſt, oder ungeduldig zu werden, wenn uns oft im Genuß eines ſchönen Tages beſchwerliche Inſecten ſtören? Ertönt doch auch in unſerm Frühling die Klage der Nachtigall und das fröhliche Lied der Lerche! Zufrieden, daß nur noch nicht aller Geſang in unſern letzten Zeiten verſtummt iſt, nehme man alſo die Gaben des deutſchen Frühlings, wie er ſie eben bietet, ohne ſich ewig nach einem glücklichern und ſüdlichern Himmel vergebens zu ſehnen. Wild wachſen liebliche Maienblumen in unſern Wäldern, thöricht wäre es jedoch, ſich in dem Anblick und Genuß eines ſchönen kunſtreichen Gartens durch die ſtäte Erinnerung ſelbſt zu ſtören, wie doch eigentlich nicht Deutſchland, ſondern Perſien das Vaterland der Roſen iſt, wie dieſe oder jene Frucht

und Blume unter dem joniſchen Himmel oder in Italiens Geſilden einheimiſch und nicht gleich urſprünglich es auch bei uns geweſen.

Die Jugend iſt der Frühling des Lebens, und die einfachen Freuden der Natur werden vielen immer theuer bleiben. Aber mannichfaltig iſt der Sinn der Menſchen, nicht minder groß iſt die Zahl derjenigen, welchen das Geräuſch der Städte, und der reiche wechſelnde Glanz des geſellſchaftlichen Lebens höher gilt. Allerdings ſind hier auch mannichfaltigere, gebildetere, merkwürdigere geiſtige Kräfte rege, als in jenen kunſtloſen Spielen des unmittelbaren Gefühls. Alles iſt in dem lebhafteſten Kampf, jeder will gewinnen und genießen, den andern zuvorkommen, und vor den andern glänzen. Mit dem Gedränge und Getreibe eines Jahrmarkts könnte man dieſe zweite Gattung der Poeſie, welche nach dem Beifall der Geſellſchaft haſcht, und dem Geiſte der Mode dienſtbar iſt, am ſchicklichſten vergleichen; ſei es nun, daß ſie die Menge perſönlich vor ihrer Bühne verſammelt, oder bloß für die Lectüre beſtimmt, die müßigen Stunden der einzelnen Genießenden ausfüllt. Alles iſt bei einem ſolchen allgemeinen Austauſch in Leben und Bewegung, jeder will kaufen oder verkaufen. Kinder greifen nach dem erſten beſten ſüßen Naſchwerk, das ihre Blicke reizt, die Jugend meiſtens nach ſchimmerndem Putz und dem Flitterſtaat einer oberflächlichen Geiſtesbildung; neugierig drängt ſich der Haufe bald um dieſe, bald um jene Bude und Bühne. Andere, beſonders die Verkaufenden, denken nicht ſo auf den Genuß, als zunächſt auf den Gewinn, Geld und Beifall, und wie ſie die Menge täuſchen und die ſchwache Seite auch der Beſſern ergreifen und zum eignen Vortheil benutzen können. Oft ſind beide, die Kaufenden wie die Verkaufenden gleich ſehr getäuſcht, indem die Zahlung und der Beifall der Erſten nicht mehr wahren Werth hat, als das Naſchwerk des Herzens und der Flitterſtaat des Verſtandes, welchen die andern dafür geben.

Anziehend, merkwürdig und künſtlich genug iſt bei alle dem dieſer allgemeine geiſtige Verkehr. Die Wirkung, welche ein Schauſpiel, ein Roman auf ein beſtimmtes Publikum, oder gerade zu dieſer Zeit, und in dieſen Anſichten und Verhältniſſen

machen ſoll, und machen kann, läßt ſich in einem gewiſſen Grade berechnen. Künſtliche Theorien und Syſteme, verſchieden und entgegengeſetzt, nach den verſchieden gewählten Standpunkten oder eingewurzelten Vorurtheilen, ſind darauf gebaut, und ſelbſt wieder Gegenſtand eines ähnlichen geiſtigen Treibens und Reibens, des lebhafteſten Kampfes und der allgemeinen Theilnahme geworden. Es liegt auch dieſe Art der Thätigkeit in der menſchlichen Natur; vergeblich alſo und auch thöricht würde es ſein, ſie unbedingt verdammen zu wollen. Zu wünſchen wäre wohl, daß auf dem poetiſchen Jahrmarkt, um in dem einmahl ergriffnen Bilde weiter zu reden, beſonders auf unſerm deutſchen, etwas mehr Ordnung und Einheit herrſchte. Ob aber dieß durch bloße Kritik erreichbar ſei, ob hier nicht eine ganz andere, moraliſche Gewalt zunächſt entſcheidend ins Mittel treten, und Ordnung hervorrufen müßte, das kann nach dem bisherigen Erfolg kaum zweifelhaft ſcheinen. Wie ſelten ſind nicht die Fälle, wo es einer durchgreifenden Kritik wirklich gelang, dem Strome der Mode Einhalt zu thun, die Täuſchungen in ihr Nichts aufzulöſen, denen jeder, wenn er auch weiß, daß er getäuſcht wird, ſich ſo gern von neuem hingiebt, um dem beſchwerlichen Ernſt der Wahrheit zu entfliehen, oder auch nur einzelne eingewurzelte Vorurtheile auszurotten.

Von dieſem Felde alſo, wo ſo leicht und ſo bald kein vollſtändig glücklicher und ſiegreicher Erfolg zu hoffen iſt, wenden wir uns lieber zu einem ungleich weniger betretenen Gebiete. Außer jener Poeſie des Frühlings und des Augenblicks; dann jener zweiten, welche der Mode dient und in der Sphäre des höhern geſellſchaftlichen Lebens ihr Weſen treibt, giebt es noch eine andere, älter als jene beiden. Es iſt die Poeſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt ſelbſt, oder die Sage und Heldendichtung welche nicht bloß in dem Gebiete der Kunſt eingeſchloſſen iſt, ſondern eben ſo ſehr der Geſchichte, und zwar der Urgeſchichte des Menſchen und der Natur angehört. Im Gegenſatz der abgeleiteten Kanäle jener künſtlich conventionellen, auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe und Erſcheinungen gerichteten Poeſie, könnte man ſie einer reinen und ſtarken Felſenquelle vergleichen; in Rückſicht

aber auf den äußern Reiz und die ſinnliche Fülle, den Blätterſchmuck und Blüthenglanz derjenigen Poeſie, welche unmittelbar aus dem Gefühl des jugendlichen Lebens und der Liebe hervorgeht, mit jenen rauhen ehrwürdigen Urgebirgen, welche den einſamen Wanderer mit Erſtaunen und Nachdenken erfüllen, und unter die Rieſengeſtalten der Vorzeit verſetzen.

Hier iſt die Kritik, die aber, wie ſich verſteht, faſt durchaus Geſchichte ſein muß, ganz an ihrer Stelle und wahrhaft fruchtbar. Nicht um die großen Werke der Natur nach einem willkührlichen Maaß, oder oft allzuleichtem und vergänglichem Gewicht zu würdigen, ſondern ſie zu deuten, zu erklären, ihnen ihre wahre Stelle anzuweiſen, und ſie allgemeiner verſtändlich zu machen. Mit dem Geſchäft des Bergmannes iſt die Erforſchung und Erklärung dieſer alten Denkmahle der Sage zu vergleichen; des Bergmannes, der die Natur in ihren Tiefen beobachtet und für die andern deutet. Hier unten wurzeln und ſchlummern verborgen jene Kräfte und Metalle, das Gold und das Eiſen, welche an die Oberfläche hervorgebracht, alles in Umlauf und Bewegung ſetzen, die Fluren mit dem Segen der Fruchtbarkeit ſchmücken, oder Felder und Ströme mit Blut färben; hier ruhen verſchloſſen die erquickendſten Heilkräfte und die tödtlichſten Gifte, unſcheinbare Stoffe ferner, aus denen durch geringe Kunſt die üppigſte Mannichfaltigkeit der glänzendſten Farbenſpiele ſich entwickeln läßt; manches andere Geheimnißvolle, alles zerſtreut und begraben unter den Ruinen einer verſunkenen Rieſenwelt.

In einer ſolchen Stimmung muß man ſich den alten Denkmahlen der Heldenſage nahen, um ſie zu faſſen und zu deuten. Betrachtungen dieſer Art, wenigſtens ſo weit als das Gebiet der vaterländiſchen Dichtkunſt ſich erſtreckt, möchten wir wohl verſuchen, hier mitzutheilen. Es iſt uns dabei vorzüglich nur darum zu thun, das gediegene Metall der alten Poeſie zu Tage zu fördern. Solche die ſich ein Geſchäft daraus machen, es vielfach umzuſchmelzen, mit irgend einem mehr oder minder allgemein geltenden oder bloß willkührlichen Stempel zu verſehen und in kleinen Portionen in Umlauf zu bringen, finden ſich ohnehin ſchon genug. Seit Leibnitz und Echard hat die Kenntniß der deutſchen Sprache,

seit Klopstock und Bodmer auch die der altdeutschen Dichtkunst immerfort manchen Zuwachs erhalten. Besonders aber ist seit den letztern zehn oder zwölf Jahren, wie das Gefühl des Vaterlandes überhaupt von neuem erweckt und aufgeregt, so auch die Liebe zu unsern alten vaterländischen Dichtern sichtbar allgemeiner und lebhafter geworden. Indessen fehlt noch sehr viel, daß die altdeutsche Literatur schon vollständig bekannt wäre, was auch nach ihrem großen Umfange selbst bei bessern Hülfsmitteln und zahlreichern Vorarbeiten nicht leicht sein würde. Es umfaßt dieselbe, selbst wenn man die altsächsischen Denkmahle ausschließt, und nur die Werke in hochdeutscher Sprache seit Ottfried dahin rechnet, und dann die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, oder den westphälischen Frieden als die Gränze und Scheidewand zwischen dem alten und dem neuen Deutschland auch in der Literatur annimmt, einen Zeitraum von beinahe acht Jahrhunderten von 870 bis 1650. Viele Veränderungen, mehr als eine Ebbe und Fluth, manche gänzliche Umgestaltung durchlebte der deutsche Geist in diesem langen Zeitraume, und mehrere Regionen in dem weiten Gebiete seiner ehemahligen Wirksamkeit sind noch ganz unbekannt und gleichsam unentdeckte Länder. Selbst für die Poesie, auf welche sich die Neigung der Forscher und der Nation bis jetzt vorzüglich gerichtet hat, ist vieles übrig, wo man noch weiter zurückgehen, noch tiefer aus der Quelle schöpfen muß, wenn deutsche Kunst und Art, wie sie von Alters her war, ganz richtig verstanden, und wie sie noch jetzt sein kann, von neuem belebt und erweckt werden soll.

Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germanischen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet, woraus nicht bloß der Hang zur Freiheit, sondern auch die zartere Liebe, und die uns eignen Begriffe von Adel und Ehre zuerst entsprungen sind, ist schon in der nordischen Götterlehre und Edda einheimisch. So viel auch der Einfluß des Christenthums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es ist viel von jener alten Denkart und Gefühlsweise, wenn gleich in neuer verwandelter Gestalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des

Mittelalters geht dieſer Grundton gleichſam wie die nordiſche Ader hindurch, und noch ſchlagen dieſe Gefühle in den Herzen aller Völker deutſcher Abkunft.

Odins Götterlehre war den nördlichen Deutſchen und Sachſen mit den ſkandinaviſchen Völkern gemein; beide Nationen finden ſich nach ſo langer Abſonderung doch noch verwandt, und waren urſprünglich Ein Volk. Um ſo weniger kann es gegen die Natur der Sache, oder zu weit entlegen ſcheinen, wenn wir die deutſche Poeſie bis zurück zu ihrer nordiſchen Quelle, der Edda, verfolgen möchten. Anders iſt es freilich mit den Celten und ihren Sagen oder Denkmahlen, die uns allerdings fremder erſcheinen und bleiben. Wenn aber auch der Geſchichtsforſcher überall Urſache findet, celtiſche und gaeliſche Stämme, Sitten und Einrichtungen von den germaniſchen ſorgfältig zu unterſcheiden, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dieſe beiden allerdings in ihrem Urſprung ganz verſchiedenen Nationen, vieles von einander angenommen, daß die freien nordiſchen Völker des neuern Europa überhaupt manche Eigenſchaften und Anſichten mit einander gemein hatten, daß ſie in mancher beſondern den Alten fremden Gefühlsweiſe, auch noch vor der nähern Verbindung, welche das Chriſtenthum herbei führte, urſprünglich zuſammen ſtimmten. Die allgemeine Aufnahme, welche Oſſian in den meiſten Ländern Europa's gefunden hat, die ganz beſondere Liebe, mit welcher man ihn in Deutſchland ſich angeeignet hat, kann dieß beſtätigen. Wie oft hat man nicht die ſentimentale Schwermuth des ſchottiſchen Barden, als die eigenthümliche noch aus der freien Vorzeit herſtammende Gefühls- und Darſtellungsweiſe der neuern Europäer, der klaren und heitern Darſtellung des Homer und anderer Alten entgegen geſtellt!

So viel Unrichtiges auch in dieſe Gegeneinanderſtellungen eingemiſcht worden ſein mag, ſo wenig wir auch in die Lobpreiſungen der ausſchließenden Bewunderer Oſſians ganz einſtimmen können, ſo iſt doch die Erſcheinung ſchon durch die Wirkungen, welche ſie gehabt hat, merkwürdig genug. Nachdem Macpherſons unächter und falſcher Oſſian die Welt ſo lange beſchäftigt hat, und über deſſen poetiſchen Werth oder Unwerth ſo viel iſt geſtrit-

ten worden, mag es nicht überflüßig ſcheinen, über den wahren und ächten Oſſian, den man uns jetzt verheißt und darbietet, einige Bemerkungen mitzutheilen, wobei wir vor allem nur ſuchen werden, erſt hiſtoriſch einen feſten Grund und Boden für die ganze Erſcheinung zu gewinnen. Die Sage gehört ja überhaupt nur zur Hälfte der Dichtkunſt, dann aber auch der Geſchichte an. Beide Elemente laſſen ſich nicht eigentlich ſcheiden, und ſelbſt für den poetiſchen Werth und Genuß alter Heldengedichte iſt es vor allem wichtig, ſich nur erſt hiſtoriſch klar zu machen, an welcher Stelle ſie in den Zeiten ſtehen, in welchem oft beſchränkten Völkerraume ihre Begebenheiten ſpielen, kurz ſich ganz in die Welt zu verſetzen, der ſie angehören und aus welcher ſie entſtanden ſind.

Nachdem der letzte verzweifelte Verſuch, den ein Stuart in Schottland wagte, um den brittiſchen Thron, welchen ſeine Vorfahren beſeſſen hatten, wieder zu erobern, im Jahre 1746 mißlungen war, fand die Regierung nothwendig, um ſolchen Verſuchen für die Zukunft vorzubeugen, manches in den alten Einrichtungen der Schotten zu ändern, und das bis dahin in ſeinen Sitten und Gebräuchen durchaus eigenthümliche und ſelbſtſtändige Land immer mehr an England zu binden, um die gewiſſermaßen erſt wieder eroberte Provinz mit dem Hauptlande des ganzen Reichs möglichſt zu verſchmelzen. Doch iſt bis auf die neueſte Zeit eine fühlbare und auch in den Werken des Geiſtes und der Fantaſie bemerkliche Verſchiedenheit zwiſchen der Sinnesart beider Völker geblieben. Der gewaltſam zurückgedrängte Patriotismus der Schotten mochte, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſeit jener Kataſtrophe mit deſto heißerer Liebe ſich zurückwenden zu den alten National-Erinnerungen und Sagen ſeines ehemahligen Lebens und alten Ruhms. Dieſe Stimmung hat mit beigetragen zu der aufmerkſamern Sammlung und Bekanntmachung der gaeliſchen Bardenlieder, und noch mehr vielleicht zu der Liebe und Begeiſterung, mit welcher ſie zunächſt in ihrem Mutterlande aufgenommen wurden. Bald theilte auch faſt das ganze übrige Europa dieſelbe Begeiſterung, ſo wunderbar entſprach die neue nordiſche Erſcheinung dem allgemeinen Gefühl und poetiſchen Bedürfniß des Zeitalters.

Nachdem man aus dem erſten Rauſche der Bewunderung etwas zur kältern Beſonnenheit zurückgekehrt war, fingen ſich an vielerlei Zweifel gegen die Aechtheit des Oſſian beſonders in England ſelbſt zu erheben. Sobald man nur die Gedichte des ſchottiſchen Barden in der gaeliſchen Urſprache näher unterſuchte, ward allgemein anerkannt und von allen Seiten beſtätigt, daß Macpherſon mit den alten Liedern äußerſt willkührlich, nachläſſig und überdem noch unredlich verfahren ſei. Endlich erſchienen die Oſſianiſchen Gedichte vollſtändig in der Urſprache zu London 1807 in drei Bänden, und nachdem bei uns ausgezeichnete Gelehrte und mehr als ein vortrefflicher Dichter, Denis, Herder, Goethe, Stollberg, den von Macpherſon bearbeiteten und vielfach verfälſchten Oſſian in deutſcher Sprache übertragen oder frei nachgebildet hatten, beſitzen wir nun auch durch Ahlwardt eine mit gewiſſenhafter Treue nach dem gaeliſchen Original ſelbſt gebildete Ueberſetzung (Die Gedichte Oſſians aus dem Gaeliſchen im Sylbenmaaße des Originals von Ch. W. Ahlwardt, Leipzig bei Göſchen 1811; drei Bände in 8.), nach welcher ſich jetzt zum erſtenmahle ein feſter Standpunkt und ein haltbares Urtheil über die ganze Sache gewinnen läßt.

Zwar werden in England auch gegen die Aechtheit dieſes gaeliſchen Oſſian noch ſehr viele und ſtarke Zweifel erhoben. Doch iſt die unbedingte Geringſchätzung und Herabſetzung, mit welcher die britiſchen Gelehrten ſeit der Erregung jenes Streites auf den Oſſian herabſehen, wohl nicht ganz frei von dem Einfluß des ihnen natürlichen eigenthümlichen Vorurtheiles gegen den Lieblingsgegenſtand des ſchottiſchen National-Gefühls. Wenigſtens muß ich darin dem deutſchen Ueberſetzer beiſtimmen, daß wenn es auch nicht hiſtoriſch erwieſen wäre, daß viele der Oſſianiſchen Lieder ſeit geraumer Zeit von den Barden im Hochlande abgeſungen wurden, ſchon eine innere Unwahrſcheinlichkeit, die faſt an Unmöglichkeit gränzt, dagegen entſcheiden würde, daß Macpherſon und ſeine etwaigen ſchottiſchen Gehülfen den ganzen Oſſian als eignes Machwerk durchaus untergeſchoben, ſelbſt erfunden, und allein fabrizirt haben können; wie es der Skepticismus, oder der Partheigeiſt einiger engländiſchen Gelehrten zu behaupten weit genug gegangen iſt.

Doch ſo viel muß zugegeben werden, über das Zeitalter, welchem die Oſſianiſchen Gedichte, vorausgeſetzt, daß wenigſtens Einiges darin ächt und alt ſei, angehören, iſt erſt jetzt, da wir den gaeliſchen Oſſian vor uns haben, möglich, etwas zu beſtimmen. Alle Vermuthungen und Unterſuchungen über Oſſians Zeitalter, bei welchen die Macpherſon'ſche Ueberſetzung zum Grunde gelegt war, ſind als nicht vorhanden zu betrachten; denn aus mißverſtandenem Patriotismus hat ſich Macpherſon, um die Gedichte recht alt zu machen, und in die Römer-Zeit hinaufzuſchieben, ſogar erlaubt, den Text zu verfälſchen. Ein merkwürdiges Beiſpiel davon führt der deutſche Ueberſetzer (Th. III. S. 9 und 47) an. In dem Gedichte Carthonn wird ein Gegner des Fionnghal, vermuthlich irgend ein Heerführer oder kleiner Fürſt auf den Hebriden, oder am Carunn, „der Schildburg-Fürſt" genannt. Jeder einigermaßen mächtige Häuptling, fügt der Ueberſetzer hinzu, heißt bei Oſſian ein „König der Schilde." Daraus hat nun Macpherſon einen „König der Welt" gemacht, und es auf den weltbeherrſchenden Cäſar Roms gedeutet. Hat der Leſer einmahl auf Glauben angenommen, daß ſich dieſer in den Oſſianiſchen Gedichten finde, ſo iſt es dann leicht, den Caracul, einen Fürſten am Carunn, in den römiſchen Caracalla zu verwandeln, und noch manche andre ähnliche Umdeutungen und Mißdeutungen herauszukünſteln. Alle dieſe, ſo wie jede den Oſſian in die Römerzeit hinaufrückende Hypotheſe, findet der Ueberſetzer durchaus unſtatthaft, und kann ſich nicht ſtark genug dagegen erklären. Ob es nun abſichtliche Verfälſchung bei Macpherſon war, oder ob er bloß aus Verblendung für die einmahl angenommene Lieblings-Hypotheſe, bei einer wie man jetzt allgemein behauptet, nicht vollkommen gründlichen Kenntniß der gaeliſchen Sprache, falſch verſtand und unrichtig überſetzte, das iſt wenigſtens für das hiſtoriſche Reſultat gleichgültig.

Genug, es ward durch dieſen Einen Grundirrthum, daß man die Oſſianiſchen Gedichte in die Römerzeit hinauf ſetzte, der ganze Standpunkt durchaus verrückt, und alles erſchien von nun an in einem ganz irrigen Lichte. Sobald aber dieſe Täuſchung

wieder weggeräumt iſt, ſo dünkt mich, man könnte aus den Gedichten ſelbſt, ohne ſolche vorgefaßte Meinung betrachtet, im allgemeinen auf die Sphäre und die Zeit ſchließen, welcher ſie angehören.

Die wichtigſte Handlung, welche in den oſſianiſchen Gedichten dargeſtellt wird, und die am meiſten ein hiſtoriſches Gepräge hat, iſt die, welche den Inhalt des Fingal ausmacht. Als die größte, oder doch als eine der größten Thaten des ſchottiſchen Helden, wird hier ausführlich dargeſtellt, wie er Eirinn oder Irland gegen den Angriff des mächtigen Königs Suaran von Lochlin vertheidigt und errettet habe. Dieſe That liegt an ſich ganz in den Gränzen der hiſtoriſchen Wahrſcheinlichkeit. Lochlin wird als ein mächtiges Reich geſchildert, was auch ſchon daraus erhellt, daß es für eine ſo große und ruhmwürdige Heldenthat galt und beſungen ward, gegen die Macht von Lochlin ſich mit Glück nur vertheidigt und ihren Angriff zurückgeſchlagen zu haben. Dieſes nun, das Land und Reich Lochlin, und deſſen Verhältniß zu den Küſten Schottlands und Irlands hiſtoriſch zu beſtimmen, iſt der Punkt, auf welchen alles ankömmt. Lochlin ſei entweder Jütland oder Norwegen, ſagen die Commentatoren; der Ueberſetzer entſcheidet nicht zwiſchen dieſen beiden Auslegungen. Es werden allerdings auch manche Fahrten und Abentheuer an den ſchottiſchen und irländiſchen Küſten-Ländern und den dazwiſchen liegenden Inſeln von jütiſchen und däniſchen Helden und Seekönigen erzählt. Indeſſen ſcheinen alle Lokal-Bezeichnungen in dem Gedichte ſelbſt mehr auf Norwegen als auf Jütland zu zielen. Lochlin wird als ein waldiges ſchneebedecktes Felſenland geſchildert, welches ſelbſt gegen das nordweſtliche Schottland rauher und nördlicher erſcheint. Noch entſcheidender iſt der Umſtand, daß die ſchettländiſchen und die orkadiſchen Inſeln, in den oſſianiſchen Gedichten, den König von Lochlin für ihr Oberhaupt anerkennen. Dieß führt uns auf die beſtimmte Epoche des Königs Harald Haarfagre. Dieſer Gewalthaber vereinigte zuerſt Norwegen zu einem Reiche und verbreitete nach deſſen völliger Bezwingung im Jahre 875 ſeine Eroberungen ſo weit umher, daß dieſe von ihm im äußerſten, dem übrigen Europa faſt unbekannten Norden geſtiftete Herr-

ſchaft, beinahe ſo groß und ſo übermächtig erſcheint, wie in dem mittlern und bekanntern Europa, Karls und ſeiner Vorfahren und Nachkommen Frankreich. Die vor der Alleinherrſchaft fliehenden Normänner, welche auch Island, dieſes vielbeſungene Thule und ferne Eiland, den Hauptſitz der nordiſchen Dichtkunſt, zuerſt oder doch von neuem bevölkerten, und von dort in der Folge wahrſcheinlich das feſte Land des nördlichen Amerika entdeckten, beſetzten die genannten, Schottland umgebenden, von Norwegen weſtlich gelegenen Inſeln und thaten von da aus manche Streifzüge nach Norwegen ſelbſt. Dieß veranlaßte den mächtigen König, ihnen bis in ihre Schlupfwinkel zu folgen, und jene Eilande zu erobern. Was ſich nun auch noch vor Schwierigkeiten ergeben mögen, um die Hauptbegebenheit des Fingal bis auf das Jahr hiſtoriſch genau zu beſtimmen, und die im Allgemeinen leicht begreiflichen Widerſprüche zwiſchen Liedern, die Jahrhunderte lang vielleicht bloß durch den mündlichen Geſang der Barden überliefert und erhalten wurden, und der beglaubigten, obwohl in manchem Stücke auch noch dunkeln Geſchichte zu löſen, ſo viel bleibt in jedem Falle gewiß: Lochlin iſt Norwegen und die Oſſianiſchen Gedichte gehören in das Zeitalter der Normannen. Dieß bleibt feſt, geſetzt daß ſich auch bei genauerer Sichtung eines ziemlich verwickelten Gegenſtandes, einige Scheingründe auffinden ließen, Fingals Thaten zwar wohl in die normänniſche Zeit, aber doch etwas vor Harald Haarfagre anzuſetzen, und Lochlin auf jütiſche und däniſche Seefahrer zu deuten, was mir nicht wahrſcheinlich iſt; denn auf keinen Fall könnte es einen großen Unterſchied betreffen.

Die ältere ſchottiſche Geſchichte zerfällt nach dem neueſten und anerkannt gelehrteſten Erforſcher der daſigen Alterthümer (**Chalmers Caledonia. IV. Vol. 4to. 1807**) in folgende Hauptperioden. Die erſte iſt die römiſche vom Jahre **80—446**. Dieſe gehört nicht hierher, denn ſo alt ſind Oſſians Gedichte auf keinen Fall. Dann folgt das Zeitalter der Picten, von **446—843**. Die Picten waren, wie Chalmers gegen Macpherſon und andere behauptet und beweiſt, nicht von teutoniſchem, ſondern von cambro-brittiſchem Stamme, alſo verwandt mit den celtiſchen Bewoh-

nern von Wales und der französischen Bretagne. Die dritte Periode endlich ist die der Schotten. Irland war das ursprüngliche Vaterland dieses Stammes, von welchem eine Kolonie sich in Argyle, Fingals und Ossians Wohnsitze niederließ. Die Ossianischen Gedichte, besonders die Haupthandlung des Fingal fallen, wie der Uebersetzer sagt, in eine Periode, wo Schottland und Irland, Gaelisch-Alba und Eirinn, von „Einem Volke von gleicher Abkunft, gleicher Sprache und Sitte bewohnt war;" also nicht etwa in die letzte Zeit der Pictischen, sondern durchaus in die schottische Periode, welche sich nach Chalmers von 843—1097 erstreckt. Von da beginnt die vierte Periode, welche der Verfasser die schottisch-sächsische nennt, wo der Einfluß der Sachsen und ihrer Kolonien in Schottland seinen Anfang nahm, und sächsische Sitte, Verfassung und Sprache allmählig die Oberhand behielt.

Fingals und Ossians Thaten und Gesänge gehören in das Zeitalter der Normannen; damit wird mit einemmahle vieles klar und leicht begreiflich, was bisher dunkel erschien, und ein Gefühl unauflöslicher Schwierigkeit erregte. Zuerst das gänzliche Stillschweigen und Nichterwähnen des ganzen südlichen Theils der großen brittischen Insel. Die damahls in England herrschenden Sachsen hatten genug zu schaffen, sich selbst gegen die Einfälle der Dänen zu schützen, so daß sie wohl gar nicht daran denken konnten, Schottland erobern zu wollen, oder dessen Bewohner auch nur zu beunruhigen. Beide Nationen waren ohnedem durch die Religion völlig getrennt; die Sachsen in England waren Christen, in Schottland ist das Christenthum schon von jenem Zeitraum an wohl auch verbreitet worden, aber nur allmählig und ohne sogleich zur allgemeinen Herrschaft zu gelangen. In den entferntern Gegenden und Gebirgen gab es noch manche Einwohner und Herrscher vom alten Stamme, die vom Christenthum entweder wirklich keine Kunde hatten, oder auch nicht haben und annehmen wollten. Die Institute der Druiden dagegen waren unstreitig zu dieser Zeit schon erloschen. So erklärt es sich, daß in diesen Gedichten keine einzige deutliche Erwähnung derselben sich findet; wie überhaupt die dem Ossian eigenthümliche Götterlehre, oder vielmehr der gänzliche Mangel einer solchen. Ein Mangel, der wohl nicht wenig

beigetragen hat, dieſe Gedichte dem in ähnlicher unbeſtimmten Mitte ſchwebenden, von rohem Aberglauben ziemlich befreiten, zum geiſtigen Glauben nicht vollſtändig durchgedrungenen Zeitalter zu empfehlen und angenehm zu machen. Oſſian iſt wie der traurige Nachhall eines erlöſchenden Volks, ſo auch nur der letzte ſchwindende Schatten eines untergegangenen Glaubens alter Götterlehre. Außer denen im Nebel und auf Wolken erſcheinenden Geiſtern der verſtorbenen Helden, kennt Oſſian keine Gottheit, und nennt keine mit Nahmen als den Loduinn, welcher aber nicht in Schottland und Irland, nicht in Alba und Eirinn, ſondern in der Fremde, in Lochlin verehrt ward, und welchen alle Erklärer einmüthig auf den in Skandinavien noch bis in ſo ſpäte Zeiten verehrten und vergötterten Odin deuten. Es iſt, als ob das unglückliche erſterbende Volk, deſſen letzte Klagelaute wir im Oſſian vernehmen, gar keine eigene Götter mehr gehabt hätte, nur mit Sehnſucht hinſchauend nach den herrlichen Helden und Göttergeſtalten des glücklicheren ſkandinaviſchen Nordens. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch die Normannen der Dienſt des Odin auf den orkadiſchen und ſchettländiſchen Inſeln bekannt geworden, und aus der häufigen Erwähnung in den Oſſianiſchen Gedichten möchte man faſt auf eine gewiſſe Vorliebe und beſondere Verehrung des ſkandinaviſchen Gottes, wenigſtens bei dieſem einzelnen Heldenſtamme ſchließen. Fingals Geſchlecht war durch die ſteten Abentheuer und Seefahrten, in vielfache Berührung und Verbindung mit dem der ſkandinaviſchen Könige gekommen; nicht bloß in feindlichem Kampfe, auch beim Mahle der Gaſtfreundſchaft, und durch die Bande der Liebe hatten ſie einander kennen lernen, und waren ſelbſt durch Heirath noch von Trenmor, dem Ahnherrn des Stammes her verknüpft und verwandt.

„Lochlins Fürſt! ſprach Fingal des Siegs
Mir fleußt in den Adern dein Blut.
Unſern Vätern war Streit ob dem Meer,
Ein Streit, den verewigt das Lied;
Doch oft in der Halle des Mahls
Umkreiſete froh ſie das Horn.“

Durch dieſen bald kriegeriſchen, bald gaſtfreundlichen Verkehr mit den ſkandinaviſchen Helden, Lochlins Beherrſchern, war denn auch die Kunde vom Odin an Oſſian gekommen. Ueberhaupt darf man wohl annehmen, daß bei ſo vielen Beziehungen auf Skandinavien, der nicht bloß in Sagen und Geſängen, ſondern auch in kühnen Thaten und Abentheuern ſich bewährende poetiſche Geiſt der Normannen, wenigſtens mittelbar einigen Antheil an der Erweckung der gaeliſchen Geſänge, und einigen Einfluß auf die Fantaſie der ſchottiſchen Barden gehabt habe, ſo verſchieden auch hier gaeliſche und ſkandinaviſche, wie überall celtiſche und deutſche Geſangs- und Sinnesart blieb.

Der neue Aufſchwung, welchen der Geiſt der Normannen ſeit Harald Haarfagre, wie im Frankenreich und im eigentlichen Deutſchland ſeit Karl dem Großen die Fantaſie der ſüdlicheren Abendländer nahm, hat überhaupt vielfältig auf die Entwicklung der Sage und Dichtkunſt gewirkt. Im Norden ſelbſt wurden, vorzüglich in Island, von den dahin geflohenen Normannen die Sagen vom Odin und die Geſänge der Edda jetzt von neuem erweckt und erneuert, ja auch nachdem das Chriſtenthum bis zu dem äußerſten Thule gelangte, vielleicht nur deſto eifriger erweitert und geſammelt. Diejenigen Normannen, welche ſich an Frankreichs fruchtbarer Küſte niederließen, verlernten mit der Annahme des chriſtlichen Glaubens, bald auch die Sprache ihrer Väter. Aber der aus dem Norden mitgebrachte kühne romantiſche Geiſt, blieb ihnen noch mehrere Jahrhunderte hindurch eigen. Sie haben wahrſcheinlich, wenn nicht zuerſt, doch vorzüglich, die Thaten Karls des Großen und ſeines biedern Roland in ein Gedicht verwandelt; ſie waren es, die nach England unter Wilhelm dem Eroberer das Rolands-Lied brachten, und auch an der Poeſie der Kreuzzüge haben ſie durch That und Geſang einen großen und weſentlichen Antheil gehabt.

Gehören nun die Thaten Fingals und die Geſänge Oſſians, wenn wir ihnen das höchſte Alter zugeſtehen, was ſie nur immer haben können, und ſie unmittelbar auf die Thaten folgen laſſen, in dieſes Zeitalter, an das Ende des neunten oder in das zehnte Jahrhundert unſrer Zeitrechnung; ſo iſt es bemerkenswerth, daß

ihre Entſtehung oder erſte Veranlaſſung ungefähr gleichzeitig geweſen iſt mit noch mehreren andern großen poetiſchen Erſcheinungen. Es fällt die ſchon erwähnte Ausbildung der Edda, ſo wie wir ſie jetzt noch haben, in Island gleichfalls in dieſe Zeit, in der auch Karls und Rolands Thaten ſchon den Stoff zu Liedern gegeben. Ungefähr zur ſelbigen Zeit ſammelte im Morgenlande Ferduſi die Sagen von den großen Königen und Rittern des alten Perſiens in ſeinem unſterblichen Heldenbuche; nicht viel ſpäter vollführte der ſpaniſche Cid ſeine Thaten, die gleich nachdem ſie geſchehen, in Heldengedichten erzählt, ſpäter in vielen anmuthigen Liedern beſungen wurden; und in unſerm Deutſchland war das Lied der Nibelungen, die Sage vom Attila und von ſeiner letzten Hochzeit, dem burgundiſchen Unglück, von den fränkiſchen und gothiſchen Helden, wo auch noch nicht in hochdeutſcher, ſo doch gewiß ſchon in ſächſiſcher Sprache vorhanden.

Alles dieß fällt recht in die Mitte jenes Zeitraums, welchen man gewöhnlich die „Finſterniß des Mittelalters“ zu nennen pflegt. Wohl mag in Rückſicht auf das iſolirte Leben der Nationen und der Einzelnen, auf den in den letzten Römerzeiten ſo allgemeinen und ſo lebhaften und jetzt unterbrochenen Verkehr der Völker, und in Rückſicht auf die nicht mehr ſo allgemein verbreitete Gemeinſchaft der Geiſtesbildung, und weil überhaupt die Gewerbe und Geſchäfte des Tages noch bei weitem nicht mit der Geſchicklichkeit wie in neuern Zeiten betrieben wurden, jene merkwürdige Periode der Menſchheit, mit der Nacht verglichen werden; aber eine ſternenhelle Nacht war es! Jetzt ſcheint es, befinden wir uns noch in einem verworrnen und trüben Mittelzuſtande der Dämmerung. Die Sterne, welche jene Nacht erleuchteten, ſind erblaßt, und größtentheils ſchon verſchwunden, aber noch iſt der Tag nicht angebrochen. Wohl hat man uns mehr als einmahl die bevorſtehende Erſcheinung einer neuen Sonne allgemeiner Erkenntniß und Glückſeligkeit verkündigt. Der Erfolg indeſſen hat die übereilte Verheißung keineswegs beſtätigt, und wenn irgend ein Grund vorhanden iſt, um zu hoffen, daß ſie bald in Erfüllung gehen ſoll, ſo iſt es wohl nur die empfindliche Kälte, welche in der Morgenluft dem Aufgang des Lichtes voran zu gehen pflegt.

Bei dieſer Betrachtung der Oſſianiſchen Gedichte bin ich durchgehends von dem Grundſatz ausgegangen, ihnen das höchſt mögliche Alter, die größte relative Aechtheit zuzugeſtehen, welche ihnen nur irgend beigelegt werden, und mit der hiſtoriſchen Wahrheit beſtehen kann. Bis das Gegentheil etwa durch andere äußere Gründe erwieſen wird, ſtreitet auch in der That keine innere Wahrſcheinlichkeit dagegen, daß ein ſolcher Heldenſtamm Fingals an der nordweſtlichen Küſte Schottlands im neunten und zehnten Jahrhundert geſchichtlich exiſtirt, daß es einen Oſſian wirklich gegeben habe, der als Barde und Held ſeine eignen und die Thaten ſeines Geſchlechts ſelbſt beſungen. Wenn dieſe ſtets wiederkehrende wehmüthige Erinnerung an die abgeſchiedenen Vorfahren, die in einer beſſern Vorzeit lebten, wenn die Klage um den zu früh verſtorbenen Oscar durch die häufigen Wiederhohlungen auch einförmig und ermüdend werden, ſo bildet unläugbar die Verflechtung der Perſon des Sängers in die Geſchichte ſelbſt einen ſehr glücklichen poetiſchen Mittelpunkt für das Ganze, und trägt viel zu dem Intereſſe bei, welches dasſelbe vielen Hörern und Leſern ſo anziehend gemacht hat. Aber eben weil dieſer Umſtand ſo vortheilhaft und günſtig iſt, ſo mag wohl mancher nachfolgende Barde die einmal gegebene Form benutzt und in Oſſians Perſon weiter gedichtet und geſungen haben. Daß es urſprünglich lauter einzelne Lieder und Romanzen waren, daß die oft ſehr gezwungen herbeigeführte Einſchachtelung ſo vieler Epiſoden und die oft ziemlich verworrne Verknüpfung derſelben einer ſpätern überarbeitenden Hand angehören, wird denen als wahrſcheinlich einleuchten, welche der Entſtehungs- und Fortpflanzungsweiſe alter Gedichte bei andern Völkern nachgeforſcht haben. Auch ohne dieſe künſtliche und oft dennoch verworrne Verknüpfung, bilden die Oſſianiſchen Lieder noch ein Ganzes, durch den gemeinſchaftlichen hiſtoriſchen Inhalt, da ſie doch alle auf die Geſchichten, Abentheuer und Thaten der Familie Fingal ſich beziehen. In Rückſicht auf dieſen hiſtoriſchen Inhalt, ſo wie auf ihre Würde und Gültigkeit könnte man die ſämmtlichen Lieder in drei Klaſſen eintheilen. Die erſte Klaſſe bilden diejenigen Lieder, welche die hiſtoriſche Haupthandlung, Irlands Befreiung von dem

Angriffe der Normannen durch Fingal darſtellen und betreffen. Dieſe ſind wohl als der Kern und Stamm des Ganzen zu betrachten.

In die zweite Klaſſe gehören die älteren, jener Haupthandlung vorangehenden Abentheuer und Fahrten nach Norwegen, und dann die Erzählung, wie Fingal die Ermordung des jungen Königs von Eirinn gerächt habe, welches den Inhalt des Gedichtes „Temora" ausmacht. So wenig auch hier eine innere hiſtoriſche Unwahrſcheinlichkeit gegen das Ganze ſtreitet, ſo kann es doch auch leicht geſchehen ſein, daß von dieſen Begebenheiten und Liedern manches an die Haupthandlung, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, bloß hinzugedichtet worden; nicht bloß das ſpätere, ſondern auch älteres. In der Poeſie ſind die Väter oft jünger als ihre Söhne; iſt eine berühmte That, ein großer Held der Sage einmahl gegeben und im Geſange beliebt geworden, ſo werden ihm von ſpätern Sängern und Barden leicht Gefährten und Nachfolger in ähnlicher Laufbahn, Söhne, Väter, und oft eine ganze Reihe von Ahnen und Nachkommen zugeſellt, und es wird an dem erſten Gedichte immer weiter fortgedichtet. Derſelbe ſich an das Gegebene anſchließende und nachahmende Bildungstrieb, der ſich in Zeiten der künſtlichen Poeſie durch die Nachbildung aller Formen und Manieren äußert, wirft ſich in den älteren Zeiten der Sage auf den Stoff, ihn immer weiter auswickelnd und fortſpinnend, oft noch lange nachdem der urſprüngliche Geiſt verflogen, die erſte Kraft ſchon erloſchen iſt. In die letzte Klaſſe der Oſſianiſchen Gedichte gehören wohl alle die übrigen einzelnen Abentheuer, beſonders die als Epiſoden ſo häufig eingeflochtenen tragiſchen Liebes- und Mordgeſchichten. Dieſe letzten haben ſchon eine ziemlich ſtarke Aehnlichkeit mit den ſpätern ſeit Percy ſo häufig geſammelten ſchottiſchen Balladen, die meiſtens auch eine blutige Kataſtrophe lieben. Nur herrſcht in dieſen eine treuherzigere Ausmahlung, auch zeigen ſich einzeln, obwohl der düſtere Nationalgeſchmack noch derſelbe iſt, mildere Züge und Strahlen aus den Zeiten der chriſtlichen Ritterſitten. Wir wenden uns jetzt noch mit einigen Worten zur Edda, auf welche uns ſelbſt die Betrachtung des Oſſian einigemahl hinführte, und die gegen-

wärtig in Dänemark lebhafter als jemahls, die Forſcher und Dichter beſchäftigt, und für die uns jetzt auch in Deutſchland, von Gräter, van der Hagen, Grimm, mancher ergänzende Nachtrag, und manche erhellende Bearbeitung angekündigt und zum Theil ſchon geliefert worden.

In der That, wenn irgend ein Denkmahl unſerer nordiſchen Vorwelt neben den höchſten Urkunden alter Poeſie der ſüdlichen Völker eine Stelle verdient, ſo iſt es nebſt dem deutſchen Nibelungen-Liede wohl die isländiſche Edda. Jene geiſtigere Naturverehrung, welche den ſinnlichen Griechen im Allgemeinen eigentlich fremd war, ſtrömt hier in unſerer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnißvollen Sprüchen und in weiſſagenden Geſängen; Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geſchlechter von Dichtern mit dem heilſamen Trank und Labſal wahrhafter Begeiſterung zu verſorgen. Man könnte dieſe geiſtige Naturverehrung, die ſich obwohl mit üppigern ſüdlicheren Farben auch in dem perſiſchen Zendaveſta mit mancher auffallenden Uebereinſtimmung wiederfindet, im Gegenſatz der leichtern, und bei aller Schönheit der äußern Form im innerſten Grunde doch eigentlich materiellen griechiſchen Götterlehre, das reinere, unverdorbnere, ernſte und ſtrenge Heidenthum nennen; dasſelbe, welches auch unſere germaniſchen Vorfahren beſeelte.

Eben ſo weit als das Homeriſche Weltgemählde an Klarheit der Darſtellung, und an Reichthum und heiterer Fülle des Lebens, die Nebelwelt und Schattengeſtalten des Oſſian übertrifft, eben ſo hoch iſt auch die nordiſche Edda über den Heſiodus erhaben. Oder mit andern Worten, in Rückſicht auf die kunſtvolle und geiſtreiche Entfaltung und die Schönheit der äußern ſinnlichen Geſtaltung und Form kann keine andere Mythologie, Poeſie und Kunſt mit der griechiſchen verglichen werden. Was aber die innere Natur-Anſicht, den eigentlichen Grundgedanken der griechiſchen Götterlehre betrifft, ſo muß dieſelbe hierin dem perſiſchen Zendaveſta und der Edda unſerer Vorfahren weit nachſtehen. Die Theogonie der Griechen beruht bloß auf der Idee einer unendlichen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur, welche unter vielfältigen oft ſehr ſinnlichen und materiellen Symbolen

dargeſtellt ward, und auf dem Begriff von dem ewigen Wechſel des Haſſes und der Liebe, der Anziehung und Abſtoßung des Eros und des Eris beruht, als dem Grundgeſetze der aus dem alten Urgrunde in ihr Nichts ewig kreiſenden und zurückkehrenden Naturkraft. Die ſpätere Atomenlehre, von welcher der Materialismus der Neuern ſeine Molecülchen entlehnt hat, lag ſchon deutlich in dem alten Chaos der Kosmogonie. Einzelne Weltweiſe nur erhoben ſich unter ihnen, mit Verwerfung und Verabſcheuung der alten vaterländiſchen Götterlehre, zu einem höhern Begriff von dem unter der äußern groben Hülle und todten Maſſe verborgenen einfachen Grundweſen der Natur; welches ſie bald als Waſſer, als Flamme, oder alles belebende Luft bezeichneten und verehrten, ohne doch das Licht, als das reinſte von allem, was bloß Natur iſt, als ſolches zu erkennen; ohne auch dem Waſſer oder dem Feuer alle die geiſtigen Eigenſchaften, Bedeutungen und Kräfte beizulegen, welche die perſiſche und nordiſche Kosmogonie in ihnen findet. Die Verehrung der Elemente, bei den Perſern und Germanen der weſentlichſte Theil ihrer Götterlehre, iſt überhaupt der reinere und geiſtigere Theil des alten Naturglaubens, und nicht zu verwechſeln mit dem rohen, bei den Griechen ſo allgemein herrſchenden Materialismus, welcher die Welt aus Atomen oder dem Chaos entſtehen läßt, und die Natur in ihrer unerſchöpflichen Zeugungskraft und Fruchtbarkeit bloß als ein unendliches Thier begreift. Jene geiſtigere Anſicht der Natur nun war dem größern Theile der Griechen bei aller ihrer ſinnreichen Künſtlichkeit fremd und verborgen; gemein aber war ſie den, ungeachtet der klimatiſchen Verſchiedenheit auch ſonſt noch durch Sprache und manche Lebenseinrichtung und Sitte verwandten Perſern und Germanen.

Tragiſch allerdings iſt auch die Edda, wie denn jede Naturverehrung und Naturbetrachtung allein und ohne vollſtändige Gotteserkenntniß in geſunden und ſtarken Seelen nothwendig auf eine durchaus tragiſche Weltanſicht leitet. So ſind auch die größten unter den Dichtern des Alterthums, ungeachtet aller äußern Klarheit und Heiterkeit der Darſtellung, im innerſten Gefühl, wie oft bemerkt worden, tragiſch. Das Licht der Hoffnung und

der wahren Freude kann auch in der Poeſie und in den Spielen der Einbildungskraft allein ausſtrahlen von jener Sonne der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Liebe, welche den Alten nur ſehr unvollkommen bekannt, und größtentheils verhüllt war.

Tragiſch alſo iſt die nordiſche Götterlehre, aber von ganz anderer Art freilich iſt dieſes Tragiſche als die düſtre Melancholie des nebelvollen und meiſtens gedankenleeren Oſſian. Gefallen iſt Balder, der liebenswürdigſte unter Odins Söhnen, einem unvermeidlichen Tode zum Opfer. Odin ſelber, der Ahnherr der Helden, der Urheber alles Göttlichen und Lichten wird unterliegen in dem letzten Kampfe gegen die hereinbrechenden Mächte der Finſterniß; ſo weiſſagen alte Seher, während er ſelbſt noch die edelſten unter den ſterblichen Helden durch einen frühen Tod in ſein Walhalla verſammelt, um deſto mehr Mitkämpfer zu haben, auf jenen großen Tag der Entſcheidung, den auch er vorausſieht, ohne ihm entfliehen zu können. Dieſes Tragiſche der nordiſchen Götterlehre aber wirkt um ſo inniger, um ſo ſanfter und rührender, weil auch wieder ſo viel Freudiges, alles was die Liebe Zartes und Schönes, der Frühling und die Natur Heiteres und Großes, das Heldenthum Fröhliches und Muthiges hat, darin verwebt iſt.

Indeſſen bleibt die Edda, nach allem was Suhm, Sandtwig, Thorkelin und Nyerup für die Erhellung des nordiſchen Alterthums geleiſtet haben, immer noch mehr ein Studium, als Gegenſtand des unmittelbaren poetiſchen Genuſſes. Es bedarf hier, als Mittelsperſonen ſolcher Dichter, welche Klarheit und Reichthum mit Tiefe verbinden, und dadurch im Stande ſind, die geheimnißvollen Sagen und Lieder der Edda in leicht verſtändlichen und den äußeren Sinn wie das innere Gefühl anſprechenden Dichtungen allen anſchaulich zu entfalten.

Solche von Odins Geiſte wahrhaft beſeelte Dichter und Skalden rühmt ſich Dänemark auch jetzt noch zu beſitzen, wie denn unſtreitig in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, während die Poeſie bei den andern Völkern Europa's ſchon zu erlöſchen und zu erſterben ſchien, keine andere Nation nächſt der deutſchen ſo ausgezeichnete Dichter hervorge-

bracht, die Poeſie ſo lebhaft und fruchtbar angebaut hat, als die däniſche.

Wir haben in der That Unrecht gehabt, dieß bis jetzt nicht mehr zu beachten und zu benutzen, da jene im Norden einheimiſchen Dichter der Quelle in mancher Hinſicht näher ſtehen, und wenn man ſie auch nur als Wegweiſer zur Edda betrachten will, ſo würden ſie ſchon als ſolche ſehr ſchätzbar ſein und allen Dank verdienen.

Ein geiſtvoller däniſcher Schriftſteller, Grundtwig, deſſen Werk: „Nordens Mytologi eller Udſigt over Eddalaeren, 1808“ als eine belehrende Einleitung in dieſes ganze Studium betrachtet werden kann, giebt uns folgende kurze und reichhaltige Schilderung der neuern däniſchen Dichtkunſt, in ſo fern dieſelbe auf die nordiſche Götterlehre ſich bezieht.

„Ewald dichtete ſeinen Balder, und eine dunkle Ahnung von der Herrlichkeit des Nordens ſprach ſich in dieſem Gedichte aus; aber der Dichter ſelbſt ſtand außerhalb der Welt, die er darſtellen wollte, und deßfalls konnte er von denen um ſo leichter begriffen werden, die gleichfalls außer ihr ſtanden.“

„Der männliche Pram fand, daß Thor doch wohl anders ausſehen möge in der Natur als in jener Umgebung, in welcher er ſelbſt leben und ſeine Weiſen ſingen mußte. Er ſah die Kraft des Nordens im Stärkodder ſich entfalten, und oft hat es mich geſchmerzt, daß er ſich abwandte von

„Der Muſe, die einſt die Skalden des Nordens
Begeiſtert zum kunſtloſen freien Geſang,
Von Kämpfen, und wie ein Held oft bezwang
Die felshohen Rieſen;“

denn er, rund um ſich her ein weichliches und entartetes Zeitalter erblickend, mußte in die leider wahre Betrachtung ausbrechen:

„Kein Herz wird Dein rauſchender Klang gewinnen!
Wer achtet's, wenn Deine Donner beginnen?
Sie fürchten und flieh'n Dich, und ehren Dich nicht.“

„In dichteriſcher Verzweiflung wandte er ſich nun auf die Seite des klaren Verſtandes, und obwohl er zu viel Dichtergeiſt

in ſich hatte, um dieſem kalten und rauhen Schulmeiſter immer zu gehorchen, ſo verſchloß ſich doch nun ſein Auge vor den herrlichen Geſichten, welche ſonſt auf dem Punkte, wo er ſtand, ohne Zweifel ſich ihm hätten enthüllen müſſen."

„Was ſoll man ſagen von den übrigen, welche zu der Periode gehören, die man bisweilen nicht errörhete, das goldene Zeitalter der däniſchen Poeſie zu nennen; vielleicht weil ſelbſt das reinſte Gold in ihr Glanz und Gewicht verlor. Eine Periode, wo alle, welche einen gereimten, oder reimfreien Vers ſchreiben konnten, oder zur Noth ein ſangbares Lied, ſich ſelbſt untereinander recht ſtattlich als Dichter und Skalden begrüßten. Was konnte der Norden von ſolchen erwarten! Er hatte Urſache, ſie zu fürchten, denn einige von ihnen wollten in Ewalds und Prams Spuren treten, und verſahen ſich zu dieſem Endzweck mit geringeren oder größeren Ladungen von Götternahmen und Fabelworten. Wenn ſie ſich dann recht in ihrer Kraft zeigen wollten, ſo ſtreuten ſie dieſe blindlings und auf's Gerathewohl umher; überzeugt, daß wo ſie auch hinfallen möchten, es immer an der rechten Stelle ſein würde. Die Leſer, welche Sinn hatten für das wahrhaft Große und Schöne, mußten ſich mit Ekel wegwenden von dieſer mythologiſchen Spielerei. Während die preiswürdigen Säemänner erſchrocken und beinahe verſteinert da ſtanden, daß die leeren Hülſen in dem Schutt nicht aufwachſen und hundertfältig Früchte tragen wollten, entſtand das unglückliche Vorurtheil, daß die nordiſche Götterlehre wohl nur ein leerer Wörterkram ohne Bedeutung ſein müſſe; weil man ſie ſo lange, und das zwar ohne Widerſpruch zu finden, als einen ſolchen auftreten ließ."

„Baggeſen war zu ſehr Dichter, um jenen ähnlich zu ſein, welche ſich aus den Redensarten der Edda Stelzen zuſammenſtückten, damit man ſie für groß halten ſollte. Und doch, mit Schmerz erkenne ich es, muß die Beleidigung, welche er den Göttern des Nordens anthat, faſt für größer gehalten werden, als die jener andern, denn er konnte beleidigen, und that es, indem er die alten Götter willkührlich, als wären ſie ſein Eigenthum, behandelte, ihnen die Narrenkappe aufſetzte und ſie dem großen Haufen zum Gelächter Preis gab."

„So ſtanden die Götter unſrer Väter mit abgefallnen Kronen und zerbrochnem Scepter da, bis der Skalde Oehlenſchläger es von neuem wagte, ſie da aufzuſuchen, wo ſie ſtehen und in einem Glanze ſtrahlen, den kein Schatten verdunkeln, und kein Schleier dem Auge des Dichters verbergen kann. Wohl glaubte er ſie bisweilen auch da zu finden, wo nur ihre Schattenbilder waren; wohl hat er ihnen bisweilen einen fremden, mit dem Golde des Südens durchwirkten Purpurſchmuck geliehen, den ſeine eigne künſtliche Hand webte, weil er allzu eilfertig den ihnen eignen überſah. Aber was er bis jetzt nicht ſah, das wird er gewiß in der Folge ſehen, denn er kann es; und geſchähe es auch nicht, ſo würde ihm doch ewig der Ruhm bleiben, daß er der Erſte war, welcher den Norden wieder für ſeine Götter begeiſterte und ihnen eine Tracht verlieh, welche ihre Hoheit verkündete.“

Wir können dieſem Nahmen auch noch den des Beurtheilers Grundtwig ſelbſt hinzufügen, der ſich in ſeinem Gedichte von Freys und Gerda's Liebe, als Dichter im vollſten Sinne des Worts bewährt hat.

Dieſen däniſchen Nachfolgern und Sängern der Edda können wir aber jetzt auch einen deutſchen Skalden zugeſellen. Es iſt der „Held des Nordens,“ vom Freih. Friedrich von Fouqué, von dem ich rede. In dieſem vom Geiſte Odins beſeelten und durchdrungenen Werke, ſtellt ſich die nordiſche Dichtkunſt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Schöne dem Auge dar.

Die Geſinnung, in welcher das Werk gedichtet ward, ſpricht ſich am beſten in folgenden Verſen der Anrede aus:

„Ach hättet Ihr die edlen Väter drum,
Und nur die Väter ganz allein befragt,
Uns würde längſt ſtatt frühem Morgenroth
Des Tages warmer Sonnenſchein umleuchten.
Ihr wolltet's anders, Fremde fragtet Ihr,
Und ſchuft Euch ein verkrüppeltes Gebild
Ausländ'ſcher Sitte.“

Das Gedicht enthält in drei dramatiſchen Darſtellungen die vollſtändige Sage vom Sigurd nach den ſkandinaviſchen Quellen.

Außer der Wolſunga Saga und andern gedruckten isländiſchen Saga's ſind auch einige noch ungedruckte zur ältern Saemunda Edda gehörige Stücke, wie eine Sigurdur und Brynhildar Quida benutzt worden. Es iſt uns das Ganze dieſer Sage um ſo merkwürdiger, da ihr geſchichtlicher Inhalt derſelbe iſt, wie im deutſchen Nibelungen-Liede, nur hier und da im Einzelnen abweichend und anders gewendet. Im erſten Stück, Sigurds Heldenthaten und Abentheuer, ſeine zwiefache Liebe, Unglück und Tod. Im zweiten, die Rache um ſeine Ermordung, und der Untergang der Helden in Attila's Burg. Das dritte Stück, Aslauga, behandelt die Schickſale ſeiner nachgelaſſenen Tochter, die lange unbekannt und als Hirtin lebend, dann König Regner Lodbrocks Gemahlin ward, und von der die noch vorhandenen altdäniſchen Lieder ſingen. Die dramatiſche Form, welche der deutſche Dichter gewählt hat, war dieſem Stoff vielleicht nicht weſentlich nothwendig. Eine erzählende, epiſche Form hätte auch gewählt werden können, doch hat die dramatiſche Form bei der poetiſchen Bearbeitung der alten Sagen wenigſtens den Vorzug, daß alles was darin liegt, und was ſonſt vielleicht nicht zur Klarheit gelangen und unentwickelt bleiben würde, deſto vielſeitiger und anſchaulicher dem Leſer vor Augen geſtellt werden kann. Wir glauben den deutſchen Dichter am beſten zu ehren, wenn wir ihn ſelbſt gar nicht trennen von ſeinem Werke. So ſagt er ſelbſt:

„Die Sage will ihr Recht, ich ſchreit' ihr nach;
Wer ſie verkleidet will, der folg' uns nicht!"

Die Künſtler-Eitelkeit muß man überhaupt dem Theater überlaſſen, und derjenigen Poeſie, welche der Mode dient. Es iſt das große Vorrecht der Heldenſage, daß ſie nicht bloß ein künſtliches Werk iſt, von einem Einzelnen erſonnen und gemacht, ſondern durch viele Geſchlechter von Dichtern und die wandelnden Zeiten hindurch lebendig fortwirkend, wie der Geiſt der Natur, und keinem ſterblichen Meiſter allein eigen, noch ſeiner Willkühr gehorchend. In dieſem heiligen Haine alter Dichtkunſt brach der deutſche Sänger ſich ſeinen ewig grünenden Kranz von vaterländiſchem Eichenlaube. Ohne daher ſein eignes großes Dichterver-

dienſt im Einzelnen weiter ausführlich zu entwickeln, wenden wir unſer Auge auf das Werk ſelbſt.

Vergleichen wir nun die Deutſchen Nibelungen mit dieſen nordiſchen, ſo beſteht der Vorzug des deutſchen Gedichts in dem ſanfteren Geiſte der chriſtlichen Ritterſitte, welcher das Ganze wohlthätig umſchwebt und das Einzelne mildert. In den nordiſchen Nibelungen dagegen fühlt ſich eine tiefere Bedeutung und Ahnung der Natur. Unmittelbar aus der Quelle rauſcht hier ein Strom von Wehmuth, Sehnſucht und Liebe an uns vorüber und weckt die alten Erinnerungen. In Flammen thront die Helden-Jungfrau, Sigurds erſte Geliebte. Nachdem Unheil und Rache alles vertilgt und verſchlungen hat, ſtrahlt noch über der wüſten Stätte des vollendeten Trauerſpiels, wie ein milde verſöhnendes Licht neuer Hoffnung, Aslauga empor, das Kind der herrlichſten Liebe, durch wunderbare Fügung nachmahls die junge Königin des däniſchen Helden. Brynhildis vor allen, die nordiſche Geſtalt, tritt herrlicher hier hervor, als in dem deutſchen Gedicht; in dieſem dagegen erſcheint Attila nicht ſo abſchreckend furchtbar und grauſam, ſondern in einem vielleicht für die Geſchichte allzu günſtigen Lichte. Der edle milde Rüdiger ſtellt uns einen Ritter und chriſtlichen Helden dar, wie das nordiſche, in der innerſten Anſicht und Geſinnung wirklich noch ganz heidniſche Gedicht ihn gar nicht kennt und nicht darbieten kann. So haben beide Darſtellungen der Einen Sage eine jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Localfarben.

Wie kam aber überhaupt der nordiſche Sigurd in jene urſprünglich doch am Rhein unter fränkiſchen und burgundiſchen Helden, und in Attila's Reiche an der Donau ſpielende Geſchichte? Hierauf läßt ſich etwa folgende Antwort geben. Urſprünglich mochte die Sage von den Nibelungen und vom Attila, zuerſt wohl in gothiſchen Liedern beſungen, dann auch lateiniſch niedergeſchrieben, oder in ſächſiſcher Sprache nachgedichtet, auf jenen Kreis beſchränkt ſein. Im Laufe der Zeiten aber konnte begreiflicher Weiſe manches anfänglich nicht dazu Gehörende hinein verwebt werden. Der däniſche Held, welcher im ſüdlichen Jütland herrſchte, war doch eigentlich den nördlichen Deutſchen, beſonders

den Sachſen, ſo fremd und entlegen nicht. Selbſt jener Siegfried, welcher den Wittichind, den Heerführer der Sachſen, in ihren Kriegen gegen Karl den Großen, bei ſich aufnahm und ſchützte, konnte die Erinnerung an den ältern Siegfried erwecken, und überhaupt den Ruhm dieſes Nahmens und der jütiſchen Helden auch unter den Sachſen und Deutſchen zu verbreiten beitragen.

Es möchte dann vielleicht durch einen frühern und nicht ganz ſo ſtarken aber ähnlichen Anachronismus, wie in die letzte in Oeſterreich vollendete Geſtaltung des Nibelungen-Liedes in hochdeutſcher Sprache, der dort einheimiſche Lieblingsheld Rüdiger, ſo in eine ältere vielleicht ſächſiſche oder ſonſt norddeutſche Abfaſſung des Gedichtes, der jütiſche Sigurd aufgenommen worden ſein. Ein Anachronismus bleibt es immer; denn was die nordiſche Sage auch von dieſem Sigurd Fabelhaftes erzählt, er erhält ſeine ziemlich beſtimmte hiſtoriſche Stelle durch die Vermählung ſeiner Tochter Aslauga mit dem däniſchen König Regner Lodbrok vom Jahre 780—794. Wenn dem Sigurd Ring, dem König der Dänen, welcher unmittelbar vor Regner Lodbrok herrſchte, ſelbſt in der Geſchichte einiges beigelegt wird, was offenbar dem andern jütiſchen Sigurd, dem fabelhaften Drachentödter, Faffnersbane, gehört, und aus der deutſchen Sage entlehnt iſt; ſo kann man die Aehnlichkeit und Vergleichung noch weiter fortführen, und ſich daran erinnern, wie es allerdings auch nicht leicht ſein dürfte, durch Sage und Geſchichte hindurch, zwiſchen den beiden öſterreichiſchen Rüdigern immer zu unterſcheiden, und genau zu beſtimmen, was jedem von ihnen gebührt. Anachronismen dieſer Art finden ſich auch in den Heldengedichten der Alten, und zwar aus ähnlichen Gründen einer nationalen Vorliebe, oder einer wenn gleich poetiſchen doch zugleich auch patriotiſchen Abſicht. Bekannt iſt das Beiſpiel vom Aeneas und der Dido, welche der Dichter in Liebe vereint, während der trojaniſche Held in der Geſchichte doch um einige Jahrhunderte älter iſt als ſeine Geliebte. Es würden ſelbſt in den Homeriſchen Gedichten vielleicht ſich ähnliche Anachronismen finden, wenn wir eben ſo gut im Stande wären, dieſe Lieder geſchichtlich zu commentiren, als es uns oft leicht fällt, ſie kritiſch zu meiſtern.

Die nordiſche Sage, wie glücklich auch die von ihr erfüllten und ihr folgenden Sänger ſie verjüngen, und wie anſchaulich ſie dieſelbe auch darſtellen mögen, bleibt doch immer nur Sage, Erinnerung alter Zeiten, Nachhall der Vorwelt. Was das Weſentliche darin iſt, der daraus athmende freie Naturgeiſt, die in unſer aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordiſche Gefühlsweiſe, das tritt uns viel näher noch im Shakeſpeare entgegen, greift unmittelbar ein in unſere Welt, und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht iſt er deßhalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, ſondern überhaupt aller Völker von germaniſcher Abkunft; ausgenommen, wo man hier und da durch einen angelernten ausländiſchen und undeutſchen Modeſinn dem angeſtammten Charakter der Nation und dem eignen beſſern Gefühle ſchon untreu geworden iſt.

Was ſoll man viel zum Lobe dieſes großen Künſtlers anführen? Er iſt ein Mann unter den Dichtern, während ſo viele derſelben das ihnen gern geſtattete Vorrecht ewiger Jugend oder Kindheit nur allzu buchſtäblich annehmen, benutzen oder mißbrauchen. Von ihm kann es heißen, wie Hamlet von dem alten Könige ſagt:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſeh'n."

Selbſt dem Kinde klar und verſtändlich, für die Jugend anziehend und wundervoll, bleibt er vorzugsweiſe der Freund und Lebensgefährte des Mannes, der Vertraute ſeiner Gedanken und ſeiner ernſteren Gefühle. Treu begleitet der Dichter ihn noch über die Mitte des Lebens hinaus, wenn ſchon manche andere Geſellſchafter, die uns in der Jugend anzogen, leer erſcheinen, und wir nicht mehr recht begreifen können, warum ſie uns ſo wohl gefielen. Dieſer ſein voller Werth bleibt dem Dichter, was man auch über einzelne Flecken oder ſogenannte Geſchmackloſigkeiten, die doch meiſtens nur auf Mißverſtand beruhen, ſagen mag.

Es giebt ein ähnliches Beiſpiel auf einem andern von jenem poetiſchen weit entfernten Gebiete der Geiſteswerke. Wie ſehr auch diejenigen, welche das goldene Zeitalter der römiſchen Sprache nur in den Redensarten des Cicero erblicken, die ſilberne Schreibart

des Tacitus tadeln, und die Spuren eines ſchon ſinkenden und entarteten Geſchmackes darin entdecken mögen; Tacitus wird vorzugsweiſe vor allen andern Geſchichtswerken das ewige Handbuch und Lehrbuch denkender Staatsmänner und ernſter Beobachter der Weltgeſchichte bleiben. Der Vergleich könnte zu weit entlegen ſcheinen, indeſſen findet ſich doch ein Berührungspunkt, wo beide denkende Darſteller zuſammen treffen. Denn nie iſt wohl ſeit Tacitus der Charakter eines Tyrannen mit ſolcher Tiefe geſchildert worden, als der Heinrich des Achten von Shakeſpeare. Und zwar mit ſo weniger Uebertreibung, mit ſolcher äußern Abgemeſſenheit in den Ausdrücken und Farben, daß die königliche Tochter, Eliſabeth, dieſes Gemählde vor ihren Augen aufgeſtellt zu ſehen ertragen konnte. Heinrich war ungeachtet der innern Heftigkeit und Grauſamkeit ſeiner Gemüthsart an Formen gebunden, er ſpielte zunächſt den Tyrannen in der eignen Familie und in der Umgebung ſeines Hofes; er herrſchte aus dem Dunkel ſeines Cabinets, und mußte oftmahls Umwege gehen; ſo ward er ſchon durch ſeine Lage verſchloſſen, wenn er es auch von Natur nicht geweſen wäre. Einen Charakter von gleicher Herrſchſucht und Willkühr, aber ganz anderer Natur, einen kriegeriſchen, über alle Formen wegſchreitenden, heroiſchen Tyrannen ſtellt uns Shakeſpeare in Richard dem Dritten dar. (A. W. Schlegel's Ueberſetzung, 10. Th. 1810.) Man hat die ſtarke Darſtellung ſtellenweiſe ſogar übertrieben und unwahrſcheinlich finden wollen. Aber ſo urtheilen nur diejenigen, welche die Tiefen des Menſchen nicht kennen, oder die es nicht bequem finden, dieſe Tiefen dargeſtellt zu ſehen. Wer das Leben in ſeinen großen Verhältniſſen beobachtet hat, und über die Geſchichte nachdenken will, wird die Schilderung nur allzu wahr und wahrſcheinlich finden. In dem großen Lebensgemählde, welches Shakeſpeare uns vor Augen bringt, ſehen wir eine ganze Welt ſich vor uns bewegen; die Geiſter der Vorwelt erſcheinen wie im Hintergrunde vorüberwandelnd, und eine ferne Zukunft wird ſich von dieſen bedeutenden Geſtalten und Bildern noch getroffen fühlen und ſich ſelbſt darin erkennen.

Dieſe Eigenſchaft, an die wir nur vorübergehend in einigen auffallenden Beiſpielen erinnern wollten, daß Shakeſpeare nähm-

lich unter allen Dichtern, die jemahls waren, der tiefſte und gröſte Kenner des Menſchen, und aller Tiefen des menſchlichen Gemüthes ſei, iſt ihm ſelbſt von ſeinen Gegnern und Verächtern noch niemahls ſtreitig gemacht worden.

Und damit iſt ihm dann freilich ein hoher und bleibender Werth zugeſtanden, welcher von den Regeln des Theatergeſchmacks ganz unabhängig iſt, und in einer ganz andern Region liegt, als die, in welcher die gewöhnliche Schaubühne ihr Weſen treibt.

Wäre Shakeſpeare nichts weiter als der erſte und vortrefflichſte Dichter der britiſchen Bühne, ſo dürfte es ſchwer halten, die Streitfrage über ſeinen künſtleriſchen Werth mit allgemeiner und ſiegender Uebereinſtimmung ſo bald zur Entſcheidung zu bringen. Denn das ſcheint nun einmahl unvermeidlich, daß eine jede Nation, welche Charakter hat, und ſich eines ihre geiſtigen Kräfte vereinenden groſen Mittelpunktes erfreut, ſobald dramatiſche Vergnügungen oder Kunſtverſuche bei derſelben in Gang kommen, für ihr beſonderes, dem Nationalſinn angemeſſen geſtaltetes Theater, eine ganz ausſchlieſende, gegen die Vorzüge der Andern oft blinde und ungerechte Vorliebe hegen wird. Man nehme nur einen Franzoſen und einen Deutſchen, welche über die gegenſeitigen Vorzüge von Goethe und Schiller, oder von Corneille und Racine mit einander ſtreiten, und es wird ſich leicht ermeſſen laſſen, wie lange der Streit fortgeführt werden kann, ehe er zum Ende kommt; nähmlich ſo zu Ende, daß einer den andern wirklich überzeugt, oder auch nur daß beide einander verſtehen. Selbſt die Menge der theoretiſchen Arbeiten und Anſichten über die dramatiſche Kunſt giebt dem Streit bei ſo ſchwer auszurottenden Vorurtheilen noch mehr Nahrung. Faſt möchte es noch leichter möglich ſcheinen, über verſchiedene Glaubensmeinungen ſich zu verſtehen, als in den Theaterſtreitigkeiten eine Entſcheidung zu geben, die beide Partheien befriedigen könnte, da gewöhnlich keine von ihren Grundſätzen oder Vorurtheilen auch nur um ein Haarbreit nachgeben will. Der Franzoſe geht in der Vorliebe für ſeine tragiſchen Dichter ſo weit, daß er ſie ſogar den griechiſchen, dem Sophokles und Euripides an die Seite zu ſtellen wagt. Eine Parallele, die freilich in Frank-

reich, wo nur einzelne Gelehrte das griechiſche Alterthum kennen, leichter durchzuführen iſt, als in andern Ländern, in denen, wie in England und Deutſchland, die Kenntniß der alten Dichter als ein weſentliches Stück der Geiſtesbildung und Erforderniß einer guten Erziehung betrachtet wird, und unter den höhern Ständen wenigſtens allgemein verbreitet iſt. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glaubte, daß Spanier und Engländer, weil ſie mit ſolchen Parallelen nicht ſo zudringlich und anmaſſend ſind, an ihrem Calderon oder Shakeſpeare weniger feſt hingen. Wie ſollten ſie auch nicht, da dieſe großen Dichter ihrer Bühne vollkommen kundig und mächtig, dem beſondern Bedürfniß ihrer Nation ſo ganz entſprechen!

Erklärten wir uns nun mit entſchiedener Vorliebe für den Shakeſpeare, ſo geſchah es eben deßwegen, weil er noch etwas anderes und etwas ungleich größeres iſt, als ein dramatiſcher Dichter. Daß er Regel auch für unſre deutſche Bühne ſein könnte, glaube ich nicht, weil ich dafür halte, daß jede Bühne ihre eigne, der Nation und Zeit gemäße Regel und Form ſich ſelbſt finden und geſtalten muß. Ob die Regel unſrer Bühne ſchon vollſtändig entdeckt und aufgefunden ſei oder nicht, laſſe ich dahin geſtellt ſein. Daß Shakeſpeare's Form nicht ohne große Einſchränkungen und Abweichungen für uns anwendbar ſei, ſcheint auch unſer Schiller in ſeiner letzten Zeit hier und da mit Deutlichkeit bis in das Einzelne gefühlt zu haben, obwohl er zunächſt von jener Form, ſo wie er dieſelbe begriffen hatte, ausging.

Ein höherer Werth als irgend eine Form verleihen kann, liegt in dem großen Geiſt und dem tiefen Gehalt des britiſchen Dichters. Will man indeſſen in dieſe ihm eigenthümliche Form eingehen und beobachten, wie ſein Geiſt ſich dieſelbe angebildet und nach ſeinem Bedürfniß geſtaltet habe, ſo wird man ſie merkwürdig genug finden, und auch überall auf Beweiſe ſtoßen, daß derſelbe umfaſſende und durchdringende Verſtand, welcher ihn vor allen andern Dichtern in der Auffaſſung des Menſchen und des Lebens auszeichnet, ihn auch bei der Abfaſſung und Einrichtung ſeiner Werke keineswegs verlaſſen hat. Beweiſe dieſer Art finden ſich reichlich in dem altengliſchen Theater, Berlin 1811, womit

Ludwig Tieck den Freunden des Dichters ein willkommenes Geſchenk gemacht. „Perikles," wovon es hiſtoriſch erwieſen, und auch bei den zweifelſüchtigſten Kritikern keinem Zweifel unterworfen iſt, daß er von Shakeſpeare herrührt, obwohl aus einer frühern Zeit als die reifern Werke, iſt ganz einem poetiſchen Holzſchnitte zu vergleichen; mehr Forderungen und andere, darf man nicht daran machen, aber die Vorzüge, die ein ſolcher etwa aus Dürers Zeit, in der Kunſt behaupten kann, beſitzt er als Gedicht in vollem Maaße. Von ſolchen geringen Anfängen begann Shakeſpeare, und wie viele Stufen mußte er nicht durchwandelt haben, ehe er zu jener Reife des Geiſtes, und Sicherheit in der Ausführung gelangte, welche wir in den ſpätern Werken bewundern. Der „Flurſchütz von Wakefield," nicht von Shakeſpeare, aber aus jener Zeit, die ihn hervorbrachte, und ſehr bezeichnend für dieſelbe, iſt durchaus eine Volkskomödie, ausgezeichnet durch die fröhliche Kraft und die treuherzige Laune, welche darin herrſcht. Die dramatiſchen Vorgänger und Nebenbuhler Shakeſpeare's waren meiſtens nicht etwa rohe Naturgenies, ſondern überkünſtliche Pedanten, welche in einer affectirten Schreibart, wie auf Stelzen dem Seneca oder einigen Franzoſen nachſtolperten. Shakeſpeare ſchloß ſich ganz an die neben jenen verfehlten Beſtrebungen doch noch übrig gebliebene alte Volkskomödie; eine Gattung, die, obwohl wenig beachtet, doch auf die Ausbildung der dramatiſchen Kunſt bei den gebildeten Nationen auch des Alterthums vielen Einfluß gehabt hat, und von der ſelbſt geringe Ueberbleibſel als Denkmahl nationaler Sitte ſchätzbar ſind, Aufmerkſamkeit und Begünſtigung verdienen. Aus dieſem Standpunkte und in Beziehung auf Shakeſpeare, erhält das genannte Stück Werth und Bedeutung.

Das merkwürdigſte in jener Sammlung aber iſt der alte „König Johann." Wer irgend, wenn er den Dichter kennt, noch Zweifel hegen ſollte, ob dieſe ältere Bearbeitung auch von Shakeſpeare herrühre, darf nur die Scenen von dem jungen Arthur leſen, wie er geblendet werden ſoll, und dann wie er aus dem Gefängniſſe entſpringen will und ſtirbt. Eben dieſe Scenen, mit der ſpätern Bearbeitung verglichen, können vorzüglich zum Beweiſe dienen, wie glücklich und mit welcher Ueberlegung und Sorgfalt

der große Meiſter die eignen Werke zu vollenden und vollkommner auszubilden verſtand. Die Darſtellung iſt auch dort wahr, einfach, rührend, tragiſch; aber die Motive ſind oft mehr allgemein und redneriſch, wenn man ſie vergleicht mit jenen Zügen, die der kindlichen Natur abgelauſcht, eben weil ſie ſo naiv ſind, bei dieſem ſchmerzlichen Anblick der leidenden Unſchuld, in's Innerſte der Seele treffen; dieß gilt beſonders von der Scene, wo er geblendet werden ſoll, und Hubern endlich bewegt, den grauſamen Befehl unerfüllt zu laſſen. Bei der Scene, wo Arthur ſtirbt, möchte man faſt für die ältere Bearbeitung entſcheiden.

Eben dieſer Dichter, welcher die Tiefen des Herzens wie kein anderer an's Licht zu ziehen und in unſerer eigenen Bruſt zu erſchüttern weiß, umfaßte mit ſeinem hellen Verſtande die ganze Mannichfaltigkeit des wundervollen Menſchenlebens. Seit den Homeriſchen Gedichten hat die Poeſie kein Weltgemählde hervorgebracht wie das, welches Shakeſpeare uns vor Augen ſtellt; ſo reich und lebendig, ſo umfaſſend groß, und ſo treu in den einzelnen Zügen. Er iſt der dramatiſche Homer des Nordens, aber eines ſpätern, gebildeten, unſers Nordens; einer nicht mehr bloß durch die freie Naturkraft allein, ſondern zugleich auch durch den Verſtand beherrſchten, geſtalteten und vielfältig verwickelten Welt.

So haben wir verſucht, die vaterländiſche Dichtkunſt bis zu der Wurzel und ihrem nordiſchen Stamm hinauf zu verfolgen. Welche Früchte derſelbe alte Stamm, unter einen ſüdlichern Himmel verſetzt, ſchon in frühern Zeiten getragen; welche er wohl noch, ohne daß ſeiner Natur zu viel Gewalt geſchehe, tragen könne, verdient eine eigene Betrachtung, die wir uns für die Folge vorbehalten.

4.

Nachtrag über Shakeſpeare's ältere dramatiſche Werke.

In der Abhandlung über nordiſche Dichtkunſt machten wir unſere Leſer ſchon aufmerkſam auf einige von Tieck in deſſen altengliſchem Theater überſetzte Jugendſtücke von Shakeſpeare, die man gewöhnlich unter dem Nahmen der unächten verworfen, und von den meiſten Ausgaben des Dichters ausgeſchloſſen hat; und über den eigenthümlichen Charakter und älteren Styl dieſer früheren dramatiſchen Werke des großen Dichters wollen wir hier noch einiges zu jenen Bemerkungen hinzufügen.

Von mehreren dieſer Stücke iſt es hiſtoriſch gewiß und erwieſen, auch von den gründlicheren Kritikern eigentlich nie bezweifelt worden, daß ſie von ihm herrühren, obwohl aus früherer Zeit als die allgemein anerkannten. Von einigen andern aber iſt dasſelbe in einem ſo hohen Grade wahrſcheinlich, daß dieſe innere Wahrſcheinlichkeit für Gewißheit gelten kann. Dieß gilt vor allen andern von dem ältern König Johann. Dieſes Stück, welches niemand, der den Dichter kennt, ihm wird abſprechen wollen, kann im Vergleich mit der ſpätern Bearbeitung zum Beweiſe dienen, mit welcher Sorgfalt der große Meiſter die eignen

Werke zu überarbeiten und zu vollenden verstand. „Nur in der Scene, wo Arthur stirbt," hieß es in jenem Aufsatze über nordische Dichtkunst, „möchte man fast für die ältere Bearbeitung entscheiden."

Arthurs Monolog, ehe er von der Mauer herabspringt, und dann, nachdem er den unglücklichen Sprung gewagt und die Glieder gebrochen hat, lautet folgendergestalt:

Arthur (auf der Mauer).

„Nun Glück! hilf meinen Vorsatz mit begünst'gen,
Quäl' nicht mit noch mehr Elend meine Jugend!
Das Leben wag' ich, Freiheit zu gewinnen,
Und sterb' ich, hat die Noth der Welt ein Ende.
Furcht will den kühnen Entschluß mir verleiden;
Ich fehle wohl, und dann fall' ich hinab,
Und wenn ich falle, ist der Tod gewiß.
Nein, laß es lieber, lebe im Gefängniß.
Gefängniß, sagt' ich? Lieber Tod als das!
Muth und Vertrauen kommen mir zurück.
Nur muthig! dieser Sprung gilt Leben oder Tod."

(Er springt und zerschmettert sich; bleibt dann eine Weile betäubt).

„Ach! weh! ist niemand da? O, nehmt mich auf!
Wo ist meine Mutter? Laßt mich mit ihr reden. —
Wer thut so weh mir? — Redet! — Seid ihr fort? —
Ach, armes Kind, ich bin hier ganz allein. —
Die Mutter rief ich! Hab' ich denn vergessen:
Im Fall, im Fall starb meiner Mutter Sohn?
Wie wird sie weinen, hört sie meinen Tod!
Ja Tod. Gott, die Gebeine sind gebrochen.
Die Seele, süßer Jesu, nimm, vergieb den Fürwitz;
Die Mutter tröste, vor Verzweifeln hilf ihr,
Wenn sie mein jämmerliches Ende hört."
„Die Zunge will dem Herzen nicht mehr dienen,
Die Lebenskraft flieht den zerbrochnen Leib;
Ich sterb', ich sterb', Gott, nimm die flieh'nde Seele
Und treffe alles Glück dich, liebe Mutter!"

(Er stirbt.)

Diese Stelle mag zugleich denen, welche noch Zweifel hegen, ob das alte Stück auch wirklich von Shakespeare herrühre, die-

ſelben benehmen. Denn welcher andere als Er könnte ſie wohl gedichtet haben? In der neuern Bearbeitung ſtehen, anſtatt des ganzen Monologs nach dem Sprunge, bloß folgende Verſe:

„Weh! meines Oheims Geiſt iſt in dem Stein;
Nimm, Gott, die Seel', und England mein Gebein!"

Hier iſt allerdings für den Leſer, und bloß als Gedicht beurtheilt, das Uebergewicht ganz auf Seiten der ältern Bearbeitung. Ich glaube, der Dichter hat den Monolog abgekürzt, und deſſen Schönheit aufgeopfert, in Rückſicht, daß er zu lang war, um in dieſer peinlichen Lage auf der Bühne geſprochen zu werden. Wie reich muß der ſein, welcher ſolche Schönheiten aufzuopfern, und ſie durch andere zu erſetzen im Stande iſt! Merkwürdig iſt auch, wie in der Scene im Gefängniß zwiſchen Hubert und Arthur, der eben geblendet werden ſoll, im alten Stück der edle Knabe alle Beweggründe, um ſeinen Peiniger zu beſänftigen, meiſtens von Gott hernimmt und von den furchtbaren Strafen, welche die ewige Gerechtigkeit den Unthaten ſolcher Grauſamkeit vorbehält. In dem neuen Stücke ſind dieſe obwohl großen und wahrhaft poetiſchen aber allgemeinen Motive meiſtens bei Seite gelaſſen, dagegen iſt das Rührende der kindlichen Bitten mit einer Wahrheit heraus gehoben, die jedes Herz erſchüttert und alle Saiten des Gefühls aufregt.

Wenn der Ueberſetzer der älteren Bearbeitung des „König Johann" jedoch überhaupt den Vorzug vor der neuern geben will, ſo kann ich ihm darin nicht beiſtimmen. Ich finde vielmehr in der erſtern, ungeachtet der angeführten Stellen und ſo vieler andern, welche die Aechtheit des Werkes über alle Zweifel erheben, im Einzelnen viele Rohheit, beſonders in den Scenen, wo Mönche und Nonnen mit ſo gröblicher Satyre von dem launenhaften Baſtard mißhandelt werden. Vorzüglich aber in dem Ganzen des Stücks iſt ein weniger tiefer und allgemeiner Geiſt. In dem ältern iſt die Hauptſache ein gewiſſer beſchränkter Patriotismus und altengliſcher Haß gegen das Papſtthum. Es geht der Sinn des Ganzen zuſammen in die Schlußverſe:

„Wenn Englands Pairs und Bürger einig werden,
Kann Frankreich, Spanien und Papst sie nicht gefährden.“ —

Der Herausgeber setzt die Abfassung des Stücks, unmittelbar nach der Zerstörung der spanischen Armada. Eine jenem Zeitraume ganz entsprechende patriotische Absicht und Gesinnung ist unverkennbar darin. In dem spätern Stücke fällt jene beschränkte Beziehung weg, und es ist das Herrschende neben dem furchtbar Tragischen in dem Wechsel des großen und königlichen Lebens, die innere Nichtigkeit und Erbärmlichkeit der meistentheils alle Politik bestimmenden Ansichten und Beweggründe. Es ist eine aus der tiefsten Menschen- und Völker-Kenntniß geschöpfte bittre Satyre über das verworrne Treiben der gewöhnlichen Welt und Staatsleute, wobei der Haß gegen die päpstliche Macht so ganz untergeordnet ist, daß die Stellvertreter derselben unter den übrigen politischen Menschen bloß als die klügsten und verständigsten erscheinen. In jeder Rücksicht ist die spätere Bearbeitung des „König Johann“ ein Beweis von den Fortschritten des Dichters, nicht bloß in der Kunst, die er übte, sondern auch in der Erkenntniß der Welt und des Menschen.

Unter den übrigen dramatischen Stücken, welche uns das altenglische Theater übersetzt liefert, ist der „Flurschütz von Wakefield“ als nicht von Shakespeare in der Abhandlung über nordische Dichtkunst aufgeführt worden. Und dieses zwar weil sich gar keine historischen Beweise oder Spuren über den Ursprung und Verfasser dieses Stücks vorfinden. Sonst wäre es Shakespeare's nicht unwürdig; nicht bloß durch die heitere Laune und Kraft der Darstellung, sondern auch wegen des klaren Verstandes, der darin herrscht. Durch diese letzte Eigenschaft erschien es mir vor einer Reihe von Jahren, da ich es zuerst kennen lernte, als ein unstreitiges Werk von Shakespeare. Ich hielt dieses deswegen für ein hinreichendes Kennzeichen, da es in der That schwer halten möchte, ein anderes englisches Drama aus jener Zeit aufzuzeigen, welches mit Verstand gedichtet und doch erwiesen von einem andern nahmentlich bekannten Verfasser wäre. Weil aber nähere Nachweisungen mangeln, habe ich dieses da-

hin geſtellt ſein laſſen wollen. Solche Anzeigen ſprechen unter den Stücken, welche der eben erſchienene zweite Theil des altengliſchen Theaters enthält, einigermaßen für den „luſtigen Teufel von Edmonton," den wir nach innrer Wahrſcheinlichkeit Shakeſpeare'n nicht zueignen würden. Warum aber ſollte er unter den erſten jugendlichen Verſuchen nicht auch einen haben hervorbringen können, der mehr an das Gewöhnliche und beinah Gemeine gränzt; da wir an dem alten „König Lear" ein Beiſpiel ſehen, daß er zu dieſer Zeit ſogar in das Mittelmäßige verfallen konnte, vielleicht um ſich dem Vorbilde eines beliebten Bühnendichters zu nähern, und ſich ſeiner eignen, über das Maaß der Breter hinaus ſchreitenden Größe zu entäußern? — Denn darin ſtimme ich dem Ueberſetzer ganz bei, wenn er dieſes letzte Stück ohne Anſtand dem Shakeſpeare zuſchreibt, weil ſich alle ſeine Angewöhnungen, die er nie ganz abgelegt hat, ſo viele ihm ganz eigne Wendungen, Redefiguren und Manieren darin wieder finden.

Unter allen dieſen für zweifelhaft gehaltenen und wahrſcheinlich aus ſeiner erſten Jugend herrührenden Stücken, iſt das wichtigſte der „Lokrine," welches nach hiſtoriſcher und nach innerer Wahrſcheinlichkeit für gewiß und unſtreitig ächt gelten kann. Ueber dieſes herrliche Trauerſpiel und ſeinen poetiſchen Werth bin ich mit dem Ueberſetzer am meiſten einverſtanden. Es iſt nach ſeiner Muthmaßung das früheſte von Shakeſpeare's dramatiſchen Gedichten, geſchrieben noch ehe er London und deſſen Theater geſehen hatte, mit patriotiſcher Beziehung auf die innren Unruhen, welche in der letzten Lebenszeit der Maria Stuart, England in Partheien theilten und fremde Landungen befürchten ließen. Die Ungeſchicklichkeit des Werkes für die Bühne fällt jedem auf; dabei aber ſind große Schönheiten unverkennbar. Des Dichters Vorliebe für das rieſenhaft Große und wunderbar Seltſame offenbart ſich hier auf's deutlichſte; die meiſten Reden erinnern an die vom rauhen Pyrrhus im „Hamlet," die unſtreitig aus einem frühern Schauſpiele des Dichters entlehnt iſt; und es enthält das Gedicht überhaupt, wie im Embryo, die meiſten der ſpätern Werke Shakeſpeare's. — So ungefähr urtheilt Tieck, in der Vorrede über den Lokrine, und ich finde nur, daß er ſich noch lange nicht entſchieden und

ſtark genug ausdrückt über den poetiſchen Werth dieſes hohen tragiſchen Gedichts. Sollte ich den Gang des Shakeſpeare in wenigen Worten bezeichnen, ſo würde ich den Lokrine, den Romeo, die Reihe der hiſtoriſchen Heldenſchauſpiele, und dann den Lear nennen, als die Hauptſtufen ſeiner großen Laufbahn. Lokrine darf in dieſer Reihe nicht fehlen, und weicht als erſter Anfang an innrer Größe keinem der nachfolgenden, obwohl in der Ausführung viel reiferen Werke. Sichtbar herrſchend iſt ſchon im Lokrine jener dem Shakeſpeare eingeborne, und ihn nie verlaſſende Hang, die ſchneidendſten Gegenſätze und den harten Wechſel des Weltlaufs in ihrer ganzen Härte, kurz das Räthſel des Lebens in ſeinen großen Verhältniſſen, recht als tragiſches Räthſel aufzufaſſen und darzuſtellen. Hier im erſten Aufſchwunge ſcheint die ſtrenge und ſtarre Größe des jugendlich kühnen Dichtergeiſtes vielmehr geeignet, die gebrechliche Bühne mit ihrem gewaltigen Schritt zu zertreten, als eine flüchtig angenehme, vorübergehend glänzende Erſcheinung darauf hervorzurufen. Eben darum iſt dieſes Werk unter allen andern Jugendſtücken Shakeſpeare's, für deſſen Verſtändniß überhaupt am wichtigſten. Es zeigt uns, in welcher unermeßlichen Weite von der Bühne, für die er ſchrieb, und von der Welt, die er darſtellte, der Dichter ſelbſt entfernt und ganz geſchieden ſtand; zeigt uns, in welchem Zuſtand der Herablaſſung und der Selbſtverläugnung dieſer Rieſengeiſt ſich begeben mußte, da er ſich ausſchließend der Bühne anſchmiegen wollte, ſo weit auch dieſe, wie ſie damahls in England war, noch erhaben ſein mochte über das, was wir jetzt Theater nennen. Dieſer Abſtand iſt recht ſichtbar, wenn man nicht etwa den älteren Lear, der einigen zweifelhaft ſcheinen möchte, ſondern die unſtreitig von dem Dichter herrührenden Stücke, den Perikles und den ältern König Johann mit der tragiſchen Größe des Lokrine vergleicht. Und doch iſt ſelbſt in dieſem der Zwang in ſo weit fühlbar, daß es kein Erguß der eignen Leidenſchaft iſt, was den Dichter in ſeinem Darſtellen begeiſtert, ſondern ein Streben, die äußre ihm ſo fremde Welt, recht wahr, wie ſein ſcharfer Verſtand ihre wunderbare Verwirrung aufgefaßt hatte, mit treuen, ja mit harten und grellen Zügen hinzuſtellen.

Noch deutlicher aber zeigt ſich der wahre Sinn, in welchem der Dichter dieſes eigentlich herbe, und ganz mit dem Verſtand erfaßte, und ohne Schonung und Milderung ausgeführte Gemählde der Welt entwarf, und der weite Abſtand deſſen, was er darſtellte, von ſeinem inneren Zartgefühl, in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten, von denen wir wohl demnächſt auch eine recht treue und ſorgfältige Uebertragung wünſchen möchten. Denn ſie enthalten vor allem den unentbehrlichen Schlüſſel für das innere Verſtändniß des Dichters, deſſen eigenes inneres Gefühl wir in ihnen ganz rein und unvermiſcht von äußerer Darſtellung erkennen lernen. Merkwürdig iſt es für ſein ganzes Streben, daß er dieſe von der Bühne und unmittelbaren Wirkung ganz entfernte, frei ſpielende Poeſie, worin er vorzüglich dem Spenſer folgt, durchgehends für die höhere, ja faſt für die einzige zu halten ſcheint, die des Nahmens würdig ſei, während er das dramatiſche Gebiet, worin er ſelbſt der höchſte Meiſter war, faſt mit Geringſchätzung und ungerecht bei Seite ſetzt. Im Drama ſelbſt hat er, wenn gleich er ſich zunächſt an die Volkskomödie, ſo wie überall auch an die alten Volkslieder anſchloß, wenn gleich er beſonders in der Jugend eine große Vorliebe hatte für italieniſche Novellen und für alles ſüdlich Romantiſche, dennoch keine andere äußere Anregung und keinen Gegenſtand mit ſo tiefem Ernſt und mit ſolcher Begeiſterung ergriffen, als die Heldenchronik ſeiner Nation. Die Reihe der heroiſchen Schauſpiele, die er daraus bildete, iſt faſt ein epiſches Gedicht zu nennen, und überſchreitet auf jeden Fall, wie der Dichter ſelbſt es hier und da fühlt und zugiebt, die engen Gränzen der Bühne.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen bewogen uns, den Dichter, der unter ſeiner Nation entſchieden der erſte dramatiſche, und als ſolcher von den Dichtern keiner andern Nation übertroffen worden iſt, noch unter einen ganz andern und größern Geſichtspunkt zu ſtellen, und neben der vollendeten dramatiſchen Kunſt, auch eine viel höhere Poeſie in ihm zu erkennen, die in ihrem Grundgefühl eine allgemein nordiſche und wahrhaft deutſche iſt.

Auch für unſere Zeit inſonderheit, wo die Liebe zur Poeſie ſich in mancherlei einſeitige Neigungen zerſtreut und zerſplittert hat, könnte dieſer Dichter am beſten dienen, die verſchiedenen Partheien zu vereinigen. Alle diejenigen, welche von den Alten mehr nur die äußere Form und Kunſt ergriffen haben, als die innere heroiſche Größe und Fülle der Fantaſie, kurz die, welche in das ſteife Antikiſche mehr oder minder verirrt ſind, werden ſo lange das bloße Wohlgefallen an einem rhythmiſchen Sylbengeräuſch die Liebe zur Poeſie ſelbſt noch nicht ganz bei ihnen verdrängt und verlöſcht hat, bei dieſer noch am erſten durch den Shakeſpeare feſtgehalten, deſſen innerer Geiſt den antikgeſinnten unter den neueren Dichtern in jeder Hinſicht am meiſten zuſagt. Die andere neben der antikiſchen in unſerer Poeſie herrſchende Hauptſecte bilden jene, welche Unwiſſenheit und Mangel an Studium für den ſicherſten und untrüglichſten Beweis von Genie halten, gerade das, was ſich gar nicht nachahmen läßt, immer zuerſt nachahmen und nachäffen wollen, das Kindliche unaufhörlich mit dem Kindiſchen, und das Volksmäßige mit dem Pöbelhaften verwechſeln, und ſtatt der goldenen Leier Apollo's, oder des nordiſchen Heldengeſanges, jenen bekannten, urſprünglich nur dem blauen Montag angehörigen, neupoetiſchen Dudelſack überall einführen und allgemein herrſchend machen möchten. Shakeſpeare, der große, tiefdenkende Meiſter in aller wahren Volkspoeſie, kann mit ſeinem Gewicht und unwiderſtehlichen Gewalt am beſten dazu dienen, dieſe Modegeburten der Laune, dieſe ephemeren Kleinigkeiten des Tages bei Seite zu ſchaffen.

Noch andere in unſerer Poeſie haben allerdings ein beſſeres und edleres Streben, indem ſie das Pöbelhafte eben ſo ſehr vermeiden, als das todte Antikiſche. Sie haben auch darin wohl nicht Unrecht, wenn ſie das Romantiſche als den eigentlichen Lebensgeiſt der Poeſie, und dieſe Sphäre als die angemeſſenſte für unſere jetzige deutſche Dichtkunſt betrachten. Nur wird die Poeſie, obwohl es an ſich wahr iſt, daß ſie ein Spiel der Fantaſie ſein ſoll, wenn man bloß und allein dieſe ſpielende Seite ergreift, allzuoft und allzuſehr durch ſchwächliche und kindiſche Erzeugniſſe herabgewürdigt; wenn nicht auch die tragiſche Heldengröße, jener

tiefe Ernſt des Lebens und der Weltgeſchichte hinzukommt, welchen Shakeſpeare uns in ſo mannichfaltigen Geſtalten, ſo verſtändlich klar und nah vor Augen bringt. Durchgehends romantiſch iſt Shakeſpeare's Poeſie allerdings. Er vermeidet das gezwungen Gelehrte und Antikiſche, was auch zu ſeiner Zeit ſchon vielfach um ſich griff, mit eben der ſichtbaren Abneigung, als das bloß Moderne, der Mode und Gegenwart dienende, was unvermeidlich entweder in's ſüßlich Fade, in das jämmerlich Weinerliche, oder auch in das Wilde und Rohe, immer aber in das Gemeine und Platte ausartet. Es war die Wahl und die Sinnesart des großen Dichters, welche ihn auf das Romantiſche lenkte; denn von allen jenen Abarten finden ſich unter den übrigen für die Bühne ſchreibenden Dichtern ſeiner Zeit Beiſpiele im Ueberfluß. Bloß durch etwas mehr Kraft und eine kühnere Freiheit unterſcheiden ſie ſich von den gewöhnlichen Noth- und Hülfs-Dramen unſerer Bühne. Romantiſch, aber auf die rechte Art, nicht bloß ſpielend, auch mit Tiefe, mit Ernſt und Größe, und im vollſten reichſten Sinne des Worts iſt dagegen Shakeſpeare's Poeſie. Möge ſie darin wenigſtens der unſrigen zum Vorbilde dienen.

Für die Bühne iſt es fruchtlos, fremde Formen nachahmen zu wollen. Jede Nation muß ſich hier ſelbſt die ihr angemeſſene Regel finden; und in der tragiſchen Kunſt dürfte dieſes rechte Maß, Ziel und Gewicht für uns weit eher auf dem lyriſchen Wege zu ſuchen und zu finden ſein, als auf dem hiſtoriſchen des Shakeſpeare. Calderon, ſo ſonderbar dieß auch auf den erſten Blick ſcheinen mag, ſteht uns den reifſten Erfahrungen zufolge für die Bühne und höhere Form der dramatiſchen Kunſt viel näher als der britiſche Dichter. Aber ganz abgeſehen von dieſer beſondern Rückſicht und allen daraus hervorgegangenen falſchen Nachbildungsverſuchen, betrachte ich aus den angeführten Gründen den Shakeſpeare als die allgemeine Grundlage alles beſſern deutſchen Kunſtgefühls. Von einem gründlichen Studium und Verſtändniß dieſes Dichters, der noch gar nicht allgemein verſtanden wird, kann die allmählige Ausbildung eines ſolchen höheren Sinnes für Poeſie am beſten beginnen, und dann werden auch alle die bezeichneten Partheien und Abwege in unſerer Literatur mehr

und mehr ſich verlieren und verſchwinden. In die Kinderſtube des ehemahligen franzöſiſchen Geſchmacks, zu der ſogenannten Poetik eines Boileau, Batteux oder Gottſched, noch jetzt wieder zurückkehren zu wollen, das iſt nun einmahl nicht ausführbar; obgleich es bei der allgemeinen Anarchie auch im Gebiete der Kunſt und des Schönen nicht zu verwundern iſt, wenn ſelbſt für dieſen Rückweg ſich noch einzelne Stimmen hier und da erheben. Aber nicht auf ſolche Weiſe rückwärts, ſondern obwohl durch Rückkehr und Vergangenheit bereichert, vorwärts geht der Weg.

II.

Neue Kunst und Literatur.

1.

Charakteriſtik der Meiſteriſchen Lehrjahre von Goethe.

1798.

Ohne Anmaßung und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht, und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leidenſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemählde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung, oder

eine wunderbare Stimmung unſers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſei. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehen wie Menſchen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dieß Ausſehen verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung; denn nur bei einem oder dem andern nähert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in ungleichem Maaße der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das beſchränkteſte zugleich ein ganz eignes, ſelbſtſtändiges Weſen für ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen ſich gleich bleibenden menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſein ſcheint. Das iſt eben das Sinnvolle und Schöne, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzufinden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſein, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeligten, als alles andere Naſchwerk, als er noch jedes Schauſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit demſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugeborne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von jener Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehen hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig; ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben aus, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzu-

klären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vaterländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wünſchen nicht frei von Beſorgniſſen ſein kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergetzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer von der Art, die ſich ernſthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederſchein ſeines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß ſeiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt iſt indeß die Erzählung lebhafter und leidenſchaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, ſich einer ewigen Verbindung mit ſeiner Marianne ſo nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung ſchwärmt, ſteigt die heiße Sehnſucht, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken ſcheint, auf's äußerſte, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöſcht, und die ganze ſchöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit dieſem ſo harten Mißlaut ſchließt das erſte Buch, deſſen Ende einer geiſtigen Muſik gleicht, wo die verſchiedenſten Stimmen, wie eben ſo viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder ſich vor uns entfalten ſollen, raſch und heftig wechſeln; und der ſchneidende Abſtich kann die erſt weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zuſatz von Ungeduld heilſam würzen, ohne doch je den ruhigſten Genuß des Gegenwärtigen zu ſtören, oder auch die feinſten Züge der Nebenausbildung, die leiſeſten Winke der Wahrnehmung zu entziehen, die jeden Blick, jede Miene des durch den Schleier des Werks, ſichtbar hervorſchauenden Dichtergeiſtes zu verſtehen wünſcht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunkt die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da,

der mit so vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erscheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, so verschieden sein mag, wie von der Möglichkeit, die er sich träumt, dient er zum Maaßstab der Höhe, zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft, und das Leben eine Kunst sein wird.

Der reife Verstand dieses gebildeten Mannes ist wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geschieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief ist der Uebergang nicht milde, und der Contrast zwischen seiner Poesie und Mariannens prosaischer, ja niedriger Umgebung ist stark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks ist das erste Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahlerischen Gegensätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geschiednen Massen bilden mehr oder weniger jede für sich ein mahlerisches Ganzes. Auch gewinnt er schon jetzt das ganze Wohlwollen des Lesers, dem er, wie sich selbst, wo er geht und steht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vorsagt. Sein ganzes Thun und Wesen besteht fast im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir voraussehen, daß er erst spät, oder nie als Mann handeln wird; so verspricht doch seine gränzenlose Bildsamkeit, daß Männer und Frauen sich seine Erziehung zum Geschäft und zum Vergnügen machen, und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wissen, die leise und vielseitige Empfänglichkeit, welche seinem Geist einen so hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem schönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Versuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günstige Schicksal, oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günstig beisteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt; so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Resultate des ersten

muſikaliſch zu wiederhohlen, ſie in wenige Punkte zuſammen zu drängen, und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt des theilnehmenden Leſers, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Mariannen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Dichtkunſt, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine Schönheit bewährt, und uns in die ahnungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe, wie das freie Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahnungsvollern Wünſchen hinüber ſchwankt. Eine andre Scene öffnet ſich und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimen Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Kapitel iſt wie ein neuer Act. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Abtheilung aus dem ganzen, und wie ein Syſtem in einander gefügten und gegliederten Lebensgemählde, am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſei, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt

das wunderbare Kind, mit deſſen Erſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frei zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Mariannens Bild hervor wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nähmlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit dieſer Anempfinderin contraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit jener zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers, wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Dieſe Harmonie von ſittlichen Diſſonanzen iſt noch ſchöner als jene Muſik der Gefühle, mit welcher das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines dichteriſch darſtellenden Werkes ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen wegdenken zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir bewundern, in Gedanken vernichten können; ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blattes betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt für den Menſchen, der ganz Menſch iſt und ſo fühlt und denkt, anziehend, er mag

auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze beſchaffen, wie es gebaut und gebildet iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähen, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, deſſen Inſtinkt zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angeborne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſein, den erſten Theil, unbeſchadet ſeiner Beziehung auf das Ganze, als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen; ſo fällt in die Augen, daß ſich alles auf Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie beziehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beiſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer dichteriſch dargeſtellten und darſtellenden Naturlehre der Poeſie und dichtenden Kunſt finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nähmlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt; ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Facta, und die roheſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen;

die Puppenspiele, diese Kinderjahre des gemeinen poetischen Instinkts, wie er allen gefühlvollen Menschen auch ohne besonderes Talent eigen ist; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Versuche machen und beurtheilen soll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poesie, die Künste der Gaukler, die improvisirte Komödie auf der Wasserfahrt. Aber nicht bloß auf die Darstellungen des Schauspielers, und was dem ähnlich ist, beschränkt sich diese Naturgeschichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantischen Gesängen offenbart sich die Poesie auch als die natürliche Sprache und Musik schöner Seelen. Bei dieser Absicht mußte die Schauspielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben diese Kunst nicht bloß die vielseitigste, sondern auch die geselligste aller Künste ist; und weil sich hier vorzüglich Poesie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einsame Werkstätte des bildenden Künstlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgesonderten Künstlerstand mehr bilden.

Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sei das Ganze eben so sehr eine geschichtlich lebendige Philosophie der Kunst, als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sei alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel; so ist doch auch alles Poesie, reine, hohe Poesie. Alles ist so gedacht und so gesagt, wie von einem, der zugleich ein reichbegabter Dichter und ein vollendeter Künstler wäre; und selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheint für sich zu existiren und sich eines eignen selbstständigen Daseins zu erfreuen; sogar gegen die Gesetze einer kleinlichen unächten Wahrscheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von jedermann für erhabene Poesie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in silbernen Schalen gereicht. Diese wunderbare Prosa ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieses Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des gesellschaftlichen

Lebens genommen ſind, ſo gefällt er ſich auch in ſeltſamen Gleichniſſen, welche eine Merkwürdigkeit aus dieſem oder jenem ökonomiſchen Gewerbe, und was ſonſt von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poeſie am entlegenſten ſcheint, dem Höchſten und Zarteſten ähnlich zu bilden ſtrebt.

Man laſſe ſich alſo dadurch, daß der Dichter ſelbſt die Perſonen und die Begebenheiten ſo leicht und launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſei es ihm nicht der vollſte Ernſt. Man darf es nur auf die höchſten Begriffe beziehen, und es nicht bloß ſo nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des geſellſchaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Perſonen und Begebenheiten der letzte Endzweck ſind. Denn dieſes durchaus neue und in ſeiner Art einzige Buch, welches man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Forderungen zuſammengeſetzten und entſtandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das iſt, als wenn ein Kind Mond und Geſtirne mit der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des herrlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? Eine ſogenannte Recenſion des „Meiſter“ würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Guckguck vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſein ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eines von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keines der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſein ſollte, außer daß ſie überflüſſig ſein würde, ſehr den Kürzern ziehen

müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, und ohne Wiſſenſchaft das Rechte kennt.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft, als er ſie erfüllt. Wer aber lebendigen Sinn für den organiſchen Zuſammenhang des Daſeins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielſeitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, welche uns Wilhelmen ſo anziehend macht, fühlt gleichſam die Perſönlichkeit und den lebendig eigenthümlichen Geiſt des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen oder Verwandtſchaften, und geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Geiſt und im Innern waltenden Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt charakteriſiren können; ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſei, und wie man das Ganze nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig ſcheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eines und das andre in der Mitte überflüßig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das anerkannte Götterrecht des Dichters und einer dichteriſchen und geiſtig gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beim erſten und beim letzten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bei der ſchönſten und innigſten Uebereinſtimmung und Einheit nur die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in vieles lange nicht finden können; denn bei fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn oft nur gegenſeitig.

Ueber die eigentliche Structur und den innern organiſchen Zuſammenhang des Werks muß der verſchiedene Charakter der einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen geſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht in's unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es ſchlechthin einfache Theile,

bei jenen größern Massen stehen bleiben, deren Selbstständigkeit sich auch durch ihre freie Behandlung, Gestaltung und Verwandlung dessen, was sie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre absichtslose Gleichartigkeit und ursprüngliche Einheit der Dichter selbst durch das absichtliche Bestreben, sie durch sehr verschiedenartige, doch immer poetische Mittel zu einem in sich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung ist der Zusammenhang, durch diese Einfassung ist die Verschiedenheit der einzelnen Massen gesichert und bestätigt; und so wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein System für sich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortschreitung sind ungefähr überall dieselben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erscheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im ersten Bande, unsre Erwartung und unser Interesse in die weite Ferne, und deuten auf eine noch nicht sichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet sich mit jedem Buch eine andere Scene und eine neue Welt; immer kommen die alten Gestalten verjüngt wieder; und es enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in sein eigenthümliches Wesen. Das dritte Buch, welches sich durch das frischeste und fröhlichste Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin ersten Kuß eine schöne Einfassung wie von den höchsten Blüthen der noch keimenden, und der schon reifen Jugendfülle. Wo so unendlich viel zu bemerken ist, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was schon da gewesen ist, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen ist, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen sollen. Sie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn sie dem, welcher den Meister ganz versteht, schon bekannt, und dem, welcher ihn gar nicht versteht, eben so gemein und leer, wie das was sie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb versteht, auch nur halb verständlich wären, ihn über einiges aufklärten, über andres aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Un-

ruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweite Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten; er iſt der reichſte, und zugleich der reizendſte; er iſt voll Verſtand, aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelmen der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freilich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er doch endlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gemeinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſein; daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentation eines nicht ſehr gebildeten Adels ſein. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und neu war. Daher mußte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, als es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt, und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder ein Etwas in noch unbeſtimmter Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt von dieſer Art; ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adelichen und die Komödianten zwei abgeſonderte Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtre-

ten darf, und die auf das drolligſte gegen einander manövriren. Die Beſtandtheile dieſes Komiſchen ſind keineswegs vorzüglich fein und zart und edel. Manches iſt vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contraſt zwiſchen den ſchönſten Erwartungen und einer ſchlechten Bewirthung. Der Gegenſatz zwiſchen der Hoffnung und dem Erfolge, der Einbildung und der Wirklichkeit ſpielt hier überhaupt eine große Rolle; die Rechte der Wirklichkeit werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt, und der Pedant bekommt ſogar Schläge, weil er doch auch ein Idealiſt iſt. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn ſein College, der Graf mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verſchiedenheit des Standes; der Baron darf an geiſtiger Albernheit und die Baroneſſe an ſittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin ſelbſt iſt höchſtens eine reizende Veranlaſſung zu der ſchönſten Rechtfertigung des Putzes; und dieſe Adelichen ſind, den Stand abgerechnet, den Schauſpielern nur darin vorzuziehen, daß ſie gründlicher gemein ſind. Aber dieſe Menſchen, die man lieber Figuren als Menſchen nennen dürfte, ſind mit leichter Hand und mit zartem Pinſel ſo hingedruckt, wie man ſich die zierlichſten Caricaturen der edelſten Mahlerei denken möchte. Es iſt eine bis zum Durchſichtigen gebildete Albernheit. Dieſes Friſche der Farben, dieſes kindlich Bunte, dieſe Liebe zum Putz und Schmuck, dieſer geiſtreiche Leichtſinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen könnte und was zu zart und fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiederhohlen dürfte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeiten und Tautologien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Sub-

jects, der abſichtliche Anhauch von poetiſchem Prunke bei ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen: ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Wirklichkeit und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Charakter, ſie kann nichts, und mag nichts, als darſtellen und aufführen, am liebſten ſich ſelbſt, und ſie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verſtand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maaß von Scharfſinn; aber es fehlt ihr ſo ganz an Urtheil und an Gefühl des Schicklichen, wie dem Jarno an Einbildungskraft. Es ſind ſehr ausgezeichnete, aber faſt beſchränkte, durchaus nicht großartige oder edle Menſchen; und daß das Buch ſelbſt auf jene Beſchränktheit ſo beſtimmt hindeutet, beweiſt, wie wenig es bloß Lobrede auf den Verſtand ſei, als es wohl anfänglich ſcheinen könnte. Beide ſind ſich ſo vollkommen entgegengeſetzt, wie die tiefe innige Marianne und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich dieſen ſtärker hervor, als nöthig wäre, um die dargeſtellte Kunſtlehre mit Beiſpielen und die Verwicklung des Ganzen mit Perſonen zu verſorgen. Es ſind Hauptfiguren, die jede in ihrer Maſſe gleichſam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß ſie Wilhelms Geiſt auch bilden wollen, und ſich ſeine geſammte Erziehung vorzüglich angelegen ſein laſſen. Wenn nun gleich der Zögling trotz des redlichen Beiſtandes ſo vieler Erzieher in ſeiner perſönlichen und ſittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben ſcheint, als die äußere Gewandtheit, welche er ſich durch den mannichfaltigen Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt; ſo macht er doch, dem Anſcheine nach, in dem,

was wir Kunſt nennen, bedeutende Fortſchritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind, außer daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt in gewiſſem Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt, wie ſie ſein kann, und ſein ſoll bei entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das Höchſte. Darin iſt er Jarno gleich; Beide haben am Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelmen und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung ſein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte; durch welchen Dichter konnte dieß wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakespeare wird von Wilhelmen zuerſt aufgefaßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine große Natur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo vielfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht des Künſtlers, oder was zufälliger Mangel des Werks ſein möchte, Veranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die theatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin ſetzt, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt eben dieſer Geiſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem das Ganze voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr gei-

ſtigen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dieſes fürchterliche Trauerſpiel, welches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſichtbare Erde wie einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und ihr hohles Innres, als den Wohnſitz der Strafe und der Pein darſtellt, und auf den härteſten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigſtens in Einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künſtlers anneigen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes zerſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſowohl Kritik als hohe Poeſie. Und was kann wohl anders entſtehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als ſolcher, ein Werk der Dichtkunſt anſchauend darſtellt? Es liegt nicht darin, daß dieſe Anſicht über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſei, mehr weiß, als es ſagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zwecks und des Verfahrens. Jene poetiſche Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſei, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehen ſolle; dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, welcher das Werk ſo lange als nöthig iſt, zum Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit mache. Wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, ſo mag es ihm wohl Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur Eine und untheilbar iſt, weitläuftig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Charakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon Gebildete noch einmahl bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſen und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen desſelben ſein könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine

Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kömmt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Ueberſpannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und vorherrſchender Ton dieſes Theils ſcheinen dürfte. Mignon als Mänade iſt ein glänzend lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen ſcheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt ſcheint es an einem Scheidepunkte zu ſtehen, und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſein. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanten Räthſel und ſchönen Wunder. Auch Wilhelms falſche Tendenz bildet ſich zu Maximen; aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziele oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſem zu ſein, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Drama und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans, beiſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in dasſelbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtſchaft mit der Tante ſein, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buche. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen

nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch auf eine ganz dramatiſche Art und Weiſe mit ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten, und Komödie mit ſich ſelber unter einander ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt, und auch noch die Zwiſchenreden und Bemerkungen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Ueberhaupt iſt in ihr das äußerſte Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere ſcharf zu trennen und entgegen zu ſetzen. Hier hat ſich das Innere nun gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. Es iſt der Gipfel der einſeitig ausgebildeten Innerlichkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenüberſtehet. Der Onkel nähmlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edeln einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Er iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Reihenfolge von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben, wäre wohl nicht ſeine Liebhaberei geweſen; und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer claſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion, in dieſen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele hier als angeborne Liebhaberei dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freien Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſte des Ganzen, und es wird nun dadurch, wie an dem auffallendſten

Beiſpiele gezeigt, daß er durchaus alle ſo behandelt wiſſen, und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener groſſen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie in's Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Wiederſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſein, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſein, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in dieſem Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Porträt; ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beiſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen. Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Charaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſein können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten; aber Geſpräche müßten es ſein, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen hin und her reden und ein moraliſches Gutachten fällen wollte; das wäre gewiß die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehen; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſei.

Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt, und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler, oder zum tüchtigen Mann

bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannichfachen Beiſpielen dargeſtellt, und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen plötzlich aus der Poeſie in das Gebiet der Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehen hier die gediegnen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt; aber man hat ihn, faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum beſten. Selbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er leiſtet völlig Verzicht darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalia wird Supplement des Romans. Als die ſchönſte Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht ſie einen angenehmen Contraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſein in der Geſellſchaft; Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her wie der Oheim. Es ſind Beiſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener reich entfalteten Lebenskunſtlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beim Schluß desſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt, als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die klarſte Lebens-Poeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die

Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem bedeutendſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pächterstochter; gleich nach dem Untergang Mariannens, die uns nicht als Marianne, ſondern als das verlaßne zerrißne Weib überhaupt intereſſirt, ergetzt uns der Anblick des ducatenzählenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten, wie der Wundarzt, ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelmen und ſich ſelbſt zum Beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andere im Ganzen und Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Freiheiten der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfang desſelben, an vieles von allem, was das hervorſtechendſte und bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangere Philine vor dem Spiegel als ein warnendes Beiſpiel der komiſchen Nemeſis, und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des Luſtigen und Lächerlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet; ſo iſt das reich Umfaſſende der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die Ueberraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß der Maaßſtab der Darſtellung iſt erweitert, auch die Menſchen ſind von größerm Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den

Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspunkte eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der im Verborgnen alles lenkende Geiſt. Weil er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario wird uns als ein Menſch von großer Art und Kraft geſchildert; der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites; der Abbé etwas Mageres; aber Lothario iſt vollendet in der Form, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler ſolcher großartigen Naturen, die Fähigkeit, auch zerſtören zu können. Er iſt die hochaufſtrebende Kuppel, jene ſind die feſten Grundſäulen, auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im ganzen Gebäude. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann; aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk. Nicht ſo Mignon, Sperata und Auguſtino, eine im Leiden geheiligte Familie der tiefſten Gefühls-Poeſie, welche dem Ganzen, romantiſchen Zauber und Muſik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen; aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Geiſterſtimme, und rauſcht auf den Wogen der Melodie daher, wie das Andachtsgefühl würdiger Chöre.

Es iſt als ſei alles vorhergehende nur ein geiſtreiches, intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind nur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles ſchön, gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

2.

Anzeige von Goethe's Werken.

1808.

Nach der Cotta'schen Ausgabe von 1806.

Erster bis vierter Band.

Erster Band. Lieder. Vermischte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Episteln. Epigramme. Zweiter und dritter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment.

Es ist keine leichte Aufgabe, die Werke eines Dichters, der ein Menschenalter hindurch so bedeutend und mächtig auf seine Zeitgenossen gewirkt hat, ich will nicht sagen, zu beurtheilen, und ihnen ihr wahres Verhältniß in der Bildungsgeschichte der Kunst und des Zeitalters zu bestimmen, sondern auch nur auf eine solche Weise über sie zu reden, welche den Leser wirklich fördert, ihm manches im Einzelnen verständlicher macht, und im Ganzen der höhern Erkenntniß des wahren Wesens der Poesie näher führt. Es gehört ein Entschluß, ja eine Art von Selbstverläugnung dazu. Zwar wenn der Beurtheiler zu seinen andern Vorzügen auch noch den der Jugend und Unerfahrenheit besitzt, so geht es beträchtlich leichter von Statten. Er wird sich alsdann vor allen Dingen ein philosophisches System, es sei nun über die Dichtkunst und Schön-

heit überhaupt, oder über eine beſondere Art derſelben, über die Tragödie, den Roman, u. ſ. w. erſinnen. Jener unverſiegliche Strom, welcher der akademiſchen Jugend nach einander, Kategorien und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und abſolutes Wiſſen mit gleicher Ergiebigkeit lieferte, wird es ihm an Materialien dazu niemahls fehlen laſſen. Er genießt das unbeſchreibliche Vergnügen, ſeine kleine Theorie in embryoniſcher Geſtalt, gleich in der Freude des erſten Empfängniſſes vorzutragen. Der Dichter und ſein Werk müſſen ſich ſchon darnach fügen; bleibt ja eine beträchtliche Lücke, ſo wird ſie durch ungemeſſene Lobſprüche ausgefüllt, oder wenigſtens um ſo minder fühlbar ſein, je mehr der unbefangene Geiſt in ſich ſelbſt und in die glücklich entdeckte Uebereinſtimmung verſunken, und in das Weſen eines Andern einzudringen, unfähig iſt. Wie aber, wenn der Beurtheiler jene beneidenswerthe literariſche Unſchuld unwiederbringlich verloren hat, wenn es ihm nicht mehr möglich iſt, die Urtheile und Anſichten der anders-, oder auch der gleichgeſinnten zu vergeſſen, wenn er ſelbſt in der Literatur befangen iſt, wenn er vielleicht einen beträchtlichen Theil ſeines Lebens mit dem Zeitalter in freundlicher und in feindlicher Berührung verlebte; wenn er ſich endlich durch ſorgfältige Beobachtung überzeugt hat, daß es grade die äſthetiſchen Beurtheilungen ſind, oder überhaupt die in den letztern Jahren wieder mehr als je herrſchend gewordene Wuth nach wiſſenſchaftlichen Formeln und leeren Paradoxien, wodurch bei einer von Natur tief fühlenden Nation das lebendige poetiſche Gefühl täglich mehr abgeſtumpft und verſchwemmt wird! Was ſoll er dann thun? Soll er das Beſte, Bedeutendſte und Edelſte mit Stillſchweigen übergehen, das Mittelmäßige, wie es etwa die eignen kleinen Zwecke erfordern, begünſtigen und beſchützen, das Erbärmliche aber lobpreiſen, um ſich das angenehme Gefühl zu verſchaffen, daß ſein Einfluß wohl hinreichend ſei, auch dem, was an ſich nichts iſt, einen Schein des Daſeins zu verleihen? Eine ſolche nach Abſicht und Gelegenheit beſtimmte Kritik überlaſſen wir andern, und wenden unſer betrachtendes Kunſtſtudium lieber gleich zu dem Vortrefflichen und Wichtigſten, was die Zeit eben darbietet, zu dieſer neuen Ausgabe von Goethe's ſämmtlichen Werken.

Es ſei uns vergönnt, zuerſt unſre Freude über dieſe Erſcheinung in Beziehung auf den geſammten Zuſtand der Deutſchen Poeſie überhaupt und die Fortſchritte derſelben, in den zunächſt verfloßnen Jahren kund zu geben. In der That, ſeit Schiller durch ſein letztes vortreffliches Werk „Wilhelm Tell," noch die vorigen übertraf und krönte, war die Ausbeute der Deutſchen Literatur für Poeſie nicht ſehr reich. Zwar fehlte es nicht an mancherlei neuen Erſcheinungen. Tieck, und was A. W. Schlegel aus dem Spaniſchen überſetzte, fanden mehrere Nachahmer, denen man gewiß nicht allen das Dichter-Talent abſprechen kann; nur daß ſie uns die romantiſche Schönheit des Spaniſchen Drama's in einer gar zu diminutiven Geſtalt wieder gaben. Neben den Spaniſchen fehlte es auch nicht an Griechiſchen, ja an wahrhaft Hypergriechiſchen eben ſo verfehlten, und eben ſo gehaltleeren tragiſchen Dramoletts, da die Verſuche und die Aeußerungen mehrerer Dichter von verſchiedenen Seiten her zuſammentrafen, um den alten Wunſch nach der Wiederherſtellung der Griechiſchen Tragödie, ganz in der ſtrengſten Form, ſogar die Chöre mit eingerechnet, von neuem zu beleben. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Nachahmer eher den mißlungnen Verſuch, als das vollendete Werk des Meiſters zu ſeinem Vorbilde wählen wird. Was ſchon auf der Spitze ſteht, und gefährlich an den äußerſten Gränzen ſchwebt, wird er noch übertreiben wollen; bis der redliche Kunſtfreund nur gar zu deutlich inne wird, wo das Verfehlte auch ſchon in dem erſten noch aus wahrem Dichtergefühl hervorgehenden nur in den Mitteln irrenden Streben lag; der gleichgültige Leſer aber, ohne viel zu unterſcheiden, alles unter der Benennung der Abgeſchmacktheit der neuen Zeit zuſammenwirft.

Es fehlte auch nicht an Verſuchen, die große Lücke, welche Schillers Verluſt auf der Deutſchen Bühne ließ, auszufüllen; Verſuche, an denen bis jetzt der gute Wille wohl am meiſten zu loben war. Sogar aus Pohlen, von den alten heidniſchen Preußen, und aus der Rumpelkammer geheimer Geſellſchaften, und ihrer vielbedeutenden Ceremonien wurden die Ingredienzien zu jenem dramatiſchen Allerlei herbeigeſucht, worin man das wahre Geheimniß des romantiſchen Schauſpiels ergriffen zu haben wähnte.

Unzählig endlich war auch in den letzten Jahren die Menge der neu auftretenden, durchaus genialischen Kunstjünger, die innigst überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsstoff ihrer Originalität, denn ganz ohne solchen mag sie doch auch nicht bleiben, nur in den berühmtesten Schriftstellern und Werken des letzten Decenniums suchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie, so lange abzujagen verstehen, bis er den Geist wohl aufgeben muß. Diese Gattung ist unvergänglich, nur hat auch sie ihre Zeiten, wo sie sichtbarer wird, andre, wo sie wieder in das Dunkel zurücktritt.

Zwar ließen mitten in dieser Verwirrung noch einzelne, früher bekannte Dichter ihre Stimme wieder vernehmen, aber unser Publikum ist so sehr gewohnt, Meisterwerke auf Meisterwerke in einer stetigen Reihe folgen zu sehen, daß ein Schriftsteller, der nicht von Messe zu Messe mit einem gewichtigen Bande auftritt, gar leicht in Vergessenheit, oder wohl gar in Gefahr geräth, nach einer neuerdings beliebten Formel, für nunmehr todt, und so gut als gestorben, erklärt zu werden.

Wie dem auch sei; manche, die am meisten Beruf gehabt hätten zu reden, schwiegen wirklich. Von Goethe war in einer Reihe der letzten Jahre, Eugenie das einzige größere Werk, was erschien, aber unvollendet blieb.

Desto erfreulicher ist diese neue Ausgabe von Goethe's Werken, die uns ohne Zweifel manches ganz Neue geben, manches Aeltere in noch reinerer Gestalt, oder auch in derselben, aber durch die Gesellschaft des Neuen mit erneuert, wiederbringen wird; und kann uns die Erscheinung derselben auf jeden Fall in der immer mehr verbreiteten Liebe zu einem Dichter, der sehr oft weniger nach dem allgemeinen Beifall strebte, als vielmehr die selbst erkannten Grundsätze ohne Rücksicht zu befolgen bemüht war, einen schönen Beweis von den Fortschritten des Kunstsinns in Deutschland gewähren.

Des Neuen, was die ältere Ausgabe nicht enthielt, und was auch noch sonst nicht gedruckt war, ist in den vorliegenden vier Bänden nur wenig; wir glauben dem Wunsche des Lesers zu entsprechen, wenn wir unsre Anzeige nicht bloß auf dieses be-

ſchränken. Das Urtheil der Nation über einen claſſiſchen Schriftſteller, beſonders einen Dichter, kann nur allmählig reifen und ſich bilden. So viel Treffendes und Geiſtvolles auch ſchon über die Werke des Verfaſſers und ſeinen Dichtergeiſt im Allgemeinen geſagt worden iſt, ſo glauben wir doch keineswegs, daß das Urtheil über ihn ſchon vollendet, ein durchaus richtiger Begriff von ihm und ſeinen Werken ſchon vorhanden wäre. Die Zeit erſt kann einen ſolchen zur Reife bringen, nicht der Einzelne muß ihn allein entſcheidend feſtſetzen wollen; aber ihn an unſerm Theil mit entwickeln zu helfen, das werden wir in dieſen Blättern verſuchen.

Sehr zweckmäßig beginnt die ganze Sammlung mit den Liedern, den lyriſchen Gedichten, und dem Meiſter; denn wenn uns kein andres Werk des Verfaſſers ſo genau und ſo vielſeitig mit den Anſichten desſelben von der Welt und der Kunſt, ja mit den Grundſätzen und Abſichten, nach denen er ſeine Werke bildete, bekannt macht, als der genannte Roman; ſo finden wir dagegen in den Liedern ihn ſelbſt, ſein eigenſtes Weſen nach allen Verſchiedenheiten beſonderer Stimmungen und Zuſtände faſt noch klarer und in der verſchiedenartigſten Mannichfaltigkeit ausgeſprochen.

Es liegt dieß ganz in der Natur der Sache. Das lyriſche Gedicht, das Lied, iſt die freieſte Aeußerung der Poeſie; und wenn wir bei größeren poetiſchen Werken, beſonders wenn dieſelben nicht unſer ganzes Weſen leidenſchaftlich oder begeiſtert ergreifen und mit ſich fortreißen, ſondern durch die ruhige Behandlungsart auch uns in die Stimmung geſammelter Betrachtung und beſonnener Aufmerkſamkeit verſetzen; wenn wir bei ſolchen Werken nur gar zu leicht von dem poetiſchen Eindruck ſelbſt, auf den Gegenſtand des Gedichts, auf die Grundſätze, Vorbilder und Zwecke des Künſtlers, auf die Geſetze und die Idee der Gattung, welcher das Werk angehört, hinübergleiten, ſo iſt das Lied dagegen ganz rein von ſolchen feſſelnden Beziehungen. Frei von den Geſetzen der Kunſt, wie von den Beſchränkungen der gemeinen Wirklichkeit, tönt die Stimme des Liedes aus der geheimnißvollen Tiefe des Menſchengeiſtes und der Poeſie hervor; abgeriſſen und einzeln,

ja räthſelhaft für den Verſtand, dem Gefühl aber deutlich, und ſo beſtimmt, daß wo ein ſolcher Ton einmahl eindrang, er für immer in der Seele bleibt, und wo er auch zu ſchlummern ſcheint, durch die leiſeſte Erregung doch leicht wieder hervorgerufen, und als derſelbe, der alte von ehemahls, wieder erkannt wird.

Freilich, welches Schöne und Freie ſuchte nicht der bloß mechaniſche Bildungstrieb in ſeine Sphäre herab zu ziehen, und durch wohlgemeinte Vervielfältigung zu entadeln und zu entſeelen! Man glaube nicht, daß wir hiermit bloß und allein auf die nie verſiegenden Nachahmungen oder Ergießungen der unberufenen Sänger-Zunft zielen; etwas Aehnliches widerfährt wohl auch dem wahren Künſtler, der in andern Rückſichten auf eine hohe, auf die erſte Stufe mit Recht geſtellt wird. Wir könnten berühmte Dichter nennen, die es nicht erſt ihren Nachahmern überlaſſen haben, ihre Melodien zu Tode zu ſingen. Es geſchieht dieſe Entſeelung des Liedes um ſo leichter, je mehr der Dichter eine gleichmäßig beſtimmte, künſtlichere oder gar ausländiſche Form erwählt. Der Ausdruck wird alsdann meiſtens charakterlos, allgemein und kalt, wo doch oft ein ſehr wahres und tiefes Gefühl zum Grunde lag; oder er wird, wo die Eigenthümlichkeit dennoch hindurch bricht, als Manier erſcheinen.

Von den Gedichten des Verfaſſers in elegiſchem Sylbenmaaß werden wir nachher noch insbeſondere reden; von den andern vermiſchten Gedichten aber, und eigentlichen Liedern glauben wir ohne Uebertreibung ſagen zu dürfen, daß jedes derſelben ein Weſen eigner Art, jedes derſelben ganz eigenthümlich ſei; dieſen einfachen Lobſpruch würden wir vielleicht nur wenigen unter den erwählteſten Dichtern aller Zeiten zugeſtehen.

Der Verfaſſer hat die lyriſchen Gedichte des erſten Bandes unſrer Sammlung unter die Rubriken: Lieder, vermiſchte Gedichte, Romanzen und Balladen, eingetheilt. Man denke ſich die Seele des Dichters wie einen reichen Grund, wo neben der hochanſtrebenden, und reich entfalteten Ceder, auch manche unſcheinbare Gewächſe und Geſträuche den Boden ſchmücken, deren An-

muth oder Eigenheit den Sinnigen nicht minder erfreut, und wo in der Fülle oft manches zurückgedrängt wird, und in der halben Entfaltung stehen bleibt. Was auf diese Art fragmentarisch von dem Dichter hervorgebracht wird; oder wenn man lieber will, in ihm entsteht, ist darum noch nicht immer ein Lied; denn es ist nicht genug, daß dieses aus einer besondern Stimmung des Dichters hervorgegangen sei, es muß sich auch von der Seele des Dichters ablösen, und ein unabhängiges Leben in sich tragen, um zur Sage werden, und im Munde des Gesanges die Jahrhunderte durchwandeln zu können. Ganz bestimmt ist also der Unterschied zwischen vermischten Gedichten, fragmentarischen, subjektiven Ergießungen des Dichters und Liedern, den objektiven Stimmen der innern Poesie, wenn uns anders dieser Ausdruck vergönnt ist; denn auch das Gefühl hat seine Tiefen und ewig bleibenden Grundzüge, welche sich wie ein Sagenstrom durch alle Zeiten hindurchziehen. Der Unterschied selbst ist bestimmt; doch giebt es einzelne Gedichte genug, die zwischen dem gar nicht mehr an dem Dichter klebenden, ganz in sich selbst klaren und beseelten Liede, das Aller Eigenthum ist, und der bloß persönlichen Ergießung ungewiß und unentschieden in der Mitte schweben.

Nun bliebe noch die Gränze zwischen dem Liede und der Romanze festzusetzen; aber ohne uns hier in allgemeine Untersuchungen zu verlieren, dürfen wir wohl behaupten, daß dieser Unterschied, in dem vorliegenden Fall wenigstens, nicht immer ganz bestimmt, und überall anwendbar ist. Ein Lied, das sich an irgend eine Volksmelodie anschließt, das nicht in der eignen Person gedichtet ist, sondern in irgend einer, mehr oder minder aus der romantischen Sage entlehnten, besonders wenn in diesem mythischen Hintergrunde irgend eine Geschichte andeutend vorausgesetzt, oder wohl gar theilweise erzählt wird, nähert sich durch diese Bedingungen stufenweise immer mehr der Romanze, und geht endlich ganz in dieselbe über, wie „des Schäfers Klagelied“ oder „das Bergschloß.“ Weit entfernt, dieses für eine unvollkommne Mittelgattung zu halten, glauben wir vielmehr, daß diejenigen Lieder oder Romanzen die vollkommensten sind, von denen es schwer sein würde, zu entscheiden, ob sie das eine oder das andre seien;

weil ſich beide Elemente, die tiefe Eigenheit des Gefühls, und die geheimnißvolle Andeutung der Fantaſie, nach Art des Volks und der alten Sage, ſo innig durchdrungen haben, daß ſie nicht mehr geſchieden werden können. Umfaßt ja doch der Nahme des Liedes in ſeinem urſprünglichen Sinne den erzählenden Dichtergeſang eben ſo wohl als den des bloßen Gefühls.

Wir erlauben uns daher, für unſre Anſicht einer andern Eintheilung zu folgen; wir nehmen die objektiven Lieder gleich mit zu den Romanzen, und rechnen dagegen noch außer den vermiſchten Gedichten auch manche Stücke, welche der Verfaſſer mit zu dieſen geſtellt hat, zu den bloß perſönlichen Gelegenheitsgedichten und unfertig gebliebenen Dichtungsfragmenten.

Unter den früher bekannten Liedern würden wir dem „König von Thule," dem „Sänger," dem „Fiſcher," und nächſtdem dem „Erlkönig" den Preis zuerkennen. Lieder wie dieſe ſind es vorzüglich, die wenn anders die jetzige Dichtkunſt irgend Unvergängliches hervorbringen mag, im lebendigen Munde des Geſanges als ein Eigenthum des geſammten Volks die Jahrhunderte überdauern mögen, während der Roman vom Geiſte der Zeit, die Bühne von der äußern Lage der Nation, die höhere Dichtkunſt von Religion und Philoſophie abhängig ſind. Ja wenn die Frage davon iſt, ob eine Nation mitten unter allen proſaiſchen Verhältniſſen und Beſchränkungen der jetzigen Zeit doch noch eine Erinnerung von Poeſie beſitze; ſo wird es vorzüglich darauf ankommen, ob ſie einen reichen Vorrath, einen zureichenden Cyklus ſolcher Lieder beſitze. Da ſich jetzt ſo viele Freunde der Poeſie mit der Aufſuchung alter Volkslieder beſchäftigen, ſo wäre es erwünſcht, wenn einer oder der andre, dem die Hülfsmittel dazu bei Handen ſind, uns belehrte, welches alte Bruchſtück, welcher Zug der Sage etwa bei dem einen oder dem andern jener Lieder dem Dichter vorgeſchwebt haben kann. Das Verdienſt desſelben würde dadurch gewiß nicht gemindert werden, ſondern unſtreitig in noch erhöhtem Lichte erſcheinen. Auch Bürger hat trotz der Einſeitigkeit ſeines Sinnes, und der Uebertriebenheit ſeiner Behandlungsart, große unläugbare Verdienſte um das Volkslied, deſſen Tiefe zu erforſchen er redlich beſtrebt war. Stollbergs Romanzen ſind leichter, geflügelter und

darstellender; besonders zeichnen sie sich durch den ritterlichen Adel aus. Goethe aber behauptet wohl vor allen den Vorzug der Mannichfaltigkeit und der Tiefe. Einen magischen Reiz giebt seinen Liedern das Abgerißne, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bei der vollkommensten äußern Klarheit. Freilich kann dieß, sobald es mit Bewußtsein geschieht, gar bald in absichtliche Seltsamkeit ausarten, die denn auch bei den Nachahmern und Nachäffern Goethe's im Volksliede, in so reichem Maaße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird. Bei Goethe selbst aber sind die schönsten Lieder durchgängig bis zur vollkommensten Klarheit durchgeführt, und nur einige der minder vollkommnen sind auf dem Wege dahin stehen geblieben. Wie viele andre könnten neben den erwähnten Liedern noch mit Ruhm genannt werden! „Heidenröslein," „das Veilchen," „der untreue Knabe," sind jedem bekannt; „das Blümlein Wunderschön" ist so zart spielend, als liebevoll herzlich. „Der Junggesell" und „der Mühlbach" spricht uns wunderbar musikalisch an; ja wenn wir zu so vielen vortrefflichen der früheren, den Reichthum der in dieser Ausgabe neu hinzugekommenen, wenn wir die Verschiedenheit aller, und die Vortrefflichkeit der einzelnen betrachten, so möchten wir uns beinah zu dem Ausspruch berechtigt halten: daß Goethe wohl in keiner Art der Poesie einen höheren, oder auch nur einen gleichen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, als in den Liedern, wenn nicht anders ein so bestimmter und bedingter Lobspruch schon geeignet ist, von Unverständigen als Tadel mißdeutet zu werden.

Unter den neu hinzugekommenen, zog uns vorzüglich an, „des Schäfers sehnsüchtiges Klagelied," noch mehr aber, „das alte, verfallne Bergschloß." Diesen beiden Liedern giebt das magische Dunkel einen eignen Reiz. In dem „Hochzeitsliede" scheint uns die Dunkelheit mehr ganz lokal und persönlich, als romantisch zu sein; doch ist die Fülle der Fantasie darin, welche auch der Vers angemessen ausdrückt. Zur vollendetsten Klarheit durchgedrungen ist das Lied: „Vanitas! vanitatum vanitas!" dem wir nur eine einfachere Ueberschrift wünschten; ein ergetzliches Beispiel ächt deutschen Volkswitzes! Voll froher Laune und Lustigkeit ist auch

„Ritter Curts Brautfahrt," das würdige „Stiftungslied," und der unvergleichliche „Rattenfänger." Vor allen würde die „Kriegserklärung" den Preis der Anmuth und Lieblichkeit davon tragen, wenn die nachfolgenden Strophen mit den beiden erſten von gleicher Schönheit wären. Wir haben einigemahl bemerkt, daß die Lieder des Verfaſſers aus einem ſehr gefühlvollen und romantiſchen Aufſluge im Anfange, gegen das Ende mehr in das Proſaiſche und Ironiſche herabſinken; wie dieß auch unſers Bedünkens in den ältern ſchönen Liedern, „Willkommen und Abſchied," „Neue Liebe, neues Leben," der Fall iſt.

Dieſes wären nun die vortrefflichſten unter den eigentlichen Liedern. Noch ſind einige Romanzen zurück; „der Wandrer und die Pächterin," deſſen Beziehung ganz perſönlich ſein mag; „die Walpurgisnacht," wo nur die allzu proſaiſche Erklärung des bekannten Volksaberglaubens wohl durch keine, auch noch ſo dichteriſche Behandlung der Poeſie angeeignet werden konnte; „die Braut von Korinth," die ſich durch die hohe Vollkommenheit der Darſtellung, bei einem widerſtrebenden Stoff, und „der Gott und die Bajadere," die ſich, wo nicht durch die innere Tiefe, indem der eigentliche ſchöne Sinn der indiſchen Sage ganz darin verfehlt iſt, doch wenigſtens, von dem Stoff und deſſen dichteriſchem Verſtändniß abgeſehen, durch die äußere muſikaliſche Fülle empfiehlt. Wir haben dieſer letzten beiden nicht neben den andern eigentlichen Liedern erwähnen wollen, weil ſie aus einer fremden Mythologie entlehnt ſind, oder auf eine weniger bekannte Beſonderheit des alten Griechiſchen Volksglaubens ſich beziehen. Wie weit es auch in andern Gattungen der Poeſie vergönnt ſein mag, um ſich zu greifen, und auch die entlegenere und ganz fremde Sage in ihren Kreis zu ziehen; von dem Liede fordern wir, daß es Deutſch ſei.

Wir gehen nun zu der zweiten ungleich zahlreichern Klaſſe der perſönlichen Gelegenheitsgedichte, und vermiſchten dichteriſchen Fragmente über. Viele derſelben ſind wohl als wahre eigentliche Lieder gemeint, und es nur deswegen nicht völlig geworden, weil ſie nicht ganz aus dem Dichter herausgetreten, und nicht objektiv geworden, ſondern nur ſubjektiv verſtändlich, oder nach Gelegenheit

auch ganz unverſtändlich geblieben ſind. Für die größere Zahl aber beſonders derer, die der Verfaſſer unter dem Nahmen der vermiſchten Gedichte zuſammengeſtellt hat, dürfte der richtigſte Geſichtspunkt wohl der ſein, wenn wir ſie als den erſten Anſatz der Gedichte im elegiſchen Sylbenmaaß betrachten. Hieher zählen wir beſonders die ganze Reihe der reimfreien Monodien in mythiſchen Sinnbildern, unter denen „Prometheus“ an Reichthum des Gedankens, die erſte Stelle einnimmt. Je abweichender, je ausgeſetzter dem Tadel die in dieſen Fragmenten herrſchende Anſicht der Dinge iſt, je mehr wünſchten wir, daß ſie vollkommen ausgeſprochen und entfaltet, und alle die Bruchſtücke in ein Ganzes verbunden ſein möchten.

Unter den neu hinzu gekommenen, vermiſchten ſubjektiven Liedern, empfehlen ſich: „Zum neuen Jahr,“ „Tiſchlied,“ „Generalbeichte,“ „Dauer im Wechſel“ und „die glücklichen Gatten,“ durch ihre Klarheit und frohe Laune. Mehr nur individuell ſcheint der „Nachtgeſang.“ In dem „Dithyrambus“ iſt der Gegenſatz der mit Klarheit beſonnenen und der bacchiſch begeiſterten Dichter mit ſtarken Farben dargeſtellt; und auch bloß ſo genommen, das Fragment nicht ohne Werth; doch mag der Dichter auch noch einen andern Sinn damit verbunden haben. Das begeiſterte Gedicht „Weltſeele,“ erregt um ſo mehr den Wunſch nach einer vollſtändigen poetiſchen Darſtellung der Naturanſicht des Dichters, je weniger es dieſe ganz klar ausſpricht.

Das Sonett iſt ein Wort recht zu ſeiner Zeit; eine vortreffliche Parodie der vielen holprichten und ſinnloſen Sonette, womit uns die letzten Jahre, ſeit A. W. Schlegel dieſe Gattung wieder einführte, die Schaar der Nachahmer überſchwemmt hat. Sonderbar iſt es, wie der Inſtinkt dieſer Unermüdlichen immer auf das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günſtig ſind. An den ungleich ſchwerern Terzinen haben ſich eben ſo viele nicht verſehen; dagegen welche Ueberſchwemmung von Sonetten! Eben ſo ging es mit den alten Sylbenmaaßen. An umfaſſenden Gedichten in Hexametern, haben wir, wenn wir auch die bloß philologiſchen Arbeiten und die ganz mißlungenen Verſuche mitzählen, einen ſo großen Ueberfluß eben nicht; dagegen welche Anzahl von ſinnreichen und ſinnloſen, witzigen und aberwitzigen Diſtichen!

Wir ſchließen mit der allgemeinen Bemerkung, daß alle dieſe vermiſchten Gedichte und Lieder auf einem gemeinſchaftlichen Grunde ruhen, welcher zugleich das eigentliche Weſen des Volksliedes bildet; dieſes iſt aber die tiefe Eigenheit des Gefühls, verwebt mit abgeriſſenen Andeutungen der höchſten Fantaſie. Es giebt noch ein ganz andres Element oder wenn man will, eine andre Gattung der lyriſchen Dichtkunſt; wenn dieſelbe nähmlich nicht aus einem beſondern, ſondern in ſeiner alles mit fortreißenden Kraft gemeinſchaftlichem Gefühle hervorgeht, und ſich durch Würde und Ernſt und Begeiſterung auch äußerlich gleich unterſcheidend ankündigt. Dieſen Ton haben mehrere deutſche Dichter angegeben, am meiſten Klopſtock, obwohl in ungünſtigen Formen und Verhältniſſen; ganz durchgeführt hat ihn noch keiner. Aus begreiflichen Gründen: das Volkslied kann als die letzte Erinnerung an die ehemahlige Poeſie noch fortdauern, auch bei einem, den äußern Verhältniſſen nach ganz zerſtörten Zuſtande; zu begeiſterten Nationalgeſängen bedarf es aber außer dem Dichter noch anderer Verhältniſſe, und zum wenigſten einer mitfühlenden Nation.

Gegen die Elegien war anfangs viel Einrede von Seiten der ſtrengen Sittlichkeit; wenn aber dem Dichter nichts zu ſagen erlaubt wäre, als was ſich in Gegenwart junger Frauenzimmer ſagen läßt; ſo möchte wohl überhaupt keine Poeſie möglich ſein, am wenigſten aber eine, wie die der Alten. Nach dieſem Grundſatze müßte man denn auch, die Ueberſetzungen der claſſiſchen Dichter, mit geringer Ausnahme, für etwas ganz Unerlaubtes erklären. Im Allgemeinen iſt der Sinnenreiz in der Poeſie, da wo er abſichtlich geſucht wird, und vielleicht gar der Mangel an eigenthümlicher Erfindung, an ſonſtiger Kunſt und Fantaſie, durch ein ſo ſchlechtes Surrogat unedel erſetzt werden ſoll, wie dieſes bei manchen modernen Sinnlichkeitsdichtern wohl der Fall iſt, im höchſten Grade verwerflich und verdammungswürdig. Die jugendliche Anmuth der Gefühle und alles ſinnlich Reizende aber, an der rechten Stelle, die es im Leben einnimmt und in dem beſcheidnen Maaße eines gebildeten Gefühls, darf man der Poeſie, als einer darſtellenden Kunſt, nicht ganz entziehen wollen, ohne ihr eigentliches Weſen, als volles Lebensgemählde der Fantaſie mit zu vernichten.

Es iſt eine zarte Gränze hier, worauf das ſittliche Ebenmaaß beruht, und nicht in der Pedanterei des Schicklichen, die ſich an ein einzelnes Wort oder Bild hängt, um irgend ein Aergerniß zu finden. In der poetiſchen Abſicht ſelbſt, ſind die großen Dichter des Alterthums vielleicht ſtrenger, wenigſtens reiner und unbefangener als die neuern Poeten; aber im Styl und Ausdruck war ihnen eine freiere Gränze gezogen. Am ſonderbarſten dünkte es uns daher, dieſen moraliſchen Einwurf auch von ſolchen zu hören, die da glaubten, daß unſrer Poeſie durch Nachbildungen der alten Dichter vorzüglich geholfen und gerathen ſei, und ihr doch einen, wenn gleich ſehr mäßigen Gebrauch der antiken Freiheit nicht vergönnten. Noch giebt es eine andere mehr aus der Geſchichte der Deutſchen Literatur hergenommene Antwort auf dieſen Tadel. Nachdem die Lohenſteiniſche Schule in eine ſpielende Ueppigkeit entartet war, die nur zu oft in das wirklich Unſittliche, ja Schmutzige überging, ſo ſuchten nun Klopſtock und die Gleichgeſinnten mit allem Ernſt die Würde der Deutſchen Poeſie wieder herzuſtellen, nur daß ſie dabei leider in das entgegengeſetzte Extrem einer zu einförmigen Würde und durchgehenden Feierlichkeit geriethen. Sollte die Deutſche Poeſie nicht ganz in dieſer Monotonie untergehen, ſo mußte ſie ſich wieder auf eine freiere Weiſe bewegen, und aus den unermeſſenen Regionen des Himmels wieder auf die Fluren der Erde zurückkehren. Es fehlte auch nicht an Schriftſtellern, welche dem Sinnenreiz, den Klopſtock verſchmäht hatte, ausſchließend, oder vorzüglich nachjagten; aber auf eine durchaus proſaiſche Art. Auf eine poetiſche Weiſe geſchah es vorzüglich durch Goethe, den wir in dieſer Rückſicht nicht bloß in der Elegie, ſondern auch in vielen andern Werken als den vollkommnen und nothwendigen Gegenſatz Klopſtocks für das Ganze der Deutſchen Literatur betrachten. Denn daß eine ganze Literatur oder auch nur alle Poeſie einer Nation, ſich immerfort in jener einförmigen Würde und dem feierlichen Ernſt fortbewegen und darauf beſchränkt bleiben ſolle, wie Klopſtock den Ton ſo hoch und ſtreng angegeben hatte, das wird Niemand verlangen wollen, oder auch nur ſelbſt irgend wünſchenswerth finden können.

Die ſämmtlichen Goethiſchen Gedichte in elegiſchem Sylben-

maaß kann man aus einem zwiefachen Geſichtspunkte beurtheilen. Entweder als einzelne lyriſche Gedichte, oder aber, indem man ſie alle zuſammen nimmt, und ſie als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachtet. Unter dem erſten Geſichtspunkte, als lyriſche Gedichte, würden wir ſie ſehr weit unter die gelungenſten Lieder des Dichters ſetzen. Sie ſind weniger eigen und unmittelbar, es iſt nicht dieſes friſche Gefühl, dieſe Lebendigkeit darin. Am nächſten kommen darin den Liedern wohl „Alexis" und „der neue Pauſias," überhaupt die in dieſer Abtheilung zuſammengeſtellten. In den römiſchen Elegien finden wir dagegen weit mehr Unebenheiten und Disharmoniſches. Das Geheimnißvolle der Fantaſie aber fehlt in allen, muß ſchon der Form und der Gattung nach fehlen: denn das Räthſelhafte in den „Weiſſagungen des Bakis," gehört wohl mehr der ſubjectiven Unverſtändlichkeit individueller Zuneigungen und Abneigungen an, deren wir auch bei den perſönlichen Gelegenheitsgedichten erwähnten. Dieſer geheimnißvolle Reiz der Fantaſie bewirkt es wohl, wenn wir mehr Poeſie in der Art finden, wie die Sehnſucht nach Italien in dem ſchönen Liede: „Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n?" u. ſ. w. ausgedrückt iſt, als in dem wirklichen Beſitz und ruhigen Genuß des Kunſt- und Naturbeglückten Landes, wie ihn alle dieſe Römiſchen Elegien und Venetianiſchen Epigramme ſchildern. Ja, man kann wohl vorausſehen, daß manche der ſchönſten Goethiſchen Lieder vielleicht nach vielen Jahren noch im Munde des Geſanges leben werden, während dieſe antiken Nachbildungen nur als eine vielleicht nothwendige, aber vorübergegangene Stufe der Bildung in der Deutſchen Kunſtgeſchichte ihre Stelle finden werden.

In dieſem Sinne würden wir ungefähr urtheilen, wenn wir dieſe Elegien als einzelne lyriſche Gedichte in Vergleich mit den andern lyriſchen Gedichten und Liedern unſers Dichters betrachteten. Als Nachbildungen des Antiken aber betrachtet, verdienen ſie gewiß alle die Lobſprüche, welche man ihnen in dieſer Rückſicht ertheilt hat. Der größte Unterſchied dürfte ſein, daß in den römiſchen Elegien, wo man am beſtimmteſten an die Triumvirn der alten Elegie erinnert wird, hier und da ein Anhauch von Parodie, ein leiſer komiſcher Anſtrich beigemiſcht iſt, der ſich bei den Alten

nicht findet, der ſich aber ganz natürlich einſtellt, wenn man nicht in der eignen Weiſe und Sitte, ſondern in einer halb in Ernſt, halb zum Spiel angenommenen Maske redet. Sollen aber lyriſche Gedichte antike Nachbildungen ſein? Oder müſſen ſie nicht vielmehr ihrer Entſtehung nach ganz aus dem Innern des Dichters hervorgehen, in der äußern Erſcheinung aber nicht fremd und gelehrt, ſondern durchaus national ſein, wenn ſie auch wieder in das Innere eingreifen ſollen?

Dieſes iſt der Punkt, auf den es eigentlich ankommt. Wir glauben, man müſſe alle dieſe Elegien und Epigramme nicht als einzelne Gedichte, ein jedes für ſich, ſondern ſie alle als ein zuſammenhängendes Ganzes betrachten, dem nur die letzte Einheit und Verknüpfung fehlt, um wirklich und in der That Ein Werk zu ſein, welches dann weit mehr von der didaktiſchen, als von der lyriſchen Art ſein würde. Mehrere, der ohnehin ſchon verknüpften Reihen von Epigrammen, oder Maſſen von Elegien erhalten ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt durch die Beziehung auf Italien. Es athmet in allen ein und derſelbe Geiſt; es dürfte das Individuelle, welches ohnehin nur ſchwach angedeutet iſt, nur noch etwas mehr entfernt, es dürften die allgemeinen Anſichten, welche einzeln überall hervorblicken, in der Metamorphoſe der Pflanzen aber, wie in einen Kern zuſammengedrängt ſind, nur gleichmäßiger entwickelt und entfaltet ſein, ſo würden wir ein Lehrgedicht vor uns ſehen, welches uns die Anſicht des Dichters von der Natur und der Kunſt, ihrem Leben und ihrer Bildung, einmahl vollſtändig darſtellend, von jedem anderen, älteren oder neuen Lehrgedicht durchaus verſchieden ſein, an Würde und Gehalt der Poeſie aber gewiß keinem andern größern dramatiſchen oder epiſchen Werke unſers Dichters nachſtehen würde. Ein ſolches Ganzes ſcheint uns in dieſen gehaltvollen Gedichten im Keime zu liegen, und dieſes offenbar das Ziel zu ſein, nach dem ſie mehr oder weniger alle ſtreben.

Es ſcheint ſonderbar, etwas andres von dem Dichter zu begehren, als das, was er uns wirklich giebt und darbietet. Wenn man aber geiſtigen Hervorbringungen nicht einen falſchen Werth leihen, ſondern ihnen ihren wahren Werth

erhalten will, ſo iſt es nothwendig zu zeigen, wohin ſie eigentlich ſtreben, geſetzt auch, daß dieſes Streben nicht ganz bis zur vollkommenſten Geſtaltung äußerlich durchgeführt wäre. Aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, erhält auch die gewählte Form des antiken Sylbenmaaßes ein ganz neues Licht. Wir hoffen überhaupt nicht, daß man unſre obigen Aeußerungen ſo mißverſtanden haben könnte, als ob wir den Gebrauch des antiken Sylbenmaaßes der Elegie, entweder überhaupt, oder in dem vorliegenden Falle, ganz verwerflich fänden. Um die Deutſche Sprache aus der Gemeinheit, in der ſie noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch alte Vernachläſſigung und die Verwirrung des Zeitgeiſtes verſunken war, herauszuarbeiten, gab es zunächſt wohl kein wirkſameres Mittel, als jene Nachbildungen der ſtrengſten Kunſtformen, wozu ihre Bildſamkeit ſelbſt reichen Anlaß gab, und wodurch ſo manche Meiſter ſich ein unvergängliches Verdienſt um ſie erworben haben. Als nothwendige Bildungsſtufe der Deutſchen Sprache und Kunſt müſſen dieſe gelehrten Nachbildungen zum mindeſten gewiß in ihrem Werth bleiben. Aus dem gleichen Grunde iſt auch die ſpäterhin erfolgte Nachbildung der kunſtreichen romantiſchen Sylbenmaaße der Italiener und Spanier, als eine kaum entbehrliche, wenn gleich auch nur vorübergehende Bildungsſtufe der Deutſchen Poeſie unſrer Zeit zu betrachten; um nur erſt das Gefühl für den Zauber des Reims und des romantiſchen Geſanges, für alle dieſe magiſchen Anklänge der Fantaſie, und ihre ſinnreiche Verſchlingung in den mannichfaltigſten Kunſtformen wieder anzuregen; wohin ſchon das Bedürfniß ſelbſt leiten mußte, grade als Gegenſatz der früherhin vorherrſchenden antiken Trockenheit. Wollte man nun aber ſagen, es ſeien der Studien und der vorläufigen Bildung endlich genug, die Poeſie müſſe nun anfangen, und [illegible] zu wünſchen und nichts mehr an der Zeit, [illegible] die dazu vorzüglich berufen ſind, uns [illegible] Nachbildungen der fremden, eine Deut[illegible] ſich dagegen für den vorliegenden [illegible] wiedern: Möge ſich die Deutſche [illegible] men bedienen, in allen Arte[illegible]

ganze Nation wirken ſollen; aber der Umfang der Dichtkunſt iſt nicht ſo eng zu beſchränken, es giebt Ausnahmen, es giebt Fälle, wo Styl und Sylbenmaaß der Alten durch das innere Weſen des Gedichtes ſelbſt nothwendig gefordert werden. Der Reim iſt in der Deutſchen Sprache einheimiſch, iſt ihr eingeboren und weſentlich. Der Reim aber, obwohl die ſchönſte Zierde der Poeſie, iſt nicht mit allen Kraftäußerungen derſelben verträglich; es giebt eine Poeſie der Wahrheit, wenn uns dieſer Ausdruck vergönnt iſt; ſie iſt es, ohne dramatiſche Handlung, Leidenſchaft und Verwicklung, ja ohne alles Spiel der Fantaſie, bloß durch die heitere und gediegene Anſchauung, durch die wahrhaft poetiſche Anſicht der Dinge. Das eben verſtehen wir unter dem Lehrgedicht, und dieſen hohen Begriff desſelben hatten wir im Sinn, indem wir die Vermuthung aufſtellten, die elegiſchen Studien unſers Dichters neigen ſich nach dieſer Seite hin. Für ein ſolches Lehrgedicht aber, welches in der Fülle der gediegenſten Wahrheit ſelbſt des Sinnbildlichen nicht bedürfte, oder doch nur mit einer leiſen Andeutung desſelben ſich begnügte, würde die ſpielende Umhüllung des Reims vielleicht nicht immer und überall ſo angemeſſen ſein, als die gediegene Schönheit und kraftvolle Würde des alten Hexameters, oder der Elegie. Auf dieſe Weiſe läßt ſich vielleicht die noch fernere Beibehaltung des antiken Sylbenmaaßes in unſrer Poeſie, wenigſtens für einzelne Fälle noch am beſten begründen und herleiten.

Ueberhaupt ſollte man niemahls an dem einzelnen Gedichte eines wahren Künſtlers die Wahl des Sylbenmaaßes tadeln, mag man auch im Allgemeinen, über das Sylbenmaaß ſelbſt, und das Verhältniß desſelben zur Natur und ferneren Bildung unſrer Sprache denken, wie man will; denn der wahre Künſtler wird ſeiner Form, auch der weniger günſtigen, doch Meiſter, ſo wie des Stoffes, und es verſchmilzt alles zu einem Ganzen, wo ſich nun nicht mehr trennen und ſcheiden läßt, und das man ganz bei Seite ſetzen, oder ſo nehmen muß, wie es nun einmahl iſt. Für das Individuelle in den elegiſchen Werken unſers Dichters iſt dieſes Sylbenmaaß, grade wie es hier behandelt worden, denn auch ſo anpaſſend, als ob es recht eigentlich dazu gebildet wäre, ſo daß

ſich ſchwerlich eine andre eben ſo angemeßne Form auch nur in Gedanken erſinnen ließe. Es hat das elegiſche Sylbenmaaß, wenn es ſo wie hier, nicht in der größten Strenge behandelt wird, etwas ſo angenehm Gefälliges und Nachläſſiges, daß es bei der harmoniſchen Weichheit, die ihm doch von ſeinem Urſprung her bleibt, recht dazu gemacht ſcheint, jene ſelbſtgenießende Behaglichkeit auszudrücken, welche als Grundton der mannichfaltig wechſelnden Empfindungen, die allgemeine Stimmung der meiſten dieſer Gedichte iſt.

Die rigoriſtiſche Prüfung des Sylbenmaaßes nach den Geſetzen der alten Rhythmik überlaſſen wir andern Beurtheilern, ſo wie auch die Vergleichung der verſchiedenen Lesarten der ältern und der neuen Ausgabe; nur Eine fiel uns nach der bloßen Erinnerung ſo ſehr auf, daß wir ſie im Vorbeigehen bemerken:

„Dichten iſt ein luſtig Metier,“

wo es ſonſt hieß:

„Dichten iſt ein luſtiges Handwerk,“

und wir dem Dichter nicht beiſtimmen können, daß er dem Sylbenmaaße die ganze Zierlichkeit und Anmuth des Ausdrucks aufzuopfern wählte.

Nur eine allgemeine Bemerkung über das elegiſche Sylbenmaaß, ſo wie es ſich in Deutſcher Sprache offenbart, ſei uns noch zum Schluſſe vergönnt. Wenn es nicht ſtrenge, ſondern freier und loſe behandelt wird, wie es hier der Fall iſt, ſo zerfällt es meiſtens in einzelne Diſtichen, und auch dieſe haben viel Einförmiges; es neigt daher zum Vereinzeln, und ſinkt aus der anfänglichen Würde oft in's Gemeinere. Wird aber nach dem Vorbilde der Alten einer kunſtreichen Verſchlingung der Verſe und Perioden, und der größten rhythmiſchen Mannichfaltigkeit und Strenge nachgeſtrebt, ſo ſehen wir kaum, wie der Ab[illegible] eines durchaus gelehrten und ſchweren Styls wird zu ver[illegible] ſein. Man könnte vielleicht eine oder die andere [illegible] A. W. Schlegel anführen, zum Beweiſe, daß auch [illegible] metriſchen Strenge die Klarheit des Styls in h[illegible]

erhalten werden könne; aber es kann dieſes Gelingen wohl nur als eine beſondere Ausnahme, nicht als eine allgemeine Regel angeſehen werden.

Dürften wir unſrer Stimme alſo einiges Gewicht im Rathe der ſterblichen Götter und Heroen unſrer Kunſt beimeſſen, ſo würden wir den Wunſch äußern, die Meiſter der Sprache möchten, wenn ihnen die alten Sylbenmaaße denn einmahl unentbehrlich ſind, lieber dem weitern Anbau des Hexameters ihre Kraft zuwenden, als dem anfangs gefälligen und einſchmeichelnden elegiſchen Sylbenmaaß, das ſich aber bald als ein gefährlich abwärts führendes und unheilbar widerſtrebendes für die Deutſche Sprache offenbart. Daß ein ſolches Lehrgedicht, deſſen Idee wir anzudeuten verſucht, in hexametriſchem Rhythmus eben ſo würdig und mannichfaltig als im elegiſchen ſich darſtellen könne, wird jeder gern zugeben. Nur zwiſchen dieſen beiden Sylbenmaaßen kann da die Wahl, nur von dieſen die Rede ſein; denn der Fall, daß ein wahres Bedürfniß des Gebrauchs aller der vielen lyriſchen und dramatiſchen Sylbenmaaße der Griechen ſich begründen ließe, wird wohl nie eintreten. Der wahre Künſtler, mag ſich, wie hier und da einzeln geſchehen iſt, durch einen vorübergehenden Verſuch damit bekannt machen; die weitere Ausführung dieſes Fehlgriffs, und der vollſtändige Mißbrauch desſelben aber ſollte den Neulingen überlaſſen bleiben, die um das andre unbekümmert, nach der Schwierigkeit der äußern Form zuerſt haſchen; oder jenen rhythmiſchen Philologen, bei deren halsbrechenden metriſchen Verſuchen, wenn ſie kühn durchgeführt ſind, es immer lehrreich bleibt, zu ſehen, wie ſich unſere edle Sprache zu der methodiſchen Mißhandlung geberdet.

Doch ſchon zu viel haben wir uns der Epiſoden und der Rückblicke auf den allgemeinen Zuſtand der Deutſchen Poeſie erlaubt; wir haben noch über Wilhelm Meiſters Lehrjahre zu reden, über die noch manches zu ſagen iſt, ſo ſehr wir auch vieles als bekannt vorausſetzen, und um ſo eher vorausſetzen können, da dieſes Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, ſondern überhaupt als eines der reichhaltigſten und geiſtvollſten Werke, welche die Deutſche Literatur beſitzt, allgemein anerkannt und geſchätzt

Don Quixote nicht einmahl zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der besten und edelsten Gesellschaft ihrer Zeit sehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten, doch die wunderlich gemischte, oder gar die schlechte, als günstiger für komische Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Fantasie, mit Absicht in solchen Dichtungen gewählt haben.

Am meisten Einrede aber war gegen die Form des Werks, dessen Gestalt sich so ganz an die des gewöhnlichen Romans anschloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, sondern vielmehr absichtlich zu täuschen schien. Der Tadel traf den Anfang des Werks, am meisten aber den Schluß desselben. Uns schien vielmehr die Gelindigkeit dieses Anfangs eine Schönheit zu sein, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weise, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht sehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Masse keinesweges sparsam und geizig abgefertigt, sondern vielmehr mit allem Reichthum, so gut der Stoff ihn nur darbot und der Gegenstand es zuließ, ausgestattet, und alle Kunst daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier also dennoch etwas Disharmonisches für das Gefühl vieler Leser, wie dieß denn wirklich auch bei solchen der Fall ist, denen man den poetischen Sinn durchaus nicht absprechen kann; so muß der Grund davon viel tiefer liegen, als bloß in der äußern Form. Sollten wir in Rücksicht auf diese etwas tadeln, oder als minder vollendet auszeichnen, so würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bei Serlo und Aurelie zu dem auf Lotharios Schloß gesucht wird, hier und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltsam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dieses nur von einigen Uebergängen gelten; die Darstellung Aureliens und Serlo's, ist in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komischen Schauspielertreibens im Schlosse des Grafen, die wohl selbst dem eigensinnigsten Sinne nichts zu wünschen übrig läßt.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwiespaltes der so vielen, die sich stark von dem Werk angezogen fühlten und sich

ganz mit demſelben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb und ſie wieder davon zurückſtieß? Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunſt zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt werden, in der anſcheinenden Partheilichkeit des Dichters für den kalten Verſtand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetiſchen Richtung beſchuldigt. Dieſe Anſicht aber trifft den eigentlichen Punkt, unſers Erachtens, nicht, und iſt auch nicht ohne Einſchränkung wahr. Erſtlich hat es ſeine vollkommne objective Richtigkeit und Wahrheit, daß eine ſolche Liebe, ein ſolches Gefühl wie das der untergehenden Perſonen, in einer ſolchen Welt und Umgebung wie dieſe hier, ohne Rettung untergehen mußten; und es wird der Verſtand hier auch keineswegs als das Höchſte und Letzte dargeſtellt, ſondern vielmehr als etwas allein ganz Unzulängliches, Einſeitiges und Dürftiges. Dasjenige aber, was als das Höchſte und Erſte aufgeſtellt wird, die Bildung iſt, wie ſehr auch der Verſtand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andre Element des empfänglichen Sinns zu denken, offenbar alſo als ein Mittleres zwiſchen Gefühl und Verſtand gemeint, was ſie beide umfaßt. Dieſe Bildung nun, ſo wenig ſie ganz vollſtändig in dem Werke entwickelt iſt, muß unſtreitig als eine durchaus künſtleriſche, ja poetiſche, aufgefaßt werden, und es ſtreitet wohl nicht mit der Abſicht des Verfaſſers, wenn wir uns den bloß angedeuteten Umriß dieſes Begriffs durch jenen Geiſt künſtleriſcher Bildung ergänzen, der auch andre, beſonders aber die antiken Gedichte des Verfaſſers beſeelt. So kann man denn gewiß nicht behaupten, die Abſicht des Verfaſſers ſei gegen die Poeſie gerichtet, ob man gleich allenfalls ſagen könnte: es ſei ein Roman gegen das Romantiſche, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindſamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigſtens zu dem Begriff davon zurückführen ſoll. Aber es kommt weniger darauf an, die ſonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu faſſen, als vielmehr den eigentlichen Punkt des Streits zu treffen, woran es liegt, daß ſo viele vorzügliche Menſchen, welche die andern Werke unſers Dichters wohl zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ſich von dieſem mit einer bleibenden Abneigung getrennt

Don Quixote nicht einmahl zu erwähnen, Männer, die zum Theil mit der besten und edelsten Gesellschaft ihrer Zeit sehr wohl bekannt waren, und in ihr lebten, doch die wunderlich gemischte, oder gar die schlechte, als günstiger für komische Abentheuer und vielleicht überhaupt als reicher für die Fantasie, mit Absicht in solchen Dichtungen gewählt haben.

Am meisten Einrede aber war gegen die Form des Werks, dessen Gestalt sich so ganz an die des gewöhnlichen Romans anschloß und nachher doch die darauf gegründeten Erwartungen keinesweges befriedigte, sondern vielmehr absichtlich zu täuschen schien. Der Tadel traf den Anfang des Werks, am meisten aber den Schluß desselben. Uns schien vielmehr die Geltndigkeit dieses Anfangs eine Schönheit zu sein, und wer in einem Werke nach der Hand auch wohl die Weise, wie es gearbeitet und gebildet worden, zu erkennen weiß, der mochte leicht sehen, daß der Dichter den Schluß und die letzte Masse keinesweges sparsam und geizig abgefertigt, sondern vielmehr mit allem Reichthum, so gut der Stoff ihn nur darbot und der Gegenstand es zuließ, ausgestattet, und alle Kunst daran verwendet und aufgeboten hatte. Bleibt hier also dennoch etwas Disharmonisches für das Gefühl vieler Leser, wie dieß denn wirklich auch bei solchen der Fall ist, denen man den poetischen Sinn durchaus nicht absprechen kann; so muß der Grund davon viel tiefer liegen, als bloß in der äußern Form. Sollten wir in Rücksicht auf diese etwas tadeln, oder als minder vollendet auszeichnen, so würden wir eher in der Mitte des Werks, da wo der Uebergang von dem Leben bei Serlo und Aurelie zu dem auf Lothario's Schloß gesucht wird, hier und da etwas Ungleiches, Lückenhaftes, oder nur gewaltsam und willkührlich Verknüpftes bemerken. Doch kann auch dieses nur von einigen Uebergängen gelten; die Darstellung Aureliens und Serlo's, ist in ihrer Art gewiß nicht minder vortrefflich als die des komischen Schauspielertreibens im Schlosse des Grafen, die wohl selbst dem eigensinnigsten Sinne nichts zu wünschen übrig läßt.

Worin liegt denn aber der Grund des Zwiespaltes der so vielen, die sich stark von dem Werk angezogen fühlten und sich

ganz mit demſelben durchdrungen hatten, doch zuletzt übrig blieb und ſie wieder davon zurückſtieß? Einige haben geglaubt, ihn in der Ungunſt zu finden, mit der Gefühl und Liebe hier behandelt werden, in der anſcheinenden Partheilichkeit des Dichters für den kalten Verſtand, und haben das Ganze deshalb einer durchaus antipoetiſchen Richtung beſchuldigt. Dieſe Anſicht aber trifft den eigentlichen Punkt, unſers Erachtens, nicht, und iſt auch nicht ohne Einſchränkung wahr. Erſtlich hat es ſeine vollkommne objective Richtigkeit und Wahrheit, daß eine ſolche Liebe, ein ſolches Gefühl wie das der untergehenden Perſonen, in einer ſolchen Welt und Umgebung wie dieſe hier, ohne Rettung untergehen mußten; und es wird der Verſtand hier auch keineswegs als das Höchſte und Letzte dargeſtellt, ſondern vielmehr als etwas allein ganz Unzulängliches, Einſeitiges und Dürftiges. Dasjenige aber, was als das Höchſte und Erſte aufgeſtellt wird, die Bildung iſt, wie ſehr auch der Verſtand darin überwiegen mag, doch gewiß auch nicht ohne das andre Element des empfänglichen Sinns zu denken, offenbar alſo als ein Mittleres zwiſchen Gefühl und Verſtand gemeint, was ſie beide umfaßt. Dieſe Bildung nun, ſo wenig ſie ganz vollſtändig in dem Werke entwickelt iſt, muß unſtreitig als eine durchaus künſtleriſche, ja poetiſche, aufgefaßt werden, und es ſtreitet wohl nicht mit der Abſicht des Verfaſſers, wenn wir uns den bloß angedeuteten Umriß dieſes Begriffs durch jenen Geiſt künſtleriſcher Bildung ergänzen, der auch andre, beſonders aber die antiken Gedichte des Verfaſſers beſeelt. So kann man denn gewiß nicht behaupten, die Abſicht des Verfaſſers ſei gegen die Poeſie gerichtet, ob man gleich allenfalls ſagen könnte: es ſei ein Roman gegen das Romantiſche, der uns auf dem Umweg der modernen Empfindſamkeit und Schwäche zur antiken Gediegenheit und Würde, oder wenigſtens zu dem Begriff davon zurückführen ſoll. Aber es kommt weniger darauf an, die ſonderbaren Eigenthümlichkeiten des Werks unter einer auffallenden Formel zu faſſen, als vielmehr den eigentlichen Punkt des Streits zu treffen, woran es liegt, daß ſo viele vorzügliche Menſchen, welche die andern Werke unſers Dichters wohl zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen, ſich von dieſem mit einer bleibenden Abneigung getrennt

fühlen. Die Antwort auf dieſe Frage, ſo weit ſie ſich beantworten läßt, ſcheint uns folgende zu ſein: Bildung iſt der Hauptbegriff, wohin alles in dem Werke zielt und wie in einen Mittelpunkt zuſammengeht; dieſer Begriff aber iſt gerade ſo, wie er ſich hier vor uns entfaltet, ein ſehr vielſinniger, vieldeutiger und mißverſtändlicher. Jene innere Bildung, welcher die alten Weiſen der Griechen ihr äußeres Leben ganz widmeten und aufopferten, ging ſtreng und unerbittlich auf ein Ewiges, auf ein mehr oder minder richtig erkanntes Unſichtbares. Dieſe Bildung gedeiht nur in abgeſchiedener Einſamkeit, wo ſie diejenigen ſtets geſucht haben, die ſich zu ihr berufen fühlten; und hier iſt es nicht ſowohl der Menſch ſelbſt, der künſtliche Verſuche mit ſich anſtellt und ſich ſelbſt bilden will, ſondern die Idee, die Gottheit, der er ſich ergab, iſt es, die ihn bildet oder von der er ſich bilden und beſtimmen läßt. Es giebt aber noch eine andre, mehr äußerliche und geſellige Bildung, die nicht eine ſo hohe Richtung und Würde hat, oft ſogar in etwas ganz Leeres ſich auflöſ't. Was ſehen wir überhaupt in dem Menſchenleben vor uns? Die meiſten werden durch allerlei Neigungen und Meinungen durch einander getrieben, ohne daß ſich da eine bedeutende Kraft oder ein tieferer Zweck zeigte; etwa irgend ein Genuß oder Spiel wird etwas heftiger ergriffen, und nur einige feſtſtehende Grundſätze und Geſetze halten die verworrne Maſſe glücklicherweiſe noch in einer leidlichen Ordnung. Andre ſehen wir ſodann durch leidenſchaftliche Liebe, wenigſtens vorübergehend in ein ganz anderes, höheres und kraftvolleres Daſein emporgeriſſen, noch andre aber durch Ruhmbegierde und Herrſchſucht zu ungeheuren Anſtrengungen dauerhaft angetrieben, oder durch den nie verſiegenden Trieb der Erkenntniß im Stillen noch inniger beſeelt und bereichert; welcher Trieb der Erkenntniß wieder auf der einen Seite nah verwandt iſt mit der Neigung zur Abgeſchiedenheit und zum Unſichtbaren, woraus jene innere Bildung hervorgeht, deren wir oben erwähnten, auf der andern Seite aber verwandt mit dem hervorbringenden Bildungstrieb des Künſtlers. In allen dieſen Geſtalten ſehen wir Leben und eben darum ſprechen ſie unſer Mitgefühl leicht an, wo wir ſie nur irgend kraftvoll dargeſtellt finden, ſei es

in der Wirklichkeit oder im Bilde. So wie es nun aber etwas Widersinniges, und deshalb Lächerliches hat, wenn ein leidenschaftliches Streben, des eignen Zwecks vergessend, sich wie der Geiz nur auf die Mittel wirft, so ist das Streben der jungen Gemüther nach sogenannter Bildung, da sie auf ihren Fähigkeiten und Empfindungen herumprobiren, welches wohl die rechte sein möchte, meistentheils mehr eine vorläufige Anstalt zum Leben, als selbst Leben, so wie das Stimmen der Instrumente vor der Musik. Ein Mann hingegen, der mit stärkerer Kraft gefährlichere Versuche mit seinem Innern anstellt, geräth unfehlbar in den Fall desjenigen, der, statt sich eine zweckmäßige Bewegung zu verschaffen, an seiner eigenen Gesundheit experimentirt, allerlei Arzneien durcheinander nimmt und sich dadurch am Ende eine wirkliche Krankheit, oder doch ein entschiedenes Uebelbefinden zuzieht. Das behagliche zurückschauende Gefühl aber solcher Alten, die sich selbst als durchgehends gebildet und vollendet vorkommen, weil sie die mannichfaltigsten Anregungen von allen Seiten her auf dem Wege ihres Lebens erfuhren, ist mit dem Gefühl des Reisenden zu vergleichen, der nach überstandener Durchschüttelung endlich, wenn auch nicht an das Ziel seiner Reise, doch in einem sichern Wirthshause anlangt. In dem weniger würdigen Sinn ist der Begriff der Bildung offenbar an einigen komischen Stellen des „Meister" genommen, besonders da, wo das Mißlingen geschildert ist, welches dem Streben des liebenswürdigen Jünglings in der Schauspielerwelt zu Theil werden mußte; und wenn der Genius des Werks die einzelnen Gestalten nicht immer bloß mit einer sanften Ironie zu umschweben, sondern schonungslos oft seine eignen Hervorbringungen zu zerstören scheint, so ist dadurch nur der natürliche Erfolg jener Bildungsexperimente mit sich und mit andern der Wahrheit gemäß dargestellt. Wie leicht aber würde derjenige, der den höhern, ja den höchsten Begriff der Bildung dem Werke absprechen wollte, durch das Ganze sowohl, als durch viele einzelne Stellen desselben zu widerlegen sein! Daß wahre und falsche Bildung in dem Buche oft so nah an einander gränzen, so ganz in einander verfließen, dürfte auch kein Tadel sein, denn es ist dieß die eigentliche Beschaffenheit der Art von seinern Gesellschaft, die hier dar-

gestellt werden soll. Die falsche Vielseitigkeit in dem bloßen Streben nach dem äußern Vielerlei ist vielleicht, wenigstens für Deutschland, das einzige Allgemeine dieser gesellschaftlichen Bildung, die übrigens viel Willkührliches hat, und größtentheils auf der Meinung beruht; und wer hat nicht irgend einen großen oder kleinen Cirkel gesehen, der sich durch eine gegenseitige, stillschweigende Verabredung, und gleichsam harmonische Einbildung vollkommen überzeugt hatte, er sei einer der Hauptmittelpunkte der großen Welt, während andre vielleicht noch sogar den Adel der Sitte vermißten, der eine Gesellschaft erst zur guten macht!

Doch wir fürchten, den Leser durch diese Ausführlichkeit zu ermüden, und wir würden sie uns kaum erlaubt haben, wenn nicht einer Seits von einem Mißverständniß die Rede wäre, was ganz geeignet ist, bei der jüngern Welt den Geist einer falschen Vielseitigkeit und des eingebildeten Scheins zu erregen und andrer Seits von dem innersten Zusammenhange und der eigentlichen Einheit eines so geistreichen Werks als das vorliegende. Wir glauben aber wenigstens das Resultat unserer Zweifel mit vollkommner Deutlichkeit in eine Bemerkung zusammen fassen zu können, wenn es uns vergönnt ist, einen Wink, der in dem Werke selbst vorkommt, dazu zu benutzen. Hätte es dem Verfasser gefallen, Lothario's Lehrjahre, deren im Vorbeigehen als eines vorhandnen Manuscripts erwähnt wird, dem „Meister" einzuverleiben, oder als Fortsetzung darauf folgen zu lassen, so würde aller Mißverstand und damit wahrscheinlich auch aller Tadel, weggefallen sein; denn das ist der einzige Einwurf, welchen die Unzufriedenen mit einigem Schein gegen dieses Werk machen können, daß es seinen eignen Hauptbegriff nicht ganz vollständig ausspricht und entfaltet. An einem Charakter, wie Lothario, würde es sich, wie an einem kraftvollen und reichen Beispiele erst zeigen, ob es neben den Lehrjahren des Künstlers, auch noch Lehrjahre des Menschen, eine Kunst zu leben, und eine Bildung zu dieser Kunst geben könne, nach den hier aufgestellten Ansichten und Grundsätzen vom Leben nähmlich, und ganz in dem Sinn, den diese Begriffe bei dem Verfasser haben, welcher Sinn an der Bildungsgeschichte der übrigen Personen sich nicht vollständig entwickeln konnte; denn der Cha-

rakter der ſchönen Seele iſt theils zu einſeitig, theils zu abweichend von dem übrigen Geiſte des Buchs; Wilhelm ſelbſt aber bei aller Liebenswürdigkeit zu ſchwach und unſelbſtſtändig.

Noch vor einem andern Mißverſtand glauben wir das vortreffliche Werk bewahren zu müſſen, das in ſeiner Verbindung von Darſtellung und Kunſt-Anſicht den beſten Commentar zu den übrigen Werken unſers Dichters giebt, und den Geiſt desſelben vollſtändiger vielleicht als jedes andre abſpiegelt. Es beſteht dieſes Mißverſtändniß darin, daß man den Roman zu einer Gattung der Poeſie macht, und ſich dadurch zu Vergleichungen verführen läßt, die immer unſtatthaft ſind, und den wahren Geſichtspunkt durchaus verrücken, weil jeder Roman ein ganz eigenthümliches, und ſo zu ſagen perſönliches Werk, ja eigentlich ein abgeſondertes Individuum für ſich iſt, und grade darin das Weſen desſelben beſteht. So denkt man ſich z. B. den Künſtler-Roman noch als eine Unterart der ganzen Gattung; dahin gehören denn „Ardinghello,“ „der Sternbald,“ ja auch wohl der „Meiſter.“ Wir geben es zu, daß es Kunſtanſichten giebt, die in einem wiſſenſchaftlichen oder geſchichtlichen Werke nicht in der Art entwickelt werden können, und nicht ſo an ihrer Stelle ſind, als in einem Werke der Darſtellung, doch aber der Theorie und Kritik zu nah verwandt, als daß ſie ſich dem metriſchen Ausdruck fügen könnten. Es muß alſo das Werk alsdann ein darſtellendes, aber doch ganz oder zum Theil ein in Proſa darſtellendes ſein, und die Nothwendigkeit der Form des Romans iſt damit für dieſen einzelnen Fall begründet. Der Roman behauptet aber dennoch ſeine individuellen Rechte; wie wenig die oben genannten Romane eine Vergleichung zulaſſen, wie incommenſurabel ſie ſind, leuchtet wohl jedem ein, und das würden und könnten ſie doch nicht ſein, wenn der Künſtler-Roman wirklich eine Gattung oder die Unterart einer ſolchen wäre. Wir wollen ein Beiſpiel anführen, wodurch es noch deutlicher werden wird, in wiefern dieſer falſche Gattungsbegriff das Urtheil mißleitet. Halten wir den Künſtler-Roman für eine beſtimmte Gattung und beurtheilen wir nach dieſem Begriff den „Sternbald,“ ſo werden wir unfehlbar mehr hiſtoriſche Ausführlichkeit und Begründung von demſelben fordern, wozu das gewählte Zeitalter ſo

reiche Gelegenheit darbot, und den Mangel derſelben für einen Fehler halten. Es iſt ſehr möglich, daß ein andrer Dichter einen Roman in derſelbigen Zeit und ähnlicher Umgebung hervorbringen und ausbilden könnte, der ungleich geſchichtlicher wäre. Am „Sternbald“ würde dieſe Gründlichkeit und gelehrte Behandlung aber grade das Eigenthümliche und Perſönliche zerſtören, alſo das Beſte und das eigentliche Weſen desſelben, dieſe ihm eigne Anmuth und Lieblichkeit, die ſich ſo leicht bewegt, wie man im Frühling die erfriſchende Blumenluft ohne alle weitere Kritik einathmet.

Der „Meiſter“ darf um ſo weniger als ein Künſtler-Roman betrachtet werden, da die Kunſtanſicht des Verfaſſers an der gewählten Deutſchen Schauſpielerwelt, ungefähr nach den Sitten und dem Zuſtande in den ſechziger, ſiebziger und achtziger Jahren, unmöglich einen Träger fand, der ſie ganz zu faſſen und ganz auszuſprechen vermochte; und wie bald wird der Künſtler im „Meiſter“ über dem Menſchen vergeſſen! Und wenn dieſer Roman in der mittlern Region einigemahl ſich denjenigen anzunähern ſcheint, die vorzüglich auf Unterhaltung durch luſtige und ſeltſame Abentheuer ausgehen, wohin ſo viele, beſonders der ältern Romane ſeit dem Don Quixote zu zielen pflegen; ſo trifft er in der letzten Hälfte und gegen das Ende wieder mehr zuſammen mit denen, die dem Ernſt und Tiefſinn des deutſchen Charakters gemäß, ſogar die Metaphyſik und Religionsgefühle zum Gegenſtande des Romans gemacht haben, wie Jung-Stilling oder Jakobi; nur daß hier freilich auch die geiſtigſten Beziehungen in der klarſten Anſchaulichkeit uns vor Augen treten.

Es mag ſein, daß der Dichter ſelbſt in einer gelegentlichen Aeußerung, den Roman als eine Gattung zu erkennen und aufzuſtellen ſcheint; die eigenthümliche Natur des Werks bleibt darum doch was ſie iſt. Ja es liegt vielleicht in der ganzen empyriſch künſtleriſch auf die Bildungsgeſchichte der Poeſie ausſchließlich gegründeten Methode unſers Dichters ſelbſt ein Grund, daß er Formen der Dichtkunſt, die wir für bloß hiſtoriſche und vorübergehende halten, als ewige allgemeine Gattungen betrachtet und behandelt, wie es wohl auch mit der Elegie der Fall ſein mag, die wir eigent-

lich nicht ganz als eine ſolche anerkennen möchten. Ja, es wäre möglich, daß dem Künſtler bei Hervorbringung und Ausführung des „Meiſter“ ſelbſt, Werke in Rückſicht auf die äußere Form als Vorbilder vorgeſchwebt hätten, die dieſer Ehre auf keine Weiſe würdig ſcheinen dürften; dieſes iſt um ſo weniger von Bedeutung, je mehr unſer Dichter faſt überall zwar an fremde Formen ſich anſchließt und ſie in einem gewiſſen Sinne nachbildet, aber mit ſo ſelbſtthätiger Aneignung, daß die Nachbildung vielmehr eine durchgehende innere Umwandlung genannt werden kann. Vielleicht erklärt ſich das, was an einigen Stellen des Buchs den Schein der Willkührlichkeit hervorbringt, am beſten aus dieſer Art, wie die äußere Form desſelben entſtanden ſein mag, indem alles dieſes nur auf die einmahl als gültig angenommene Form berechnet, und nicht aus der Idee des Werkes ſelbſt hervorgegangen, ſondern derſelben nur äußerlich angefügt war, ſo wie im Werther hingegen trotz der anſcheinenden Formloſigkeit, das Werk darin doch einfacher und leichter zu faſſen iſt, daß alles in demſelben aus der innern Einheit desſelben hervorgeht.

Uebrigens aber welch ein Abſtand zwiſchen beiden Geiſteserzeugniſſen! „Werther“ erhebt ſich nur in einigen einzelnen Stellen ſehr beſtimmt und weit über das Zeitalter, aus welchem er hervorging, mit deſſen Denkart und Schwäche er im Ganzen doch wieder zuſammenfällt, und ſelbſt größtentheils mit darin befangen iſt. Dagegen wir im „Meiſter“ die ganze Verworrenheit desſelben mit allem, was ihm von alter Vernachläſſigung geblieben, und zufällig geworden war, und was es ſchon an kaum noch ſichtbaren gährenden Bewegungen für Keime eines Neuen enthält, ſo objectiv ergriffen ſehen, daß man ſchwerlich eine reichere und wahrhaftere Darſtellung dieſer Zeit erwarten, oder auch nur begehren kann; denn das darf man bei der Betrachtung des „Meiſter“ durchaus nicht vergeſſen, daß, obwohl keine beſtimmten Orte genannt ſind, und auch keine Jahreszahl erwähnt wird, doch eine ganz beſtimmte Zeit gemeint und geſchildert ſei. Dieſes ſind, den Andeutungen des Werks zufolge, wenn wir die früheren Begebenheiten, und die Bildungsgeſchichte der ältern Perſonen mit hinzunehmen, etwa die ſechziger, ſiebziger und achtziger Jahre, bis nach

dem amerikaniſchen Kriege. Was dieſe Zeit für ſeinen Zweck geben konnte, hat der Dichter auf das reichſte genutzt und geſpendet. Wenn wir nun z. B. in „Hermann und Dorothea“ eine ſanftere Ironie, eine gleichmäßiger verbreitete Wärme des Gefühls antreffen, als im „Meiſter,“ ſo mag dieſes zum Theil von der harmoniſchen Mitwirkung der äußern Poeſie des Verſes herrühren; die größere und freiere Anſicht des Lebens aber, die uns aus demſelben anſpricht, kommt zum Theil wenigſtens auf Rechnung der regeren und lebensreichern Zeit, auf die jenes ſchöne Gedicht ſich bezieht.

Schon dieſer Zeit wegen, auf welche der Meiſter ſich bezieht, würden wir nicht gern eine Vergleichung desſelben mit dem „Don Quixote“ anſtellen, wenn wir auch nicht ſchon überhaupt alle ſolche Vergleichungen für durchaus unſtatthaft und verkehrt hielten. Der „Don Quixote“ findet, wir mögen nun auf den Reichthum der Erfindung, den Adel der Sprache und Behandlung, oder auf die kunſtreiche Vollendung ſehen, nur weniges in der Literatur aller Zeiten und Nationen, was ihm an die Seite geſtellt werden könnte. Getrauten wir uns nun auch die Vorliebe für unſern Dichter an einem ſo großen Maaßſtabe mit dem vollkommenſten Erfolg durchzuführen, ſo würde dieß doch nur auf Unkoſten der Zeit geſchehen können; denn der Roman iſt oftmahls, wie das epiſche Gedicht, nicht bloß das Werk des Künſtlers und ſeiner Abſicht, ſondern das gemeinſchaftliche Erzeugniß des Dichters und des Zeitalters, dem er ſich und ſein Werk widmet. Nun würde es aber keinen andern, als einen ſehr niederſchlagenden Eindruck machen können, wenn wir die Bildung der gemiſchten höheren Geſellſchaft, wie dieſelbe in dem bezeichneten Zeitraume in Deutſchland beſchaffen war, mit dem Sitten- und Geiſtes-Adel der Spaniſchen Nation, ſo wie ſich derſelbe unter Philipp dem Zweiten und Philipp dem Dritten, obgleich ſchon damahls den Keim des Verfalls in ſich tragend, doch noch herrlich darſtellte, nach der Fülle der hiſtoriſchen Wahrheit in's Licht ſetzen wollten.

Ueberhaupt dürfte uns dieſe Vergleichung zwiſchen dem „Meiſter“ und „Don Quixote“ leicht ganz irre führen. Zwar findet ſich der Contraſt zwiſchen dem eingebildeten Ziele, welchem der Spaniſche Ritter nachſtrebt, und dem was ihm wirklich begegnet,

in vielen der ſpätern Romane wieder, und wenn Cervantes hier und da im „Don Quixote" an ſeine eigene jugendliche Täuſchung, und an die ritterliche Schwärmerei, mit der er ſelbſt den Kriegesſtand noch unerfahren ergriffen haben mochte, gedacht hat; ſo ließe ſich vielleicht auch etwas Aehnliches unter andern Verhältniſſen im „Meiſter" bemerken. Aber dieſes iſt nur eine oberflächliche Aehnlichkeit; beide Werke ſind dennoch im Grunde weſentlich unähnlich, ja ſie gehören einer ganz verſchiedenen Poeſie an. Der „Don Quixote" iſt durchaus romantiſch, ja trotz der Ironie, an der es auch im Arioſt nicht fehlt, ein Rittergedicht zu nennen; und wenn ein Dichter noch jetzt ſein Leben darauf verwenden wollte, mit dem Arioſt um den Kranz der romantiſchen Dichtkunſt zu wetteifern, ſo würden wir ihm rathen, den Cervantes nicht weniger wie den Arioſt ſelbſt, als liebliches Vorbild und unerſchöpflich belehrenden Kunſtgefährten ſeiner Fantaſie gegenwärtig zu erhalten; denn wenn Cervantes freilich hier und da noch komiſcher, noch witziger iſt als der ſinnreiche Italiener, ſo übertrifft er den Arioſt auch in dem ernſtern Elemente der romantiſchen Dichtkunſt bei weitem an Tiefe und Adel, an Kunſt und Fülle der Erfindung.

Der „Meiſter" aber, in ſeiner Verbindung und Vermiſchung von darſtellender Kunſt und Künſtler-Anſicht und Bildung, gehört auch in dieſer Hinſicht durchaus ſchon der modernen Kunſt an, die von der romantiſchen weſentlich geſchieden und wie durch eine große Kluft getrennt iſt. Ein unterſcheidendes Merkmahl der modernen Dichtkunſt iſt ihr genaues Verhältniß zur Kritik und Theorie, und der beſtimmende Einfluß der letzteren. Zwar kannten auch wohl die romantiſchen Dichter die großen Autoren des Alterthums, und ſchon von Boccaz und Petrarca an, kann man einzelne Beiſpiele verfehlter Nachbildungen und irriger Combinations-Verſuche anführen. Aber in denjenigen Werken, wodurch die beiden genannten eigentlich ihre Stelle in der Geſchichte der Poeſie behaupten, nahmen ſie Inhalt und Form des Werks bis auf das Einzelne des Ausdrucks ganz aus ihrem eignen, und dem ſie umgebenden Leben, auf das auch ſie wieder lebendig einwirkten. Höchſtens die allgemeine Idee eines edeln und gediegenen Styls,

und der gebildeten Form eines durchaus organiſchen und vollendeten Werks entlehnten ſie von den Alten, oder beſtätigten ſich darin durch das Studium derſelben. Auch noch im Arioſt, Camoëns, Taſſo, Cervantes, Calderon, war der Geiſt und das Leben des Ritterthums und des Mittelalters zu kraftvoll und rege, als daß ihnen Ariſtoteles und die Schule der Alten, als Vorbild und Regel, irgend hätte ſchaden, oder ſie irre leiten können. Nun folgte aber ein anderes Geſchlecht von Menſchen, und auch von Dichtern, welche letztere wir nun nicht mehr zu den romantiſchen zählen können, und als die modernen, bis ein treffenderes Beiwort gefunden iſt, von ihnen unterſcheiden. In Corneille und Racine iſt die Herrſchaft, und der ſchädliche Einfluß des alten Studiums, ſo wie es damahls war, und der falſchen Kritik ganz deutlich. Wir möchten darum keineswegs dem erſten die tragiſche Kraft des Genies, dem andern das harmoniſche Gefühl des Schönen in der Poeſie abſprechen, ungeachtet ſie größtentheils Grundſätze, und ein Syſtem befolgten, deſſen Irrigkeit zu erweiſen nicht ſchwer ſein dürfte. Viel tiefer in das innerſte Weſen der höheren Poeſie ſind unſtreitig Milton, noch mehr aber Klopſtock eingedrungen; doch wird man auch hier entſchiedene Mißgriffe der Form, durch falſche Nachbildung und falſches Studium nicht läugnen können. Die Laſt der Gelehrſamkeit, noch mehr aber der Glanz ſo vieler mit Recht bewunderten Vorbilder, konnte das Genie, das jetzt nur die Wahl hatte zwiſchen roher Formloſigkeit und gründlichem Studium, wohl blenden, verwirren, mißleiten, hemmen, aber unterdrücken konnten ſie es nicht. In Goethe, dem ſich Schiller, obwohl auf einem andern Wege, in dieſer Hinſicht anſchloß, fing die Poeſie zuerſt wieder an, ihren Flug freier und ſiegreich zu erheben, und das Studium nicht mehr als eine Feſſel zu tragen, ſondern als Werkzeug zu gebrauchen. Wenn aber die geſchichtliche Kenntniß der eignen Kunſt und die reiche Erbſchaft ſo vieler Zeitalter auch dem Dichter wie jedem andern Künſtler viele Vortheile gewähren; ſo iſt die Gefahr einzelner falſcher Verbindungen, Nachbildungen und Fehlgriffe auch durch die letzten Fortſchritte noch nicht ganz beſeitigt, und es muß das vornehmſte Augenmerk der Kritik ſein, die Abwege zu bezeichnen, auf denen

das Genie oft ſeine ſchönſte Kraft an eine falſch berechnete Abſicht nutzlos verſchwendet. Zwei allgemeine Abwege begleiten dieſe moderne Poeſie, die unter dem Einfluß der Kritik ſteht, nothwendig, und werden unfehlbar noch lange fortdauern. Der erſte iſt der einer bloß grammatiſchen Poeſie, oder Verskunſt, die von ſolchen herrührt, welche ſich wegen ihrer Sprachkünſtlichkeit und Künſtelei für Dichter halten; und da ein Extrem immer das entgegengeſetzte herbeizuführen pflegt, ſo ſtellen wir daneben den zweiten Abweg der alles Studium verwerfenden, ja verabſcheuenden, ihr Heil in der rohen Formloſigkeit ſuchenden, ſeinwollenden Volks- und Naturdichter. Dieſe Verirrungen werden, wie geſagt, noch lange fortdauern, es ſind aber doch nur Nebenerſcheinungen die zur Seite liegen; die Poeſie ſelbſt und ihre Geſchichte, wird durch alle Zeiten von den Künſtlern gebildet, bei denen Studium und Genie in Eintracht wirken.

Dieſe kurze Erörterung, glaubten wir, würde unſre eigentliche Anſicht von „Meiſters Lehrjahren“ erſt recht deutlich machen. Mit der Entſtehung und Geſchichte des Romans aber, der ſich durch beide Epochen der romantiſchen und der modernen Poeſie hindurch fortgehend entwickelte, hat es folgendes Bewandtniß: Der Roman entſtand urſprünglich bloß aus der Auflöſung der Poeſie, da die Abfaſſer ſowohl, als die Leſer der Ritterbücher, der metriſchen Feſſeln müde, die Proſa bequemer fanden. Der Inhalt blieb lange noch abentheuerlich, doch näherte auch er ſich immer mehr dem Proſaiſchen; da das Leſen zur Unterhaltung beſonders nur in den höheren und müſſigen Ständen ſtatt fand, ſo ward der geſellſchaftliche Sinn und jedesmahl vorherrſchende Geſchmack der Zeit für den Roman beſtimmend. Er diente beſonders im achtzehnten Jahrhundert der geſellſchaftlichen Mode, und ward endlich durch die Verhältniſſe des Buchhandels zur literariſchen Manufactur, in welcher letzten Rückſicht er beſonders in England wohl den höchſten Grad der mechaniſchen Vollkommenheit erreicht hat. Die zahlloſe, ſelbſt die geprüfteſte Geduld des Literators überſteigende Menge, aller dieſer ſeit fünf oder ſechs Jahrhunderten erzeugten Producte hat wenig oder nichts mit der Poeſie zu thun. Aber ſo unbegränzt und allumfaſſend

iſt das Weſen der Poeſie, daß der Dichter gleichſam zum Beweiſe, daß dieſelbe an keinen Gegenſtand und an keine äußere Form und Bedingung gebunden ſei, oft ſeine höchſten Hervorbringungen dieſer, dem Anſchein nach, formloſen Form einverleibte und in ihr niederlegte. Und wenn es einzelne Fälle giebt, wo man denken möchte, der Dichter hätte ſeinem Werke eben ſo gut oder noch beſſer auch den äußern Schmuck der Poeſie leihen mögen; ſo giebt es andre, wo die Wahl der Proſa durch das eigenthümliche Weſen, und die innere Idee des Werks, ganz nothwendig bedingt iſt. Und eben weil beide, der Roman, ſo wie das Lehrgedicht eigentlich außerhalb der natürlichen Gränzen der Poeſie liegen, ſo ſind es keine Gattungen, ſondern jeder Roman, jedes Lehrgedicht, das wahrhaft poetiſch iſt, bildet ein eignes Individuum für ſich; ſo wie aus einem ähnlichen Grunde die ihnen eben darum etwas verwandte epiſche Dichtung, weil ſie die Wurzel und den Urſprung aller Poeſie enthält, auch ihre eigne Art von Formloſigkeit hat, wenigſtens durchaus keine ſo beſtimmte Theorie, und ſo feſte Grundſätze haben kann, als die dramatiſche Dichtkunſt wohl leidet und für die ſichere Ausbildung des Theaters ſogar erheiſcht. Die alten Tragödien ſind, ſo zu ſagen, nur verſchiedene Exemplare einer und derſelben Idee, variirende Ausdrücke für ein und dasſelbe Thema, und dasſelbe gilt ſogar mit einigen Einſchränkungen auch von dem romantiſchen Drama, während Dante's Werk und „Don Quixote" einzeln in der Geſchichte der Poeſie daſtehen, und uns die ganz individuelle Beſchaffenheit des Lehrgedichts und des Romans im hellſten Lichte anſchaulich vor Augen ſtellen.

So laſſe man denn auch den „Meiſter" als ein in ſeiner Art einziges Individuum für ſich beſtehen, und enthalte ſich aller für die meiſten Leſer verwirrenden Vergleichungen, deren das vortreffliche Werk zu ſeinem Lobe ohnehin nicht bedarf. Der romantiſche Dichter hat ein durchaus poetiſches Leben, in dem er ſelbſt wurzelt, und ganz davon durchdrungen iſt, von allen Seiten her zur Umgebung, worin ſich ſeine Fantaſie wie in einem befreundeten Element leicht und gefällig bewegen kann. Dieſes war ſelbſt bei dem Cervantes noch der Fall, ungeachtet ſeine Dichtung ſchon auf jenen

Zwieſpalt einer unpoetiſch gewordenen Wirklichkeit mit der altritterlichen Fantaſie eingeht. In dem neuern Roman aber iſt es nicht bloß dieſer innere Zwieſpalt und proſaiſche Gegenſatz, der mit in die Poeſie aufgenommen, ihr einverleibt und durch den Zauber der Darſtellung ſelbſt in Poeſie verwandelt werden ſoll; ſondern es iſt die ganze, verwickelte moderne Verſtandeswelt, mit allen ihren kleinlichen Einzelnheiten, wie ſie aus den vielfach die Fantaſie erdrückenden oder doch ſtörenden Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens hervorgeht, an welcher der Dichter ſeinen poetiſchen Sinn bewähren, und an ſo widerſtrebendem Stoff ſiegreich durchführen oder ihn in andren, an ſich ganz proſaiſch geſtimmten Naturen von unten herauf anregen und entwickeln ſoll.

Bei Gelegenheit der neuen Ausgabe hätten wir unſers Theils wohl gewünſcht, der Verfaſſer hätte eine Anzahl der vielen ausländiſchen, beſonders franzöſiſchen, Worte weggenommen, die uns als geringe, aber doch immer ſtörende Flecken an dem reinen Glanz dieſer ſonſt ſo vollkommnen Sprache erſcheinen. Wir beſcheiden uns gern, daß dieſes einer von den Punkten ſei, die ſich nicht ſo leicht durch ein allgemeines Geſetz entſcheiden laſſen; wir ſehen die größten Meiſter der Sprache in dieſem Stücke ganz verſchiedene Grundſätze befolgen. Man halte es daher mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichniß der im „Meiſter" gebrauchten ausländiſchen und franzöſiſchen Worte herſetzen. Produciren, determiniren, recitiren, reduciren, Inſpiration, Senſation, Disproportion, Compoſition, perſoniſiciren, qualificiren, corrigiren, Illuſion, Operationen, concentriren, exiſtiren, variiren und unzählige andre, ſind in der Bücherſprache aufgenommen; wenn ſie aber in einer Abhandlung, wo nicht unentbehrlich, doch unſchädlich ſind, ſollte ein darſtellendes Werk ſie nicht lieber eher vermeiden, als beinahe aufſuchen und im Uebermaaß anwenden? Unter denen, die mehr der Geſellſchaftsſprache angehören, wie Equipage, Engagement, Negligé, Mantille, logiren, arrangiren, applaudiren, Route, Douceur, reſpectiren, Calculs, ſecundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, aſſecuriren, paradiren, repräſentiren, Succurs, Gage, Details, Societät — ſind doch nur ſehr wenige,

die ſich nicht leicht und ganz ungezwungen durch deutſche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condescendenz, brouillirt, Sagacität, ſouteniren und Myſtificationen, welches letzte wohl nicht einmahl in der Geſellſchaftsſprache aufgenommen iſt, deren Geiſt und Art im Ganzen der darſtellende Dichter wohl ausdrücken mag, ohne ihre ſprachwidrigen Unarten mit aufzunehmen. Haben doch „Meiſters Lehrjahre" von dieſer Seite grade ein ſo großes Verdienſt, indem ſie die Schriftſprache unermeßlich bereicherten, durch eine Menge der glücklichſten Ausdrücke und Wendungen für geſellſchaftliche Beziehungen und Anſichten, für die vorher entweder gar keine Bezeichnung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der „Meiſter" ſelbſt iſt in unzähligen Stellen der beſte Beweis, wie wenig die franzöſiſchen Worte zur Wahrheit der Darſtellung geſellſchaftlicher Begebenheiten und Geſpräche, weſentlich nothwendig und unentbehrlich ſind. Je mehr nun aber die Sprache im „Meiſter" ſich über die gewöhnliche Geſellſchaftsſprache, durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr ſcheint uns die erwähnte Einmiſchung, obwohl an ſich vielleicht geringfügig, eine kleine Störung, in der ſonſt ſo vollendeten Gleichmäßigkeit zu verurſachen. Worte wie: ſchwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, mein Renommé zu menagiren, würden uns in manchem andern Buche gar nicht einmahl bemerklich werden; aber im „Meiſter," in Goethes Sprache fallen ſie dem Gefühl auf. Man wird ſagen, daß oft in dem mit Fleiß gewählten fremden Wort ein beſondrer Ausdruck liege; aber es wird ſich ſchwerlich irgend eine Stelle auffinden laſſen, wo dieſes nicht auch, wie an ſo unzählig vielen andern Stellen in dem reinſten Deutſch ſich hätte erreichen und ſagen laſſen, ohne zu der barbariſchen Avantage ausländiſcher Redensphraſen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen.

Der vierte Theil dieſer neuen Ausgabe enthält einige kleinere, dramatiſche Werke, und die Ueberſetzungen nach Voltaire. Betrachte und beurtheile der Leſer, was derſelbe enthält, mit eben dem Gefühle, was er haben würde, wenn ein großer Künſtler ihn in ſeine Werkſtätte einführen wollte, und ihn nun zuvor noch einige Augen-

blicke im Vorſaale verweilen ließe, wo neben einigen guten Copien etwa noch ein Verſuch des Künſtlers ſelbſt, aber aus ſeiner früheſten Jugendzeit, ein zierlich ausgeführtes Stück, aber nur ſcherzhaften Inhalts nach der gewöhnlichen Natur, endlich einige idealiſche Umriſſe, die aber Fragment geblieben, aufgeſtellt wären.

„Das Schäferſpiel," „die Laune des Verliebten," erhält ſein Intereſſe wohl vorzüglich durch die Zeit, aus welcher es herrühren mag, und durch die Art von Aehnlichkeit, die es bei ſehr verſchiedener Form und Behandlungsart dem Inhalt nach, mit dem anmuthigen Singſpiel „Erwin und Elmire" hat. Das Fragment eines Trauerſpiels, „Elpenor," worin beſonders der Knabe ſchön dargeſtellt iſt, hat einige Geiſtesverwandtſchaft mit der „Iphigenie;" auch der Styl ſcheint uns größtentheils derſelbe, nur nicht ſo vollkommen.

In dem „Mahomet" und „Tancred" wird der beurtheilende Franzoſe ohne Zweifel noch hier und da Stellen finden, wo er glauben wird, daß ſeinem Autor der Vorzug gebühre, und ihm Unrecht geſchehen ſei. Wir dürfen aber wohl auch auf die Einſtimmung faſt aller Deutſchen Leſer rechnen, wenn es uns ſcheint, als hätte der Dichter in vielen Stellen und Reden beider Stücke, beſonders des „Mahomet," das Original, durch Weglaſſung zu empörender Gedanken oder zu harter Ausdrücke, im Einzelnen nicht wenig gemildert und veredelt, oder ihm durch kleine Zuſätze ſehr glücklich nachgeholfen. Es könnte die Beurtheilung nun auf Voltaire ſelbſt gerichtet, und unterſucht werden, ob die ſtrengere franzöſiſche Parthei, die ihn als tragiſchen Dichter ganz verwerflich findet, Recht habe; oder ob die immer noch ſehr ſtarke Zahl derer richtiger urtheilt, die ſeine Tragödie vorzüglich wegen des Romantiſchen, was ſie darin finden, lieben, vertheidigen, und ſehr hoch ſtellen. Für beide Anſichten wäre hier Anlaß genug und ein ſchlagendes Beiſpiel, um die eine wie die andere geltend zu machen; denn eine unwürdigere und widerſinnigere Entſtellung eines in ſeiner Kraft großen und in jedem Sinne welthiſtoriſchen Charakters, hat der Partheigeiſt nicht leicht zum Behuf ſeiner Abſichten hervorgebracht, als dieſen Mahomet. Dem Tancred aber fehlt vielleicht nur noch etwas von dem äußern Glanz der Fantaſie

ſo würde er für eine recht gute romantiſche Tragödie gelten können, wo die Motive der Ehre und der Liebe ſehr wirkſam angewandt ſind.

Doch da unſer Dichter mit beiden Trauerſpielen keine verwandelnde Umgeſtaltung vorgenommen, ſondern nur eine freie, und hier und da verbeſſernde Ueberſetzung davon gegeben hat, ſo würde die weitere Analyſe dieſes Gegenſtandes uns über den Umkreis der gegenwärtigen kritiſchen Betrachtung hinausführen.

3.

Ueber die Deutsche Kunstausstellung zu Rom, im Jahre 1819.

Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen, welche die Anwesenheit des Kaiserlichen Hofes in der Hauptstadt der alten Welt, welche bis auf die neueste Zeit der Mittelpunkt der Künste und aller Kunstfreunde geblieben ist, ausgezeichnet haben, gehört auch die Ausstellung der Deutschen Künstler im Pallaste Caffarelli, in welchem die königlich Preußische Gesandtschaft das Lokale dazu hatte einrichten lassen.

Es ist damahliger Zeit auch von dem Besuche, mit welchem des Kaisers Majestät diese Ausstellung beehrt haben, in den öffentlichen Blättern Nachricht gegeben worden. Eine ausführliche Kunstbeurtheilung davon indessen ist noch nirgends erschienen; wenigstens keine solche, welche diesen Nahmen irgend verdienen könnte, und der Sache einigermassen Genüge leistete. Gleichwohl verdient die Deutsche Ausstellung, schon als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit, in Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und Zustand der Kunst überhaupt, eine solche gründlichere Betrachtung in hohem Grade; wie sie denn auch an innerm Werth eine der reichhaltigsten und bedeutendsten gewesen ist, die man wohl seit geraumer Zeit von einer angehenden Kunstschule gesehen hat. Das gemeinsame Aufstreben so mannichfach emporblühender Talente ist ein eben so erfreulicher als belohnender Anblick. Es versteht sich dabei für die Unterrichteten ohnehin, da das Vor-

treffliche in der Kunſt eben nicht in ſolcher Menge wie das Gras auf dem Felde von ſelbſt zu wachſen pflegt: daß, wenn eine ſolche Kunſtausſtellung neben manchem Mittelmäßigen und Tadelnswerthen, welches überall mitzuſtrömen pflegt, auch vieles Gute und einiges Vortreffliche darbietet, dadurch ſchon das geleiſtet und erreicht wird, was man von einer gemeinſamen Beſtrebung ſo verſchiedener Naturanlagen billigerweiſe irgend erwarten kann.

In Hinſicht auf das von Einzelnen Geleiſtete und die hier zum erſtenmahle in größeren Werken oder doch in einem weitern Kreiſe auftretenden Talente, wurde die Deutſche Ausſtellung auch von Seite des Publikums durchaus günſtig aufgenommen, was ſich in dem, mehrern Künſtlern, wie den beiden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. reichlich ertheilten Lobe unverkennbar zeigte; wie denn das Publikum, ſo lange es unbefangen gelaſſen wird, im Ganzen immer liebevoll und mehrentheils billig zu urtheilen pflegt. Von einer andern Seite aber waren die Meinungen ſehr getheilt und erhoben ſich auch viele tadelnde Stimmen gegen die Ausſtellung. Es ward nähmlich der neuen Kunſtſchule im Allgemeinen zur Laſt gelegt und der Vorwurf gemacht, daß ſie in eine altdeutſche Manier verfallen und daher, ſo viel Lob auch die einzelnen Talente verdienen möchten, denn dieſes wurde von dem bei weitem größern und beſſern Theile des Publikums keineswegs verkannt, im Ganzen genommen dennoch durchaus auf einem unrichtigen und falſchen Wege ſei.

Dieſen allgemeinen Tadel iſt es meine Abſicht, hier genauer und ausführlich zu prüfen. In wiefern er auf die neue Kunſtſchule und Deutſche Ausſtellung überhaupt, oder doch auf einzelne Werke und Künſtler anwendbar ſei, oder nicht, und wie mancherlei Einſchränkungen in jedem Falle dabei zu machen ſein dürften, darüber werde ich weiterhin das Nöthige erinnern. Ehe aber von der richtigen und unrichtigen Anwendung die Rede ſein kann, müſſen wir vor allen Dingen dieſen ſehr zuſammengeſetzten Begriff ſchärfer zu faſſen und genau zu beſtimmen ſuchen; um dann prüfen zu können, was eigentlich mit ſolchem Tadel und Urtheil gemeint und darunter zu verſtehen, und was endlich von der Sache ſelbſt zu halten und darüber anzunehmen ſei.

Wenn davon die Rede iſt, daß in einem Gemählde oder auch in allen Werken eines Künſtlers überhaupt, die Zeichnung unrichtig, der Ausdruck gemein oder übertrieben, das Colorit kalt oder unwahr ſei, oder von irgend andern poſitiven Fehlern; ſo wird man ſich leicht darüber verſtehen können, ob der Vorwurf gegründet ſei oder nicht, wenigſtens diejenigen werden es, die den Sinn und ein Auge für Gemählde haben, und das Vortreffliche kennen. Anders iſt es ſchon, wenn der Begriff der Manier oder des Manierirten, auch nur im Allgemeinen, mit in das Urtheil aufgenommen wird; denn dieſer bekanntlich nicht ſo ganz leicht zu beſtimmende Begriff iſt, wo dieſe genauere Beſtimmung fehlt, ſchon an ſich der vielbeutigſten Anwendung und Auslegung fähig. Iſt aber vollends von einer beſtimmten, geſchichtlich einmahl vorhanden geweſenen Manier, in Anwendung auf ein Kunſtwerk, als Urtheil oder Tadel die Rede, ſo iſt der Mißverſtändniſſe faſt kein Ende, die ſich an eine ſo bequem nachzuſprechende Formel auf das leichteſte anſchließen können, und das Urtheil verwirren. Um aber dieſe mancherlei Mißverſtändniſſe zu löſen, und die Klarheit des Urtheils in die Verworrenheit der Meinungen zu bringen, iſt es durchaus nothwendig, tiefer in die Grundſätze einzugehen, auf welche es dabei ankommt; und das wollen wir denn hier in der Kürze verſuchen.

So wie jede andere, auf das Höhere gerichtete Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſo kann auch die bildende Kunſt ſich nicht von dem Faden der Ueberlieferung losreißen, und alles Vergangene vernichtend, mit einemmahle ganz neu und von vorne anfangen. Vielmehr ſchließt ſich jeder Meiſter an einen früheren an, und ſelbſt da, wo die Kunſt ſich neue Bahnen und Wege zu eröffnen ſucht, um eine bisher noch nicht gekannte Vortrefflichkeit zu erreichen, oder in einer geſunkenen Zeit, und aus einem verwilderten Geſchmack heraus, das Rechte wiederzufinden und das wahrhaft Große neu herzuſtellen, thut ſie dieſes nie ohne Beziehung auf irgend ein Vergangenes und lebendige Benutzung eines früher Geleiſteten. Manchmahl geſchieht dabei ein großer Sprung, indem man ſich, wenn es auf Einem Wege gar nicht mehr fort will, oder die bisherige Bildungsweiſe ganz erſchöpft und erloſchen zu

ſein ſcheint, auf einmahl in ein weit entlegenes Frembes oder auch ſehr Altes wirft, welches eben dadurch wieder als ein Neues erſcheint. So neigte man ſich, zur Zeit des Kaiſers Hadrian, als dieſer die Kunſt wieder herſtellen wollte, zurück zu dem alten ägyptiſchen Styl, wobei jedoch Religionszwecke eben ſo ſehr oder noch mehr als das Kunſtbedürfniß mitwirken mochten. Da uns dieſes hier nur als Beiſpiel dienen ſoll, ſo laſſen wir die nähere Unterſuchung darüber an ſeinen Ort geſtellt ſein; ſo wie auch für jetzt wenigſtens die Frage auf ſich beruhen mag, ob die Kunſt durch jenen ſonderbaren Sprung oder kühnen Verſuch der Rückkehr in ihren eignen Urſprung damahls weſentlich gefördert ſei oder nicht. Genug, daß auch jenes Zeitalter, wie in der letzten Kraftäußerung des noch einmahl auflodernden alten Geiſtes vor dem bald nachher erfolgenden gänzlichen Erlöſchen der heidniſchen Kunſt, noch manches der Betrachtung und des Bemerkens Würdige und wenigſtens relativ Vortreffliche hervorgebracht hat.

Was nun die Mahlerkunſt in unſrer neuern chriſtlichen Zeit betrifft, ſo iſt unter denen, welche ſie kennen, längſt entſchieden und allgemein anerkannt, daß dieſelbe zu Ende des fünfzehnten und in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, mit den großen Meiſtern dieſer Zeit, Raphael, Leonardo, Michel Angelo, Tizian und Correggio, den Gipfel der Vollkommenheit erſtiegen, und obwohl ſie auch im nachfolgenden Zeitalter in der Schule der Carracci's, unter Guido, Dominichino und einigen der beſſern Florentiner noch mit Ruhm fortgedauert, doch nie wieder die gleiche Höhe der Vortrefflichkeit jener erſten Großen erreicht habe. Darüber iſt nun wenigſtens jetzt kein Streit mehr; als daher auch jene letzte Schule erloſchen, und ihre Zeit vorüber war, und man im achtzehnten Jahrhundert das Bedürfniß einer großen Wiederherſtellung der ſo ſehr geſunkenen Kunſt zu fühlen anfing, ſo ging man allerdings von jener richtigen Annahme aus, machte aber nicht gleich die richtige Anwendung davon. Mengs, der unter uns das Werk der Wiederherſtellung unternahm, glaubte, daß wenn ein Mahler die lebendige Carnation des Tizian und die magiſche Beleuchtung des Correggio mit der ſchönen Form und reichen Compoſition des Raphael zu vereinigen

wiſſe, er dann das Ziel erreicht habe, und daß der wahre Weg, um die Kunſt neu zu beleben, nach dieſem Ziele gerichtet ſein müſſe. Ein neues Leben aber kann nur aus der Tiefe einer neuen Liebe hervorgehen, und das Vortreffliche in der Kunſt läßt ſich nicht ſo aus verſchiedenartigen Ingredienzen zuſammenſetzen und bereiten, wie ein Heiltrank in der Medicin. Daher denn auch die Werke von Mengs, bei manchem für ſeine Zeit unverkennbarem Verdienſt und dem angeſtrengteſten, an ſich ſehr lobenswerthen, künſtleriſchen Fleiß, froſtig erſcheinen; ſo wie er auch ſelbſt keine eigentliche Schule hat ſtiften können. Wenn nachgehends das Recept zur Wiederherſtellung der Kunſt dahin anders modificirt, oder noch näher beſtimmt ward, daß man verlangte, der Künſtler ſolle die Antike mit dem Raphael und der Natur, d. h. mehrentheils dem Modell, vereinigen; ſo iſt auch auf dieſe Wendung des neueren Kunſtſtrebens das gleiche Urtheil anwendbar. Was die Antike betrifft, ſo verkannte man dabei noch obendrein die unermeßlich große und ewige Verſchiedenheit der beiden verwandten Schweſterkünſte, der Sculptur und Mahlerei; oder es konnte wenigſtens die vorgetragne Kunſtlehre ſehr leicht zu einer ſolchen Verkennung führen, was jedoch bei Mengs noch nicht eigentlich der Fall war, da er mehrentheils noch in den Gränzen der Mahlerei geblieben iſt. Winkelmanns herrliche Begeiſterung für das Antike, die auf dieſem Gebiete eine neue Epoche hervorrief, gab ebenfalls zu mancher irrigen Anwendung Anlaß, und leitete die Mahler mehr und mehr von dem Ziele ihrer Kunſt ab.

Am meiſten aber entfernte ſich davon die franzöſiſche Schule, welche eine ganz eigne und noch durchaus von der bisher beſchriebenen verſchiedene Wendung nahm. Die Vorbilder der Antike ſtanden hier, wenn auch dem einzelnen in Rom gebildeten Künſtler bekannt, wenigſtens dem Sinne der Nation nicht in gleicher Fülle und Herrlichkeit vor Augen; deſto mehr aber richtete ſich dieſer in ſteigender Bewunderung auf das republikaniſche Alterthum, ſo wie wir es geſchichtlich kennen und verehren. Die tragiſchen Helden der Griechen und Römer, in theatraliſcher Uebertreibung auf der Bühne herrſchend, waren das Idol des Tages; und ſo warf ſich denn nun auch die Kunſt auf das repu-

blikaniſch Antike, mit beſonderer Vorliebe für das Tragiſche und in der ganzen Fülle theatraliſcher Uebertreibung. In der That ein gewaltiger und tödtlich gewagter Sprung, ſeltſamer noch als jenes ägyptiſche Weſen in der Sculptur unter Hadrian; wenigſtens weiter ab von allem, was für uns und nach unſern Sitten und unſern Verhältniſſen, der Kunſt als Kunſt und auch dem Menſchen als Menſchen angemeſſen ſein kann; es müßte denn das ganze neuere Europa zuvor erſt wieder heidniſch werden, wie man es in der Revolution allerdings wohl hoffte und auch zu verſuchen anfing. Das iſt nun die franzöſiſche Schule; eine gewiß kraftvolle und merkwürdige aber durchaus falſche Tendenz, deren ganzes Weſen nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten man am beſten an David, dem großen Meiſter dieſer Schule erkennt. Sie iſt keineswegs auf Frankreich beſchränkt, ſondern im Grunde bis jetzt noch die herrſchende in Europa; wie auch nicht zu verwundern iſt, weil ſie in ſehr vieler Hinſicht dem Sinne des Zeitalters am beſten entſpricht, da es noch nicht zu der Ruhe gelangt iſt, aus welcher der Sinn für das Schöne hervorgeht. Selbſt in Italien iſt dieſe franzöſiſche Manier ſtark eingedrungen, und des vortrefflichen Camuccini Gemählde, wenigſtens die aus der Geſchichte und Mythologie entlehnten, gehören nach der darin herrſchenden Auffaſſung und Behandlungsweiſe, obwohl der edlere Kunſtſinn oftmahls durchblickt, allerdings der franzöſiſchen Schule an; einige neuere Arbeiten dieſes berühmten Künſtlers, beſonders Kirchenbilder, ſind jedoch von mehr Einfalt, und dem ſchlichten Styl der Wahrheit näher.

Wie aber der Geiſt der franzöſiſchen Schule, in ausſchließender Lehre, auf die jüngere Generation wirkt, das hatten wir Gelegenheit, zu Rom an der franzöſiſchen Ausſtellung dieſes Jahres zu ſehen; beſonders an dem ausgezeichnetſten Bilde derſelben, „einen umgeſtülpten jungen Griechen" darſtellend, un jeune Grec renversé, wie es in der Aufſchrift hieß; wobei man nur das arme Modell bedauern mußte, welches ſichtbar ſein Alles zu der nackten Heldenfigur in der tödtlichen Stellung kopfunterwärts hergegeben hatte. Der Scharfſinn des Künſtlers hatte ſich vorzüglich nur an dem Schwert gezeigt, welches in ſeiner Breite

quer über dem Körper liegend, zugleich als Feigenblatt des Anstandes benutzt war. Von dieser Höhe des Manierirten hat man doch außerhalb der französischen Schule kaum einen Begriff.

Indessen fehlt es nicht leicht, wo ein falscher Geschmack herrschend ist, an einzelnen glücklichen Ausnahmen und besseren Bestrebungen, die aber freilich mehrentheils einzeln bleiben, bis jene Herrschaft gebrochen, und der ihr zum Grunde liegende irrige Begriff weggeräumt ist. Selbst in Frankreich, wie jedes unnatürliche Extrem gern seinen Gegensatz hervorruft, hat sich neben jener, halb der Antike, halb der Revolution entsprungenen tragisch-theatralischen Mahler-Manier, eine andere bescheidnere Darstellungsweise geschichtlich oder gemüthlich anziehender, aber kleinerer historischer Gegenstände in treuester Natürlichkeit entwickelt, in jenen Gemählden, welche man du genre nennt, und worin auch gegenwärtig zu Rom Granet mit Recht so geachtet ist.

Auch in der Porträtmahlerei, als eine eigne Profession betrachtet, die in ihrem beschränkteren Kreise von dem großen Streben der Kunst und seinen Verirrungen entfernter liegt, zeigen sich oftmahls glückliche Talente, die es zu einer bewundrungswürdigen Fertigkeit bringen, und wenn es auch bloß Instinkt ist, ohne allen Anspruch auf höhere Kunst, durch die lebendigste Aehnlichkeit und den glanzvollsten Effekt das Zeitalter in Erstaunen setzen, wie in unsern Tagen der berühmte königl. großbritannische Porträtmahler Lawrence. Aber solche glänzende Meteore verschwinden oft auch bald wieder, oder haben wenigstens auf den Gang der Kunst überhaupt und im Ganzen keinen bedeutenden Einfluß.

Allgemein herrschend aber finde ich in unserm Zeitalter, neben der beschriebnen französischen Schule, nur Eines in der Kunst; und das sind die englischen Kupferstiche. Es darf uns auch der so weit greifende Geschmack daran nicht Wunder nehmen, da diese Art so tief im Zeitalter begründet ist, und aus der innersten Herzensstimmung und sentimentalen Gefühlsweise desselben hervorgeht. Es wird nicht nöthig sein, diesen Geist der englischen Kupferstiche hier weiter ausführlich zu beschreiben; so

wie es ſich auch von ſelbſt verſteht, daß derſelbe in dieſem allgemeinen Sinne, als das Eine herrſchende Element des Zeitgeſchmackes, nicht auf England und nicht bloß auf den Kupferſtich beſchränkt iſt, da wir dasſelbe Weſen auch in Gemählden oft genug erblicken, und es uns auch wohl in Marmor begegnet, in Kirchen, an Grabmälern, oder wenn ſonſt die Gegenſtände auf dieſe Weiſe ſentimental genommen werden können.

So iſt alſo im Ganzen der herrſchende Kunſtgeſchmack des Zeitalters, ſoll ich ſagen, geweſen; oder iſt er nicht wenigſtens größtentheils noch jetzt ſo? Unter dieſen Umſtänden nun, zwiſchen der Herrſchaft der franzöſiſchen Schule und der engliſchen Kupferſtiche hervor, unter manchen aus dem Mengs oder mißverſtandenen Winkelmann hervorgegangnen fruchtloſen Tendenzen, nach manchen beſſeren und treu gemeinten, aber noch nicht ganz durchgebrochnen oder doch einzeln gebliebenen Bemühungen, hat ſich in den letzten Decennien ein andres, ernſtes Streben unter den Deutſchen Künſtlern mehr und mehr entwickelt; welches, wenn es liebevoll gepflegt und mit empfänglichem Sinn für das Höhere und uns Angemeßne in der Kunſt aufgenommen; wenn das groß Gedachte auch im Großen befördert, was noch unvollkommen iſt, durch ſtete Fortbildung nach bewährten Grundſätzen ergänzt, die ſich etwa kund gebenden Abweichungen und Uebertreibungen durch ein umfaſſend wirkſames Kunſturtheil auf das wahre Maaß und Ziel zurückgelenkt würden, wohl den einſamen Pfad des höhern Schönen in der Mahlerei wieder zur allgemeinen Bahn erweitern und ſich allmählich zu einer wahrhaften Deutſchen Kunſtſchule und neuen Epoche derſelben erweitern könnte. Schon vor geraumer Zeit zeigte ſich bei den Deutſchen Künſtlern eine entſchiedene Abneigung gegen den herrſchenden Geſchmack der franzöſiſchen Schule, und ein ernſtes Zurückgehen auf die großen Mahler der alten Zeit; wobei einige, während die meiſten den unnachahmlichen Raphael nachzuahmen ſtrebten, ſich mehr den Leonardo, als den ſicherſten Führer wählten, oder auch von der Größe des Michel Angelo hingeriſſen wurden. Wer gedenkt hierbei nicht an den, wie Goethe ſagt, „durch tiefes Studium gebildeten" Buri, an den als Lehrer und Meiſter ſo trefflich wirkenden Profeſſor Hartmann zu Dresden?

Auch der so oft verkannte Unterschied zwischen der Sculptur oder Antike und der Mahlerkunst fing mehr und mehr an, wieder klar und erkannt zu werden. Der Erste aber, welcher mit Recht an der Spitze dieses neuen Kunststrebens genannt werden muß, lebt nicht mehr. Es war Schick von Stuttgart, der Zeitlebens mit Drangsalen kämpfend, früh verstorben ist, während sein hohes Talent nun zu spät erkannt und bewundert wird. Zuerst in Davids Schule gebildet, blieb ihm, was er da von dem in seiner Art großen Meister an kräftiger Zeichnung und sonst gelernt hatte, auch späterhin unverloren, nachdem er sich ganz selbstständig auf seine neue Bahn erhoben und wohl eingesehen hatte, daß es nach überstandenen Lehrjahren für das Wesentliche der Kunst anderer und höherer Vorbilder bedürfe, als seine erste Schule und seine Zeit ihm geben konnten, und daß ein solches vorleuchtendes Vorbild nur bei den großen Meistern der alten Zeit zu suchen sei, deren Werke, keinem Wechsel der Zeit unterworfen, nie aufhören können noch werden, die Bewunderung der Anschauenden zu erregen. Seine Bildnisse der von Humboldtischen Kinder, die zu ihrer Zeit in Rom so großes Aufsehen erregten, könnten unbeschadet des Eindrucks neben denen des Leonardo oder Tizian gestellt werden, und wären selbst eines Schülers von Leonardo oder Raphael nicht unwürdig. Noch glänzender aber zeigte sich sein Talent in dem größern Bilde, den „Apollo unter den Hirten" darstellend; welches in dem königlichen Schlosse zu Stuttgardt aufbewahrt wird, und noch im verwichenen Jahre die Zimmer der verstorbenen Königin zierte. Der gedrängte Reichthum dieser Composition, das frische Leben, die leichte Klarheit und liebliche Anmuth der Farbe, diese schön geordnete Fülle schöner Gestalten sind der besten Zeit und des ersten Meisters würdig.

Unter den jetzt in Rom lebenden Deutschen Künstlern der neuern Zeit sind Overbeck und Cornelius zuerst auch unter uns allgemeiner bekannt geworden. Beide mit einer reichen Fantasie begabt; der erste ausgezeichnet durch eine liebevolle Anmuth und inniges Schönheitsgefühl in Gestalt, Ausdruck, Stellung und Anordnung; der andre durch die höchste Kraft des Ausdrucks und eine schöpferische Fülle der Erfindung. Von Overbeck sind mehrere

bedeutende Werke in Deutſchland, woraus man ihn würdigen kann; beſonders der große Carton zu Frankfurt, den Verkauf des Knaben Joſeph darſtellend. Sein Künſtlerruf iſt ſchon hinreichend begründet, und der herrliche Carton von der befreiten Jeruſalem auf der dießmahligen Ausſtellung wäre allein genug, ihn von neuem zu beſtätigen. Was Cornelius zu dem Bisherigen ferner noch Größeres zu leiſten im Stande iſt, wird er an den ihm übertragenen Alfrescogemählden des neuen Kunſttempels, welchen der Kronprinz von Baiern zu München erbauen läßt, reichliche Gelegenheit haben zu zeigen; wenn wir anders nach dem erſten meiſterhaft vollendeten Carton dazu urtheilen dürfen, welcher den ganzen mythiſchen Cyklus der Nacht, mit ihrem mannichfaltigen allegoriſchen Gefolge, nach ſinnreich und eigenthümlich aufgefaßter Vorſtellungsweiſe der Alten, eben ſo tief bedeutend als reich darſtellt. Wenn in einigen früheren Hervorbringungen dieſes Künſtlers die gewaltige Kraft des Ausdrucks bisweilen in Uebertreibung ausartet und Manier zu werden droht; ſo bemerkt man in dieſer letzten vortrefflichen Arbeit mit Vergnügen, daß er der Natur und edeln Einfalt wieder getreuer geblieben. Dieſen beiden ſchon ſeit länger bekannten Künſtlern, ſind in der letzten Zeit noch manche jüngere Talente mit Glück nachgefolgt, von zum Theil ſehr verſchiedenartiger Kunſtanlage und Sinnesweiſe; nur der gleiche Ernſt in dem Streben, die Kunſt wieder zu ihrer alten Hoheit zurückzuführen, beſeelt ſie alle. Dieſes gemeinſame Streben der Deutſchen Künſtler in Rom fing mehr und mehr an, Aufmerkſamkeit zu erregen, und ward ſelbſt von den ausgezeichnetſten Männern und Künſtlern andrer Nationen entſchieden anerkannt. Mit wahrem Vergnügen kann ich hier ſtatt aller übrigen Einen, den Stolz Italiens, den Bildhauer unſers Zeitalters, den in ganz Europa hochberühmten und gefeierten Canova als einen ſolchen nennen, der die Deutſche Kunſt ehrte und ſchätzte; Er, der auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland auch die in ihrer Art einzige Boiſſeréſche Sammlung ganz zu würdigen verſtand, obwohl ſelbſt in einem ganz andern Kunſtkreiſe wirkend, ſchenkte nicht nur dem ganzen Kunſtſtreben der Deutſchen überhaupt, ſondern ſelbſt den einzelnen jüngeren Talenten die aufmerkſamſte Theilnahme und

ausgezeichnete Achtung; wie denn mehrern Deutschen Künstlern, wie Philipp Veit, Eggers u. a. auf seine Empfehlung die Frescoarbeiten im Vatican übertragen wurden. Daß die Frescomahlerei unter den Deutschen Künstlern in Rom wieder so lebhaft in Gang gekommen, wozu dem preußischen General-Consul Bartholdy bekanntlich der Ruhm gebührt, die erste Veranlassung gegeben zu haben, ist überhaupt für einen großen Fortschritt zu achten; denn sie nöthigt den Künstler, bei der Composition in's Große zu gehen, in der Ausführung aber sicher zu sein; welches, besonders für junge Talente, eine herrliche Schule ist.

Nach allem Bisherigen wird es nicht schwer sein, den rechten Gesichtspunkt zu finden und aufzustellen, um den gegenwärtigen Stand der Deutschen Kunst in Rom, wie er sich in der letzten Ausstellung kund gegeben, richtig zu würdigen.

Nur noch einiges über die Grundsätze im Allgemeinen. Nachahmen, im eigentlichen Sinne des Worts, nachahmen soll der Künstler überhaupt nicht, und am wenigsten in dem Materiellen der Kunst. Die ersten Elemente und wesentlichen Fertigkeiten seiner Kunst, Zeichnen z. B., richtig, mannichfaltig, kräftig und sicher zeichnen, das muß er lernen, wissenschaftlich lernen, und glücklich ist er, wenn er nur den rechten Meister dazu findet, der ihn die innre und äußre Beschaffenheit des menschlichen Körpers, nach der Anatomie und dem Modell, so wie die kraftvollste und mannichfaltigste Entwicklung desselben aus der Antike vollkommen lehrt. So auch die Perspektive und was sonst wissenschaftlich zur Grundlage der Kunst gehört. Das Colorit, die Wahrheit und den Zauber der Farbe, wird der Mahler wohl von keinem Meister jemahls lernen, falls ihm nicht das Auge und der Sinn dafür angeboren ist; dagegen aber allerdings viele dazu erforderliche und dahin mitwirkende technische Kenntnisse und Fertigkeiten erlernt werden können und müssen. Wenn nun solchergestalt das Talent mit allen Elementar-Fertigkeiten zur Ausübung seiner Kunst ausgerüstet ist; so sieht der Künstler sich für das Höhere nach einem Vorbilde um, welches nicht eben der Meister zu sein braucht. Vielmehr sind beides, der Lehrer in dem, was erlernt werden muß, das Vor-

bild in dem, was nicht erlernt werden kann, aber doch erſtrebt werden ſoll, zwei ganz verſchiedene Dinge, die ſorgfältig auseinander gehalten werden müſſen. Daß der einzelne Künſtler ſich nicht von dem organiſchen Ganzen der Kunſt und von der Vergangenheit und lebendigen Ueberlieferung losreißen, und alles aus ſich ſelbſt, oder wie man auch wohl ſagen hört, aus der Natur ſchöpfen kann, wird aus dem Vorigen klar ſein. Und wo es geſchieht, da weiß man auch, wie es zu gehen pflegt, und daß grade dieſe ſeinwollenden Selbſtſchöpfer und Naturkünſtler mehrentheils in die allermanierirteſte Behandlungsweiſe zu gerathen pflegen. Und wo ſoll der junge Künſtler nun ſein Vorbild für dieſes Höhere in Geſtalt und Ausdruck, in Stellung und Anordnung oder vielmehr überhaupt in der Auffaſſungs- und Behandlungsweiſe hernehmen, um den eignen Geiſt an einen verwandten, aber größeren oder doch größer ausgebildeten anzuſchließen und eben dadurch zu beſtärken und zu entwickeln? Wo anders, als aus der Zeit und aus den Werken, in welchen anerkannt die Mahlerkunſt den höchſten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat!

Sollen wir ihn etwa in die franzöſiſche Schule zurück verweiſen, oder an die engliſchen Kupferſtiche und was dem ähnlich iſt? Wenn er recht denkt, ſo wird er ſich durch dergleichen Modezumuthungen nicht irre machen laſſen, ſondern den Raphael und ſeine Zeitgenoſſen, und überhaupt die großen Meiſter aus der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, und aus der erſten des ſechzehnten, die wird er unverrückt vor Augen halten und als ewige Vorbilder ſeines Strebens im Herzen tragen. Gewiß iſt es dabei, daß nächſt den großen Meiſtern, die als die höchſten anerkannt ſind, keine andern mehr beachtet zu werden verdienen, als ihre unmittelbaren Vorgänger und ältern Lehrer, und daß dieſe jenen unendlich näher ſtehen, als ihre Schüler oder ſpäteren Nachahmer. Sollten wir den Raphael zu ehren verſtehen, und den gering ſchätzen, an dem und von dem er zuerſt ſo viel und ſo weſentlich gelernt hat? Es giebt einzelne Geſtalten, ja auch Gruppen und ganze Compoſitionen, nicht bloß im Perugino, ſondern auch im Fieſole und ſelbſt im Giotto, die man, wenn man auch eben vom

Raphael kommt, mit dem größten Vergnügen und nicht ohne Bewundrung betrachten kann; und die im Geiſt und in der Auffaſſungsweiſe wirklich Raphaeliſch ſind, wenn wir alles, was auch geiſtig ſchön und liebevoll harmoniſch iſt, ſo nennen dürfen. Wie ſelten aber trifft man auf eine ſolche Ausnahme unter den Effektgemählden der ſpätern Kunſtſchulen Italiens! Denn gerade im Geiſt, in der Auffaſſungsweiſe zeigte ſich, nachdem einmahl der Gipfel der Vollkommenheit erreicht war, zuerſt der Abfall der ſinkenden Kunſt. Wer übrigens aus jenen erſten Geſtirnen des anbrechenden Lichtes in der abendländiſchen Kunſt, die Zeichnung, die Perſpektive, die Kenntniß des menſchlichen Körpers, oder was ſonſt wiſſenſchaftlich zur Begründung der Kunſt gehört, lernen, ja ſelbſt die vollkommneren Vorbilder eigentlich nachahmen, d. h. nachäffen wollte; den muß man ſeiner eignen Thorheit überlaſſen. Wer kein Talent beſitzt, und nichts gelernt hat, dem werden überhaupt keine Vorbilder etwas helfen, und es wird ziemlich einerlei ſein, ob er ſich die ſeinigen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zuſammenſucht, oder ganz aus der Nähe des neunzehnten entnimmt. Es ſollte aber in ernſter Kunſtbeurtheilung billigerweiſe nur von denen die Rede ſein, welche angebornes Talent beſitzen, und auch etwas Ordentliches gelernt haben, wie ſich denn deren mehrere in der letzten Ausſtellung bewährt haben; jene andern aber wäre es am beſten, mit Stillſchweigen zu übergehen.

Wenn wir nun auf dieſe Beſſern und ihr Streben, auf das Weſentliche und den Gang der Kunſt im Ganzen ſehen, ſo ſind wir jetzt durch das bis dahin Vorbereitete ſchon an das Ziel gelangt, wo wir den Schluß ziehen dürfen: jene Vorbilder möchten wohl ganz richtig gewählt ſein, und der rechte Weg zum Ziele allerdings nicht eben rückwärts zu ihnen führen, wohl aber ganz erfüllt und durchdrungen von ihnen, vorwärts zu einer neuen, aus den Tiefen des Alterthums wiederhergeſtellten, aber dennoch friſch lebendig aufblühenden, und wahrhaft neuen Kunſt für die neue Zeit; und daß alſo das Streben der neuern Deutſchen Künſtler, im Ganzen genommen, mit nichten auf einen Abweg gerathen und im Irrthum befangen ſei, ſondern ganz

auf der rechten Bahn fortſchreite; wie ſehr auch manches noch mangelhaft und unvollkommen erſcheinen mag, wie natürlich bei erſt aufblühenden Talenten, oder wie ſehr auch Einzelne, die mit zur Schule und zum Ganzen gerechnet werden, hier und da wirklich von der rechten Linie abgewichen ſein mögen. Denn das iſt eben das Unglück bei jedem ernſten und treu gemeinten, neuen Streben, daß ſich immer manche Unberufene einmiſchen, welche den Mangel an Talent und Leben durch Uebertreibung erſetzen wollen, denen alles unter der Hand ſogleich zur Manier wird, und die eben dadurch den Gegnern des Guten reichen Stoff zu einer Oppoſition und einem Tadel geben, der dann leicht ohne alle Unterſcheidung auf das Ganze ausgedehnt und auf das Ausgezeichnetſte und Vortreffliche in dem gleichen Maaße, wie auf das ganz Mittelmäßige oder völlig Mißlungene, angewandt wird.

Es wird ſich nun ſchon von ſelbſt ergeben, worauf ſich der den Deutſchen Künſtlern gemachte Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit reducire; denn ſo ſollte der beabſichtigte Tadel eigentlich, um genau zu reden, ausgedrückt werden. Wenn der Künſtler nicht den Geiſt und die Auffaſſungsweiſe ſeines Vorbildes ſich anzueignen weiß, ſondern unweſentliche Zufälligkeiten oder wohl gar poſitive Fehler und Unvollkommenheiten nachahmt, oder vielmehr nachmacht; ſo iſt dieß allerdings in hohem Grade tadelnswerth, und führt auf dem gerade entgegengeſetzten Wege, wie die rohe Nachahmung der Natur, in denſelben Abgrund des Manierirten. Es iſt mit der Manier in der Kunſt überhaupt, wenn ich dieß Gleichniß brauchen darf, wie mit der Sünde in dem ſittlichen Leben. Es führen unzählige Abwege, wie zur Sünde, ſo auch zur Manier; und wie es dagegen nur Eine Tugend giebt, ſo giebt es auch nur Einen Weg, welcher der rechte iſt, in der Kunſt. Die Vollkommenheit in der Kunſt findet ſich da, wo die Idee und das Leben völlig Eins ſind in einem Werke; jede Abweichung, jeder Mangel von der einen oder von der andern Seite iſt ein Fehler und wird, fortgeſetzt oder gar als Grundſatz aufgeſtellt, Manier genannt. Die Idee, wenn ſie allein vorherrſchend iſt, gebiert Werke, die kalt und todt ſind, oder in geringerem Maaße wenigſtens den

Vorwurf der Härte auf ſich laden. Wer auf der andern Seite nur nach dem Leben haſcht in der Kunſt, der kann wohl Effekt machen, was manchen Naturaliſten gelingt; aber mit der Idee fehlt dem Werke auch die tiefere Bedeutung, ja alle innere Form, welches doch die erſte und weſentlichſte Bedingung der Kunſt iſt.

Was unſre Deutſche Ausſtellung betrifft, ſo traf eigentlich jener Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit nur die oberwähnte Klaſſe der unberufenen, und eben desfalls übertreibenden Nachahmer ganz und in einigen Produkten derſelben mit vollem Rechte. Dieſe Gattung ſtellt ſich überall mit ein; aber an den Vorbildern liegt es wohl nicht. Die Werke ſolcher Menſchen werden immer, ſie mögen nun den Leonardo und Dürer, oder auch den Guido und Guercino, oder wenn man will, Mengs und Függer vor Augen haben und nachahmen, froſtig und ſteif, oder übertrieben und verzehrt ausfallen, oder auch beides zugleich, und werden in jedem Falle manierirt ſein. In jeder Ausſtellung pflegt, wie geſagt, manches Mittelmäßige und auch wohl eines oder das andre ganz Mißlungene dem Lobenswerthen und Vortrefflichen beigemiſcht zu ſein; nur nach dem Guten muß man ſie beurtheilen, und wenn ſie deſſen nicht wenig enthält, ſo kann man dieſes ſchon als ein gutes Zeichen für den Gang und die Fortſchritte im Ganzen anſehen. Die Deutſche Ausſtellung vereinigte die Werke und Verſuche von drei und ſechzig Künſtlern, von denen bei weitem die größere Anzahl noch im Anbeginn ihrer Laufbahn ſtehen. Hinſichtlich der aufblühenden Talente aber, welche ſich aus dieſer Anzahl vorzüglich ausgezeichnet haben; ſo iſt ſchon oben erwähnt worden, daß das Publikum, ungeachtet jenes Zwieſpalts der Meinung und des im Allgemeinen wiederhohlten Tadels der Alterthümlichkeit, den Einzelnen, die es verdienten, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja ihnen den entſchiedenſten Beifall ertheilte. Die beiden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. erhielten dieſen nicht bloß von dem Publikum im Allgemeinen, ſondern wurden auch von den erleuchtetſten und erlauchteſten Beſchauern dieſer Ausſtellung mit ſo entſchiednem Lobe ausgezeichnet, als ſie ſelbſt oder ihre Freunde nur irgend wünſchen konnten; ſo daß mir von dieſer Seite nichts übrig bleibt, als nur das geſunde Urtheil des

Publikums dankbar anzuerkennen, und wenig oder nichts zur Berichtigung hinzuzufügen. Es iſt auch nicht zu beſorgen, daß dieſe und andre ihnen ähnliche wackere Künſtler über der Anerkennung des Guten, was ſie bis jetzt geleiſtet, das ungleich Mehrere und Höhere, was man mit Recht von ihnen erwarten darf, verſäumen oder vergeſſen werden. Wurde ja etwa ein einzelnes Talent weniger bemerkt oder ausgezeichnet, als es wohl verdient hätte, ſo lag dieß an zufälligen Nebenumſtänden. Wer ſollte z. B. nicht die Fülle erfinderiſcher Compoſition in Eberhards trefflichen Entwürfen loben? Aber ſolche Handzeichnungen wollen mit Ruhe und Muße im Kabinette durchblättert und betrachtet ſein, und ſind weniger geeignet, neben groß ausgeführten Oehlgemählden an den Wänden einer Ausſtellung in die Augen zu fallen, wo überdem für die kleineren Stücke nicht allemahl ein bequemer Platz gefunden wird. Von einigen andern Künſtlern waren die größten und vorzüglichſten Werke nicht auf der Ausſtellung; ſo z. B. „die Anbetung der Hirten" von Johannes Veit, welcher die tiefe Innigkeit des Sinnes, die lebendige Wahrheit und Wärme der Ausführung wohl Freunde verſchafft haben würde. Auch der ſchon oben erwähnte ſo ganz vortreffliche Carton von Cornelius war nicht da zu ſehen. Zwei einzelne Köpfe, auch noch ſo ſchön ausgeführt, wie die beiden der Mutter Gottes und des Engels Michael, von Eggers, an edler Form und Anmuth der Behandlung und Farbe der beſten italieniſchen Kunſtzeit würdig, werden neben ſo mancherlei größern Darſtellungen auch leicht weniger bemerkt.

Wenn man die Frage aufſtellen wollte, ob der Vorwurf der Alterthümlichkeit, in ſofern ſie nähmlich manierirt und alſo ein Fehler iſt, nicht auch gegen die Werke der Beſſeren unter den Deutſchen Künſtlern in Rom gemacht werden könne; ſo muß ich darauf erwiedern, daß dieſes wohl eben nicht oft der Fall ſein dürfte und daß auch dann, genauer betrachtet, gar nicht immer die vermeinte Alterthümlichkeit Schuld iſt, ſondern der Fehler an etwas anderm liegt. Ich will ein Beiſpiel anführen; in einer heiligen Familie, von Wilhelm Schadow, iſt der Kopf der Mutter Gottes ganz ſeelenvoll, von der größten Schönheit, und von der glücklichſten und gelungenſten Ausführung; der heil. Joſeph

aber auf eben dieſem Bilde iſt zu klein und eigentlich mißlungen. Etwas beſondres Altdeutſches habe ich jedoch an dieſer Figur nicht finden können; eben ſo wenig als dem herrlichen Kopfe der Maria etwa einer von Raphael oder ſonſt irgend ein beſtimmtes Urbild zum Grunde liegt.

Wie jedes Urtheil, wenn es einmahl in eine bequeme Modeformel gebracht iſt, von vielen, ohne einen klaren Begriff damit zu verbinden, nachgeſprochen, und oftmahls ſehr verkehrt und auf Gegenſtände angewandt wird, auf die es gar nicht paßt; ſo geht es auch mit dem Vorwurf der altdeutſchen Manier in der Kunſt, daß er nicht ſelten über Dinge ausgeſprochen wurde, die hundert Meilen davon abwärts liegen. Ich könnte, wenn es hier die Abſicht wäre, in das Einzelne einzugehen, merkwürdige Beiſpiele der ſonderbarſten Verwechslung in dieſer Beziehung anführen. Es iſt damit derſelbe Fall, wie in der Literatur vor einer Reihe von Jahren die tadelnde Parthei ein neues poetiſches Werk vollgültig verurtheilt und völlig abgefertigt zu haben glaubte, wenn ſie den furchtbaren Ausſpruch that, es ſei romantiſch, oder von einem Romantiker gemacht; es mochte nun übrigens von Schiller, Tieck, Fouqué, oder ſonſt noch ſo verſchiedener Art ſein. So nennen auch jetzt noch Manche in den Wiſſenſchaften alles, was ihr Verſtändniß überſteigt, oder ihnen ſonſt Mißbehagen erregt, myſtiſch; welches Wort ſie dann mehrentheils eben ſo wenig verſtehen, oder im Stande ſein möchten, Rechenſchaft davon zu geben, als das, was ſie gern dadurch als verwerflich darſtellen wollen. Dergleichen Worte ſind von übler Wirkung; es ſind nichts als blendende Formeln der Täuſchung, welche das Urtheil ganz verwirren.

Eine gewiſſe wohlverſtandne Alterthümlichkeit müſſen wir der bildenden Kunſt, wenigſtens für einige Fälle und Gegenſtände durchaus vindiciren, und können ſie ſchlechthin nicht ſo unbedingt und ohne Einſchränkung verwerflich finden; und nur wenn ſie fehlerhaft und manierirt iſt, kann ſie Tadel verdienen. Wie aber eigentlich der Vorwurf der altdeutſchen Manier aufgekommen iſt, was nähmlich das ausſchließend Deutſche davon betrifft, weiß ich mir nicht recht zu erklären. Bei vielen, ja bei den meiſten aus-

gezeichneten Gemählden der neuen Schule iſt es für jemanden, der viele Gemählde geſehen hat, oft wohl zu erkennen, daß der Künſtler dieſen oder jenen großen italieniſchen Meiſter der älteren Zeit mit beſondrer Liebe betrachtet haben mag, wenn auch kein individuelles Vorbild nachgeahmt worden. Ungleich ſeltner bemerkten wir in den ausgezeichneten Bildern etwas, was an die altdeutſche Schule im Allgemeinen, oder gar an Dürer Insbeſondre erinnern könnte. Wahrſcheinlich hat das damahlige Coſtum einiger deutſchen Jünglinge dazu beigetragen, dem Vorwurf gegen alle Wahrheit dieſe Wendung zu geben und ihn ſo allgemein auszudehnen; und iſt der Begriff von den altdeutſchen Röcken auf die Gemählde übertragen worden.

Wenn man übrigens Altdeutſch in der Kunſt ſo geradezu für gleichbedeutend mit Steif oder Hart nimmt, ſo kann ich dieſe mir etwas neu und willkührlich ſcheinende Wortbedeutung doch nicht ſo ganz unbedingt zugeben. Vielleicht iſt dieſer Begriff auch mehr aus Büchern oder einem frühgefaßten Vorurtheil geſchöpft, als aus der eignen Anſchauung. Ich habe manche altdeutſche Gemählde geſehen, in Boiſſerée's Sammlung und auch ſonſt, die wohl ſchön und lebendig ſind, und denen auch die Anmuth mit nichten abgeht. Leicht wäre es dagegen, eine Menge von Gemählden zu nennen, aus der Zeit der ſpätern Manieriſten oder auch aus der ältern franzöſiſchen Schule, welche durchaus kalt und froſtig, ſteif und leblos erſcheinen. Oder wollen wir die Beiſpiele lieber ganz aus der Nähe nehmen, ſo erinnern wir uns nur an ſo manche noch zu unſrer Zeit aus der falſchen antikiſchen Nachahmung hervorgegangene Gemählde, die in der Regel mehrentheils alle todtgeboren zur Welt kommen.

Warum ſollten wir aber auch unſre einheimiſche alte Kunſt ſo ſehr geringſchätzen, was ſie eben ſo wenig verdient, als es uns wohl anſtehen würde? Raphael hat den Dürer wohl zu ſchätzen gewußt; es hat vor Dürer auch andre ehrenwerthe Deutſche Künſtler gegeben, welche in manchem Stück, beſonders aber in der Anmuth über ihm ſtehen. Die Italiener achten die altdeutſche Kunſt, ſelbſt die Franzoſen ſind aufmerkſam darauf geworden; und wir Deutſchen allein ſollten es verkennen, daß

unſre alten Meiſter nach und neben den größten und glücklichſten Meiſtern von Italien mit zu dem Cyklus des Vortrefflichſten in der Mahlerkunſt gehören? Und wenn die Deutſche Kunſt nicht den gleichen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat, als die Italieniſche, ſo iſt die Urſache leicht gefunden; da wir wohl wiſſen, wie ſie mitten in ihrem Fortſchritt gehemmt, und ehe der Gipfel erreicht war, durch die Religionsunruhen und Bürgerkriege des ſechzehnten Jahrhunderts völlig unterbrochen ward. Dagegen wird man aus der älteren Zeit vor Raphael nicht leicht Einen aus den italieniſchen Meiſtern nennen können, der einen ſolchen Rieſenſchritt gethan und die Kunſt in allen ihren Theilen mit Einemmahle ſo weit gefördert hätte, wie Eyck.

Dieſer Rückblick iſt unſerm Gegenſtande nicht ganz fremd; doch kehren wir nun zurück zu der jetzigen Deutſchen Kunſt, und der neuen Wendung und Entwicklung, die ſie gegenwärtig in Rom gewonnen hat. Es iſt noch ein Punkt übrig, der erörtert werden muß, um die Begriffe klar auseinander zu ſetzen und das Urtheil zu berichtigen, ſo wie wir es uns zum Ziel geſetzt, und zwar iſt es ein Hauptpunkt. Er betrifft nähmlich die Wahl der Gegenſtände, da viele der jungen Künſtler, deren Augenmerk vorzüglich auf jenen Kreis der vortrefflichſten Mahler neuerer Zeit gerichtet war, ſich nach dem Vorgange dieſer Meiſter und der älteren Schule beſonders chriſtliche Gegenſtände zur Behandlung gewählt haben. Und damit iſt nun ein zahlreicher Theil des Publikums nicht einverſtanden, ſondern iſt vielmehr den chriſtlichen Gegenſtänden entſchieden abgeneigt, und dieſe Abneigung hat viel mitgewirkt zu der Oppoſition und dem Zwieſpalt, welche ſich bei dieſer Gelegenheit über die Kunſt und ihre Beſtimmung ſo deutlich kund gegeben haben.

Daß nun ausſchließend und allein nur chriſtliche Gegenſtände gemahlt werden ſollten, iſt ſo viel ich weiß, noch nirgends aufgeſtellt oder behauptet worden. Freilich haben die alten Mahler der großen Zeit vorzüglich dieſe Gegenſtände in ihren größten und wichtigſten Werken verherrlicht. Wie natürlich, weil damahls die Kunſt noch auf das innigſte mit der Religion verbunden und gleichſam ganz Eins mit ihr war, und ihre vornehmſte Beſtim-

mung darin fand, die Kirchen zu zieren und die Andacht zu verſchönern. Indeſſen haben doch auch die alten Mahler nicht ſelten mythologiſche Gegenſtände gewählt, beſonders für Alfrescogemählde in weltlichen Palläſten; ſo Raphael vor allen, und Giulio Romano, dieſer letzte mit beſonders eigenthümlichem Geiſt, wie ſpäter nach ihnen die Caracci und deren Nachfolger. Große dichteriſche Compoſitionen, wie ſie die alte Mythologie oder Heldenpoeſie darbietet, ſind in der That auch für die Alfrescomahlerei vorzüglich geeignet; dagegen ſie, wo es auf tiefe Charakteriſtik ankommt, oder um ſymboliſche Geheimniſſe durch die vollendete Ausführung zu beleben, gegen die Oelmahlerei nachſtehen muß. Es war daher ein glücklicher Gedanke, für die Alfrescogemählde in der Villa Juſtiniani, welche den Deutſchen Künſtlern, Overbeck, Philipp Veit und Julius Schnorr übertragen worden, die fantaſiereichſten Dichter Italiens, den Dante, Arioſt und Taſſo, als Stoff und Quelle für eine Reihe von cykliſchen Darſtellungen zu wählen. So kann ich mir auch wohl die trojaniſchen und homeriſchen oder auch andre Heldengeſchichten glücklicher in dieſer großartigen Alfrescoweiſe ausgeführt denken, als es bisher in Oelgemählden hat gelingen wollen. Ich will nicht in Abrede ſein, daß auch ſolche heidniſche Gegenſtände, welche von der chriſtlichen Kunſt am weiteſten entfernt liegen, einen großen Reiz haben können; und wer betrachtet wohl nicht mit Vergnügen eine Danae oder Antiope von Tizian, eine Jo von Correggio? Jedoch möchte ich faſt wünſchen, daß die Behandlung ſolcher Gegenſtände auch nur ſolchen Meiſtern ausſchließend vorbehalten bliebe; von minder vortrefflichen oder gar von mittelmäßigen Mahlern behandelt, ſind ſie unerträglich und fallen gleich in das Gemeine. Jungen Künſtlern aber würde ich dieſelben am wenigſten empfehlen, da ſie einen ſtrengeren Weg zu gehen haben, um erſt das Vortreffliche zu erreichen, wo dann auch die Schönheit und Anmuth einem liebevollen Sinn nie entſtehen wird, ohne daß er abſichtlich auf den nackten Sinnenreiz ausgeht, ſo leicht es iſt, dadurch Vielen zu gefallen, da das Publikum oft nur allzu nachſichtig und empfänglich iſt für ſolche lüſterne Doſenmahlerei, wenn ſie halbweg zierlich behandelt wird.

Es kommt vor allem auf den Geiſt und die Behandlung an; in den Gegenſtänden möge keine Ausſchließung Statt finden, wenn gleich ein Vorzug natürlich iſt. Und ſo würde es wenigſtens ſehr einſeitig ſein, wenn man die chriſtlichen Gegenſtände ganz von der Kunſt ausſchließen wollte; da die Fortdauer derſelben nicht bloß durch jene großen Vorbilder der Vergangenheit, ſondern auch durch das Bedürfniß der Gegenwart immerwährend begründet und erfordert wird. Es ſind in den letzten dreißig Jahren allerdings wohl mehr Kirchen zerſtört und verwüſtet worden, als neue erbaut oder mit Bildern geziert. Indeſſen zeigt ſich ſchon jetzt auch darin die Rückkehr zum Frieden und die beſſere Richtung des Zeitalters, daß es hier und da, häufig genug und in mehr als einem Lande, nicht an bedeutenden Kunſtbeſtellungen für Kirchen fehlt; denen man wohl bald eine reichere Nachfolge nicht bloß wünſchen, ſondern auch vorherſagen kann. Es dürfte überhaupt mit der Sache des Chriſtenthums noch bei weitem nicht ſo ſchlecht ſtehen, als es die Revolutionsmänner und neuen Heiden ſich ſelbſt einbilden, oder doch uns überreden möchten. Dazu kommt für unſer Deutſchland noch der Umſtand, über den wir uns billig erfreuen müſſen, daß jetzt auch die Proteſtanten ſich wohl geneigt zeigen, ihre Kirchen durch Bilder der Andacht zu verſchönern; was der Deutſchen Kunſt, die ſich dieſen Gegenſtänden vorzüglich gewidmet hat, wieder einen neuen Ausweg öffnet. Es fehlt auch noch außer den Kirchen nicht an einzelnen Privatleuten, die wohl in irgend einem dazu beſtimmten Zimmer ihres Hauſes, eine Verkündigung, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, oder ſonſt ein wohlgemahltes, frommes Bild zur Freude und Andacht vor Augen zu haben wünſchen. Nachdem jedoch die Sinnesart der Menſchen ſehr mannichfaltig iſt, ſo wird andern vielleicht die Darſtellung einer ſäugenden Kuh lieber ſein. Und gewiß, wenn die Behandlung ſo vortrefflich iſt, wie wir uns die berühmte Kuh des Myron zu denken haben, und wie ſie uns Goethe nach ſeiner Art, in dem vierten Hefte über Kunſt, ſo meiſterhaft ſchildert; ſo darf auch dieſer Gegenſtand keineswegs von dem Gebiete der Kunſt ausgeſchloſſen bleiben. Nur wenn es die Abſicht ſein ſollte, durch dieſen oder andre ſolche in ihrer Art

auch verdienſtliche thieriſche Gegenſtände, die erſtgenannten höheren und heiligen, zu verdrängen; ſo würden wir uns dagegen erklären müſſen. Wollte aber jemand etwa mit der Behauptung auftreten, die Mahlerei habe bei den Griechen eine viel höhere Vollkommenheit erreicht, als durch Raphael und die andern Neuern; wollte er den jungen Künſtler, als Heil und Rettungsmittel vielleicht ausſchließend an griechiſche Gegenſtände verweiſen, wie etwa manche der weniger bekannten bei Philoſtrat; ſo würde eine ſolche Hypotheſe wohl im Allgemeinen nicht viel Beifall finden, da wir nach dem Vorhandenen zu dieſem Behuf ſchon hinreichend unterrichtet ſind, um zu wiſſen, auf welche gegen die Sculptur der Alten und die großen Mahler der chriſtlichen Zeit, nicht ſehr hohe Stufe der Vollkommenheit die griechiſche Mahlerei gelangt iſt; und würde ein ſolcher wahrhaft rückgängiger Vorſchlag, wenn er anders im Ernſte gemacht worden, kaum geeignet ſcheinen, im Ernſte beantwortet zu werden. Was aus der antikiſchen Nachahmerei für ſteinerne Gemählde und todte Produkte hervorgehen, das haben wir zur Genüge geſehen, und können alſo ſolchen lockenden Vorſchlägen nicht leicht Gehör geben; wir müßten denn erſt neue und andre Zeichen und Wunder ſehen, als die bisher zu Tage gekommenen.

Die Frage von der Wahl der Gegenſtände, vorzüglich der chriſtlichen, hängt übrigens ſehr weſentlich zuſammen mit jener andern von der Alterthümlichkeit der Behandlung, in wiefern ſie an und für ſich ſchlechthin verwerflich, oder aber in den richtigen Gränzen gehalten, beſonders für eine Gattung von Gegenſtänden, allerdings anwendbar und angemeſſen ſei. Denn nachdem alle chriſtlichen Gegenſtände der Mahlerei entweder ſchon an und für ſich ſymboliſch ſind, oder doch um ihrem Weſen zu entſprechen, ſymboliſch behandelt werden ſollen, ſo iſt eben dazu auch dieſer ſtrengere und ernſte Styl der Behandlung erforderlich, welcher eben den Eindruck des Alterthümlichen macht. Werden die chriſtlichen Gegenſtände durchaus nicht ſymboliſch, ſondern rein weltlich, bloß menſchlich und natürlich behandelt, und auf die dramatiſche Wirkung, wenn dieſer Ausdruck hier geſtattet iſt, angelegt, wie von den ſpätern Italienern ſo oft geſchehen; dann ſind dieſe hei-

ligen Gegenſtände allerdings ungünſtig für die Kunſt, ja zum Theil kaum erträglich; und können wir in dieſer Beziehung die Abneigung der Gegner leicht entſchuldigen. Doch dieſes wäre Stoff zu einer eignen Unterſuchung, und ſei hier nur im Vorbeigehen berührt.

Wenn wir indeſſen der Hypotheſe, die griechiſche Mahlerei, welche zu kennen uns die Sammlung zu Portici doch allerdings einige Data giebt, ſei vollkommner geweſen und auf einer höhern Stufe als Raphael und die Vortrefflichſten jener Zeit, durchaus nicht beitreten können; ſo iſt es dagegen wohl anerkannt und entſchieden gewiß, daß die griechiſchen Künſtler in der Sculptur eine Höhe und Vollkommenheit erreicht haben, die wir kaum jemahls zu erreichen, geſchweige denn zu übertreffen hoffen dürfen. Daher muß ſich denn auch der Bildhauer zunächſt ganz an die Antike anſchließen, und dieſelbe gleichſam nur fortſetzen; und einer der erſten Prüfſteine und Beweiſe der Meiſterſchaft in dieſer Kunſt bleibt es, die Antike ergänzen zu können, welches, wenn es ſo vollkommen geſchieht, wie Michel Angelo den berühmten Faun, oder zu unſrer Zeit Thorwaldſen die aeginetiſchen Figuren ergänzt hat, ſchon allein Erſtaunen erregt und der höchſten Bewunderung werth iſt. Nächſtdem aber bleibt das Ziel des Bildhauers, eine Geſtalt aufzuſtellen, die ſo claſſiſch ſei, daß ſie geradezu für eine Antike gelten könnte, wie etwa Thorwaldſens „Merkur," welcher nur desfalls mit dem Schwerte umgürtet zu ſein ſcheint, um vielen hunderten moderner Marmorbilder durch ſeine Gegenwart ihren unvermeidlichen Tod anzukündigen. Erſt dann, wenn unſre Sculptur dieſe erſte und nicht zu umgehende Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, dürfen wir fragen, ob ſie nun auch wohl im Stande ſein werde, ganz andere und uns eigenthümliche Gegenſtände mit der gleichen Meiſterſchaft zu behandeln, und den im Mittelalter unvollendet gebliebenen Anfang und erſten Entwurf einer chriſtlichen Sculptur auszuführen und durch die That zu vollenden; in welcher Hinſicht z. B. der von dem trefflichen Danecker entworfne Chriſtus, als erſter großer Verſuch dieſer Art in jetziger Zeit, unſre ganze Theilnahme und geſpannteſte Erwartung in Anſpruch nimmt.

Von Seite der Sculptur war die Deutsche Ausstellung hinreichend mit trefflichen Werken ausgestattet; und es wäre wohl manches zu sagen über Rudolf Schadows großes Talent, Schallers verdienstliche Arbeiten, und auch Eberhards Basrelief verdiente die aufmerksamste Beobachtung. Da der Umstand, daß Thorwaldsens Grazien, weil sie noch nicht vollendet waren, auf der Ausstellung fehlten, zu manchen Witzeleien Anlaß gegeben hat; so will ich nur bemerken, daß wenn sie wirklich da gewesen wären, man sie ohne allen Zweifel steif und hart, wo nicht gar altdeutsch gefunden haben würde; denn allerdings hat der große Künstler die Idee derselben sehr streng nach ernstem griechischen Styl genommen, und von der modern beliebten buttrigen Weichheit ist da nichts zu spüren.

Es ist hier nicht meine Absicht, mich über die Sculptur weiter auszudehnen; sondern ich habe mich zunächst auf die Mahlerei, und zwar vorzüglich auch nur auf die historische, beschränken wollen; denn da zeigte sich vornehmlich jener Zwiespalt der Ansicht und Partheiung im Urtheil, welche wir durch die hier aufgestellten Grundsätze, so weit es sein kann, friedlich zu schlichten, oder doch klar auseinander zu setzen wünschten, und auch wohl hoffen dürfen.

Eben so wenig werde ich für dießmahl auf die Beurtheilung der Landschaftsmahlerei im Einzelnen eingehen; denn dazu müßte ich erst die noch zu wenig ergründete, ich möchte sagen, noch so wenig bekannte Theorie derselben ausführlich voranschicken, um zwischen meiner Ansicht und dem herrschenden Geschmack, der jedoch auch in sehr verschiedene Richtungen auseinander geht, den vergleichenden Maaßstab zu finden, und auszumitteln, in wiefern eine möglichst treue und kraftvolle Vollendung einzelner Naturgegenstände, und ein tiefer Sinn, der in das Ganze gelegt wird, oder aber das Streben, den einzelnen Moment einer glänzenden Naturerscheinung täuschend und lebendig zu ergreifen, hier den Vorzug verdiene; oder ob etwa, und wie alsdann, beides, d. h. in gewisser Art, die verschiedenen Gattungen des Ruysdal und Claude Lorrain, verbunden werden müssen. Es mag hier also genug sein zu bemerken, daß die Deutsche

Ausstellung in beiden bezeichneten Gattungen der Landschaft, und nicht bloß in ihren Extremen, sondern auch in manchen Stufen des Uebergangs, viele verdienstliche Arbeiten von Koch, Catel, dann Rebell, Rhode u. a. aufzuweisen hatte. Unter diesen sind die gelungensten Werke von Koch aus seiner besten Zeit für diese ganze Epoche der jetzigen Deutschen Kunst am bezeichnendsten; durch die Kühnheit der Wahl oder Erfindung, und entschiedne Kraft in der gründlichsten Treue der Darstellung, so wie durch die reiche Fülle der dargestellten Natur und tief aufgefaßte Bedeutung.

Auch über die bemerkenswerthen Arbeiten einiger älteren Deutschen Künstler, deren Streben zum Theil einer frühern Epoche angehört, finden wir hier keine Veranlassung, uns weiter auszubreiten; denn unsre Absicht ging, wie gesagt, eben auf diejenigen Werke, welche den Zwiespalt erregt und die Aufmerksamkeit des Publikums in Lob und Tadel am meisten auf sich gezogen haben.

Zum Schluß nur noch Folgendes. Was unsre Meinung betrifft, daß die christlichen Mahler der besten Zeit, Raphael und seine Zeitgenossen und Vorgänger bis jetzt das Höchste in der Mahlerei erreicht haben; so wollen wir gern, wenn sich anders woher eine ganz neue und noch höhere Vortrefflichkeit in der Kunst als wirklich vorhanden, kund geben und bewähren sollte, dieselbe gleich und bereitwillig willkommen heißen. Vielleicht dürfen wir uns aber mit dieser Hoffnung so sehr nicht übereilen und bis dieses geschieht, dürfte zunächst wohl das Sicherste sein, jenen großen Vorbildern zu folgen, und auf ihrem Wege, der eben jetzt zu einem neuen, wie er für uns und unsre Zeit angemessen sein kann, gebahnt werden soll, die weiteren Fortschritte zum Ziel zu suchen. Nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, wieder eine wahrhaft so zu nennende Kunst und neue, blühende Epoche derselben zu erreichen; wir müßten denn anders ganz Verzicht darauf leisten wollen und denen Recht geben, welche dafür halten, daß unser Zeitalter der Kunst schon für immer entwachsen, und für sie nicht mehr geeignet sei, daß also die Kunst keine neue Entwicklung und Blüthe mehr zu erwarten habe, indem sie gleich der alternden Natur schon abgestorben, und es mit ihr zwar nicht für die

Erkenntniß des Vergangenen, wohl aber für neue Hervorbringungen, zu Ende sei. Dieser Meinung aber können wir uns bis jetzt noch nicht beizutreten entschließen; da selbst dieser jetzige neu genommene Aufschwung in der That nur einer empfänglichen und günstigen Aufnahme bedürfte, um ganz andern und viel günstigeren Hoffnungen Raum zu geben.

* * *

Die Sache der christlichen Kunst und die richtige Ansicht von ihrer hohen Würde und Schönheit hat seitdem wieder noch die siegreichsten Fortschritte gemacht und ein neues unerschütterlich starkes Fundament erhalten an den zwei großen künstlerischen Werken von Sulpiz Boisseré, dem ausführlichen Prachtwerke über das herrlichste Denkmahl der kirchlichen Baukunst des Mittelalters, und dann den Lieferungen altdeutscher Gemählde, welche selbst in lithographischer Hinsicht in einigen Blättern, wie in dem heil. Christoph, von Hemmelink, eine kaum zu hoffende Vortrefflichkeit erreicht haben. Mit der gründlichen Kenntniß der altdeutschen Kunst muß auch das richtige Verständniß der christlichen Schönheit von selbst sich immer mehr entwickeln. Dieser Begriff, der früherhin, da man die Sache selbst hatte, übte und die ganze Zeit darin lebte und athmete, mehrentheils im bloßen Gefühl noch unbewußt und unentwickelt schlummern mochte, späterhin aber vergessen und verloren ging, oder in feindlicher Verkennung und auf den irrenden Abwegen einer fremdartigen Richtung ganz entstellt und verkehrt wurde, tritt nun wiederum in neuer Klarheit hervor; und damit werden denn auch die Grundsätze des neuen wahren Weges in der Kunst immer mehr anerkannt und siegreich festgestellt. Der wieder erweckte und neu hergestellte beßre, tiefe und fromme, christliche Sinn gewinnt mehr und mehr auch in der Kunst die Oberhand; die dürre antikische Nachahmerei dagegen, sinkt nebst der falschen Theorie, auf der sie beruht, in ihr eitles Nichts zurück; da sie ohnehin ihres eignen Gegenstandes, seit den Aufschlüßen einer tieferen Erkenntniß der eigenthümlichen Größe und wahren Wesenheit der alten heidnischen Kunst, schon

durchaus nicht mehr mächtig geblieben iſt. Zwar liegt es wohl in der Natur der neuern Kunſt überhaupt, daß ſie eine immerfort ſtrebende und nach der höchſten Idee erſt ſuchende und ſtets im Suchen begriffene iſt, ſo wie die geiſtige Wiſſenſchaft und Philoſophie es bei den Alten war. Eben daher läuft in ihr auch der Abweg der Mode und Manier immer neben der zarten Linie des höchſten geiſtigen Schönen her und wirkt oftmahls ſtörend, wenigſtens auf den herrſchenden Zeitſinn ein. Indeſſen fängt jetzt doch ſelbſt beim Publikum alle große und kleine Doſenmahlerei oder Modekunſt, entſchieden an zu ſinken; wenn ſie auch noch ſo ſehr durch eine falſche Magie des Augenblicks aufgeſtutzt worden, und wenigſtens für die höheren Talente und würdigſten Gelegenheiten und Gegenſtände bleibt jene ernſtere Bahn der tieferfaßten und frommgefühlten chriſtlichen Schönheit die, welche auf eine erfreuliche Weiſe die Oberhand gewinnt; mehr wenigſtens und weit ſiegreicher, als dieß bis jetzt in der Dichtkunſt oder in der Philoſophie der Fall iſt, wo wir die antichriſtlichen Beſtrebungen überall noch ſehr rege und weit allgemeiner verbreitet ſehen, als in der bildenden Kunſt.

Wir ſehen mithin die richtige Erkenntniß der chriſtlichen Kunſt und Mahlerei und ihrer ausübenden Grundſätze im Ganzen ſchon hinreichend geſichert; das glückliche Talent, was nur angeboren ſein kann, und vereint mit dieſem, eine vielfach erworbne künſtleriſche Empirie und ſichre Meiſterſchaft in allen techniſchen Fertigkeiten, ſetzen wir als gegeben voraus. Was bleibt, möchte man fragen, nun weiter noch erforderlich für den Künſtler, um das hohe Ziel zu erreichen? Vor allem muß freilich dieſe Idee der chriſtlichen Schönheit ſelbſt nicht ein todter und etwa bloß angenommener und wie erlernter oder nachgeſprochener Begriff; es muß damit Ernſt und volle lebendige Wahrheit ſein, denn grade dieſer Begriff kann durchaus nur mit dem eignen tiefen Gefühl aufgefaßt werden. Aber auch dieſes, auch das fromme Gefühl allein iſt noch nicht genügend; denn wie ſehr es auch dem Menſchen als ein vollkommner Erſatz für alles Fehlende zu Gute gerechnet werden mag; ſo iſt es doch an und für ſich nicht zureichend, um einen Künſtler hervorzubringen. Das andere Element

nun, welches der Mahler nebſt der richtigen Idee von ſeiner Kunſt und ihrem Zweck, und aller bloß empiriſchen Meiſterſchaft beſitzen ſoll, weiß ich in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, wie es gerade für dieſe Kunſt iſt, nicht anders zu bezeichnen und zu benennen, als das innere Licht der Beſeelung. Es iſt dieſes noch ganz etwas andres, als das bloße Talent der fruchtbaren Erfindung oder die Magie der Farbe, ſo höchſt ſchätzbar und eigentlich ſelten auch dieſe letzte in der Mahlerei ſein mag. Nicht minder verſchieden iſt es von der Wiſſenſchaft und höchſter Technik der Zeichnung, ſo wie auch von dem Princip des Schönen, wie ſolches in andern Künſten einheimiſch iſt und ſich eigenthümlich geſtaltet. Auch der Dichter und beſonders der Muſiker ſollen beſeelt ſein, aber es iſt ihre Beſeelung mehr nur im Gefühl ſelbſt ruhend; beim Mahler aber muß das beſeelte Gefühl zugleich klar an das Licht hervortreten, die Seele muß ſo zu ſagen, ſelbſt leuchtend und als ein Licht ſichtbar werden. In dieſem göttlichen Lichte der innerlichen Beſeelung nun, muß der wahre Mahler alles, was er ſieht, auffaſſen, und ſelbſt ſeine inneren Vorſtellungen und Gedankenwelt muß dieſe Art und Geſtalt annehmen. Aus allen ſeinen Werken aber ſoll dieſes geheime Seelenlicht in ſchöner Klarheit vollendet, und deutlich, wie ein ausgeſprochenes Wort, hervorſtrahlen; und eben darin liegt das eigenthümliche Weſen der chriſtlichen Schönheit und das Unterſcheidende derſelben von der antiken Kunſt. Die letztere beruht mehr auf einer hohen Idee der lebendigen Körpergeſtaltung, welche in einer etwas andern Weiſe wohl mit jenem Princip der höheren Seelenſchönheit vereinbar ſein, aber neben ihr nicht mehr als das Erſte, ſondern nur als das untergeordnete Zweite gelten kann. Jener nach der antiken Anſicht in der Natur königlich herrſchende und wie der ordnende Gott über ihr waltende Formengeiſt erſcheint doch eigentlich bloß äußerlich als ein ſolcher und iſt an ſich wieder nur die materielle Hülle, aus welcher jene verborgne göttliche Seele alles Lebens, als höherer Geiſt der Liebe, erſt hervorleuchten ſoll. Selbſt bei der Wahl der Gegenſtände für die Mahlerei iſt es dieſes Licht der innern Beſeelung und göttlichen Liebe, worin ſie alles ſieht, was ſie leitet und ihre Wahl beſtimmt. Eine überirdiſche Erſchei-

nung, welche die Seele überwältigt, ein Zuſtand himmliſcher Erleuchtung und Erhöhung, eine lichte Auferſtehung aus der dunkeln Grabesnacht, wie die Morgenröthe aus trüben Wolken hervorbricht, ein Entzücken der Liebe inmitten der leidenden Natur, ein Blitz der innern Schönheit, welcher aus dem tiefſten Seelenſchmerz herausſtrahlt; das ſind die eigentlichen und nicht bloß zufälligen Gegenſtände der alten und der neuen chriſtlichen Mahlerei, und das iſt der Sinn, in welchem ſie weſentlich aufgefaßt werden müſſen. Wohl giebt es auch althiſtoriſche und ſelbſt mythologiſche Gegenſtände, in welchen ein ſolcher tiefer Sinn für die Seele ſich nicht bloß angemeſſen hineinlegen läßt, ſondern die ihn ſelbſt ſchon darbieten. Und dieſe brauchen auch mit nichten von dem Umkreis der chriſtlichen Kunſt ausgeſchloſſen zu ſein, da es überall nur auf das Weſen ankommt und auf den alles beſeelenden Geiſt der göttlichen Liebe, nicht aber an einer willkührlichen Beſchränkung auf gewiſſe bloß äußerliche Formen und gegebne Gegenſtände hängt, oder ausſchließend in denſelben geſucht werden darf. Denn das alles bildet doch nur die äußre Form und allein genommen den todten Buchſtaben der Sache. Weil aber der Geiſt niemahls in vollkommnem Stillſtande und an der todten Form gefeſſelt bleibt, und weil das beſeelende Princip in der intellectuellen Entwicklung der Zeiten, wie ein Pulsſchlag des natürlichen Lebens, immer und unaufhaltſam, ſeinem ewigen Ziele entgegen athmet; ſo dürfen wir auch nicht beſorgen, daß die neue chriſtliche Kunſt in eine bloße Wiederhohlung und leere Nachahmung der alten ausſchlagen möchte; ſondern es wird unſre Zeit und die fortſchreitende Sinnes-Entwicklung der chriſtlichen Weltanſicht nach der jetzt herrſchenden geiſtigen Stimmung, auch eine ihr eigenthümliche Kunſt und neue Epoche derſelben mit ſich führen und hervorbringen, wozu aber, wie immer in ähnlichen Fällen, die richtige Erkenntniß der alten chriſtlichen Kunſt und der ihr eigenthümlichen Schönheit, allerdings ein ſehr weſentliches und eigentlich unentbehrliches Element bildet und die erſte Bedingung ihres Entſtehens iſt. Wir müſſen auch die Hervorbringungen und Werke dieſer alten chriſtlichen Kunſt, um ſie ganz zu verſtehen und richtig aufzufaſſen, in eben jenem Lichte der Seele betrachten, welches ſie hervorgerufen

hat und worin überhaupt die innerſten Grundzüge der chriſtlichen Denkart und Anſicht über alle Gegenſtände enthalten ſind. Erſt auf dieſem innern Wege des hellſehenden Gefühls gelangen wir zu einer klaren Anſchauung von göttlichen Dingen, Geſtalten und Erſcheinungen. Denn die Seele allein iſt es, welche das Schöne ſieht; das ſinnliche Auge erblickt bloß die materielle Hülle der äußern Form oder Anmuth, und der Gedanke faßt nur das Erhabne. Jenes Licht der Seele aber, ſo wie der magiſche Spiegel der ſchöpferiſchen Fantaſie, in welchem das innere Seelenauge das Schöne ſieht, iſt nur der wahren Liebe zugänglich und daher auch mit dem Chriſtenthum, als der Offenbarung und Wiſſenſchaft von den Geheimniſſen der göttlichen Liebe weſentlich verbunden und unzertrennlich Eins.

4.

Ueber La Martine's religiöſe Gedichte.

1820.

Mehr als durch alle politiſchen Abgränzungen und Gegenſätze, werden die Nationen von einander getrennt und ſich gegenſeitig entfremdet durch eine große und weſentliche Verſchiedenheit in der Richtung ihrer Geiſtescultur. Er giebt aber ein anderes, höheres Princip, welches die Nationen, die ſo lange feindlich oder fremd, eine jede ſchroff für ſich beſtanden, einander wieder näher führt, und ſie durch ein Geiſtesband innerlich vereinigt; und ſo wie es zuerſt die Religion geweſen, welche aus den Völkern des neuern Europa eine Familie gebildet hat, ſo nähern wir uns auch, nachdem jenes alte Familienband ſchon großentheils erloſchen war, jetzt vielleicht der Zeit, wo das Chriſtenthum mit neuer Macht in den bedrängten Herzen erſtehend, zuſammenführen und wieder Eins machen wird, was bisher durch eine weite Kluft geſchieden war. Die Gewalt des lebendigen Worts bringt durch die materiellen Schranken, und ſelbſt die Scheidewand der Sprache verſchwindet, ſobald der Geiſt Eins geworden iſt, und die Seele von dem gleichen Gefühl durchdrungen.

Der neue Dichter, welcher in Frankreich aufgeſtanden, und der ſo ganz eigentlich aus der Religion hervorgegangen iſt, La

Martine, und ſeine dichteriſchen Meditationen, ſind ein auffallendes Beiſpiel für dieſe Behauptung.

Es giebt wohl nicht leicht einen ſchneidendern Gegenſatz in dem ganzen Gebiethe der Geiſtescultur, als den zwiſchen der Poeſie und dem dichteriſchen Gefühl der Deutſchen Nation, und jener angenommenen Darſtellungsform, welche bei den Franzoſen dieſe Stelle einnimmt. Dort iſt es ein tiefes Ahnen der Fantaſie, was den Grundton des Lebens bildet, und die eigenthümliche Weltanſicht beſtimmt; ein Gefühl und ein Streben, was im Unendlichen verſchwebt, oder mehrentheils nur in Fragmenten und halbvollendeten Gebilden ſich räthſelhaft kund giebt. Bei den Franzoſen iſt es ein nach allen Rückſichten der geſellſchaftlichen Convenienz abgemeßner Ausdruck in der Darſtellung der Leidenſchaft, was als die vollkommenſte Poeſie bewundert wird, während es uns meiſtens nur den Eindruck von guter Proſa macht. Die Deutſche Poeſie ſenkt ſich mehr und mehr in die Vergangenheit zurück und wurzelt in der Sage, wo die Wellen der Fantaſie noch friſch aus der Quelle ſtrömen; die Gegenwart der wirklichen Welt kann ſie höchſtens nur im humoriſtiſchen Witz ergreifen, und dadurch in das Gebieth der Fantaſie erheben. Die dichteriſche Darſtellung der Franzoſen iſt in der Gegenwart daheim, und ſelbſt die Vergangenheit ſtellt ſie gern ohne ſehr eigenthümliche Lokalfarben, in idealiſcher Allgemeinheit hin, mit täuſchender Lebendigkeit, durch hinreißenden Effekt der Leidenſchaft und des theatraliſchen Eindrucks. Es giebt aber etwas Mittleres und Tieferes, als das bloß leidenſchaftliche Gefühl, welches der proſaiſchen Wirklichkeit immer noch ſehr nahe ſteht, ja auch als der Zauberſchein der Fantaſie in ihrem räthſelvollen Sagenſpiel, das freilich den Hauptſtoff und den eigentlich geiſtigen Körper der Poeſie bildet. Dieſes mittlere, tiefere Element nun, worin jene andern beiden als in ihrem gemeinſamen Urquell zuſammenkommen, iſt das höhere Gefühl, was mehr iſt als Leidenſchaft, und was wir Begeiſterung nennen, und vielleicht richtiger Beſeelung nennen ſollten. Denn eben dieſe tiefe, innige Beſeelung iſt es, aus der alles Leben, und auch das der Fantaſie hervorgeht, ſo wie jeder Geiſtesflug in die Höhe ſeinen Aufſchwung nimmt. Denn die wahre Begeiſterung

iſt allein diejenige, welche aus dem tiefen Grunde jener alldurchdringenden Beſeelung der innerlichen Liebe hervorgeht, und wo dieſer Grund fehlt, iſt die Begeiſterung hohl, nicht ächt, und nur leidenſchaftlich; obwohl auch dieſe Beſeelung hinwieder einen Strahl von oben, und den Anhauch eines höheren Geiſtes bedarf, um ſich aufwärts zur lichten Klarheit zu erheben.

Dieſe hohe Begeiſterung und Tiefe des Gefühls, oder innige Beſeelung iſt nun die Region, in welcher wir mit dieſem neuen Dichter zuſammentreffen, ſo daß die große Scheidewand ſeiner und unſerer Sprache verſchwindet. Man hört verwandte Töne im Wiederklang der innerſten Seelengefühle, und glaubt die eigne Sprache zu vernehmen, weil es die Eine, Ewige iſt, die allen zerſplitterten Nationalſprachen zum Grunde liegt, und das innere Leben giebt.

Wir wollen nun die Anfangspunkte näher und im Einzelnen bezeichnen, von denen das poetiſche Gefühl unſers Dichters ausgeht, ſo wie es ſich in dieſen rhapſodiſchen Ergießungen kund giebt. Der erſte Punkt und Grundton, mit welchem der Dichter ſich zunächſt ganz an das Zeitalter anſchließt, iſt jenes Gefühl, von welchem edle Gemüther und ſtarke Seelen aus begreiflichen Gründen gerade in unſerm Zeitalter ſo mächtig ergriffen werden; jene erhabne Troſtloſigkeit, aus welcher die unbezwingliche Sehnſucht, durch den herrſchenden Unglauben, alle Banden des Wahns zerſprengend, zur Wahrheit und Liebe endlich hindurchdringt; oder auch, wo ſie dieſen Durchgang nicht findet, an dem poetiſchen Gemählde des Abgrundes ſelbſt ein dunkles Vergnügen findet. Dieſes iſt das magiſch Hinreißende in Lord Byrons Gedichten, der eben darum der Lieblingsdichter ſo vieler ähnlichgeſtimmter Gemüther in den höhern europäiſchen Kreiſen geworden iſt. Wie ſehr er auch auf unſern Dichter früher eingewirkt hat, ehe er den Ausgang aus dieſem dunkeln Labyrinth troſtloſer Gemählde einer atheiſtiſch düſtern Begeiſterung gefunden hatte, das zeigt ſich noch deutlich in ſeinen vielfältigen Anreden an ihn.

Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie;
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents!

Er ſoll nur einmahl „aufſchreien zum Himmel," dieſer Dichter der Hölle, ſo ruft er ihn an, und es wird ein Strahl von dem Feuer des Lebens herabfahren in die Nacht ſeiner Seele, und ſein Herz wird durch die Gewalt ſeiner eignen Accorde ſich ſelber beſänftigen; denn nur für die Wahrheit habe Gott das Genie erſchaffen.

Fais silence, o ma lyre! Et toi, qui dans tes mains
Tiens le coeur palpitant des sensibles humains,
Byron, viens en tirer des torrents d'harmonie;
C'est pour la verité que Dieu fit le génie.
Jete un cri vers le Ciel, o chantre des Enfers!
Le Ciel même aux damnés enviera tes concerts!
Peut-être qu'à ta voix, de la vivante flamme
Un rayon descendra dans l'ombre de ton ame;
Peut-être que ton coeur, ému des saints transports
S'apaisera soi-même à tes propres accords,
Et qu'un éclair d'en haut perçant ta nuit profonde,
Tu verseras sur nous la clarté qui t'inonde.

Hinreißendere und gefühlvollere Verſe, und auch im Ausdruck ſo vollkommne, ſind wohl ſeit lange nicht in franzöſiſcher Sprache gedichtet worden, ſo wie ſie in jeder Sprache höchſt ſelten an's Licht kommen.

Zum Schluß faßt er den Hauptgedanken noch kurz und kraftvoll zuſammen:

Roi des Chants immortels, reconnois-toi toi-même!
Laisse aux fils de la nuit, le doute et le blasphème.

Ueber die vielleicht zu weit getriebene Bewunderung von Lord Byrons Poeſie, können wir mit unſerm Dichter unmöglich kritiſch rechten, nachdem er eine ſolche Anwendung davon macht.

Mehrere Gedichte dieſer Sammlung, beſonders unter den längern didaktiſchen, bezeichnen und ſchildern den Kampf des

Uebergangs von dem troſtloſen Byron'ſchen Standpunkte und aus den Tiefen des Unglaubens, durch alle Stufen der Sehnſucht, zur neuen liebevollen Hoffnung; und manches darin gehört noch der früheren, düſtern Gefühls-Epoche an. Ungleich iſt überhaupt die Poeſie unſers Dichters, und das hängt weſentlich mit ihrem Charakter zuſammen; doch iſt keines auch unter dieſen Gedichten, wo ſeine Muſe erſt noch im Werden iſt, ohne mannichfaltige große und ſchöne Züge. Statt aber jetzt ſchon bei dieſer Unvollkommenheit zu verweilen, auf die wir am Schluß zurückkommen werden, oder dieſen Kampf des Uebergangs aus dem Abgrunde des Zweifels zum liebevollen Glauben und der begeiſterten Hoffnung eines höhern Lebens im Einzelnen zu ſchildern, und Stufe für Stufe zu begleiten, fahren wir fort, die Anfangspunkte zu bezeichnen, von welchen die poetiſche Gefühlsweiſe des Verfaſſers ausgeht.

Der zweite dieſer Anfangspunkte, oder das weſentliche Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung und Weltanſicht, iſt die Liebe; aber nicht bloß leidenſchaftlich genommen, wie mehrentheils bei den franzöſiſchen Dichtern, ſondern zart und innig tief, bleibend und alldurchdringend, erhöht und verwebt mit der Erinnerung und Sehnſucht des Todes, jenem Gefühl, welches der wahren Liebe am nächſten ſteht, und am meiſten verwandt iſt. Die geliebte Elvire, Tochter eines verbannten portugieſiſchen Dichters, war ihm, nach kurzem Glück, früh durch den Tod entriſſen; und war ſie ihm ſchon hier, noch lebend, als eine „Schweſter der Engel" erſchienen, ſo fühlt er ſich auch jetzt nicht von ihr getrennt, und ſieht im Geiſte, während er ſich dem Schmerz über ſeinen Verluſt ganz überläßt, auch ſie, an einem andern Geſtade der höhern Weltregionen, einſam ihre Klagen aushauchen. Und ſo wie die körperliche Hülle dieſer Sinnenwelt ihn nicht von der geliebten Seele trennt, ſo ſinkt auch die Scheidewand zwiſchen einer ſolchen durch Treue geadelten, durch das Unglück geheiligten Liebe und dem Gefühle der Andacht. Beim einſamen Abendſtern flüchtet ſich ſein Schmerz in eine ländliche Kirche, und ſein liebebeladenes Herz an den heiligen Stufen ausſchüttend, wagt er es auch hier noch, der edlen Abgeſchiedenen mit Nahmen zu ge-

denken; und in dem Gefühle der Ehrfurcht, womit ihn die Gegenwart Gottes am Altare anfüllt, den Nahmen Elvire aus der tiefſten Seele hervor zu flüſtern. Hinreißend iſt die Erinnerung an die mit der Geliebten genoſſene Fahrt auf dem Meerbuſen von Baja, an jenen paradieſiſchen Geſtaden voll Ruinen, und rührend großer Andenken. Ueberhaupt zeigt ſich ihm die Natur verklärt in dem Wiederſchein ſeiner Liebe, und dieſes tiefe Naturgefühl iſt denn das dritte Element ſeiner poetiſchen Begeiſterung. Jene bald prachtvoll erhabene, bald zierlich genaue Naturſchilderung, welche in der neuern engliſchen Dichtkunſt einen ſo großen Raum einnimmt, iſt ſchon früher von Andern auch auf den Boden der franzöſiſchen Poeſie verpflanzt, und nur derſelben Regel einer ſorgfältigen Abmeſſung des künſtlichen Ausdrucks unterworfen worden, der dort nun einmahl als allgemeines Geſetz gilt. Bei unſerm Dichter aber iſt es durchaus nicht jene eben erwähnte Manier von kunſtreicher Naturbeſchreibung, was er ſucht und uns aus der Fülle ſeines Herzens giebt, ſondern ein mächtigeres, ganz innerliches, ahnungsvolles, tiefes Naturgefühl. Meiſterhaft weiß er zwar das Herrlichſte der Naturerſcheinungen in der Abendſonne, auf dem wogenden Meere, oder unter dem Nachtgeſtirne in wenigen großen Zügen mahleriſch hinzuwerfen; aber ganz überwiegend dabei und das, worauf es ihm eigentlich ankommt, iſt immer das innere ſüß träumende Seelengefühl. Darum genügt ihm auch das Wenige in der Natur, was ſo oft das Gefühl am tiefſten anregt; der Anblick des geſtirnten Himmels, oder die Quelle im einſamen Thal, wo ſeine Seele beim Rauſchen der Waſſer in gelindem Schlummer dahinſinkt, in dem ſein Ohr nichts mehr hört als den Wellenſchlag des Meeres und nichts ſieht, als den klaren Himmel. Die eigenthümliche Art, wie der Dichter die Natur erblickt, oder wie ſie ſich ihm verklärt darſtellt, hat er ſelbſt in einem Verſe ſehr treffend ausgedrückt. Die Seele, ſo redet er zu dem Schöpfer, ſei ein Strahl des Lichts und der Liebe, und werde verzehrt von dem Verlangen, wieder empor zu ſteigen zu ihrer flammenden Quelle.

Je respire, je sens, je pense, j'aime en toi.
Ce monde, qui te cache, est transparent pour moi.

Das was der Dichter hier in ſo ſchöner Kürze ſagt, iſt eben das Weſentliche. Dem wahren poetiſchen Gefühl wird die Natur durchſichtig, und kann oder darf der Seher auch den Schleier nicht ganz heben, ſo hemmt ihn doch nicht mehr die dunkle Schranke der ſinnlichen Erſcheinung; mitfühlend ahnet er das innere Leben, was mehr für ihn iſt, als aller Glanz des äußern Eindrucks. Dieſem tiefern Naturgefühle gemäß, ſchließt ſich auch bei unſerm Dichter eine Fülle von geiſtigen Ahnungen an den mahleriſchen Anblick der ſchönen Außenwelt; und eine zauberiſche Weichheit der Empfindung und des Ausdrucks umgiebt die groſſen Züge der einfachen Darſtellung. Verſunken in den ſtillen Schein des liebevollen Abendſternes, berührt plötzlich ſeine Stirn ein weicher Strahl des Mondes. — „Welche verborgne Geheimniſſe der unſichtbaren Welt, fragt er, verbirgt wohl der zauberiſche Wiederſchein? Iſt es der erſte Morgenſtrahl des nie erlöſchenden Tages? Oder iſt es die geliebte Seele, ſind es die Schatten der Abgeſchiedenen, die in dieſer nächtlichen Klarheit weben, und uns an das Herz greifen?“ Er empfindet ein unverſtandenes Beben und Entzücken, er denkt an ſeine Verſtorbenen und bricht in die Frage aus, ob es vielleicht ihr klagender Geiſt ſei, der ihn in dem ſüßen Licht berühre. Es iſt dieſes nicht eine angenommene Manier flüchtiger Einfälle, wie wohl bei andern Dichtern, ſondern es iſt tiefgefühlte Wahrheit, welche die innerſten Saiten verborgner Ahnungen ſo treffend berührt, wie es wohl nur dem wahren Dichter gegeben iſt, ahnend das zu ergreifen, wohin noch keine Wiſſenſchaft reicht.

In groſſen, mahleriſchen Zügen ſchildert er oft auch die Abendſonne; aber nicht dieſe Sonne hier kann ſein Herz befriedigen, das einer höhern Ahnung und einer andern Sonne kühn entgegenſtrebt. Was unſere wandelbare Sonne beleuchtet, von dem erſcheint ihm nichts wünſchenswerth; aber jenſeits dieſer Sternenſphäre, dorthin, wo vielleicht die wahre Sonne einen andern Himmel erhellt, ſehnt ſich das trunkne Herz, um dort die Hoffnung und die Liebe wieder zu finden, und alles das, was keinen Nahmen hat hier in dem irdiſchen Gefängniß, und möchte dahin ſchweben auf den Flügeln der Morgenröthe.

Sehen wir nun auf das vierte Element in dem Stufengange des Dichters, und auf den höchſten Punkt, nach welchem auch alle andern Elemente ſeiner poetiſchen Ergreifung hinſtreben; das Gefühl der Andacht nähmlich, wie er es ausdrückt, und die dieſem eigne religiöſe Begeiſterung; ſo wird es auch hier am beſten ſein, ſtatt aller andern Einzelnheiten und Stufen des Ueberganges, gleich das Höchſte anzuführen und vor Augen zu ſtellen, was er in voller Klarheit ergriffen hat. Es liegt in folgender Stelle von den zwei Sprachen, der gemeinen zum äußern Gebrauch, und der innern Sprache des Herzens und des wahren Lebens. Die eine iſt nur ein leicht bewegliches Menſchenwerk für die Bedürfniſſe des Lebens hier in der irdiſchen Verbannung. Die andre iſt ewig und die allen angeborne Geiſterſprache.

Ce n'est point un son mort dans les airs répandu,
C'est un verbe vivant dans le coeur entendu;
C'est la langue du ciel, que parle la prière,
Et que le tendre amour comprend seul sur la terre.

In dieſen Worten liegt eigentlich der vollſtändige Aufſchluß über das ganze eigenthümliche Weſen ſeiner Poeſie. Das iſt es, was ihm geſchehen iſt: im Gefühl der Sehnſucht, der wahren Liebe und der verklärten Natur hat er mit dem Glauben und der Hoffnung zugleich das innere, ewige Wort des Lebens von neuem gefunden und wieder entdeckt, wie jedem gebornen Dichter und wahrem Seher das gleiche begegnet, da die Poeſie ſelbſt nichts andres iſt als der reine Ausdruck dieſes innern ewigen Wortes, ſo wie es dem eigenthümlichen Gefühl angemeſſen iſt, im Bilde, Spiel und Liede; wo es denn im Herzen des Volkes Wurzel faßt, und Jahrhunderte hindurch als lebendiger Baum, zur reichen Sage erwächſt. Dieſe Stelle von dem „lebendigen Worte, das innen im Herzen verſtanden wird," führt uns wieder zurück auf die gleich anfangs gemachte Bemerkung, wie unſer Dichter die Schranken der franzöſiſchen Sprache und Gefühlsweiſe durch die Gewalt ſeiner Poeſie völlig durchbrochen hat, und weit über ſie hinausgeſchritten iſt.

Rhapſodiſch und ungleich ſind dieſe dichteriſchen Ergießun-

gen religiöſer Begeiſterung; und wo er in dem längeren Schlußgedichte ſeine Poeſie an die Hauptmomente der heiligen Schrift anſchließt; ſind es mehr nur eine Reihe von einzeln abgeriſſenen ſchönen Anklängen. Ob der Verfaſſer in der Folge auch das Talent einer Compoſition im Großen, was ihm bis jetzt fehlt, und einer weitern künſtleriſchen Anordnung und Umfaſſung erreichen mag, das wird ſich zeigen, wenn er fernerhin auf dieſer neuen Bahn der heiligen Dichtkunſt, nicht bloß aus dem eignen innern Gefühl, ſondern nach den gegebenen Vorbildern und Quellen der Schrift und der chriſtlichen Ueberlieferung fortſchreiten, und noch andre als rhapſodiſche Werke unternehmen wird.

Möge ſeine Muſe wenigſtens immer die gleiche Kraft bewahren. Denn wie ſeine Liebe, ſo iſt auch ſeine Muſe nicht ein vorübergehendes Feuer oberflächlicher Begeiſterung, ſondern eine verzehrende Flamme, die das Mark durchdringt, wie die Gewalt jenes Wortes, „welches Geiſt und Seele ſcheidet," und vor der ſeine Sinne wie ein ergriffenes Opfer erbeben. Wie in der heidniſchen Fabel der Adler des Gottes den Ganymedes noch zitternd zu den Füßen der Unſterblichen niederwirft; ſo wird er von einem heiligen Schauder ergriffen, wenn die Begeiſterung mit flammendem Fittiche ſeine Seele ergreift. Eben ſo feurig empfindet er auch da, wo ſein Herz noch ganz der jugendlichen Erinnerung der irdiſchen Geliebten hingegeben iſt. Viel erhabener noch iſt der Aufſchwung dieſer hohen Flamme in den höheren Regionen der religiöſen Begeiſterung. Hingeriſſen von der Betrachtung über den Verfall der Welt und über den allgemeinen Unglauben, den nicht die wundervolle Herrlichkeit der Natur, noch auch die erhabenen Kataſtrophen der Menſchengeſchichte, aus ſeinem Schlummer und Stumpfſinn zu wecken vermögen, bricht ſeine Sehnſucht in die Worte aus:

Réveille nous, grand Dieu! parle et change le monde;
Fais entendre au néant ta parole féconde.
Il est temps! leve-toi! sors de ce long repos;
Tire un autre univers de cet autre chaos.
Change l'ordre des cieux qui ne nous parle plus!
Lance un nouveau soleil à nos yeux éperdus!
Détruis ce vieux palais, indigne de ta gloire;
Viens! montre-toi toi-même et force nous de croire!

Erhabene Höhe der Poeſie, wo ſie mit der heiligen Wahrheit Eins wird! Alſo ſpricht ſich auch wohl in den heiligen Geſängen und in den großen Propheten des alten Bundes die heiße Sehnſucht nach der verherrlichenden Ankunft des Weltgerichtes aus, den heilgebährenden Schreckniſſen der göttlichen Zerſtörung in heiliger Ungeduld entgegenſeufzend. Eine ſolche Poeſie, von der hier die erſten Töne anklingen, iſt nun nicht mehr, wie die alte Poeſie, der ſchönen Erinnerung und Vergangenheit, ſondern ganz und gar der ahnungsvollen Zukunft in der Fülle der höchſten Begeiſterung zugewandt. Aber freilich würde auch die prophetiſche Bruſt und Stimme dazu gehören, um dieſen erſten Aufſchwung der Begeiſterung in vollſtändiger Kraft und Klarheit durchzuführen, damit es nicht bloß bei unvollendeten Anklängen und Anfängen davon bliebe. Doch nicht immer auf dieſer furchtbaren Höhe verweilend, weiß der Dichter, auch zu mildern Tone ſich niederſenkend, in dem gleichen Gefühle und über den gleichen Gegenſtand, an die Saiten der menſchlichen Seele zu rühren; wie in jener Strophe, welche die ganze Rhapſodie ſo ſchön und ſanft beſchließt, und mit der auch wir dieſe Anzeige beſchließen wollen.

Silence, o lyre! et vous silence,
Prophètes, voix de l'avenir!
Tout l'univers se tait d'avance,
Devant celui qui doit venir!
Fermez-vous, lèvres inspirées;
Reposez-vous, harpes sacrées,
Jusqu'au jour où sur les hauts lieux
Une voix, au monde inconnue,
Fera retentir dans la nue:
Paix à la terre, gloire aux cieux!

Solche Accorde der mildeſten Liebe ſind es, welche der Ankunft und Wiedergeburth des innern, ewigen Wortes auch in der Poeſie vorangehen müſſen.

* * *

Anmerkung. 1834. La Martine iſt ſich nicht gleich geblieben und in der zweiten Lieferung ſeiner dichteriſchen Medita-

tionen, ſo wie auch in dem Gedichte über den Tod des Sokrates ſehr von der Höhe ſeiner erſten Begeiſterung herabgeſunken. Nur wenige einzelne Stellen in dieſem letzteren Werke und unter den lyriſchen Stücken etwa „das Crucifix," als ein tief empfundner ſchmerzlicher Nachklang der früheren Gefühle, können uns noch den gleichen tiefen und ſchönen Eindruck gewähren. Die Beruhigung eines neuen Glücks kann im wirklichen Leben ein tröſtender Erſatz ſein für den Verluſt des früheren; aber es iſt hier mehr eine moraliſche Beſchwichtigung darin wahrzunehmen, als daß eine volle und auch dichteriſche Befriedigung daraus hervorleuchtete, und uns erfreuend oder doch erhebend anſpräche. In der Poeſie wird der hohe Aufſchwung und tiefe Schmerz der erſten Liebe immer die Palme davon tragen, und bei weitem den Vorzug behaupten vor dem Troſt einer zweiten Neigung. Das Gemüth des Dichters ſelbſt ſcheint auch dabei keine volle Beruhigung gefunden zu haben, die er, wie auch ſein äußres Leben ſich möchte geſtaltet haben, worin ihm niemand wird eingreifen wollen, für das Innre einer ſo begonnenen Poeſie nur auf jener geiſtigen Höhe hätte finden können, zu der eben ſie ihn zuerſt geführt hatte. Mit der Begeiſterung der Liebe, welche den Dichter in ſeinen früheren Ergießungen in die lichten Regionen der Andacht emporgehoben, und mit den ſchönſten Ahnungen frommer Gefühle ſo ganz angefüllt hatte, iſt jetzt ſelbſt der Glaube geſchwunden, hat wenigſtens an Kraft und Schwung ſehr nachgelaſſen, iſt hier und da faſt ſchwankend geworden, und iſt ihm jetzt durchgehend ein trüber Faden von unruhigem Zweifel, oder auch von melancholiſchem Gleichmuth in der Ungewißheit beigemiſcht worden. Selbſt der Zuſammenhang der Gedanken erſcheint an vielen Stellen ganz zerriſſen; wie natürlich, nachdem die alles beſeelenden Grundgefühle in ihrer innerſten Tiefe geſtört und ihnen ihr eigentlicher Mittelpunkt entzogen worden. Aber eben dieſer ſchmerzlich fühlbare Unzuſammenhang in den Gedanken, die vorherrſchende trübe Stimmung in der Seele des Dichters iſt, glaube ich, ein Grund, daß wir noch die Hoffnung feſthalten dürfen, er werde ſich von neuem auf den Flügeln einer höhern Liebe in die reinen Regionen chriſtlicher Schönheit und Begeiſterung erheben. Es würde wenigſtens

gewiß voreilig ſein, wegen dieſer vielleicht nur vorübergehenden Abſpannung, der Beſorgniß Raum zu geben, als ſollte ein ſo großes Talent für die höhere Poeſie ſo früh ſchon verloren ſein, nachdem ſein erſtes Auftreten wohl die Erwartung erregt hatte, er werde ſich nach dieſem ſchönen Anfang, durch die Weihe, welche eine hohe und im Schmerz ganz gereinigte Liebe dem Gefühle giebt, vielmehr immer reiner und umfaſſender als ein wahrhaft religiöſer und frommbegeiſterter Seelendichter in der geiſtigen Region dieſer neuen Poeſie entfalten und in bleibendem Glanze bewähren.

Dieſes wirkliche Herannahen einer neuen Poeſie aber, dürfen wir hier im Allgemeinen um ſo mehr vorausſetzen, wo eben von Erſcheinungen die Rede iſt, welche als die Vorboten, und erſten noch in Kampf und Zwieſpalt befangenen Verſuche derſelben zu betrachten ſind. Die alte Poeſie iſt nun einmahl vorüber; ich meine darunter jenen ſtillen Zauber der Fantaſie, aus der Vergangenheit und der Erinnerung, der uns und jeden, den er berührt, ſo unwiderſtehlich anzieht, und mit friedlich liebevollem Gefühl in die ſchönen Tage der Vorzeit verſenkt, und ihren ritterlichen Edelmuth, ihre fromme Unſchuld, ſo wie die kindlichen Gefühle und lieblichen Spiele, in den magiſchen Spiegel wehmüthiger Jugenderinnerung von neuem zurückruft. Dieſe kindlichen Spiele der Fantaſie, und die romantiſche Kunſt, welche darauf gerichtet iſt, mögen wohl auch ferner ihren Gang ungehindert, in dieſer ihnen beſtimmten Sphäre, für ſich fortgehen, wo wir ſie gern walten laſſen, um den Teppich des ſonſt ſo einförmigen und trüben Lebens, hier und da wenigſtens mit einigen Blumen, aus dem Frühling von ehemahls zu ſchmücken und zu durchwirken. Der herrſchende Ton der Zeit iſt aber eigentlich nicht mehr dieſer des romantiſchen Gefühls für die ſchöne Vergangenheit; der Geiſt iſt auf etwas andres gerichtet, wie man es leicht an dem vor allen andern bewunderten Dichter-Genie der Zeit ſehen mag, welcher jetzt faſt bei allen Nationen den Scepter der Dichtkunſt, wie es noch ſelten in der Art geſchehen iſt, an ſich geriſſen hat. Die neue Zeit bedarf natürlich auch einer neuen Poeſie; und ſie wird dieſelbe auch finden und erreichen, entweder auf dem guten und göttlichen Wege, oder auf einem verderblichen und ganz verwerflichen, böſen

Abwege; in reiner chriſtlicher Schönheit der Gefühle und wahrhaft frommer Dichter- und Sehergabe, oder durch den falſchen Zauber einer dämoniſchen Begeiſterung, wie Lord Byrons Muſe ſich ſtets mehr zu ſolchem Abgrunde hinneigt.

Und hier iſt nun um ſo mehr zu bedauern, daß La Martine von ſeinem erſten Aufſchwunge ſo ſehr nachgelaſſen hat, daß er nun wohl nicht mehr mit zureichender Kraft ausgerüſtet ſein möchte, um als Gegner oder eigentlicher zu reden, als Gegendichter von Lord Byron, in der Poeſie ſelbſt nähmlich und ganz mit den gleichen Waffen aufzutreten; wozu er früherhin nach ſeinem eignen Gefühl und ſo mancher herrlichen Anrufung und begeiſterten Herausforderung desſelben ausdrücklich berufen ſchien; während Lord Byron ſelbſt, auf ſeinem Wege immer kühner, und des Sieges gewiß und ſicher in ſeiner herrſchenden Kraft einherſchreitet. Oftmahls zeigt ſich dieſe Erſcheinung in dem Kampf zwiſchen der guten Sache und dem böſen Princip, daß die Beſtrebungen zum Guten, ſelbſt im wirklichen Leben und in den hiſtoriſchen Geburtswehen der kämpfenden Zeit, wie im Gebiethe des höhern Schönen nur wie unvollkommne Verſuche von noch ſchwankender Art und unzureichender Kraft hervortreten, oder doch ein Gepräge von Schwäche an ſich tragen, während den in einem böſen Geiſte gebildeten Werken und Hervorbringungen die ganze Fülle des Genies und der Vorzug vollendeter Kunſt beiwohnt und mitgegeben ſcheint. Man darf ſich dieſe oft wiederkehrende Bemerkung weder abſichtlich wegläugnen wollen, noch ſich dadurch niederſchlagen laſſen; da das ſtörende Factum wohl in einer tiefern Betrachtung ſeine volle Auflöſung findet. Nicht das leichte Gelingen des erſten Angriffs gebührt nach höherer Fügung, der guten Sache, vielmehr wird dieſes faſt überall und immer dem Feinde anheimgegeben; wohl aber wird dem beharrlich Guten der letzte und mithin entſcheidende Sieg nach ſchwerem Kampf endlich zu Theil. So iſt es mehrentheils und im Allgemeinen, wobei jedoch im Einzelnen manche Verſchiedenheiten und Abſtufungen Statt finden. In den andern Künſten ſteht, ſo ſichtbar auch hier derſelbe Gegenſatz hervortritt, das Uebergewicht dennoch nicht auf derſelben Seite oder in demſelben Verhältniß. Das neu erwachte Streben nach der chriſtlichen

Schönheit hat in der bildenden Kunst schon einen festen Boden zum sichern Fortschritt gewonnen; die glücklichsten Talente stehen auf dieser Seite, auf der andern aber zeigt sich keine entschiedne Kraft im Schlechten, und es steht nichts entgegen, als eine gewisse vornehme Fantasmagorie, deren Monotonie und innere Leere nur zu bald wahrgenommen wird, wo dann der falsche Reiz einer bloß äußerlichen Magie, welche die Seele unberührt läßt, auch gleich verschwindet. Etwas mehreres scheint auch in der neuesten Musik des Zeitgeistes auf dem Wege jener falschen und bloß sinnlichen Magie, jetzt nicht gefunden oder erreicht und gesucht zu werden. Ganz anders aber ist es in der Poesie; denn wer möchte wohl dem Lord Byron das höchste Dichtertalent und den nicht zu beneidenden Ruhm des größten unter allen antichristlichen Dichtern absprechen? — Hier steht nun wirklich eine positive Kraft des Bösen, ein dämonisch begeisterter Dichter und in seiner finstern Tiefe hoch aufragender und königlicher Kunstgeist, dem guten, aber in La Martine z. B. noch sehr unvollkommnen Streben einer fromm gefühlten und christlich schönen Dichtkunst in herrschender Gewalt entgegen. Auch unsern deutschen Faust hat dieser britische Kain der Poesie weit überflügelt; eben so hoch als Byrons Lucifer, den er uns als König des Abgrundes in seiner ganzen dunkeln Herrlichkeit und mit allem Zauber einer falschen geistigen Größe so bewunderungswürdig darstellt, über den falschen Universitätsfreund und deutschen Studentenverführer, Mephistopheles, in Goethe's Dichtung hervorragt. Indessen gilt dieß eben nur von dieser Sphäre dämonischer Darstellung und der falschen Magie jener finstern Größe; da eben diese dunkle Sphäre, wie ich gleich hier bemerken und ausdrücklich vorbehalten muß, nicht die unserm Deutschen Dichter eigenthümliche ist, obgleich er sie schon früher wohl berührt und im Kampfe der Jugend sich auch hier einen Durchgang zu bahnen versucht hatte, bis dann auch er in seiner letzten Dichter-Epoche durch den überwiegenden Hang der Zeit mehr und mehr in das dämonische Gebiet hinübergezogen wurde. In diesem aber bewegt sich Lord Byron freier und größer, weil er da als Dichter einheimisch ist, und in sichrer Kraft auf dem eignen Gebieth

und Boden steht; wenn wir anders bei diesem Urtheil den Kain, als die höchste solcher dichterischen Productionen und den darin in dichterischer Herrlichkeit, als königlich herrschenden Geist in den Regionen der Nacht, so wie noch nie vorher, aufgestellten Lucifer zum Grunde legen. Was dabei noch besonders Erstaunen und Verwunderung erregen muß, und dem bösen Princip in Byrons Kunst eigentlich den rechten Stempel und die Krone der Vollendung aufsetzt, ist, daß er, ungeachtet die ganze Dichtung nur auf die Verherrlichung des Lucifers angelegt und abgesehen ist, doch auch den frommen Charakter des Abels so schön zu schildern gewußt, so wie Kains Liebe zur Ada, und die unbefangne Seele dieser selbst, ihre Scheu vor dem Lucifer und ihr Entsetzen vor dem ersten Eintritt des Todes in diese Welt der Trauer und der Verirrung.

So ist nun die jetzt herrschende Tendenz in der neuesten Poesie, wie zum Theil selbst in der Kunstkritik der gleiche Gegensatz sichtbar wird: entweder in antichristlicher Weise zu einem magisch geöffneten Abgrunde sich hinneigend, wie in Lord Byron; oder nach dem höchsten Göttlichen strebend, wie in La Martine's früheren und besseren Gedichten. Nachdem aber der menschliche Geist sich selten in immer gleicher Höhe auf dem Gipfel der äußersten Spannung, im Guten oder im Bösen, erhalten kann, so darf es uns auch nicht befremden, wenn der britische Dichter neben seinem Kain auch wieder mittelmäßige Leidenschafts-Tragödien von der gewöhnlichen Art hervorgiebt, oder wenn sich in La Martine neben den klarsten Worten ganz lichter Begeisterung auch wieder sehr schwache Verse, Stellen und Wendungen finden. Ein vollendetes Gelingen, auch in der Form der Darstellung, oder auch nur ein ganz durchgebildetes Gleichmaaß im Ausdruck, ein wahrer Styl der Kunst, ist auf diesem neuen Wege der Poesie noch nicht sichtbar, und es ist das wohl auch gleich im ersten Anfange eigentlich nicht zu erwarten.

Man darf es aber übrigens nicht bloß für eine willkührliche Wahl der Dichter halten, wenn sie von allen Seiten zu den religiösen Gegenständen und Gefühlen zurückgekehrt sind; sondern es ist offenbar eine höhere Nothwendigkeit, welche darin

waltet, und es so fügt und leitet; so wie sich ja auch auf anderm Gebieth derselbe Gegensatz und Kampf zwischen der Klarheit und Reinheit der christlichen Gesinnungen, Grundsätze und Gefühle, und einer feindlich entgegenwirkenden, antichristlichen Begeisterung und Denkart immer entschiedner und offenbarer kund giebt. In der Philosophie, wie im Leben selbst, ist dieser Gegensatz schon lange ausgesprochen und anerkannt; wie sollte er also nicht auch in der Kunst und Poesie hervortreten und sichtbar werden, nachdem diese nicht länger mehr als ein müßiges Spiel der leeren Zeit dienen können, sondern es einmahl erkannt ist, daß gerade die innerste Gesinnung des Lebens, und die geheimsten Tiefen der Denkart und Erkenntniß, so wie alle Gipfel der höchsten wahren oder falschen Weltansicht, in der Poesie jeder Geistes-Epoche niedergelegt sind? Es ist also dieses an sich, für einen Fortschritt, wo nicht in der Kunst, so doch in der Zeit zu halten, wenn wir jetzt auch in der Poesie zu dem Punkte gelangt sind, wo es bei der bisherigen gutmüthigen Unentschiedenheit nicht ferner bleiben kann, wo es vielmehr zu einer durchgreifenden Krisis kommen, und eine große Scheidung zwischen der guten und aller bösen Poesie vor sich gehen muß.

III.

Alte Weltgeschichte.

Recenſion

der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unſerer Geſchichte und die letzte Revolution der Erde. Breslau 1819.

Zu jeder Zeit und unter allen Völkern und Ständen iſt der Anfang der Geſchichte und des Menſchen vor den meiſten andern ein Gegenſtand der lebhafteſten Wißbegier von jeher geweſen, ſo wie er es auch noch iſt. Die Wiſſenſchaft des Alterthums, welche auf die Befriedigung dieſer ſo natürlichen und unvertilgbaren Wißbegier zum Theil und wenigſtens in ihrem letzten Ziele mit gerichtet iſt, nimmt in unſrer gegenwärtigen Deutſchen Literatur eine ſehr wichtige Stelle ein, und wird von den verſchiedenſten Seiten her rege befördert und fruchtbar bearbeitet. Während an indiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen Urkunden und Denkmalen uns immer neue Schätze und Quellen eröffnet oder wichtige Erklärungen derſelben gegeben werden; während ſelbſt das Griechiſche und dieſem zunächſt verwandte Alterthum durch den tief forſchenden Creuzer aus dem beſchränkten Geſichtskreiſe der gewöhnlichen Philologie herausgehoben, und bis zu den Quellen aller heidniſchen Theologie zurückgeführt wird; führt uns eine wahrhaft Erde und Menſchen umfaſſende Geographie in Ritters geiſtvoller Behandlungsweiſe, es führen uns andere erdnaturhiſto-

rische und geognostische Entdeckungen, oder eine neue Zusammenstellung und Benutzung des schon früher Bekannten auf den Punkt hin, wo die Geschichte allerdings eine Wissenschaft werden kann, die nicht mehr bloß eine Mitte, sondern auch Anfang und Ende hätte; wenn anders Wissenschaft genannt werden darf, was eigentlich nur das gemeinsame Gedächtniß der gesammten Menschheit ist, sobald alles Unechte ausgeschieden worden, und die klare Deutung hinzukommt zu der Erinnerung der Vorzeit und eignen Entwickelung vom Anfange her. Von allen Seiten strömt uns dieser Reichthum neuer Quellen und neuer Ideen herbei, zum richtigeren und vollständigen Verständniß des Alterthums, so daß es nur noch an einem sichern — Schlüssel zu fehlen scheint, um alle diese Reichthümer zu nutzen, und das Räthsel der Vergangenheit in der ganzen Fülle seiner mannichfaltigen Gestaltungen mit Sicherheit deuten zu können. Wo schon so manche Züge und einzelne Worte des Ganzen, wenn man es so nennen darf, plötzlich licht werden, sich wie von selbst enträthseln und auch neben sich manches, was bisher dunkel war, erhellen; da darf man wohl hoffen, daß alles klar und verständlich werden könnte, sobald nur erst ein ordnendes Licht vom Mittelpunkte ausgeht. „Auf der Stufe, welche jetzt unsre Kenntniß des gesammten Alterthums erreicht hat," sagt auch unser Verfasser in der Vorrede (S. 2), „sieht jeder Forscher sich nach einem festen Standpunkte um, von wo aus er das unübersehbare Feld seiner Forschung schauen, und die ihm sichtbar werdenden Gegenstände nach Zweck und Regel ordnen kann." — Und ganz einverstanden bin ich mit ihm, wenn er hinzusetzt: „Nach meiner Ansicht kann und darf jener Standpunkt nur auf einer historischen Grundlage ruhen, welche vor allen Dingen, wenn es irgend möglich, festgestellt werden muß."

Auf zweifache Weise reiht sich der Verfasser nun jenen um die höhere Alterthumskunde verdienten Schriftstellern an; indem er eines Theils uns über die letzte Erdrevolution und große Wasserfluth, von welcher auch nach des Verfassers Meinung zwar nicht der erste, aber doch der uns zunächst gelegne und bekannte (zweite) Anfang der Menschengeschichte ausgeht, eine äußerst bemerkens-

werthe, ſehr einfache und doch ſo vieles erklärende Hypotheſe aus der Erdkunde darbietet; andererſeits aber in dem Zendaveſta die deutlichſten Spuren einer ſehr merkwürdigen Uebereinſtimmung mit dieſer ſeiner Hypotheſe nachweiſt, und überhaupt in der Lehre des Zoroaſter und den heiligen Ueberlieferungen und Schriften der alten Parſis die reichhaltigſte und echteſte Quelle der alten Geſchichte und Religion oder Offenbarungslehre gefunden zu haben überzeugt iſt.

Was die Behandlungsweiſe des Verfaſſers betrifft, ſo kann ich dieſelbe kaum genug rühmen. Klar und lichtvoll, wie die Schreibart, iſt durchaus auch der Gedankengang, einfach und grade auf das Weſentliche gerichtet. Dreiſt und entſchieden in der Annahme einer großen Thatſache oder neuen Vorausſetzung, ſobald er ſich einmahl dazu berechtigt und ſie hinreichend begründet glaubt, verliert er ſich doch auf keine Weiſe in eine zu ſyſtematiſche, grübleriſch genaue, oder dichteriſch verwegne Ausbildung aller Einzelnheiten. Wo es auf die Löſung einer ſehr verwickelten, einzelnen mythologiſchen Frage ankömmt, da ſind ihm wohl manche der obgenannten antiquariſchen Forſcher an kritiſchem Scharfſinn und Gelehrſamkeit überlegen. Sein wahrhaft hiſtoriſcher Sinn bewährt ſich eben darin, daß er in dem Gange ſeiner Unterſuchung manches Unweſentliche, Einzelne liegen läßt, vieles für die fernere und nähere Beſtimmung offen und frei erhält, und nur auf die Hauptſache gerichtet, die großen, hiſtoriſchen Hauptfacta der Urgeſchichte, und die einfachen, aber folgenreichen Reſultate feſtzuſtellen bemüht iſt, welche ſich aus jenen ergeben.

Ganz einverſtanden bin ich mit dem Verfaſſer auch über den Grundſatz in der Methode ſeiner Forſchung, daß ich es mit ihm für ſehr möglich halte, das Geſchichtliche aus dem Sagenhaften der alten Ueberlieferungen auszuſcheiden, und aus dem umhüllenden Gewebe der Mythologie die weſentlichſten Facta der allgemeinen Urhiſtorie hervorzuziehen; ſobald nur einmahl Licht in dieſes Chaos gebracht, d. h. der feſte Anfangs- oder Mittelpunkt ſolcher Unterſuchungen und des Anfanges der Menſchengeſchichte ſelbſt gefunden iſt.

Was ich aber, dieſen Grundſatz einmahl angenommen, weniger zugeben oder erklären kann, iſt, warum der Verfaſſer in ſeinem erſten Reſultate (S. 6) ſagt: „Daß die Geſchichte der Menſchen mit der letzten großen Erdrevolution beginnt.“ Denn wenn ihnen, wie er hinzufügt, gleichwohl die Erinnerung einer früheren Zeit blieb, ſo iſt dadurch ein Element in den Satz aufgenommen, wodurch er ſich ſelbſt wieder aufhebt. Warum ſollte alſo, wenn die Erinnerung der früheren Epoche blieb, und wie es nicht anders denkbar iſt, in heiliger Ueberlieferung, in geſchichtlicher oder dichteriſcher Sage aufbewahrt ward, ſich nicht auch aus dieſer Ueberlieferung und Sage von der antediluvianiſchen Zeit, das Geſchichtliche eben ſo gut ausſondern laſſen, als der Verfaſſer es mit der ſpätern, ſeit der letzten Erdrevolution verſucht? Die Ueberlieferungen von der erſten Zeit nach dieſer Revolution ſind im Einzelnen auch dunkel, verworren und trübe genug. Wie natürlich, ehe ſich die brauſenden Elemente des geretteten Menſchenſtammes und der neu entſtandenen Völker wieder geſetzt und erſt geordnet haben konnten. Es wäre nicht undenkbar, daß die Sage von der Urzeit, im Verhältniß zu jenem erſten Zeitraume nach der Revolution im erſten Entſtehen der getrennten Völker, ſogar reiner und geſchichtlich klarer erhalten worden wäre; und wenn der Verfaſſer im Zendaveſta die näheren Umſtände und Urſachen der letzten großen Fluth mit einer bewunderungswürdigen Richtigkeit (nach ſeiner allerdings ſehr wahrſcheinlichen Hypotheſe davon) angegeben findet; ſo könnten ja vielleicht andre alte Ueberlieferungen, die indiſchen z. B., gerade von der antediluvianiſchen Zeit ſehr merkwürdige Ruinen und Reſte, Spuren oder Andeutungen darbieten. Der moſaiſchen heiligen Urkunde und Urgeſchichte erwähne ich hier abſichtlich noch nicht; denn dieſe ſucht der Verfaſſer, weil er von deren Anwendung nur einen ſtörenden Einfluß auf die Freiheit der Forſchung und eine umfaſſende Kritik befürchtet, von ſeinem Gedankengange entfernt zu halten und in der Kürze bei Seite zu ſchieben; worüber wir ihn denn, wenn der hiſtoriſche Gehalt der Geneſis in der gewöhnlichen, beſchränkten Weiſe verſtanden oder vielmehr nicht verſtanden und dann polemiſch auf alle andre alten Ueberlieferungen

angewandt wird, wohl entſchuldigen können. In gründlich vollendeter und wahrhaft allumfaſſender urhiſtoriſcher Forſchung, dürfte die Sache aber wohl ein ganz andres Anſehen gewinnen; und ſo wie in einer ſpätern und gegen jene ſchon niedern Region der Alterthumskunde der alte Herodot, den man ſonſt ſo oft den Fabelhaften geſcholten, jetzt von den gelehrteſten Geographen und Hiſtorikern überall anerkannt, gerechtfertigt, und wegen ſeiner ſchlichten Weisheit geprieſen wird; ſo dürfte wohl, je weiter unſre ägyptiſchen, indiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Studien der Vorzeit gedeihen, je klarer unſre geognoſtiſchen und urhiſtoriſchen Anſichten werden, auch Moſes und die Geneſis, nebſt manchem neuen Lichte, auch ihre alte Würde in vollſtem Maaße wieder erhalten. — Der Verfaſſer will dieſe Saite nun einmahl nicht gern berührt wiſſen, ungeachtet er ſich eigentlich nicht im Widerſtreit mit der heiligen Urkunde befindet. Sonderbar und auffallend bleibt es immer, daß er ſelbſt gar nicht bemerkt hat, wie ſeine Aeußerung (S. 31): „Daß der muthmaßliche Anfang der Menſchengeſchichte in den Zeitraum zwiſchen den beiden letzten Umbildungen der Erde fällt;“ — wohlverſtanden, ſo ganz genau mit dem Moſes übereinſtimmt. Eine Muthmaßung, die uns freilich nicht als ſolche, nicht als bloße Wahrſcheinlichkeit, ſondern als hiſtoriſche Gewißheit gilt, ſo wie nur irgend etwas in der Urgeſchichte des Menſchen gewiß genannt werden darf.

Die letzte große Erdrevolution bleibt das Hauptthema des Verfaſſers. — Daß darunter auch im Zendaveſta die Fluth des Noah oder die Sündfluth gemeint, und die daſelbſt der Einwirkung des Naturfeindes in Geſtalt eines Drachenſterns oder Kometen zugeſchriebne Erdrevolution dieſelbe ſei, welche uns Moſes ebenfalls beſchreibt, iſt auch aus dem Umſtande klar und unzweifelhaft, daß die Zendſage die Auswanderung des Dſchemſchid ziemlich nah an jene furchtbare Naturbegebenheit anknüpft; welcher Urkönig Dſchemſchid mit dem Sem der Geneſis anerkannt dieſelbe Perſon iſt.

Der Hauptgedanke des Verfaſſers über die letzte Erdrevolution oder Sündfluth iſt nun dieſer. Es ſei damahls mit der Erde eine große innre Veränderung vorgegangen, indem dieſelbe die

Achſe und den Aequator ihres täglichen Umſchwunges ſehr bedeutend verrückt habe, wodurch denn auch die geographiſche und klimatiſche Beſchaffenheit des feſten Landes ganz umgewandelt worden ſei. Dieſe große Natur-Kataſtrophe ſei durch einen der Erde ſehr nah gekommenen, und am ſüdlichen Himmel aufgeſtiegenen Kometen bewirkt worden, wie die Beſchreibung davon im Zendaveſta ganz deutlich zu leſen ſei. Was die behauptete Veränderung der Pole betrifft, ſo ſtützt der Verfaſſer ſich dabei auch auf aſtronomiſche Bemerkungen und Vermuthungen über die aus den bisherigen Erdmeſſungen der Breiten-Grade ſich ergebenden Anomalien.

Nachdem nun, wie überall, ſo auch in dieſer Wiſſenſchaft der Alterthumskunde und Urgeſchichte, die Wahrheit auf — „zweier Zeugen" Ausſage beruht, hier alſo der Schrift und der Natur; ſo iſt es billig, daß neben der Schrift, als dem Inbegriff aller heiligen alten Ueberlieferungen, auch der andre Zeuge die Natur, d. h. der Geiſt der Erd- und Sternkunde, ſo weit ſie bis jetzt gediehen ſind, vernommen werde, um uns Licht zu geben in der großen Unterſuchung über das Dunkel der Urwelt. Und nicht leicht iſt uns eine Hypotheſe der Erdkunde vorgekommen, welche mit dieſer ſiegreichen Klarheit vorgetragen, für den hiſtoriſchen Forſcher ſo viel einleuchtend Annehmliches und faſt befriedigend Wahrſcheinliches vereinigte und darböte. Ich meine darunter vorzüglich nur das Hauptfactum von der Veränderung der Erdachſe und des Aequators, und der damit ganz natürlich, um nicht zu ſagen nothwendig, verknüpften gänzlichen klimatiſchen Umwandlung der bewohnbaren Erde. Ob ein Komet die Urſache geweſen, wie man ſchon öfter gemeint, ſo wahrſcheinlich es lautet, das iſt für uns die Nebenſache. Ich laſſe das an ſeinen Ort geſtellt ſein; die eigentliche Thatſache, welche Licht in die Urhiſtorie bringt, iſt jene Veränderung des Aequators und des Klima's der meiſten Länder. Geſetzt aber auch, es ſei ausgemacht gewiß, daß ein Komet die Urſache geweſen, ſo würden wir doch auf den Umſtand, daß es im Zendaveſta ſteht, obwohl die Erwähnung, vorausgeſetzt daß es wirklich ſo geweſen, allerdings merkwürdig bleibt, keinen ſo ausſchließend hohen Werth legen. Dieß iſt grade als ob wir unter den griechiſchen Philoſophen den

Pythagoras, weil er das wahre Weltſyſtem gekannt und den Kreislauf der Erde um die Sonne gewußt, deshalb allein gelten laſſen, den Tiefſinn des Heraklit, die Erhabenheit des Plato, den allumfaſſenden Scharfſinn des Ariſtoteles aber für nichts mehr wollten gelten laſſen. Eine ſolche einſeitige und allzu abſolute Werthſchätzung Einer urhiſtoriſchen Quelle gegen alle andern, ſollte bei dem Verfaſſer um ſo weniger Statt finden, da er ſie an denen, welche die hohe Autorität der Geneſis in ähnlicher Weiſe zur Beſchränkung der Forſchung und des Urtheils ganz verkehrt anwenden, mit Recht tadelt. Dazu kommt noch, daß die richtige aſtronomiſche Deutung der altaſtatiſchen Urkunden unſtreitig manchen Schwierigkeiten und Ungewißheiten unterliegt. Der Taſchter z. B., welcher dem Verfaſſer ſo zuverläſſig für den Planeten Jupiter gilt, iſt nach der mir mitgetheilten Bemerkung, eines in den perſiſchen Wörterbüchern und Urkunden ſehr bewanderten Freundes, im Bundeheſch vielmehr ein Fixſtern; während andre (bei Creuzer, Symbol. I. S. 751. Anmerk. 101. Neue Ausg.) den Planeten Mars darin finden wollen. Daß jedoch unter dem Naturfeinde und Drachenſterne, der die Fluth veranlaßt, im Zendaveſta allerdings ein Komet gemeint ſei, iſt wohl kaum zu bezweifeln. Ob nun der Zendaveſta darin Recht hat, und ob ein Komet wirklich die Urſache geweſen, überlaſſen wir dem Verfaſſer mit den Aſtronomen auszumitteln; ſo wie auch die mathematiſch genaue Beſtimmung, ob der alte Südpol gerade im vierzigſten oder fünfzigſten Grade ſüdlicher Breite unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hinzuſetzen ſei. Der Lauf des ehemahligen Aequators und mithin auch des tropiſchen Klima's quer durch Aſien, in ſüdweſtlicher Richtung und mitten durch Europa, hat indeſſen ſchon hiſtoriſch, zur Erklärung factiſcher Denkmale und Ueberbleibſel der Urwelt, ungemein vieles für ſich. So erklären ſich nähmlich leicht und mit einem Mahle ganz befriedigend alle die Lagen von Elephantenknochen in Siberien, die Palmen und Cactus in den Erdſchichten nördlicher Länder u. ſ. w. Bei einer ſo gewaltſamen und großen Veränderung, wie dieſe der bisherigen Erdachſe, wird und muß unſtreitig auch vielfältig, wo ſonſt feſtes Land geweſen, nun Meer geworden ſein, und auch umgekehrt; und ſo iſt es denn ganz begreiflich, warum foſſile Men-

ſchengebeine nur in ſo äußerſt ſeltnen Ausnahmen, wie auf der Inſel Guadeloupe (S. 32) oder in der Sierra Nevada in Süd-Spanien (S. 35) gefunden werden, wenn gleich die Erde auch ſchon vor der Fluth von einem zahlreichen Menſchengeſchlecht bewohnt geweſen; da ſich wohl annehmen läßt, daß dieſelben ſehr vielfältig vom Meeresgrunde bedeckt liegen mögen. Es iſt deßfalls eben nicht nöthig nach de Lücs gewaltſamer und willkührlicher Vorausſetzung (die einigen unſrer Leſer wohl auch aus dem Stolbergiſchen Werke erinnerlich ſein wird) anzunehmen, daß alles ehemahlige Land in der Sündfluth zu Meer geworden, der alte Meeresgrund aber heraufgeſtiegen ſei, und nun das jetzige, bewohnbare Land bilde; eine Hypotheſe, welche den Fehler hat, daß ſie des Guten etwas gar zu viel thut. Mit Sicherheit läßt ſich jedoch wohl annehmen, daß eine ſehr bedeutende Veränderung mit dem feſten Lande in der großen Kataſtrophe vorgegangen ſei; ſo daß es eine ganz vergebliche Mühe ſein würde, die Lage des wahren Urlandes, nähmlich deſſen, wie es vor der Sündfluth war, auf der jetzigen Erde geographiſch beſtimmen zu wollen. Daher auch die vier Ströme des Paradieſes bei Moſes, oder wo ſie ſonſt in aſiatiſchen Ueberlieferungen vorkommen, wie Stolberg am angeführten Orte (Thl. I. S. 380) richtig bemerkt, immer nur als ein Bild nach der Analogie betrachtet werden müſſen; da auch ohnehin nirgends auf der Erde eine Stelle gefunden wird, wo vier ſolche Ströme, wie es doch dort ausdrücklich heißt, aus Einer gemeinſamen Quelle entſpringen, man mag nun den einen zweifelhaften Phiſon mit dem heiligen Hieronymus (Epiſt. II., 15.) auf den Ganges oder auf einen kaukaſiſchen Strom deuten. *) Wozu noch kömmt, daß an jener Stelle der Geneſis die

*) Ich ſehe auf der moſaiſchen Weltkarte in Malte-Bruns Atlas, daß dieſer berühmte Geograph nicht bloß den Phiſon, ſondern ſelbſt den Gihon auf den Kur und Araxes zu deuten geneigt iſt, und nach Armenien verſetzen will. Nach dieſer Erklärung würden die vier Ströme allerdings ziemlich aus einer Gegend ihren Urſprung nehmen. Aber wie weit iſt das noch entfernt, von Einer Quelle, die ſich in vier Ströme theilt? Die Schwierigkeit iſt alſo auch von dieſer Seite nur ſchein-

tiefere ſymboliſche Bedeutung der vier Ströme *) ohnehin zunächſt die wichtigere iſt, während die geographiſchen Rahmen derſelben augenſcheinlich nur in bildlicher Analogie hinzugefügt ſind; wovon ſich auch in andern Stellen der heiligen Schrift ſo viele und ganz ähnliche Beiſpiele finden **).

Nach der Weiſe, wie der Verfaſſer die große Fluth und dabei Statt gehabte Veränderung der Erdachſe betrachtet, erklärt ſich nun auch einigermaßen, obgleich noch nicht ganz zureichend die ſo ganz zerrißne und höchſt unregelmäßige Geſtalt unſrer jetzigen vier oder fünf Welttheile, wenn es nicht anders nach tieferen Gründen der Erdkunde richtiger iſt, deren nur drei anzunehmen. Nach der Meinung derjenigen nähmlich, welche den Charakter eines iſolirten Welttheiles in Amerika am meiſten ausgedrückt finden, ſowohl in dem eigenthümlichen Gepräge aller ſeiner Pflanzen- und Thier-Productionen, als auch in der ſich einer Regel wenigſtens mehr annähernden Conformation ſeiner Geſtalt, wo die große Nord- und Südhälfte, beide von einigermaßen triangulärem Umkreiſe, durch einen engen Iſthmus

bar gelöſt. Derſelbe Geograph ſetzt das Land Hevilath in das ſüdliche Arabien. Da es aber bei Moſes ausdrücklich heißt, daß der Phiſon um das Land Hevilath fließe, ſo wird die Schwierigkeit nun erſt recht groß und völlig unauflöslich. Daher ich Stolbergen vollkommen beiſtimme, daß hier gar keine geographiſche Löſung und Deutung möglich iſt.

*) Man vergleiche etwa damit, was der Apoſtel ſagt (Ephes. III. 18.): — „ut possitis comprehendere cum omnibus sanctis, quae sit latitudo et longitudo, et sublimitas et profundum.“ Jene vier Dimenſionen des wahren Lebens, „welche die Heiligen erkennen,“ ſind dem Menſchen in ſeinem urſprünglich reinen Zuſtande wohl auch nicht fremd geweſen; und können am beſten dazu dienen, uns auf den wahren Sinn der vier Weltgegenden und Lebensſtröme des Paradieſes hinzudeuten.

**) So werden im Jeſus Sirach (XXIV. 32—37.) die göttlichen Gaben, welche dem moſaiſchen Geſetze und Buche des Bundes entfließen, vollen Strömen der Weisheit verglichen, und unter dieſen Strömen auch drei von denen des Paradieſes genannt, als: der Phiſon, Tigris und Euphrat.

zuſammen verbunden ſind; wo dann angenommen wird, daß Europa und Afrika urſprünglich zuſammengehörend, durch einen jetzt zerrißnen Iſthmus in der Meerenge von Gibraltar verknüpft waren, ſo wie Auſtralien durch die noch beſtehende Inſelkette mit Aſien verbunden geweſen; indem aber die Nordhälften dieſer beiden Welttheile, Europa und Afrika als des einen, Aſien und Auſtralien als des andern, ſich zuſammenneigten, ſo ward dadurch die Unregelmäßigkeit in der Geſtalt dieſer zuſammengewachsnen oder in einander verſchlungenen Welttheile noch verdoppelt. Es iſt manches in dieſer großen Unregelmäßigkeit ſehr auffallend, was vielleicht wohl mit der vom Verfaſſer angenommenen Veränderung der Erdachſe in Zuſammenhang ſtehen könnte, aber doch bei weitem nicht unmittelbar daraus zu folgen ſcheint. Man bemerket z. B. nur an dem Erdglobus, wie ſich das feſte Land ſowohl von Nord-Aſien als in Amerika, mit ſeiner ganzen Breite nach Norden und dem Nordpole hindrängt, während die großen Spitzen aller Welttheile ſcharf und gerade nach Süden gerichtet ſind, auf welcher Erdhälfte das Meer außerdem ſo überwiegend iſt, daß man den Südpol auch wohl den Waſſerpol der Erde nennen könnte; ſo daß auch ohne den Einfluß eines von daher aufſteigenden Kometen, leicht glaublich iſt, daß die große Fluth zunächſt von Süden hereingebrochen, wie im Zendaveſta berichtet wird. Iſt nicht überhaupt denkbar, daß noch außer der Achſenveränderung der Erde im Ganzen, auch das feſte Land und einzelne Welttheile, als Stücke oder Glieder der obern Erdrinde, für ſich bewegt und von ihrer Stelle gerückt worden? Die unregelmäßige Geſtalt des jetzigen feſten Landes könnte wohl auf ſolche Annahmen führen. Außer der ſchon bemerkten Richtung der Breiten des feſten Landes nach Norden, wie der Spitzen nach Süden, ſcheinen auch oftmahls die Umriſſe der durch das Meer getrennten Erdtheile in ihren Einbuchten und Vorſprüngen ſich wechſelſeitig zu entſprechen, als ob ſie von einander geriſſen wären, wie die Felſenufer eines Fluſſes ſich oft gegenüber ſtehen. Beſonders auffallend iſt dieſes bei Süd-Amerika, nähmlich der öſtlichen Küſte desſelben und der Weſtküſte von Afrika, wie beide ſich korreſpondiren. So ließe ſich manches in der jetzigen unregelmäßigen Geſtalt des feſten Lan-

des in jener Vorausſetzung wohl auf eine Fortrückung und dadurch erfolgte Losreißung von Oſten nach Weſten deuten, welche alſo nebſt jener Richtung nach Norden eine zwiefache Bewegung bildete. Ueberhaupt wenn auch ein äußrer Anſtoß, wie die Einwirkung eines nahen Kometen, die veranlaſſende Urſache der Fluth geweſen; ſo darf man doch wohl auch eine innre Veränderung, Metamorphoſe, Entwicklung und Evolution oder vielleicht auch — Erkrankung in dem organiſchen Leben der Erde nicht von dem ausſchließen, was die Kataſtrophe wo nicht hervorgebracht, doch mitwirkend beſtimmt haben kann. Nicht um die Menge der möglichen Conjecturen in dieſem Gebiethe der höhern Erdkunde zu vermehren, habe ich mir dieſe Andeutungen erlaubt; ſondern nur um alle Seiten des Gegenſtandes zu beachten, und als Anfragen an die Wiſſenſchaft ſollen ſie dienen. Die weſentlichſte Frage dieſer Art möchte wohl die ſein, ob die ſo ganz unregelmäßige Geſtalt des feſten Landes nicht überhaupt erſt durch die letzte Erdrevolution entſtanden, der urſprünglich alte Continent aber, das wahre Urland vor der Fluth, eine mehr regelmäßige und mathematiſch einfachere Form gehabt habe, und welche? Wenn anders die höhere Aſtronomie aus dem, was ſie von der Planetenbildung wiſſen oder mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen kann, ſchon einige Analogien zur Beantwortung dieſer Frage darbietet. Der Verfaſſer betrachtet als ein vorzüglich wichtiges Kennzeichen von den Folgen der letzten Erdrevolution, daß erſt ſeitdem, nachdem Zenbaveſta, Winter und Sommer entſtanden, vor der Fluth aber nur eine Jahrszeit und immer Sommer geweſen ſei. Sonach ſcheint er anzunehmen, daß auch die Schiefe der Ekliptik erſt ſeitdem entſtanden wäre; denn mit dieſer wäre doch ſonſt im Weſentlichen auch ein Wechſel der Jahrszeiten gegeben.

So gern ich übrigens dem Verfaſſer in ſeiner Hauptvorausſetzung über die letzte Erdrevolution folge und beiſtimme; ſo bleibt dabei doch noch eines zu vermiſſen. Es wäre nähmlich zu wünſchen, der Verfaſſer hätte die klimatiſche Veränderung der Erde nicht bloß aſtronomiſch aufgefaßt, und wäre nicht bloß bei den naturhiſtoriſchen Erſcheinungen, auf der Oberfläche des Erdenlebens ſtehen geblieben, ſondern hätte die Unterſuchung auch auf

die etwa bei der Fluth und durch dieſelbe bewirkte innere Veränderung und wahrſcheinliche Verſchlechterung der Atmoſphäre nach ihrer elementariſchen Beſchaffenheit, ſo wie auf die Folgen dieſer Veränderung auf den Menſchen, ſeine Diät und die Krankheiten, denen er unterworfen iſt, vielleicht auch auf die Entſtehung einiger untergeordneten Thier-Productionen ausgedehnt, wie ja auch im zerfallenden Organismus des erkrankten Individuums ſich allerlei falſches Leben und organiſirte Brut erzeugt. In dieſen und ſolchen Hinſichten wünſchten wir, daß der Verfaſſer auch die Atmoſphäre und ihre bei der letzten Erdrevolution erlittene Veränderung und Verſchlimmerung mit in den Umkreis ſeiner Betrachtungen gezogen haben möchte; da doch ohnehin die Luft überhaupt das Reelle in der Natur iſt, ſo wie die Atmoſphäre das eigentliche Organ alles Erdenlebens bildet.

So weit von dem, was der Erdkunde angehört, in der Idee des Verfaſſers, worüber die definitive Entſcheidung doch größtentheils vor ein anderes Forum gehört. Ich wende mich nun zu dem eigentlich hiſtoriſchen Theile der vorliegenden Schrift, der uns zunächſt angeht; worin ich dem Verfaſſer Schritt für Schritt folgen, zugleich aber einige Worte über die Geneſis damit verbinden und voranſchicken werde. Nicht etwa, um mit dem Verfaſſer zu ſtreiten, weil er den Moſes bisher ſo gar nicht aufmerkſam beachtet, noch ſich verſtändlich gemacht zu haben ſcheint; da in der That ſein nur negativ ſich äußerndes Urtheil darüber kaum ſchon für eines gelten kann; ſondern einzig, um die Sache ſelbſt dadurch zu erhellen, da dieſe — der Anfang der Menſchengeſchichte nähmlich — mit dem tieferen und rechten Verſtändniß jener heiligen Urkunde nun einmahl unzertrennlich verknüpft iſt; da auch unter den Reſultaten des Verfaſſers diejenigen, welche die Beſchaffenheit und das Weſen der erſten und urſprünglichen Religion betreffen, als die wichtigſten erſcheinen, die wir beſonders aufmerkſam zu betrachten haben; woran ſich denn, was über die urſprüngliche Sprache, den Urſprung der Buchſtabenſchrift und die Auswanderung der erſten Menſchenſtämme aus einem gemeinſchaftlichen Urlande zu erinnern bleibt, leicht als Corollarium anſchließen wird.

In einer Schrift verwandten Inhalts (Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden. Vorrede S. VI.) führt der Verfaſſer eine Stelle aus William Jones über die Anwendung der Geneſis auf gelehrte und hiſtoriſche Unterſuchungen an, welche ſo lautet: „Entweder ſind die eilf erſten Kapitel der Geneſis wahr, oder unſere National-Religion (die chriſtliche) iſt falſch. Nun aber iſt das Chriſtenthum nicht falſch, und folglich ſind jene Kapitel wahr.“ — Dieſes iſt nun eben der Grundſatz, welchen der Verfaſſer tadelt und als die Freiheit der Unterſuchung zerſtörend, und an allen denen, welche auch in dieſem Gebiethe der Wiſſenſchaft als chriſtliche Gelehrte ſich bewähren und darnach verfahren wollen, höchſt tadelnswerth und ganz verwerflich findet. Auch in der vorliegenden Schrift (S. 22) zählt er unter die „Vorurtheile,“ welche erſt weggeräumt werden müſſen, ehe die Prüfung unbefangen vorſchreiten könne, die Behauptung: „Daß es nun einmahl keine älteren Nachrichten gebe und geben könne, als im Moſes, und daß alle Ueberlieferungen, welche nicht mit Moſes übereinſtimmen, eben dadurch ſich als falſch erweiſen.“ — Was zuerſt das Alter der andern Ueberlieferungen und Urkunden betrifft, ſo hat nur die Kritik darüber zu entſcheiden und nicht die Religion; und iſt gar nicht abzuſehen, wie es die Religion nur irgend berühren könnte, wenn auch ältere Ueberlieferungen, als die moſaiſchen, wirklich gefunden werden ſollten; was jedoch mit Gewißheit anzunehmen, bis jetzt der Fall noch nicht eingetreten iſt. Die Verwerfung aber aller mit dem Moſes nicht übereinſtimmenden Ueberlieferungen, liegt noch gar nicht ſo unbedingt in jenem Grundſatz, ſo wie ihn William Jones ausgeſprochen hat; wie kategoriſch und ſchneidend für die gelehrte Kritik und bedenklich für die hiſtoriſche Forſchung er auch auf den erſten Blick lauten mag, ſo läßt er ſich doch leicht richtiger erklären. Es kommt überhaupt nicht ſowohl auf den Grundſatz ſelbſt an, als was weiter daraus gefolgert iſt. Wird der Schluß aus jenem Satze gezogen, daß mithin alle andere aſiatiſchen Urkunden und Ueberlieferungen, die in einigem vielleicht nur ſcheinbaren Widerſpruch mit dem Moſes ſtehen, ſofort für nichts zu achten und ganz zu verwerfen ſeien; ſo wird damit

freilich alle fernere Unterſuchung und Erweiterung unſerer Einſicht abgebrochen und vernichtet. Keinesweges aber iſt dieſes der Fall, wenn man ſich beſcheiden wollte, aus jenem an ſich richtigen Vorderſatz nur das zu folgern, was wirklich darin liegt: daß wir nähmlich alle andere aſiatiſchen Urkunden und Ueberlieferungen ſorgfältig zu prüfen und kritiſch zu ſichten, beſonders aber unter einander und mit dem Moſes zu vergleichen haben, der, wenn wir auch ſeine Urkunde nicht als eine heilige verehrten, ſchon ſeiner hohen Einfalt wegen als der ſichern Führer Erſter erſcheinen müßte. Vielmehr iſt, eine ſolche Ausgleichung wenigſtens zu verſuchen, dabei aber das Urtheil über alles das, was als ganz ungewiß oder noch allzu ſchwierig ſich darſtellt, zu ſuſpendiren und offen zu erhalten, nichts andres als was uns eine geſunde Kritik ohnehin zum Geſetze macht. Eine ſolche Ausgleichung der Geneſis mit den andern alten Ueberlieferungen und allen neuen ethnographiſchen Entdeckungen hat William Jones ſelbſt in der Materie von der Abſtammung aller bekannten Völker nach ihren drei Hauptſtämmen, jenes Grundſatzes unbeſchadet, in einer ſehr großen Weiſe, und mit eben ſo umfaſſender Beurtheilung als tiefer Gelehrſamkeit aufzuſtellen geſucht. — Nicht ſchaden würde es dabei, wenn wir jener kritiſchen Mäßigung gemäß, etwa auch als möglich annehmen wollten, daß wir vielleicht das Phyſiſche und Hiſtoriſche in der Geneſis noch nicht ganz verſtehen oder wenigſtens bisher vielfältig nicht verſtanden haben; eine Vorausſetzung, an welcher uns das Chriſtenthum durchaus nicht verhindert, da die moraliſche Belehrung, welche wir aus jenem Anfange der Bibel zu nehmen haben, in der Religion nicht zweifelhaft und im Grunde von jenen gelehrten Forſchungen ganz unabhängig iſt. Wenn aber etwas zur Beſtätigung der Behauptung dienen kann, daß die Geneſis von unſrer bisherigen Kritik und jetzigen Exegeſe ganz und gar nicht mehr richtig verſtanden wird, ſo iſt es wohl der allgemeine Beifall, welchen die bekannte Hypotheſe bei ſo vielen Bibelgelehrten gefunden hat, daß der Anfang Moſes aus zwei Urkunden — einer Elohim-Urkunde und einer Jehovah-Urkunde — zuſammengeſchmolzen, gewachſen oder an einander ge-

weht ſei. Eine Hypotheſe, welche gleich von ſelbſt dahin fällt, ſobald man den Sinn der heiligen Urkunde zu verſtehen angefangen; die ich mir aber vorbehalte, da ſie noch ſo allgemein verbreitet iſt, als ein merkwürdiges Denkmal kritiſcher Verirrung unſeres Jahrhunderts, bei einer andern Gelegenheit bis auf den Grund zu beleuchten.

Vergleichen wir nun zunächſt die Anſicht des Verfaſſers von Ueberlieferungen überhaupt, und ſehen wir, wie ſeine eignen Ideen etwa auf die Geneſis anwendbar ſind, oder ſich dazu verhalten. Sehr richtig und ſcharfſinnig bemerkt der Verfaſſer, daß man in der Sage und Ueberlieferung eines jeden alten Volkes zwei verſchiedene Linien (S. 1 und 2) und Faden unterſcheiden könne; den mythiſchen, der auf den Anfang aller Geſchichte gerichtet und jederzeit mit irgend einer Theologie oder Kosmogonie verwebt iſt; und den andern factiſchen der eignen Geſchichte einer jeden Nation. In der Geſchichte ſelbſt aber iſt wieder der vorchronologiſche Theil von dem ſchon chronologiſchen ſorgfältig zu unterſcheiden. Allerdings iſt es nun jener erſte auf den Anfang der Menſchengeſchichte mit Beziehung auf Gott oder die Natur gerichtete Faden und Beſtandtheil, welcher der mythiſchen Ausbildung vorzüglich fähig iſt und auch zu mythiſchen Auswüchſen den meiſten Anlaß giebt; da dieſes jedoch nicht ſchlechthin nothwendig und nahmentlich in der Geneſis nicht der Fall iſt, ſo dürfte es richtiger ſein, dieſen Theil der Ueberlieferung nach dem weſentlichen Inhalt der darin aufbewahrten Erkenntniß ganz einfach den urhiſtoriſchen zu nennen. In der Geneſis bilden die zehn erſten Kapitel dieſen urhiſtoriſchen Theil; und dieſen vorzüglich, der uns hier allein angeht, werden wir in der Folge unter dem Nahmen Geneſis verſtehen. Es iſt wohl zu bemerken, daß der andere Beſtandtheil, den wir am liebſten den volkshiſtoriſchen nennen möchten, nicht eben rein factiſch zu ſein braucht, ſondern auch des Symboliſchen und Typiſchen ſehr viel enthalten kann, wie dieſes nahmentlich mit dem volkshiſtoriſchen Theile der Geneſis, den vierzig letzten Kapiteln im erſten Buche Moſes der Fall iſt; welche uns hier nicht näher angehen. Es iſt wirklich auffallend, daß der Verfaſſer

nicht bemerkte, wie gut dieſe ſeine ganz richtige Eintheilung und Idee auf die Urkunde Moſes anwendbar ſei, da kaum eine altaſiatiſche Ueberlieferung außer dieſer gefunden werden dürfte, in welcher der urhiſtoriſche Beſtandtheil von dem volkshiſtoriſchen ſo deutlich und rein abgeſondert gehalten iſt, zugleich aber doch beide ſelbſt nach dem hiſtoriſchen Faden der Erzählung ſo natürlich an einander geknüpft ſind. Dieſe geſchichtliche Anknüpfung findet ſich am hervortretendſten im Nimrod, am Schluß und im letzten Kapitel des urhiſtoriſchen Theils und in der Zerſtörung von Babel im eilften Kapitel, welche der Geburt und Berufung Abrahams, als dem Anfange des volkshiſtoriſchen Theils, zur Einleitung vorangeſtellt iſt. Eben ſo deutlich iſt auch wiederum in der urhiſtoriſchen Ueberlieferung der vorchronologiſche Theil von dem chronologiſchen geſchieden. Der chronologiſche beginnt mit Seth im fünften Kapitel, die vier erſten Kapitel aber ſind vorchronologiſch; denn obwohl, was von der Erfindung menſchlicher Künſte und bürgerlicher Einrichtungen in dem Stamme Kains erzählt wird, allerdings und zweifelsohne in die chronologiſche Geſchichte hinabreicht, ſo wird es doch, was wohl zu merken iſt, noch ohne Chronologie vorgetragen, und bildet auf ſolche Weiſe den Uebergang und Anknüpfungspunkt zu dem chronologiſchen Theil und Zeitraum.

Was nun die Geneſis im eigentlichſten und engeren Sinne, jene erſten zehn Kapitel urhiſtoriſchen Inhalts, am meiſten auszeichnet, das iſt die hieroglyphiſche Kürze, welche in dieſem Abſchnitte herrſcht, die ſo ſehr gegen die Umſtändlichkeit und Ausführlichkeit in dem nachherigen volkshiſtoriſchen Theile abſticht. Und wenn auch in dieſem der tieferen Bedeutung viel enthalten iſt, ſo iſt es doch nicht ſo in einzelnen Andeutungen eingeſchloſſen, wie ſo vieles in dem erſten Theile dem Anſchein nach wie verloren, hingeſtellt gefunden wird. Denn in der That, es dürfte wohl kaum in dem ganzen Umkreiſe menſchlicher Sprache, Schrift und Ueberlieferung ein anderes Stück gefunden werden, wo alles ſo voll des ſchweren Inhalts und des tiefſten Sinnes, wo jedes Wort und jede Sylbe ſo bedeutſam iſt, als in dieſem geheimnißreichen Anfang der Geneſis. Nicht zu verkennen iſt es, daß dieſe hiero-

glyphiſche Kürze abſichtlich geweſen; und zum Theil läßt ſich auch ganz leicht finden, worauf dieſe Abſicht zunächſt gerichtet war, oder wodurch ſie beſtimmt worden. Moſes wollte eben darum ſich nur auf das durchaus Unentbehrliche und Nothwendigſte aus der Urhiſtorie beſchränken, um alle mythiſchen Auswüchſe, zu denen dieſer Stoff ſo leicht Anlaß giebt, ganz abzuſchneiden, da dieſe jene Tiefe der Offenbarung nur dem Mißbrauch offen ſtellen konnten, beſonders aber auch mit dem Berufe und beſondern Wege, welchen er ſein Volk führen wollte und ſollte, ganz unvereinbar waren. Aber es giebt noch eine andre Analogie, um die Abſicht jener hieroglyphiſchen Kürze der Geneſis zu erklären, in der Bibel ſelbſt; denn der Schlußſtein und das Ende derſelben iſt nicht weniger dunkel und geheimnißvoll als der Anfang. So wie nun das helle Licht, welches der Prophet des neuen Bundes in das Dunkel der Zukunft und der letzten Erdenzeiten hineinſtrahlt, zwar wohl dem Einzelnen, dem es nützlich oder nöthig iſt, offenbar und verſtändlich werden kann, für das Ganze aber, weil die allzuhelle Erkenntniß der Zukunft ſonſt gewaltſam ſtörend, ja bei dem geringſten Mißbrauche auf das furchtbarſte zerſtörend in die Gegenwart eingreifen würde, in jenem Buche der Apokalypſe verſiegelt bleiben muß und bleiben wird, bis die Zeit gekommen iſt, da es entſiegelt werden ſoll; eben ſo würde auch eine vollſtändige Erkenntniß der geſammten Urhiſtorie im erſten Weltalter für das Volk Iſrael, welches, in der Verheißung unter dem Geſetz verharrend, unverrückt auf dem vorgezeichneten Wege zu dem beſtimmten Ziele wandeln ſollte, durchaus nur ſtörend und zerſtörend eingewirkt haben, und ward ihm daher nur ſo zurückhaltend und Lichtverhüllt und eben in dem Maaße, wie es ihm dienlich war, mitgetheilt. Denken wir uns die Bibel vor allen Dingen als ein Ganzes, ſo bildet das Evangelium wie die Mitte desſelben, von welchem, das Licht in vierfachem Strome ausſtrahlend, alles übrige erhellt und mit höherem Leben beſeelt; die Geneſis aber und die Apokalypſe, Anfang und Ende, ſind die geheimnißvollen Handhaben an dem heiligen Gefäß, die wir erſt ſelbſt recht gefaßt haben müſſen, um die Arche des göttlichen Wortes durch ſie zu faſſen, zu halten und zu tragen. Ich benutze dieſe Gelegenheit,

um gegen den Verfaſſer und andre, meine Anſicht und Ueberzeugung von der Geneſis und rechten Erklärung derſelben ganz unverhohlen darzulegen. Es wird nach allem Bisherigen nicht mehr undeutlich ſein, und durch das Nachfolgende noch einleuchtender werden, in welchem Sinne ich nun in der Geneſis, den oben erwähnten — Schlüſſel finde, der wohl angewandt, allein im Stande iſt, uns das große Räthſel der Urwelt zu entziffern und in das Chaos der alten Ueberlieferungen Licht zu bringen. Auf der andern Seite aber kann man gern zugeben und darf ja nicht aus der Acht laſſen, daß die hieroglyphiſche Kürze jenes moſaiſchen Anfangs wohl oft genug einer weitern Ausführung und eines Commentars bedürftig wäre. Zu einem ſolchen allerdings ſehr nöthigen und lehrreichen Commentar werden die andern altaſiatiſchen, indiſchen, ägyptiſchen, perſiſchen, chineſiſchen Ueberlieferungen und Urkunden uns den reichhaltigſten Stoff darbieten, wenn uns ihr Verſtändniß erſt durch den innern Schlüſſel zugänglich geworden und damit auch die rechte Ordnung des Ganzen gefunden iſt; denn alle andern altaſiatiſchen Ueberlieferungen nur als Luft- und Truggebilde zu betrachten, die gar keine Wahrheit enthalten, würde allerdings der ärgſte nur erſinnliche und nie verzeihliche Mißverſtand ſein. Wenn ich aber in der Geneſis einen tieferen Sinn finde, als den, welchen man aus dem erſten beſten hebräiſchen Vokabelbuche zuſammen buchſtabiren kann; ſo meine ich damit nicht allein jene unter dem Nahmen der moſaiſchen Philoſophie bekannte eſoteriſche Deutung; denn in dieſer, wenigſtens in dem, was man in den letzten drei oder vier Jahrhunderten ſo genannt hat, iſt nebſt vielem, ſehr Tiefſinnigem und unſtreitig Wahrem, auch viel Eingebildetes, Willkührliches, Ungegründetes enthalten. Vorzüglich und zunächſt habe ich dabei auch alles dasjenige im Auge, was in der Tradition und in den Kirchenvätern zur tieferen Erklärung der Geneſis enthalten und deſſen ſehr viel iſt; vor allem andern aber das Licht, welches die Geneſis, wie die Bibel überhaupt, aus dem Zuſammenhange dieſes Ganzen, von dem ſie ein Theil und Glied iſt, erhält. Wie jeder große Autor am beſten aus ſich ſelbſt erklärt wird, ſo gilt dieſe Regel vorzüglich auch von dieſem Autor, der wohl mit

Recht vor allen andern Groß zu nennen iſt; ich meine von der Bibel; denn das göttliche Wort, auch das geſchriebene, iſt ein Licht, welches ſich ſelbſt am beſten erleuchtet und klar macht. Nicht etwa von einem willkührlichen Accomodations-Syſteme iſt alſo hier und kann hier die Rede ſein, ſondern von dem Sinne, der ſich auch philologiſch ſtreng als der einzig wahre bewähren wird, und von einem Verfahren und einer Regel, welche ohnehin aller höhern, d. h. den Geiſt faſſenden und im Geiſte verſtehenden, Kritik zum Grunde liegt.

Wir machen hievon nun die Anwendung, zunächſt mit Rückſicht auf die hiſtoriſchen Behauptungen des Verfaſſers. Er zählt (S. 7) den Moſes unter diejenigen, welche die letzte große Umbildung und Revolution der Erde als die Schöpfung derſelben vorgeſtellt, und mit dem erſten Anfange der Menſchengeſchichte in Verbindung geſetzt. Die Unrichtigkeit dieſer Behauptung iſt einleuchtend, wenn, wie wir oben ſchon nachgewieſen haben, die im Zendaveſta von dem Naturfeinde und Drachenſterne hergeleitete Fluth dieſelbe iſt, wie die des Noah, welche Moſes um ein volles großes Weltalter nach dem Urſprunge des Menſchengeſchlechts anſetzt. Iſt aber in einem Theile der ſogenannten Schöpfungsgeſchichte bei Moſes etwa auch eine Revolution oder Umbildung der Erde gemeint, ſo kann dieſe doch durchaus nicht als die letzte (oder die Sündfluth) betrachtet werden, ſondern es müßte eine andere, frühere und vielmehr die vorletzte geweſen ſein, ganz ſo wie der Verfaſſer in ſeiner Weiſe (S. 31) ſagt: „Der muthmaßliche Anfang des Menſchengeſchlechts falle in den Zeitraum zwiſchen den beiden letzten Umbildungen.“ Und an einer andern Stelle: „Daß das Menſchengeſchlecht bei jener großen Revolution der Erde ſeinem Urſprunge noch nahe war, wenigſtens in Vergleichung mit der Zeit, die ſeitdem verfloſſen iſt, kann nicht wohl bezweifelt werden;“ was unter der hinzugefügten Einſchränkung ebenfalls mit Moſes ſehr gut übereinſtimmt. — Wo findet denn nun aber der Verfaſſer die Schöpfung beim Moſes, im erſten Verſe des erſten Kapitels, oder auch in den nachfolgenden ſechs Tagewerken? Im erſten Verſe iſt ganz unläugbar von der Erſchaffung aller unſichtbaren und ſichtbaren Dinge die Rede; da aber im zweiten Verſe

die Erde nebſt dem Waſſer als ſchon vorhanden vorausgeſetzt, und in ihrem chaotiſchen, finſtern, fluthenden Zuſtande beſchrieben wird; ſo iſt einleuchtend, daß in den nachfolgenden ſechs Tagewerken keineswegs von der erſten und eigentlichen Schöpfung aller Dinge und der ganzen Welt aus Nichts, nach dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriffe, die Rede ſein kann, ſondern nur von einer kosmiſchen Anordnung, oder Wiederherſtellung und Einrichtung der Erde zum Wohnplatze der Menſchen; von einer organiſchen Belebung und Anfüllung derſelben mit lebendigen Naturen; welchem Werke dann durch die Erſchaffung des Menſchen die Krone aufgeſetzt wird. Der Verfaſſer hat ſich hier offenbar mit dem Gewöhnlichen der neuern Exegeſe begnügt, wo es denn leicht begreiflich iſt, wenn der Widerwille bei ihm von den ſchlechten Commentaren auch auf den Text ſelbſt mit übergegangen iſt. Bei ſolchen Unterſuchungen, wie die ſeinigen ſind, wäre aber doch wünſchenswerth geweſen, er hätte ſich lieber nach dem alten Wege der Erklärung*) umgeſehen, vorzüglich aber aufmerkſam beachtet, was im Moſes wirklich ſteht und was er eigentlich ſelbſt ſagt. Betrachten wir alſo in dieſer Hinſicht den ganzen Text der moſaiſchen ſechs Tagwerke, beſonders aber was ihnen im erſten und zweiten Verſe vorangeht. „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde,"

*) Bemerkenswerth iſt es, wie ſorgfältig die Ausdrücke der alten Erklärer und Kirchenväter über dieſen Gegenſtand mehrentheils gewählt ſind, ſo daß der Unterſchied auf das deutlichſte bezeichnet und an keine Verwechslung zu denken iſt. So ſagt der heilige Juſtinus in ſeiner Apologie II., da er von der zwiefachen Urſache redet, weßhalb die Chriſten den Sonntag feiern, und am Sonntage zuſammen kommen, weil Chriſtus an dieſem Tage auferſtanden, und zuvörderſt auch, weil dieſes der erſte Tag ſei, an welchem Gott die Finſterniß und die Materie umwandelnd, die Weltordnung gebildet habe; „εκειδαν πρωτη εστιν ἡμερα, εν ᾗ ὁ θεος το σκοτος και την ὑλην τραψας, κοσμον ἐποιησε." Wie hätte er dieſe Ausdrücke, die offenbar nur auf eine Wiederherſtellung und Umwandlung der finſter gewordenen Materie gehen, von der moſaiſchen Weltbildungsgeſchichte wählen können, wenn er dieſe als eine eigentliche erſte Schöpfung (nach chriſtlichen und alſo ſeinen Begriffen) aus Nichts verſtanden und genommen hätte?

d. h. die Geisterwelt und die Sinnenwelt, oder wie es im Symbolum mit offenbarer Beziehung auf diesen Anfang Moses heißt, „alle unsichtbaren und sichtbaren Dinge.“ Er schuf sie, und zwar in dem christlichen Sinne, welcher auch der mosaische ist, was eigentlich schaffen heißt, aus Nichts; denn die entgegenstehende Meinung von einer neben dem Weltgeiste bestehenden, gleich ewigen, und von ihm also unabhängigen Materie, welche durch Gott erst zur Welt gebildet und geordnet worden; diese Meinung, welche bei so vielen alten Völkern die herrschende war, wird durch Moses Worte ausdrücklich abgeschnitten und ausgeschlossen, wie dieß auch von andern Gelehrten schon oftmahls anerkannt ist. Das „Im Anfang“ aber kann hier nicht so viel als von Ewigkeit her bedeuten, sondern es geht diese Stelle dem ganzen Zusammenhange nach auf den Anfang der zeitlichen Schöpfung. *) Im zweiten Verse folgt nun mit einem Mahle die Beschreibung eines durchaus chaotischen Zustandes der noch ganz mit Finsterniß bedeckten Erde. „Und die Erde war wüste und leer;“ sie war noch ohne organisches Leben. „Und Finsterniß lag auf dem Abgrunde;“ die Erde entbehrte noch der wohlthätigen Einwirkung des Lichts und alles was dieses hervorbringt. Gleichwohl war schon das vorhanden, woraus der künftige, bessere Zustand hervorgehen sollte;

*) Das Dasein einer andern Schöpfung von Ewigkeit her, wird dadurch nicht ausgeschlossen; nur kann sie hier nicht gemeint sein. Das Christenthum — die Bibel sowohl als die Kirche — entscheidet bekanntlich in der positiven Glaubenslehre nicht zwischen der zeitlich anfangenden Schöpfung und der von Ewigkeit her; die eigentliche Aufgabe der christlichen Philosophie aber dürfte es wohl sein, beiden, einer jeden an ihrer Stelle, ihr Recht widerfahren zu lassen, und eben dadurch das Geheimniß der Schöpfung erst wahrhaft offenbar und klar zu machen. Was das „Im Anfang“ betrifft, so will ich nur bemerken, daß in einer andern Stelle der Schrift, wo von der ersten Kreatur die Rede ist, die zwar erschaffen, aber von Ewigkeit her erschaffen ist, welche Stelle eben darum durchaus nicht auf den Sohn bezogen und gedeutet werden darf, zu dem „ab initio“ noch ausdrücklich hinzugesetzt wird „et ante omnia saecula;“ in den Worten: „Ego creata sum ab initio et ante omnia saecula u. s. w.“

denn „der Geiſt Gottes ſchwebte über dem Waſſer.“ — Erde und Waſſer alſo ſind hier ſchon vorhanden, obwohl noch ganz chaotiſch in der Finſterniß fluthend. Um ſo weniger können alſo die beiden erſten Verſe etwa bloß als Ueberſchrift und kurzer Inhalt angeſehen und erklärt werden, wovon das Nachfolgende nur die weitere Ausführung und ſtufenweiſe Beſchreibung enthielte. Und wenn man auch den unendlichen Gehalt des erſten Verſes auf dieſe Weiſe, mit Beziehung auf die Recapitulation im II. Kapitel, Vers 1 und 4, obwohl dieſe das gar nicht beweiſen kann, zu einer bloßen Ueberſchrift reduciren wollte; ſo würde dieſes doch auf den zweiten Vers, der etwas ganz anderes enthält und ſchildert, durchaus nicht paſſen und eine ſolche gewaltſame Erklärung hier gar nicht denkbar, noch irgend durchzuführen möglich ſein. Die erſten Tagewerke der nachfolgenden Weltbildungsgeſchichte erzählen eben das, wie die Erde aus jenem im zweiten Verſe beſchriebenen chaotiſchen Zuſtande durch die Einwirkung des Lichts herausgeriſſen, organiſch geordnet und zum Wohnorte des Menſchen eingerichtet wurde. Auch iſt im zweiten und dritten Tagewerke nichts enthalten, was auf die erſte Hervorbringung und Erſchaffung des Waſſers oder der Erde bezogen oder gedeutet werden könnte. Sie werden ausdrücklich als ſchon vorhanden vorausgeſetzt, und bloß von einer nach der Einwirkung des Lichts erfolgenden Scheidung der obern Waſſer — Wolkengebilde, Dunſtfluthen und Nebelnacht — von den untern, ſo wie des Meeres vom feſten Lande iſt daſelbſt die Rede; und von der klaren Himmelsfeſte, welche den alten Nebelqualm endlich ſchied, und von dem Damm, welcher auf der Erde dem fluthenden Urgewäſſer geſetzt ward. Alſo nicht von der erſten Erſchaffung der Erde iſt hier die Rede; ſondern eine Wiederherſtellung war es, eine neue Umbildung und Einrichtung der Erde, welche der Erſchaffung des Menſchen voranging, und eben zu dieſem Endzwecke, um ihm zum Wohnorte zu dienen, angeordnet und verfügt ward. Wenn aber von dieſer Seite aller Zweifel abgeſchnitten iſt, ſo bleibt von einer andern Seite eine ſchwer zu löſende Frage übrig. Wie kommt Moſes nach der kurzen Erwähnung der uranfänglichen Schöpfung aller Dinge, auf einmahl auf jenen chaotiſchen Zuſtand, den er in wenigen

Zügen so wunderbar kraftvoll beschreibt? Ist Gott, der lebendige Gott des Moses, ein Gott, der ein Chaos, das bekannte Thohu und Bohu, eine „Erde, die wüste und leer ist," erschaffen kann? Dieses ist nicht denkbar; eben so wenig und noch weniger aber läßt sich das Dasein eines unerschaffenen Chaos neben dem wahren Gott annehmen, was auch dem ersten Verse geradezu widerstreiten würde. Es bleibt demnach allerdings eine große Kluft zwischen dem ersten und dem zweiten Verse; nicht als ob es eine zufällige Lücke wäre; denn es ist gewiß keine andere da, als nach der tiefsten Absicht. Wir dürfen auch, um sie auszufüllen, uns nur das gegenwärtig machen, was ohnehin aus der Bibel und dem Moses selbst gewiß ist. Gott hat alle Wesen gut erschaffen und kann kein Chaos erschaffen haben. Wenn aber Geister, welche frei waren, von Gott abfielen; so ist die chaotische Unordnung als Folge des Abfalls, leicht erklärbar. Diese wesentliche Hauptlehre der christlichen Offenbarung, wird ja aber in der Bibel und im Moses selbst überall zum Grunde gelegt und in unzähligen Stellen darauf hingedeutet. Jenen Verwüster und Stifter aller Unordnung und Finsterniß also, jenen Lügner von Anfang, welchen Moses gleich nachher unter dem Bilde der Schlange einführt, ohne daß er weder von seiner Erschaffung noch von seinem Abfall früher geredet hat, die er — wie so manches andere — stillschweigend voraussetzt; diesen müssen wir hier erklärend hinzudenken. Nicht etwa als willkührliches Einschiebsel in den Text der heiligen Urkunde, sondern nur als Ergänzung in Gedanken, zur Erklärung für unser Verständniß. Und so könnte denn der Anfang der Genesis aus dieser selbst etwa so commentirt werden: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde," d. h. die Geisterwelt und die Sinnenwelt. (Nachdem aber der Erste der erschaffenen Geister von Gott abgefallen war, und einen großen Theil der Schöpfung mit sich in das Verderben hinabgerissen hatte, so —) „war die Erde wüste und leer, und Finsterniß lag auf dem Abgrunde" u. s. w. Wenn die beiden ersten Verse Mosis einmahl richtig verstanden sind, und der Eine Haupt- und Grundirrthum bei Seite geräumt worden, welcher den Inhalt der ersten beiden Verse, und die nachfolgenden sechs Tagewerke, die erste Schö-

pfung aller Dinge aus Nichts, mit der neuen Weltbildung vor Erſchaffung des Menſchen, verwechſelt; ſo verſchwindet auch das Dunkel mehr und mehr aus dem Nachfolgenden und es wird nun wenigſtens der Gang des Ganzen leicht klar und verſtändlich.

Der Hervorruf und erſte Aufſtrahl des Lichtes iſt der fruchtbare Keim, aus welchem als erſtem Anfangspunkt, die nachfolgenden Akte dieſer neuen Weltordnung und höheren Erdumbildung herfließen und ſich nach Gottes Geheiß ergeben. Die vier erſten Tagewerke und Zeiten dienen dazu, der Erde diejenige Einrichtung zu geben, welche ſie als Wohnplatz des Menſchen haben ſollte. Nachdem Licht und Finſterniß geſchieden ſind, öffnet und ſcheidet ſich nun auch die dunkle Wolkenfluth, und die Feſte des Himmels wölbt ſich in ihrer Klarheit über der Erde; Meer und Land trennen ſich und gewinnen eine feſte Gränze, und aus der bewäſſerten Erde ſteigen Gewächſe und Pflanzen dem Lichte entgegen. Ehe es noch Tag war auf Erden, vor dem Aufgang des Lichts, in der alten Nacht, da die Erde noch finſter war, konnten Sonne und Mond nicht auf ſie wirken, waren nicht vorhanden für ſie; jetzt aber ſchien und wirkte, wärmte und belebte das Geſtirn des Tages und das geringere der Nacht die rege gewordene Erde und die lichten Himmelskörper begannen ihren ſideriſchen Kreislauf. In dem fünften und ſechsten Tagewerke wird die Erde darauf mit lebendigen Geſchöpfen angefüllt, die alle dem Menſchen unterworfen und dienſtbar ſind, und das Werk ſchließt mit dem, was die Krone und das Ziel des Ganzen iſt, mit der Erſchaffung des Menſchen; worauf denn nach vollendetem Werk der ſiebente Ruhetag, oder Sabbath Gottes, als ein Vorbild des menſchlichen nach moſaiſcher Einrichtung folgt. Wie der erſte Schöpfungsmoment in dieſem Werke der neuen Weltbildung, in dem Fiat des Lichtes aus dem ewigen Worte, ſo iſt auch dieſer zweite der Erſchaffung des Menſchen hinreichend und in nicht zu verkennender Bedeutſamkeit und Erhabenheit des Ausdrucks, als ein ſolcher ausgezeichnet und hervorgehoben; dagegen bei andern geringeren Erzeugniſſen ausdrücklich auf eine nicht unmittelbare Hervorbringung hinge-

deutet wird, wie in den Worten: „Und die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut — „und die Erde ließ aufgehen u. s. w."

Wenn nun die Frage entstehen sollte, welches wohl eigentlich das Hauptfactum sei, was im astronomischen Sinne den ersten Tagewerken dieser ersten mosaischen Erdumbildung zum Grunde liege; so ist diese Frage vielleicht nicht unauflöslich. Es müßte allerdings ein ganz einfaches Factum sein, woraus sich alles dasjenige in der mosaischen Erzählung, was der Erdkunde angehört, leicht herleiten ließe; denn die Erschaffung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde bleibt ein Gegenstand für sich und gehört einem andern, höheren Gebiethe an. Folgender Gedanke mag hier wenigstens hingeworfen als eine Anfrage stehen für unsere wissenschaftliche Kenntniß und Beurtheilung vom Weltgebäude. — Wenn wir einen Augenblick voraussetzen, die Erde habe früherhin anders wie jetzt, ohne täglichen Umschwung um die eigene Achse, sondern etwa so wie der Mond um die Erde, also stets der Sonne dieselbe Scheibe zuwendend, oder doch nur ein Mahl im Jahre sich um die Achse drehend, ihren Kreislauf um die Sonne vollbracht; und dann dem Physiker oder Naturphilosophen die Frage vorlegen wollten, wie unter dieser Voraussetzung die Erde damahls wohl beschaffen sein konnte, so würde die Antwort ohne Zweifel im Allgemeinen dahin ausfallen: daß die Erde alsdann kein organisches Leben hervorbringen noch enthalten konnte, wenigstens kein solches, was in unserm Sinne nach der jetzigen Beschaffenheit irgend so genannt zu werden verdiente, ganz wie Moses sagt: „die Erde war wüste und leer;" und daß überhaupt, ohne die belebende Einwirkung des Lichts, ohne den Wechsel von Tag und Nacht, die Erde sich wohl in jenem chaotischen, finster fluthenden Zustande befunden haben möchte, welchen Moses an jener Stelle so kraftvoll schildert. — Nun lasse man aber den Strahl des Lichts in die innere Kraft, in das Herz der Erde, Leben erweckend eindringen, und mit dem täglichen Umschwung um die eigene Achse den eigentlichen Pulsschlag des höhern Planetenlebens beginnen; so wird alles Nachgehende wie von selbst erfolgen. Das Licht zertheilt die Wolken, es öffnet sich der alte Nebelqualm und klar breitet sich die

Himmelsfeste über den Erdkörper aus, auf welchem sich jetzt auch Meer und Land aus dem fluthenden Chaos scheiden. Gewächse keimen aus der befeuchteten Erde zum Lichte hinauf; und es ist die Erde nun überhaupt geeignet, sich mit organischem Leben aller Art zu füllen. Wollte man entgegnen, daß die Voraussetzung unmöglich sei, weil unser Erdplanet von Ewigkeit her, nach einem nothwendigen Naturgesetze, den täglichen Umschwung um die eigene Achse an sich gehabt haben müsse; so würden wir den strengsten Beweis dafür erwarten, da man mit vermeintlich „ewigen Naturgesetzen" ohnehin mehrentheils viel zu verschwenderisch umgeht, und die überall stufenweise Entwicklung der Natur, erst jetzt von den Meistern in der Wissenschaft, obwohl vielleicht immer noch nicht hinreichend, im Einzelnen wie im ganzen Weltgebäude wieder anerkannt wird. Wird aber die Voraussetzung als möglich zugegeben, so wird alles Nachfolgende klar und entwickelt sich ganz natürlich aus dem ersten allwirksamen Anfangspunkte, dem ersten durch Gott hervorgerufenen Aufstrahl und Einschlag des Lichts, der mit dem täglichen Umschwunge um die Achse auf Erden beginnt; von welcher epochemachenden Begebenheit es denn wohl mit Recht so bezeichnend heißt: „Da schied Gott das Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Morgen und Abend der erste Tag." Welche letzten Worte dann nicht mehr in einem allgemeinen, halbbildlichen Sinne erklärt zu werden brauchen, sondern zugleich auch ganz buchstäblich wahr sind. Das Wundervolle dieses ersten Lichtanfanges, so wie die unermeßlich folgenreiche Entwicklung, welche sich aus jenem einen Lebensfactum des täglichen Achsenumschwunges ergiebt, wird auch unsere Naturphilosophie anzuerkennen, nicht abgeneigt sein. Zwischen aller Fülle der organischen Lebensentwicklung und dem Letzten bei Moses — „der Erschaffung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde" — aber bleibt immer eine unermeßliche Kluft, welche keine Naturphilosophie für sich ausfüllen kann, indem sie hier einen fremden Boden berührt, wo die Untersuchung mit dem Gegenstande selbst aus dem Gebiethe der Naturentwicklung in das Gebieth der unmittelbaren Offenbarung

des innern göttlichen Wesens übertritt. Ganz unbedenklich zwar können auch wir gelten lassen, was der Verfasser (S. 41) sagt, und mit ihm sagen: „Wie die Erde reif war, die jetzige Krone ihrer Organisation, den Menschen zu tragen, trat er auf seinen Schauplatz.“ — Nur allein das „Jetzige“ möchte uns zu weit führen. Nun setzt er aber weiter noch merkwürdig genug hinzu: „Aber die Zeit kann kommen, wo in dem Strome der Entwicklung die Periode der Erde vorüber ist, in deren gesammten Verhältnissen der Organismus des Menschen lag; er kann einst bei einer noch höhern Ausbildung der Erde, als zu schwer, zu sehr an der Masse klebend, ohne Halt zusammensinken oder noch in geistigere Formen übergehen.“ — Und da steht man wohl, daß wenn man den festen Boden der göttlichen Offenbarung einmahl verlassen hat, die uns jenes große Geheimniß vom Ebenbilde Gottes in der Natur des Menschen erkennen und eben dadurch auch den Anfang der Menschengeschichte erst verstehen lehrt, alsdann dem wissenschaftlichen Fantasiren ein gränzenloser Spielraum geöffnet wird. Wenn der geistige Funken, denn ein göttlicher kann es in dieser Ansicht nicht wohl genannt werden; wenn also der geistige Funken im Menschen, der ihn eigentlich zum Menschen macht, nenne man es nun Vernunft und Sprachfähigkeit, Freiheit oder Fantasie, so wie ein schwebender Luftgeist, bald an diese oder jene Thierform gebunden und in sie versenkt oder auch ihr wieder entzogen werden könnte; so ist nicht abzusehen, warum dieß nicht auch auf die Vergangenheit angewandt werden sollte, und der Verfasser hätte dann eben so gut auch die Menschen der Urwelt unter den zahlreichen Elephantengeschlechtern oder den — Mammuths der Vorzeit aufsuchen können, als er für die Zukunft uns die Aussicht auf einen Uebergang des Menschenwesens in „noch geistigere Formen“ eröffnet; da er unter diesen doch gewiß nicht, wie wir andern, die verklärten Leiber der Auferstandenen versteht, sondern allem Ansehen nach nur eine leichtere und leichter bewegliche Thierform und Gattung, wie etwa die geflügelten Bewohner der Luft schon jetzt ein Beispiel davon geben können, wenn wir die kühne Fantasie in richtiger Conjectur errathen haben.

So ſind wir der naturhiſtoriſchen Anſicht und Hypotheſe des Verfaſſers bis an die äußerſte Gränze gefolgt; und das bisher Geſagte mag wenigſtens als eine erſte Andeutung hinreichen, um zu zeigen, daß ſich die Geneſis auch wohl noch anders anſehen läßt, als der Verfaſſer ſie bis jetzt genommen zu haben ſcheint. Nachdem wir nun alſo das, was die Erdkunde in der urhiſtoriſchen Zeit und von ihr handelnden alten Ueberlieferungen und heiligen Urkunden angeht, beſeitigt haben, nehmen wir davon den Uebergang gleich zu dem vierten Reſultate des Verfaſſers von der Urreligion, was ſich zunächſt an das Bisherige anſchließt. Was das zweite und dritte Reſultat über das Urland nach der letzten Erdrevolution, über das Urvolk und ſeine erſten Auswanderungen und über die Urſprache enthält, nebſt unſern Bemerkungen dazu, wird am beſten für den Schluß bleiben. Das vierte Reſultat des Verfaſſers lautet nun wie folgt:

„Es gab eine Urreligion, aus welcher alle Religionen des Alterthums hergefloſſen ſind.“

Die urſprüngliche Religion im erſten Weltalter war allerdings nur Eine; eine Religion der Natur war es, d. h. eine Verehrung und Anbethung Gottes in der Natur und der Natur in Gott. Alles Heidenthum iſt aus dieſer Natur-Religion der Urwelt durch weitere Entwicklung, Ausbildung oder Entartung entſtanden. Auf dieſer Stufe des Heidenthums ſind die Aegypter, Griechen und Römer ſtehen geblieben, die Indier ſtehen noch darauf; ſo wie die Mahomedaner nebſt den Juden auf der zweiten Stufe einer prophetiſchen Geſetzes-Religion ſtehen geblieben oder darauf zurückgeſunken ſind. Es folgt jener erſten Natur-Religion nähmlich eine zweite Epoche in der Geſchichte der Religion, welche der Verfaſſer ſelbſt als eine ſolche anerkennt und ganz angemeſſen die Offenbarungslehre oder nach ſeiner Weiſe „Offenbarungsſage“ nennt (S. 65 u. ſonſt); das iſt diejenige Religion, welche nicht mehr auf die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur beſchränkt iſt, ſondern auf einer ſpeciellen (wahrhaften oder dafür angenommenen) Offenbarung beruht, in der Perſon eines hierzu geſendeten Religionsſtifters, der mehren-

theils zugleich der National-Gesetzgeber ist, und die neu verkündigte Religion auf ein geschriebenes Gesetz gründet. Dahin wird gewiß der Verfasser selbst, außer dem Moses auch die Lehre des Zoroaster rechnen. Von diesen Religionen der zweiten Epoche nun, die auf eine specielle Offenbarung und ein geschriebenes Gesetz sich gründen, kann man wohl durchaus nicht sagen, „daß sie aus der Urreligion hergeflossen sind.“ Vielmehr ist die Entartung und Verwilderung der Urreligion gewöhnlich die veranlassende Entstehungsursache der Religion des geoffenbarten Gesetzes, und befinden sich die Stifter und Verkünder derselben mehrentheils in schneidendem Gegensatze oder gar in fortwährendem Kampfe mit dem alten Heidenthume. Wenn sie aber auch als Wiederhersteller der reineren, älteren oder ältesten Religion auftraten, so unterschieden sie sich doch von dieser wesentlich schon durch die eigenthümliche und neue Grundlage einer speciellen Offenbarung, und die Form eines geschriebenen Gesetzes. Daher gehört denn auch Zoroaster seinem ganzen Charakter als eigentlicher Religionsstifter nach, durchaus dieser zweiten Epoche an, und es ist nicht abzusehen, warum der Verfasser ihn in eine viel frühere Zeit (S. 4) hinaufschieben will; da die Zendbücher selbst keine Veranlassung dazu geben, und die historischen Zeugnisse dagegen sind. Wenn Plinius und andere Alte von einem oder mehreren, ungleich älteren, Zoroastern reden, so ist dieß einestheils ein sehr gewöhnlicher Nothbehelf, um alles, was einem großen National-Stifter in der Vorzeit etwa Verschiedenartiges oder nicht Vereinbares zugeschrieben wird, vereinigen zu können. Anderntheils aber ließe es sich auch sehr natürlich auf die früheren erleuchteten Lehrer in der Zend- und Parsi-Ueberlieferung deuten, besonders auf den Hom oder Heomo zur Zeit des Dschemschid und den noch älteren Hoscheng, von welchem letzteren selbst der Feuerdienst hergeleitet wird. Allein diese gehören beide dem ersten Weltalter an, sie sind Pischdadier, Heilige der Urwelt und Zeugen der Wahrheit vor dem geschriebenen Gesetze des großen persisch-medischen Religionsstifters (Creuzer I. S. 670).

Das Heidenthum ist zwar in seiner Lokalentwicklung der allergrößten Mannichfaltigkeit fähig, eben weil es eine Religion der Natur ist, je nachdem die Fantasie aus der unendlichen Fülle der Natur, was ihr am meisten zusagt, auffaßt, so wie es sich ihr in ihrer Umgebung zeigt, und das Aufgefaßte weiter gestaltet; aber eben weil es eine Religion der Natur ist und so lange es nur diese bleibt, ist es wesentlich Eine und dieselbe. Der wichtigste und folgenreichste Unterschied ist wohl der, welcher zwischen dem Elementen- und Feuer-Cultus der Hirten- und Nomadenvölker und zwischen dem siderischen Naturdienste der ackerbauenden Völker Statt findet; allein auch hier ist durchaus keine absolute Absonderung, und es werden Uebergänge und Vermischungen zwischen beiden Arten des alten Naturdienstes in Menge gefunden. Der einzige Unterschied, der sich zwischen dem, was doch im ersten Grunde, wenn gleich einer unendlich mannichfaltigen Evolution fähig, wesentlich Eins ist, noch am ersten machen ließe, wäre der zwischen dem Heidenthume mit Gott und einem Heidenthume ohne Gott. Allein ganz ohne Gott wird wenigstens bei den Völkern, die eine Ueberlieferung haben und uns geschichtlich bekannt sind, nicht leicht eine heidnische Religion gefunden werden; und so beruht auch hier wieder alles auf einem Mehr oder Minder, auf dem Grade der Kraft und der Klarheit, mit welcher, oder auf der verschiedenen Form, in welcher die Idee des wahren Gottes aus dem Chaos der Natur-Mythologie hervortritt. — Hier ist nun der Punkt, wo ich mich von dem Verfasser trennen muß, indem er dem ursprünglichen, reinen Heidenthume der Urwelt durchaus das größte Unrecht thut, wenn er behauptet, daß demselben „Gott und Natur noch Eins waren" (S. 22 u. 59), daß sie mithin von dem wahren Gotte gar nichts gewußt, nicht Gott in der Natur erkannt, die Natur aber in Gott angeschaut, sondern im Grunde nur einzig und allein die Natur angebethet hätten. Dieses würde schon an und für sich, klar betrachtet, nicht wohl denkbar sein, da man doch überhaupt nicht wohl annehmen kann, daß der Irrthum der Wahrheit vorangegangen sei; auch widersprechen dem alle historischen Zeugnisse, alle alten Ueberlieferungen und Urkunden. Unsern

jetzigen Phyſikern und Natur-Philoſophen begegnet es wohl eher, daß ſie Gott in der Natur verlieren und ihnen beide Eins werden. Selbſt unſer Verfaſſer redet einmahl ganz beiläufig von „ewigen Naturgeſetzen;“ eine Redensart, welche man den eigentlichen Phyſikern und gewöhnlichen Natur-Philoſophen wohl verzeihen kann, um das zu bezeichnen, was die Natur einmahl angenommen und vorausgeſetzt, als gleich nothwendig mit ihr erſcheint und erkannt wird; die aber von der Genauigkeit des Ausdrucks in urhiſtoriſchen Forſchungen ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Was in der Natur ewig genannt werden kann, das iſt nicht in den Geſetzen zu ſuchen, ſondern gerade in dem, was über die Geſetze erhaben iſt, und eben dadurch als ein freies Göttliches ſich ankündigt. Sollte der Verfaſſer aber wirklich die Natur ſelbſt für ewig halten, ſo wünſchte ich wohl zu vernehmen, wie er zu dieſer merkwürdigen Kenntniß gelangt ſei. In der alten Zeit findet jene Verwechslung und Verſchmelzung von Gott und der Natur durchaus nicht in der Art Statt, wie der Verfaſſer annimmt, ſelbſt da nicht, wo der Naturalismus vorherrſchend iſt. Sehr beſtimmt kann man in den alten heidniſchen Religionen den Begriff des wahren, oder um es im Gegenſatz gegen den Naturalismus recht ſcharf zu bezeichnen, eines überſinnlichen, über die Natur erhabenen, oder metaphyſiſchen Gottes von den polytheiſtiſchen Zuthaten und der mythologiſchen Umgebung unterſcheiden und ausheben. Der Unterſchied iſt hier nur einzig der, daß in einigen Syſtemen des Heidenthums, wie in dem indiſchen, perſiſchen und chineſiſchen, zum Theil auch noch in dem ägyptiſchen, welches in dieſer Hinſicht den Uebergang zu der griechiſchen Mythologie macht, der metaphyſiſche Begriff von Gott, wie ſehr dieſer Begriff auch nachgehends polytheiſtiſch verunſtaltet ſein mag, dennoch gleichſam den Kern und die Seele den Mittelpunkt, Anfang und Gipfel des Ganzen bildet; dagegen in dem Heidenthume der Griechen und der ihnen verwandten Völker, derſelbe im Ganzen durch die Mythologie völlig verdeckt und verdunkelt wird, und nur an einzelnen Stellen, wie beſonders in den Myſterien, hie und da aber auch außer denſelben, alsdann aber auch ganz unverkennbar hervorbricht. In Hinſicht der Griechen wird dieſes nach Creuzers großen Forſchungen wohl keines weitern

Beweiſes bedürfen. Die durchaus metaphyſiſche Bezeichnung des höchſten Gottes in den indiſchen und perſiſchen heiligen Büchern, liegt offenkundig vor Jedermanns Augen da. Ueber die Religion der andern alten Völker wird es nach dieſen Grundzügen leicht ſein, zu entſcheiden, ob ſie mehr zu der einen oder der andern Klaſſe gehören. Der Jehovah des Moſes, ſagen neuere Kritiker, ſei ein bloßer National-Gott der Juden; allein das Wort ſelbſt iſt ſchon ganz metaphyſiſch gebildet (das indiſche Suayambhu dürfte ihm aus den alten Sprachen noch am erſten entſprechen); dieſes wird durch andere moſaiſche Bezeichnungen desſelben Gottes, wie: Der „Ich bin" ſendet den Moſes, „Ich bin, der Ich bin" noch mehr beſtätigt; und ſo kann dieſer Nahme Jehovah ſchon nach ſeiner ganzen Wortbildung nichts anders bedeuten, als den, der da iſt und offenbar iſt, der da war und da ſein wird; nicht ſeiend überhaupt in unbeſtimmtem, allgemeinem Sein, ſondern daſeiend d. h. ſich offenbarend. Es bezeichnet daher dieſer vierförmige (τετραγραμματον) und geheimnißvolle Nahme vorzugsweiſe den Gott der Offenbarung, weßhalb die ältere lateiniſche Kirchenſprache in der Vulgata dieſes Wort auch jederzeit durch Dominus überſetzt. Daß Jehovah auch hiſtoriſch angeſehen, nach Moſes nicht bloß ein Nationalgott iſt und nicht bloß den Juden eignet, iſt klar aus dem Segen des Noah, wo es ausdrücklich heißt, Jehovah ſei der Gott (der Elohi) des Sem und ſeines Stammes*); d. h. mit andern Worten, die von Sem abſtammenden Völker ſeien nicht ohne Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes. Man darf hierbei vorzüglich auch wohl mit an die vom Stamm Sems hergeleiteten Perſer denken, deren Religion in der heiligen Schrift immer ſo ſorgfältig und deutlich von dem eigentlichen Götzendienſte unterſchieden wird und genau genommen gar nicht zum Heidenthume gerechnet werden darf, da die Perſer vielmehr ſelbſt von dem

*) In der gewöhnlichen, proteſtantiſchen, deutſchen Bibelüberſetzung iſt dieſes nicht richtig gegeben, indem die beiden Benennungen Gottes, welche die Vulgata jederzeit ſehr ſorgfältig unterſcheidet, willkührlich herumgeſtellt ſind, ſo daß es nun lautet: „Geſegnet ſei Gott, der Herr des Sem;" ſtatt daß es im Texte heißt: „Geſegnet ſei Jehovah, der Elohi des Sem;" durch welche Verſetzung der tiefere Sinn ganz verloren geht.

gleichen Abſcheu gegen den ſideriſchen Götzendienſt der Aegypter durchdrungen waren, der auch in der Bibel herrſcht; ſo daß es faſt noch zu wenig geſagt iſt, wenn ein geiſtreicher engländiſcher Gelehrter die Perſer ſehr bezeichnend die Puritaner des Heidenthums nennt. In dem Segen des Noah wird jene Wohlthat der wahren Gotteserkenntniß ſogar noch viel weiter ausgedehnt, da es offenbar in der gleichen Beziehung vom Japhet heißt, „er ſolle in den Hütten des Sem wohnen;“ was denn auch gegenwärtig in der neuen Zeit bei den mehrentheils von Japhet abſtammenden abendländiſchen Völkern in ſo reichem Maaße in Erfüllung gegangen iſt. Man muß überhaupt den erſten, allgemeinen, urhiſtoriſchen Theil der Geneſis gar nicht beachtet oder nicht verſtanden haben, wenn man in dieſer Hinſicht dem Moſes den Vorwurf einer intoleranten Nationalbeſchränktheit machen will. Vielmehr wird es bei näherer Betrachtung klar werden, daß uns gerade Moſes die richtige und reine Idee von der einfachen Natur-Religion der Urwelt giebt, welche vor dem Judenthume und der Religion des geſchriebenen Geſetzes geweſen und aus welcher alles Heidenthum entſprungen iſt.

Was den Verfaſſer eigentlich bei dieſer ganzen Frage vom Urſprunge und von der urſprünglichen Beſchaffenheit der Religion beengt und hindert, iſt die allerdings nicht leicht zu löſende Schwierigkeit, die er gar wohl fühlt, wie die Idee des wahren Gottes zuerſt an den Menſchen gekommen ſei und überhaupt in ihn kommen könne. Da der Verfaſſer unter den mancherlei Verſuchen, dieſe Frage zu beantworten, auch die von mir in der hier S. 271 folgenden Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ aufgeſtellte Behauptung, daß dieſes nur durch eine unmittelbare Offenbarung geſchehen könne, unter den übrigen Verſuchen erwähnt, die ihm alle als unbefriedigend erſcheinen (S. 58 u. 59); ſo will ich darüber eine recht beſtimmte Erklärung in der Kürze verſuchen. — Denn es iſt dieſes doch nun einmahl einer von den Punkten, wo die urhiſtoriſche Forſchung mit der Philoſophie in unvermeidliche Berührung kommt; eine Berührung, welche der Verfaſſer zwar umgehen möchte, ſich ihr aber ſelbſt in dieſem letzteren Theile ſeiner Schrift, auf keine Weiſe

zu entziehen vermag. Und wenn es eine freie, lebendige Philoſophie iſt, nicht eine ſolche, die aus Abſtractionen ein Syſtem erbaut; ſo iſt auch nicht abzuſehen, wie eine ſolche Philoſophie irgend ſtörend auf die urhiſtoriſche Forſchung einwirken könnte, was der Verfaſſer mit Recht wohl nur von jener andern in einem Syſteme befangenen und in Abſtractionen verſtrickten Philoſophie beſorgen könnte. Ueber die Entſtehung der Idee von Gott im Menſchen finden etwa folgende Erklärungsweiſen Statt. Iſt dieſe Idee von der Vernunft durch ſich ſelbſt aus dem eigenen Ich erzeugt und hervorgebracht, ſo iſt der Urſprung der Idee von Gott auch gleich aus ſich ſelbſt erklärt; nur das Daſein Gottes außer der Idee iſt dann unerklärbar; welche idealiſtiſche Schwierigkeit, da dieß ohnehin auf keine Weiſe die Meinung des Verfaſſers iſt, wir hier an ſeinen Ort geſtellt ſein laſſen, da dieſe Anſicht in ihrer ganzen Strenge überdem nur wenigen ſpekulativen Denkern eigen iſt, und niemahls allgemeine Denkart werden kann. Deſto allgemeiner verbreitet iſt die Meinung, welche den Naturmenſchen aus lauter ſinnlichen Wahrnehmungen, Bildern und Gefühlen den Begriff von Gott durch allmählige Steigerung, Läuterung und Verfeinerung erreichen läßt; wo er denn in ſich ſelbſt als ein zuſammengeſetzter Begriff und hinſichtlich der Entſtehung als zufällig veranlaßt erſcheint, mithin alle Realität verliert; zu welcher letzten Anſicht der Verfaſſer in einer Beziehung, wovon weiter unten, ſich zu neigen ſcheint, obwohl er im Ganzen das Ungenügende auch dieſer Erklärungsweiſe eingeſteht. Und in der That iſt es auch ein bloßer Scheingedanke, der ſich nah beleuchtet, nicht klar und verſtändlich faſſen, ja überhaupt nicht denken läßt. Im beſten Sinne aber und auf's günſtigſte ausgelegt, würde es doch nur als ein Wiederfinden und allmähliches Hervortreten der Idee von Gott erklärbar ſein, die dann ſchon früher in den Menſchen gelegen haben müßte. Und das iſt es eben, was der dritten Annahme, zu welcher wir uns bekennen, zu Grunde liegt. Was wir Vernunft nennen und andere ähnliche Eigenſchaften und Kräfte, die wir im Menſchen ein- und abtheilen, das ſind eben nur Eintheilungen und Eigenſchaften auf der Oberfläche der äußern Erſcheinung

des Menſchen; ſeinem wahren innern Weſen nach, beſteht der Menſch nur aus zweierlei, aus Geiſt und Seele, und eben das iſt das Weſen des Menſchen, daß er nicht Geiſt allein iſt, ſondern ein Geiſt, der mit Seele verknüpft und mit ihr Eins iſt. Wenn nun der Geiſt ſowohl als die Seele urſprünglich gar keinen andern Gegenſtand haben, noch haben können, als Gott, wenn Er der erſte Gedanke jedes erſchaffenen Geiſtes, und der urſprüngliche Gegenſtand der fühlenden Seele iſt; ſo iſt alsdann die Idee von Gott als dem Menſchen angeboren oder eingeboren zu betrachten, und es iſt nicht mehr unerklärbar, wie ſich dieſe Idee in ihm entwickeln und ſelbſt äußerlich veranlaßt und wieder hervorgerufen werden kann, da ſie urſprünglich ſchon in ihm liegt. Dieſe Wiedererweckung bleibt immer möglich, wie ſehr auch Geiſt und Seele durch andere und äußere Gegenſtände abgelenkt, zerſtreut und verwirrt ſein mögen; eben weil der Gedanke, der wieder hervorgerufen werden ſoll, für beide der erſte und urſprüngliche war. Wohl dürfte man eine ſolche Wiedererweckung der dem Menſchen eingebornen Idee Gottes auch Erinnerung nennen, im Platoniſchen oder doch dem ähnlichen Sinne. Unvollſtändig aber bleibt dieſe Erinnerung, ſo lange ſie nur das iſt, und nur wie im Bilde eine Ahnung deſſen, was ſie erfaſſen möchte; und es bleibt immer noch eine große Kluft von dieſer Ahnung bis zur unmittelbaren Wahrnehmung, die nur durch den Gegenſtand ſelbſt, durch wirkliche Berührung Gottes geſchehen und erklärt werden kann. Und warum ſollte dieſe, wenn ſie es von Anfang war, nicht auch in jeder ſpätern Zeit möglich ſein, obgleich den irdiſchen Sinn überſteigend? Weil aber dieſer innere Aufſtrahl des Ewigen aus aller Zeit heraustritt und die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen mit einem Mahle ganz da iſt, ſchnell und plötzlich wie ſich der Blitz vor unſerm Sinnenauge entzündet, ſo wird ſie gleich dem ſchöpferiſchen Lichtanfange in der Natur, Erleuchtung genannt; und das iſt eben der in dieſer Anſicht aufgeſtellte Grundſatz, daß alle Erkenntniß Gottes auf unmittelbarer Erleuchtung beruhe. Iſt mit dieſer Erleuchtung nun eine äußere Richtung und Wirkung, eine Sendung und göttlicher Befehl verbunden, ſo iſt es das, was

im speciellen Sinne eine persönliche Offenbarung genannt und den Verkündigern und Stiftern der wahren Religion und lebendigen Gotteserkenntniß beigelegt wird. Der Glaube aber ist das Anschließen an eine fremde Erleuchtung, ein Erfassen und Ergreifen derselben, was ohne alle eigene und innere Erleuchtung nicht denkbar ist, wenn der Glaube nicht bloß ein ganz äußerlicher sein soll, der nur den Buchstaben gedankenlos nachspricht und also eigentlich auch ohne innere Ueberzeugung wäre. So kommt alles auf den Grundsatz der Erleuchtung, als erste Quelle der Erkenntniß Gottes zurück; und in der Hoffnung, daß diese Erklärung nun deutlich und bestimmt genug sein wird, will ich, um jedes Mißverständniß vollends abzuschneiden, noch hinzufügen, daß mithin diesem Grundsatze gemäß, die Metaphysik eine durchaus empirische und positive Wissenschaft ist, „welche sich denen, die der Erfahrungs-Idee davon ermangeln, nicht kommuniciren läßt." — Dieses jedoch bleibt einer andern Ausführung überlassen; wenden wir das hier zu Grunde gelegte nun an auf die Beschaffenheit der ursprünglichen Religion. — Ich nehme Eine ursprünglich gute und wahre Religion an, in einem viel volleren Sinne als der Verfasser; und es wird nun leicht erklärbar sein, wie ich behaupten konnte, das ursprüngliche und reine Heidenthum, von welchem wir fast überall nur die Entartung finden, sei die wahre Religion der Natur gewesen, welche Gott in der Natur erkennt, die Natur aber in Gott schaut, ohne deßfalls „beide für Eins" zu halten. Und eben das war die Erleuchtung, welche die Heiligen der Urwelt besaßen, und welche auch Moses einigen derselben nahmentlich beigelegt. Wird nun diese göttliche Erleuchtung nur festgehalten, so kann man auch recht wohl eine andere natürliche daneben und jener untergeordnet gelten lassen, jenen „geistigen Instinkt" (S. 59) nähmlich, vermöge dessen die Menschen der Urwelt, weil sie selbst noch in einer näheren und innigeren psychischen Berührung und Verknüpfung mit der Natur standen, und durch diese, ungeachtet sie unsere Maschinen, Experimente und Berechnungen entbehrten, manches von der Natur wußten, völlig klar erkannten und ganz leicht handhabten und gebrauchten, was

wir mit allen unſeren Rechnungen und Maſchinen noch nicht ſo recht zu erfaſſen im Stande ſind. Da alle Analogien der Naturkunde und ſo viele hiſtoriſche Thatſachen, die ſonſt ganz unerklärbar bleiben möchten, für dieſe Annahme und hier anzuwendende höhere pſychiſche Anſicht ſprechen, ſo erſcheint es nur als eine ſkeptiſche Willkühr des Verfaſſers, wenn er dieſe ſo kurzweg beſeitigen will (S. 59).

Die Erleuchtung aber, welche die Quelle der Religion bei den Heiligen der Urwelt geweſen, iſt noch wohl zu unterſcheiden von der ſpeciellen Offenbarung und perſönlichen Sendung der eigentlichen Religionsſtifter und prophetiſchen National-Geſetzgeber, welche dem zweiten Weltalter angehören. Merkwürdig iſt, was in der Geneſis über einige fromme und erleuchtete Männer des erſten Weltalters in kurzen Andeutungen vorkommt. Die erſte rein hiſtoriſche Erwähnung dieſer Art iſt die von Enos, der zuerſt den Nahmen Jehovah angerufen; jenen wundervollen und geheimnißreichen Nahmen, „vor dem ſich alle Knie beugen, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde ſind.“ — Im Text heißt es bekanntlich, „zu deſſen Zeit“ zuerſt der Nahme Jehovah's angerufen ward; wenn gleich aber der Anordner der Vulgata ſeine guten Gründe gehabt haben mag, warum er jene Lesart vorzog, welche dieſes neue und große Ereigniß, der Erfindung des Gebeths oder was etwa ſonſt noch darin liegen mag, dem Enos perſönlich zuſchreibt; ſo geht doch daraus um ſo mehr hervor, daß Enos darum keineswegs als ein eigentlicher Religions-Stifter im ſpäteren Sinne zu betrachten ſei. So hoch alſo ſetzt Moſes das Alter der reinen Jehovah-Verehrung hinauf; vom Henoch aber (dem Idris der neuern Morgenländer und dem Kapila der Indier, welchem die älteſte indiſche Philoſophie beigelegt wird, noch vor der ganzen Entwicklung der entarteten Mythologie und lange vor dem ſehr ſpäten Vedanta-Syſtem); von dieſem auch den andern aſiatiſchen Ueberlieferungen wohl bekannten Henoch ſagt Moſes: er „lebte in Gott,“ *) mit drei-

*) In Gott; um alle Bedeutungen der Partikel Eth אֵת, aus, mit und zu — Gott, zugleich auszudrücken.

mahliger Erwähnung und Wiederhohlung des Nahmens Elohim, womit in ſolcher Beziehung jederzeit eine beſondere göttliche Geiſteskraft und Erleuchtung angedeutet wird, wie etwa auch in der ſpäteren Zeit der wundervolle Elias ein Mann Elohim genannt wird; ſo daß jenes „er lebte in Gott," wenn man ſich einige Umſchreibung erlauben dürfte, wohl am beſten heißen könnte: „er wandelte in der Kraft Elohim." — Vom Noah heißt es nun wieder, er fand Gnade vor Jehovah, und ferner, er lebte in Gott, oder wie wir es auszudrücken verſucht, er wandelte in der Kraft Elohim. Bei dieſem Heiligen der moſaiſchen Urwelt treffen wir wieder mit der Theorie des Verfaſſers zuſammen. Er unterſcheidet den eigentlichen Offenbarungsbegriff von dem bloßen frommen Naturgefühl der Urzeit ſehr wohl und iſt die Entſtehung des erſten, die ihm auf die bisherige Weiſe als nicht gelungen erſcheint, auf ſeine eigene Weiſe zu erklären bemüht. Das ſchreckliche Ereigniß der letzten Erdrevolution, wo ſich die Natur gegen den Menſchen ſo ganz feindlich bewies, habe im Dankgefühle der Errettung auf den Begriff eines Weſens geführt, das über die Natur erhaben und ganz von ihr verſchieden ſei; und daraus ſei dann die Offenbarungslehre entſtanden. So leiten auch die franzöſiſchen Alterthums-Philoſophen den Urſprung aller Religion von jener furchtbaren Erd-Kataſtrophe her, und laſſen dieſelbe aus der Furcht und einer durch Schrecken aufgeregten Fantaſie entſtehen. Der Verfaſſer hat dieſe Anſicht doch viel edler und tiefer aufgefaßt, indem er dabei nicht ſowohl dem Schrecken vor dem furchtbaren Naturereigniſſe, als dem Dankgefühle gegen den großen Erretter das meiſte einräumt. Ganz in dieſem Sinne mag man wohl auch das große Dank- und allgemeine Naturopfer des Noah bei Moſes nehmen und verſtehen; und unſtreitig mußte jene furchtbare Naturbegebenheit die Religion und das Gefühl von Gott auf manche Weiſe erwecken und neu beleben oder ihm eine neue Richtung geben; nur konnte die Idee von Gott dadurch nicht zuerſt in den Menſchen kommen, wenn ſie nicht ſchon urſprünglich in ihm gelegen hätte. Auf keine Weiſe aber iſt es richtig, was nur Ein Moment in der Geſchichte der älteſten Religion und in der Frage von dem Ur-

ſprunge und der erſten Entwicklung derſelben bildet, als das Ganze betrachten und aufſtellen zu wollen. Der letzte, welchen Moſes in ähnlicher Beziehung und Bezeichnung erwähnt, iſt Melchiſedek, der obwohl er ſchon zur Zeit des Abraham lebte, doch noch vor der Berufung desſelben ſtehend, den früher genannten Heiligen der Urwelt beigezählt werden muß, und eben dadurch einen neuen Verbindungspunkt bildet, durch welchen der volkshiſtoriſche Theil der Geneſis an den urhiſtoriſchen angeknüpft wird (S. oben). Obwohl er aber ein Prieſter des höchſten Gottes, in dreimahliger Wiederhohlung dieſes beſondern göttlichen Nahmens (El Elium) genannt wird, und als ſolcher dem Abraham ein Vorbild des höchſten unblutigen Opfers (nach frommer Sitte der Urwelt) darbringt; ſo kann er, ganz allein und einzeln ſtehend, doch auf keine Weiſe und eben ſo wenig als die früher genannten als ein eigentlicher Religions-Stifter und prophetiſcher Geſetzgeber verſtanden werden. Zu dieſer Klaſſe, welche das zweite Weltalter beherrſcht, gehört außer dem Moſes, vor allen Dingen Zoroaſter; dann der indiſche Gautama, wie jener Geiſt, welcher alles in Indien verändert hat (der die Nyaya-Philoſophie geſtiftet und zu dem Vedanta-Syſteme als Gegenſatz gegen jene, und ausgleichende Umbildung der alten Lehre gegen die Neuerung, die Veranlaſſung gegeben hat), mit ſeinem hiſtoriſchen Nahmen heißt, welchen die zahlreichen Anhänger ſeiner Religion Buddha (sapiens, intelligentia, verbum) nennen; ferner Confucius und andere prophetiſche National-Geſetzgeber bis auf den Mahomed herab. Gemeine, gewöhnliche Menſchen waren dieſe alle nicht, ſondern mit außerordentlichen Eigenſchaften und Gaben ausgerüſtete Männer; ob es aber bloß eine ſideriſche Naturkraft geweſen, oder auch eine böſe und dämoniſche Geiſtesgewalt — oder aber, ob es der Geiſt Gottes war, die Kraft Elohim und das Licht Jehovah, welches ſie getrieben und in welchem ſie gelehrt und gewirket; das muß freilich erſt unterſucht und aufmerkſam erwogen werden; und unſtreitig muß uns ſelbſt ſchon die Idee Gottes völlig klar und gewiß geworden ſein, ehe wir zwiſchen der wahren und falſchen Offenbarung unterſcheiden können; welcher Gegenſtand hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Nachdem wir nun geſehen haben, auf welche Weiſe Moſes die Erkenntniß des wahren Gottes auch in der urhiſtoriſchen Zeit des erſten Weltalters und vor dem Volke Abrahams berührt, und in den vier epochemachenden Punkten von Enos, Henoch, Noah und Melchiſedek andeutend darauf hinweiſt; ſo wäre jetzt noch ein Wort zu ſagen über die in ihm enthaltene Anſicht von der Natur, wie ſie ſich beſonders in dem urhiſtoriſchen Theile ſeiner heiligen Ueberlieferung kund giebt, in der Geſchichte jener erſten Zeit, da noch kein geſchriebenes Geſetz gegeben war und man Gott nur in der Offenbarung der Natur erkannte, die Natur aber in Gott ſchaute. Jede Art von Naturdienſt oder gar von Anbethung der Natur iſt bei Moſes, wie ſich verſteht, ſtreng ausgeſchloſſen; dieſes hindert aber nicht, daß ſich bei ihm eine reine Verehrung des Göttlichen in der Natur und eine ſehr tiefe Anſchauung alles Weſens und Wirkens der Natur vorfindet und ausſpricht, welche der aufmerkſamſten Beachtung würdig iſt. Werfen wir nun in dieſer Hinſicht noch einen Blick auf die moſaiſche Bildungsgeſchichte der Erde; ſo tritt manches gleich ſehr hell und entſchieden hervor, andres aber wird, wie überhaupt nicht ſelten in der Geneſis, ſo auch in der Darſtellung der Natur und Erdbildung ſtillſchweigend vorausgeſetzt, oder in kurzer Andeutung, wie verloren, in den Hintergrund geſtellt. So wird der erſte Lebenshauch, das eigentliche Reelle in der Natur, das Element der Luft nirgends ausdrücklich und hervorhebend erwähnt; ausgenommen, wo Jehovah Elohim dem aus Lehm gebildeten Erdenſohne den „Odem des Lebens" einbläſt (Kap. II. 7). So kann auch wohl in dem oben commentirten zweiten Verſe der Schöpfungsgeſchichte, bei dem Geiſt Gottes, welcher vor dem Anfange der neuen Erdbildung, auf dem Waſſer ſchwebt, da von einer ganz lokalen und beſtimmten, durchaus phyſiſchen göttlichen Einwirkung die Rede iſt, und das Wort Ruach רוּחַ ohnehin auch Lebenshauch bedeutet, an ein natürliches Medium der göttlichen Kraft und Allmacht, in dem allgemeinen Lebenselemente der Luft, als die ſchöpferiſchen Acte der Wiedergeburt der Natur vorbereitend, gedacht werden. In der moſaiſchen Weltbildung ſelbſt aber, und in ſeiner Naturdarſtellung

überhaupt, nimmt das Licht die erste Stelle ein, wie schon oben hinreichend Gelegenheit gewesen, darauf hin zu weisen. Wie überhaupt in der biblischen Lehre und Sprache die Gnade im Menschen so oft unter dem Bilde des Lichts dargestellt wird, so wird umgekehrt das Licht bei Moses und auch sonst, als das unmittelbar Göttliche, als ein gottgesendeter Strahl der Gnade in der Natur geschildert und nicht zwar an und für sich, aber als ein Bothe und Verkündiger der Herrlichkeit Gottes verehrt und obenan gestellt. In der mosaischen Weltbildung ist das Licht der erste Erwecker und Erreger des höheren Erdenlebens, der große Wiederhersteller in der Natur, der die alte Verwirrung durchfahrend scheidet und Ordnung schafft in dem, was nun klar und fest getrennt ist. In der ersten Reihe der mosaischen Tagewerke folgen nun auf das Element des Lichts nach einander Wasser, Erde, und die aus der vom Wasser befruchteten Erde dem Lichte entgegen grünenden Gewächse; alles nah verwandte Elemente oder Productionen der Natur. Des Feuers wird nirgends ausdrücklich, so wie etwa des Lichtes erwähnt, obwohl es sonst bei Moses nicht bloß als Bild, sondern selbst als Medium der Erscheinung Gottes in der Feuersäule, dem feurigen Busch u. s. w. vorkommt. Das Feuer an und für sich gedacht, ist mehr ein Element der Zerstörung, zur Vernichtung oder zur Reinigung, als ein Princip des Lebens und der Weltbildung; nur gemildert, verhüllt und gebunden wirkt es als ein solches in der Sonnenwärme, oder als Lebensfeuer in den Adern blutbeseelter Geschöpfe, und in dieser Form und Beziehung liegt es denn auch in der zweiten Reihe der mosaischen Tagewerke zum Grunde, wo die Anordnung der belebenden Gestirne und die Hervorbringung der lebendigen Erdebewohner in allen Reichen der Natur in Kürze berichtet wird. Die erwärmende Sonne und der Mond (der auf Gährung, Wachsthum und Erzeugung, nach der Ansicht aller alten Völker und vieler neuern Naturforscher, mächtig einwirkend, immer noch als ein Princip einer, wenn gleich sehr deprimirten Lebenswärme zu betrachten ist) führen uns als die herrschenden Gestirne des Tages und der Nacht wieder zurück zu dem Lichte, welches bei Moses den Anfang macht und immer das Erste bleibt. Die Fülle und

Fruchtbarkeit der lebendigen Erdgeſchöpfe in ihrer Ernährung und Fortpflanzung zahlreicher Geſchlechter wird ſchon hier, wie ſo oft ſpäterhin bei Moſes, mit Wohlgefallen als ein lebendiger Segen Gottes betrachtet und geprieſen. Die Rückkehr zum Lichte iſt aber auch hier in den blutbeſeelten Lebendigen, beſonders in der Krone aller Erdgeſchöpfe, in dem Menſchen, durch die Sache ſelbſt gegeben. Aus dem Waſſer, oder der vom Waſſer befruchteten Erde wächſt die Pflanze dem Lichte entgegen und lebt von ihm; gleichwohl iſt die Blume, als Gipfel der Pflanze, obgleich ſich ihm ganz hingebend und entgegen neigend, nur eine Sehnſucht nach Licht, welche unbefriedigt bleibt und nicht bis zum wirklichen Auge durchbricht. Das Auge iſt es, und nicht zunächſt die willkührliche Bewegung, welche manche Thiergattungen in ſo geringem Maaße oder faſt gar nicht haben, und welcher ſich die Pflanzen dagegen periodenweiſe wieder nähern; das ſonnenempfindende*) Auge iſt es, welches das Thier zum Thier und die Lebendigen zu Lebendigen macht; das Auge, welches in der Krone aller Erd-Lebendigen, im Menſchen, wie die Blume aufrecht zum Lichte gewendet, in dem wundervollen Kreiſe ſeines Angeſichts ſelbſt als eine zwiefache Sonne hervorſtrahlt. Was aber iſt dieſes äußere Licht und die ſichtbare Sonne gegen das innere Auge, durch welches der Menſch in ſeinem Geiſte das Licht ſieht, welches ewig ſcheint, und eben dadurch ein Ebenbild Gottes wird, ein Abglanz und Wiederſchein ſeiner Herrlichkeit? So wird am ſechsten Tagewerke mit dem Menſchen beſchloſſen, was im erſten durch das Licht begonnen war; und es folgt in der ſiebenten Zeit nun die Ruhe Gottes, nach ganz vollendetem Werke. — Wenn das Licht, als das Geiſtigſte in der Sinnenwelt, den Einen Wendepunkt der moſaiſchen Naturanſchauung bildet, den wir auch bei den andern altaſiatiſchen Völkern in ähnlicher Würde wieder finden; ſo findet ſich der andere ſichtbar in

*) „Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
„Wie faßt es denn des Lichtes Kraft?"
heißt es in einem ſchönen alten Verſe; ein Spruch, der auch in der Philoſophie ſeine reiche Anwendung findet.

der eigenthümlichen bibliſchen Anſicht vom Blute, wie es das beſeelende und verborgene Lebensfeuer iſt in allen Lebendigen, die geheime Werkſtätte und das Gott geheiligte Sanctuarium des Lebens, welches ſo vieler Verletzungen fähig, und eben darum mit der vorſichtigſten Ehrfurcht zu behandeln iſt. So wird, der blutigen Opfer nicht zu erwähnen, vom Abel geſagt, daß ſein Blut zu Gott von der Erde emporſchreie, welche den Mund geöffnet, um es aus der Hand des Mörders zu empfangen. Und als der Menſch nach der Sündfluth, ſtatt der ehemahligen milden Pflanzennahrung (Kap. I. 29.) einer glücklicheren Urwelt, nun auch auf die lebendigen Mitgeſchöpfe zur Nahrung angewieſen ward *), ſo wird doch zugleich vor dem Blute gewarnt, es nicht zu genießen; und nun, merkwürdig genug, gleich nach der ſchrecklichen Natur-Kataſtrophe auch das Geſetz der rechtlichen Blutrache und wiedervergeltenden Todesſtrafe verkündigt. Die bibliſche Anſicht vom Blute, als der andere Wendepunkt der moſaiſchen Naturanſchauung, greift ſchon ganz in das Specielle des moſaiſchen Geſetzes ein; daher wir dieſen Faden hier nicht weiter verfolgen können. In welchem Sinne aber auch nach Moſes der Gottesdienſt der Urwelt eine Religion der Natur geweſen, das iſt beſonders aus dem einleuchtend, was bei der Erſchaffung und Sendung Adams von ſeinem urſprünglichen Verhältniſſe zur Natur geſagt wird, über die er zum Herrn und Beherrſcher eingeſetzt worden, als ein wahrhafter König und mit-

*) Der Menſch hat die Zähne von beiden Thiergattungen, der fleiſchfreſſenden und derjenigen, die ſich von Pflanzen nährt. Daraus folgt aber wohl bloß, daß er eine große Mannichfaltigkeit von Nahrungsmitteln, und auch zubereitete, zu genießen beſtimmt und organiſch eingerichtet war. Denn anzunehmen, daß der Menſch urſprünglich als ein fleiſchfreſſendes und reißendes Thier erſchaffen ſei, iſt gegen alle innere Wahrſcheinlichkeit, mit den deutlichſten Hinweiſungen in den älteſten und heiligſten Ueberlieferungen, daß die erſte Nahrung des Menſchen Pflanzennahrung geweſen, durchaus ſtreitend, und allerdings auch mit dem Chriſtenthume, und der Anſicht, welche uns dieſes und die chriſtliche Philoſophie vom Erſten Menſchen und ſeinem urſprünglichen Zuſtande giebt, nicht wohl vereinbar.

hin auch Hoherprieſter derſelben, da ſie ja doch nur zur Verherrlichung Gottes dienen und gebraucht werden ſoll. In dieſem Sinne und in der Function eines Königs und Hohenprieſters der Natur dürfte wohl die Stelle zu erklären und zu deuten ſein, wo es von Adam heißt, daß er allen Lebendigen der Erde ihren Nahmen gab; denn von dem ſogenannten Urſprung und erſten Stammeln einer noch halbthieriſchen Naturſprache, nach modern beliebter Ausdeutung (d. h. Heraus- und Wegdeutung des göttlichen Geiſtes) kann dieſe Stelle ſchon deßwegen nicht verſtanden werden, wenigſtens nicht in unſerer Anſicht und Bedeutung von Sprache, weil es ausdrücklich heißt, „Jehovah" habe dem Adam alle Geſchöpfe vorgeführt, denen er dann ihre Nahmen gab; dergleichen bei Moſes nicht umſonſt zu ſtehen pflegt. — Auch unſere gewöhnlichen Vorſtellungen von einem ſeligen Müßiggange des Menſchen im Paradieſe, ſind nicht ganz richtig und moſaiſch begründet. Denn ausdrücklich wird Adam von Gott eingeſetzt in das Paradies, „um es zu bauen und zu bewahren." — „Zu bewahren" d. h. zu vertheidigen; kämpfend gegen den Feind, der ſich doch nachher einzuſchleichen wußte. „Es zu bauen," gewiß nicht zur gemeinen Leibesnothdurft, wie ſpäterhin, nachdem „der Acker verflucht war um ſeinetwillen;" alſo zu welchem andern Zwecke ſollte es wohl bearbeitet werden, als zur immer größern Verherrlichung Gottes? —

Nachdem wir nun alles, was die Erdkunde und letzten Erdrevolutionen betrifft, in der urhiſtoriſchen Forſchung des Verfaſſers, ferner auch den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Religion erörtert, und dabei dem Zendaveſta und allem, was er Merkwürdiges nach der Deutung des Verfaſſers darbiethet, den wohlverſtandenen Sinn der Geneſis, ſo ausführlich als hier geſchehen konnte, zur Seite oder gegenüber geſtellt haben; ſo wenden wir uns jetzt zu des Verfaſſers Meinung über die Urſprache, als dem zunächſt mit dem vorigen verwandten Gegenſtande. Denn es iſt mit der Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der erſten Sprache, wie mit der Frage über den Anfang der Religion. Es handelt ſich auch hier wie dort darum, ob man eben geradezu mit dem anfangen ſoll,

was wirklich überall das Erſte iſt, mit dem Geiſte in ſeinem Wirken, oder aber verſuchen will, den Geiſt erſt allmählich aus der ſinnlichen Verworrenheit hervorzuklügeln und als zufälligen Auswuchs hintendrein anzufügen. Bemerkenswerth war es uns, wie der Verfaſſer zwiſchen beiden Meinungen nicht ſowohl die Mitte hält, als zwiſchen ihnen getheilt iſt. Der einen Meinung, welche die Sprache aus einem thieriſchen Geſchrei oder ſchallnachahmenden Lallen allmählich zur Vernunftform und geiſtigen Bedeutſamkeit ſich emporkünſteln läßt, huldigt der Verfaſſer durch den Grundſatz (S. 43 und folg.), daß die Urſprache einſylbig geweſen ſein müſſe; der andern Meinung, welche dafür hält, daß die Sprache wohl mit der reinſten, geiſtigen Bedeutſamkeit angefangen haben könne, und die roheren Sprachen als herabgeſunkene betrachtet, giebt er ſich dadurch gefangen, daß er den innigen und unzertrennlichen Zuſammenhang (S. 76) zwiſchen der mehrſylbigen, organiſch gegliederten und gebildeten Sprache und der wundervollen Erfindung (S. 73) der Buchſtabenſchrift anerkennt und einſieht. Nöthig iſt es jedoch, daß wir uns bei dieſer Unterſuchung gleich ganz und gar auf das hiſtoriſche Gebieth verſetzen; denn die eigentlich ſo zu nennende — allerdings durchaus vorhiſtoriſche — Urſprache dürfte wohl durch eine ſo große Kluft von uns und unſerm gegenwärtigen Zuſtande abgetrennt ſein, daß weder des Hrn. Verfaſſers noch auch meine Forſchungen, die erforderliche Brücke dahin zu ſchlagen, und den allgemeinen Zugang zu jenem „verlornen Worte" der Urſprache wieder zu öffnen im Stande ſein möchten. Das wäre nähmlich im rechten Sinne die wahre Urſprache zu nennen, was Moſes in der oben erwähnten Stelle andeutet und unſerm Dafürhalten nach in derſelben wirklich gemeint iſt, von der Zeit als Adam noch das göttliche Fiat in der Natur beſeſſen, und wie er dieſe Sprachherrſchaft zwar nicht aus eigner Gewalt und Vollmacht, ſondern nach Gottes Willen und Einſetzung und unter Jehovahs Mitwirkung und Anleitung ausgeübt hat, bis er in jenen verderblichen Schlaf verſunken iſt, durch welchen er der Sinnengewalt anheim fiel. Und auch ſpäter noch als der nun in ſeiner Sünde erkrankte Menſch (Enos heißt der Menſch, und ſeiner Wurzelbedeutung nach der „Kranke")

den geheimnißvollen, wunderwirkenden Nahmen des wahren Gottes wieder gefunden und zur Hülfe aus ſeinem Elende angerufen hatte, konnte dieſes nicht geſchehen, ohne daß er auch den innern, weſentlichen, wahren Nahmen ſehr vieler Naturkräfte und Dinge zugleich mit jenem höchſten Worte finden, erkennen und entdecken mußte. — Doch dieſes alles, als mehr in die chriſtliche Philoſophie einſchlagend, welcher es auch allerdings zum Theil angehört, wird der Verfaſſer lieber von der urhiſtoriſchen Forſchung ausgeſchloſſen wiſſen wollen. Wir verfolgen dieſes daher nicht weiter und treten gleich mit dem Verfaſſer auf das rein hiſtoriſche Gebieth, wo uns dann unter den faktiſch bekannten, alten und älteſten Sprachen, ſogleich der Unterſchied zwiſchen den mehrſylbigen und einſylbigen, als der eigentliche Hauptpunkt der ganzen Unterſuchung entgegentritt. Da finden wir nun allerdings eine Sprache vor, von durchaus einſylbiger Natur, von undenklich hohem Alter und zugleich von der allerkünſtlichſten Ausbildung, die chineſiſche nähmlich; und von dieſer Seite dürfte es ſchwer ſein, über den Vorrang der einen oder der andern Gattung, beſonders auch der Zeit nach bloß hiſtoriſch genommen, zu entſcheiden. Eigentlich fragt es ſich doch nur, welches der Hauptſtamm geweſen und welches der Nebenzweig ſei. Ueber den innern Werth iſt die Frage dagegen leicht entſchieden. Die mehrſylbigen Sprachen ſind durch und durch und bis in die innerſten Fäden des lebendigen Gewebes organiſch gebildet, in den Wurzeln wie in der grammatiſchen Form und jener tief eingreifenden etymologiſchen Verwandtſchaft, welche ſich faſt über den ganzen Erdboden hin verzweigt durch alle Aeſte der indiſchen, griechiſch-lateiniſchen, perſiſchen und germaniſchen, und in entfernterer Verknüpfung auch ſelbſt der phöniciſch-arabiſchen und zweifelsohne auch der geſammten ſlawiſchen Sprachen. Die einſylbige Sprache dagegen hat kein wahrhaft inneres, organiſches Leben, ſondern bildet ein bloßes Aggregat von iſolirten Klängen, welches ohne innere Entfaltung bei höherer Ausbildung zuletzt in ein unendlich künſtliches Syſtem der willkührlichſten und ganz conventionellen Zeichenſprache ausgeht, wie bei den Chineſen, wo zuletzt das Chaos der angenommenen Schrift-Chiffern, der unbeſchreiblichen Armuth und Zweideutigkeit

der mündlichen Sprache zu Hülfe kommen muß, um ſich nur nothdürftig verſtändigen zu können. Auf den innigen Zuſammenhang zwiſchen Sprache und Schrift und auf die verſchiedenen Arten der ſchriftlichen Bezeichnung kommt dabei alles an. Die Bilderſchrift, von der mexikaniſchen Malerei an, durch die ſymboliſch-prieſterliche Geheimſprache der ägyptiſchen Hieroglyphen hindurch, bis zu dem endlos künſtlichen Chiffern-Chaos der Chineſen, bleibt immer das Untergeordnete; auch nach der Anſicht des Verfaſſers, der die „Erſtaunen erregende Erfindung" (S. 73) der Buchſtaben, als unzertrennlich verknüpft mit der Ausbildung der mehrſylbigen oder organiſchen Sprache anerkennt, und dieſer Schrifterfindung das höchſte Alterthum zugeſteht (S. 73 und 76), ja ſie für urſprünglich, d. h. für völlig gleichzeitig mit dem erſten Erwachen des menſchlichen Geiſtes zu halten geneigt ſcheint. Worin aber dieſer Zuſammenhang zwiſchen den mehrſylbigen Sprachen und der Buchſtabenſchrift beſteht, das hat der Verfaſſer nicht näher angegeben; obwohl es ſich allerdings nachweiſen läßt. Die Buchſtabenſchrift beruht auf einer, wenn man will, ſehr kunſtreichen, vielleicht aber auch bloß ſehr naturgründlichen Zerlegung eines jeglichen Menſchenlauts in ſeine einzelnen und einfachen Elemente. Auf einer eben ſolchen Zerlegung des bezeichneten Gegenſtandes beruht die aus mehrſylbigen Wurzeln organiſch emporwachſende Sprachbildung. Es iſt nicht ein äffender Nachklang des äußern Gegenſtandes, ein unwillkührlicher Ausſchrei des inneren Zuſtandes, wie in den einſylbigen Sprachen, ſondern ein wahrhaft geiſtiges Auffaſſen aller verſchiedenen inneren oder äußeren Lebenswirkungen und Kraftäußerungen; mehrſylbig in den erſten Wurzeln, die ſchon gegliedert und ſelbſt Worte ſind; alſo nicht bloß nach dem rohen Totaleindruck ausgeſtoßen, ſondern geiſtig geſondert nach den dynamiſchen Beſtandtheilen und inneren Elementen, denen, wie ſie in der Natur ſind, wohl auch die Elemente des in Vokale, Conſonanten und den geiſtigen Hauch und Accent zerlegten und zergliederten Menſchenlauts in mannichfacher und tiefer Analogie entſprechen mögen. Und das wäre denn das eigentliche Wunder der menſchlichen Sprache, wenn wir anders

die hiſtoriſchen Beweiſe gegen eine grundloſe Theorie alten Vorurtheils von allgemeiner und urſprünglicher Sinnlichkeit und Geiſtloſigkeit endlich genug wollen gelten laſſen, um eine wirklich menſchlich zu nennende, urſprünglich wahre und weſentliche Redemittheilung nicht länger zu läugnen, die mehr geweſen und noch iſt, als ein Spiel der Täuſchung und Willkühr, aus thieriſchem Geſchrei, einigen Bildern und willkührlichen Zeichen zufällig zuſammengeſetzt. Daher erklärt ſich alſo erſt vollkommen die vom Verfaſſer im Allgemeinen angedeutete innige Verbindung der Buchſtabenſchrift mit der mehrſylbigen Sprache, da ſie beide auf derſelben dynamiſchen Zerlegung und Auffaſſung der innern Elemente des Menſchenlauts, wie der Lebenserſcheinungen, als Gegenſtand der Sprache beruhen, und auf der Geſtaltung zu einem organiſchen Gebilde, welche dem in ſeinen Elementen Erfaßten und dynamiſch Vereinten in jeder Entwicklung bleibt, weil der Keim dazu ſchon im erſten Urſprunge lag. Dieſe dynamiſche oder lebendig geiſtige Auffaſſungsweiſe iſt es, welche den ſo großen und grundweſentlichen Unterſchied zwiſchen den zwei verſchiedenen Klaſſen von Urſprachen, den mehrſylbig-organiſchen und den einſylbigen Aggregat-Sprachen bildet. Den Vorrang in Hinſicht des innern Werths und geiſtigen Gehalts räumt der Verfaſſer eben durch den von ihm anerkannten Zuſammenhang mit der Buchſtabenſchrift den organiſchen Sprachen ſogleich ein, zu welchen die indiſche und lateiniſch-griechiſche Sprache, in einer etwas entfernteren Reihe die germaniſchen und perſiſchen, ſo wie in noch größerer Entfernung und zum Theil anderer Weiſe auch die arabiſch-ſyriſchen und ſlawiſchen Sprachen gehören. Aber auch den Vorrang der Zeit und des Alters kann der Verfaſſer ihnen nicht abſprechen, wenn anders die Erfindung der Buchſtabenſchrift ein ſo hohes Alter hat, wie er behauptet (S. 73 und 76), oder vielleicht gar eine urſprüngliche geweſen, wie er anzunehmen ſcheint. Das Vorhandenſein uralter Originalſprachen von der einſylbigen Klaſſe, die immer nur als ein Nebenzweig und eine Abart von jenem erſten Hauptſprachenſtamme betrachtet werden muß, läßt ſich leicht erklären, ſo bald man „ein Zurückſinken der Sprache“ als denkbar und möglich zugiebt, wie der Verfaſſer, der uns hier auf halbem

Wege entgegen kommt (S. 76), und jenes Zurückſinken der Sprache eben aus dem „Vergeſſen der Schrift," nähmlich der von jener unzertrennlichen Buchſtabenſchrift, nicht minder ſinnreich als befriedigend erklärt. Wobei nur erinnert werden muß, daß jedes Zurückſinken des Geiſtes, was viele und verſchiedene Urſachen haben mag, auch ein Zurückſinken der Sprache nach ſich ziehen wird, und daß dieſes daher auf mehr als eine Weiſe erfolgen kann. Was die Schriftzeichen betrifft, ſo hätte der Verfaſſer außer der Bilderſchrift und den Elementarzeichen oder Buchſtaben, auch noch eine andere Art von mathematiſchen oder Realzeichen erwähnen mögen, welche den Gedanken oder Gegenſtand ganz durch Ein Zeichen wieder geben, welches ohne Bildlichkeit und ohne Willkühr dem Weſen der Sache ſelbſt entſpricht. Dahin gehören die indiſchen, auch uns durch die Araber zugekommenen Decimalzahlen; eine Erfindung, die wohl nicht weniger erſtaunenswürdig genannt zu werden verdient, als die der Buchſtabenſchrift. Wenigſtens iſt in dem geraden Striche als Bezeichnung der Einheit, der dreigezackten Figur des Drei, dieſes ganz Entſprechende eines wahren Realzeichens noch unverkennbar und beſonders merkwürdig auch die Bezeichnung der Null durch den Kreis; wenn gleich nicht alle Zahlen mehr die urſprüngliche Figur erhalten haben, oder dieſe noch in ihnen zu erkennen ſein dürfte. Dadurch unterſcheidet ſich nun die indiſche Decimalzählung, von den Zahlzeichen, welche aus neben einander geſtellten Strichen oder Initial-Buchſtaben zuſammengeſetzt ſind, wie die römiſchen, daß dieſe immer nur ein Aggregat mechaniſch neben einander geſtellter Zahlen bilden, dagegen in dem indiſchen Decimalſyſtem die wahren, innern Elemente aller Zahl lebendig und dynamiſch ergriffen und organiſch erfaßt ſind; daher denn auch die ganze Zahlenwelt mittelſt dieſer Elementarzahlen ſo lebendig und wundervoll wirkſam gegen den Nothbehelf einer mechaniſchen Zahlenbezeichnung, gehandhabt werden kann. In dieſer Hinſicht verhält ſich die Decimalzählung zu der mechaniſchen Zahlenbezeichnung, genau wie die Elementarbezeichnung der Buchſtabenſchrift, zu der bildlichen oder conventionellen Wortſchrift und findet eine große Analogie zwiſchen beiden Statt. In eben die Klaſſe gehören auch noch die merkwürdigen, meta-

phyſiſch-mathematiſchen Realzeichen der Chineſen, die auf demſelben Grunde beruhen; ich meine die acht Koua, und aus ihnen zuſammengeſetzten Symbole, die aus einer geraden und einer gebrochenen Linie, als Zeichen der Einheit und der Zweiheit oder der Anderheit (das Platoniſche ἕτερον) beſtehen, und aus denen dann Stufe für Stufe mehrere Zuſammenſetzungen nach den mannichfaltigen, mathematiſch-möglichen Fällen derſelben, in ſehr ſinnreicher Bedeutung gebildet werden. Da aber dieſe metaphyſiſche Linienſchrift für den ganzen Umfang der Sprache und die Fülle der zu bezeichnenden Lebenserſcheinungen durchaus nicht ausreichen konnte, ſo kam es denn in Ermanglung der Elementarzeichen doch zu jenem unermeßlichen Chiffernchaos, welches die chineſiſche Sprache vor allen andern auszeichnet. Dieſe dynamiſchen Realzeichen ſind gewiß nicht zu überſehen bei einer künftigen Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Buchſtabenſchrift, da dieſe ihr im Weſentlichen wahrſcheinlich viel näher ſtehen, als jede hieroglyphiſche oder Bilderſchrift; obwohl auch manche Alphabete noch einzelne Spuren der Bildlichkeit genug enthalten. In wie fern die Keilſchrift ganz einer von dieſen Gattungen angehört, oder vielleicht ein Mittelglied und einen Uebergangspunkt von der einen Sprachbezeichnungsweiſe zu der andern bildet, kann bis jetzt wohl noch nicht als entſchieden betrachtet werden.

Iſt nun in bloß hiſtoriſchem Sinne die Frage von einer menſchlichen Urſprache, ſo müſſen wir ganz bei Seite ſetzen, was über das Weſen des ſchöpferiſch wirkenden Wortes in philoſophiſchem Sinne oben angedeutet worden, oder in der alten Theologie vorkommt, und allerdings auch dem Zendaveſta nicht fremd iſt, ſondern unter dem Namen des Honover, als der Zendbenennung für jene metaphyſiſche Idee vom ewigen Worte, darin erwähnt wird, und im Weſentlichen mit dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriff des göttlichen Fiat übereinſtimmt. Hiſtoriſch genommen kann die Urſprache nach dem Bisherigen nur in der Klaſſe der organiſch gebildeten Sprachen zu ſuchen ſein, da wir dieſe nach allem, was der Verfaſſer ſelbſt zugiebt, als den Hauptſtamm menſchlicher Sprachen anerkennen müſſen. Nicht als ſollte gerade Eine unter

dieſen aufgeſtellt werden, von welcher alle andern abſtammen müßten; wie vielleicht einiges, was ich in der angeführten (hier S. 271 folgenden) Schrift über Indien vom Samſkrit geſagt, gegen meine Abſicht iſt mißverſtanden worden, oder wie vielleicht unſer Verfaſſer hie und da geneigt ſcheinen könnte, wie der Zendüberlieferung das höchſte Alter, ſo auch der Zendſprache wenigſtens die erſte Stelle unter allen übrigen einzuräumen. Es kann bei der vergleichenden Sprachzergliederung ſowohl der auf die etymologiſche Uebereinſtimmung gerichteten, als bei der, die auf die Structur der grammatiſchen Geſtaltung geht, angewandt auf die ganze Klaſſe aller organiſchen Sprachen, die alle innigſt mit einander verwandt ſind und durch die abweichenden Zungen der verſchiedenſten Nationen hindurch nur Eine einzige große Sprachfamilie bilden, nur davon die Frage ſein, welche unter ihnen am meiſten organiſch gebildet, welche am wenigſten von dieſer Structur abgewichen ſind und jenen Charakter am einfachſten in ſchlichter Regelmäßigkeit bewahrt haben. Nach dieſem Maaßſtabe kann man die ſämmtlichen, organiſch gebildeten Sprachen leicht in verſchiedene Klaſſen der Annäherung eintheilen; ohne die gemeinſame Mutter- und Wurzelſprache ſelbſt, wie ſie im Lande Eri oder irgend einem andern Urlande nach der letzten Natur-Kataſtrophe geſprochen worden, mit poſitiver Beſtimmtheit in vergeblichem Bemühen oder nach einſeitiger Vorliebe ausmitteln zu wollen. Nach dem gegenwärtigen Stande unſerer factiſchen Sprachkenntniſſe, ſowohl in vergleichender Grammatik als geſchichtlich begründeter Etymologie, gehören nun in die erſte Klaſſe der Annäherung zur organiſchen Ur- oder Mutterſprache, vorzüglich das Samſkrit oder Alt-Indiſche, nächſtdem das Lateiniſche, und auch noch das Griechiſche; wie denn auch von unſern Philologen des klaſſiſchen Alterthums, welche in jene Unterſuchungen eingegangen ſind, die lateiniſche Sprache nur als eine verwandte, aber ältere Form der griechiſchen betrachtet wird. Eine zweite Klaſſe bilden wohl die perſiſchen und die ſämmtlichen germaniſchen und gothiſchen Sprachen. Die ſlawiſchen Sprachen, es mögen nun die genaueren Kenner derſelben ſie in die erſte oder zweite Klaſſe ſtellen wollen, gehören in jedem Falle zu

phyſiſch-mathematiſchen Realzeichen der Chineſen, die auf demſelben Grunde beruhen; ich meine die acht Koua, und aus ihnen zuſammengeſetzten Symbole, die aus einer geraden und einer gebrochenen Linie, als Zeichen der Einheit und der Zweiheit oder der Anderheit (das Platoniſche ἕτερον) beſtehen, und aus denen dann Stufe für Stufe mehrere Zuſammenſetzungen nach den mannichfaltigen, mathematiſch-möglichen Fällen derſelben, in ſehr ſinnreicher Bedeutung gebildet werden. Da aber dieſe metaphyſiſche Linienſchrift für den ganzen Umfang der Sprache und die Fülle der zu bezeichnenden Lebenserſcheinungen durchaus nicht ausreichen konnte, ſo kam es denn in Ermanglung der Elementarzeichen doch zu jenem unermeßlichen Chifferchaos, welches die chineſiſche Sprache vor allen andern auszeichnet. Dieſe dynamiſchen Realzeichen ſind gewiß nicht zu überſehen bei einer künftigen Unterſuchung über den Urſprung und die urſprüngliche Beſchaffenheit der Buchſtabenſchrift, da dieſe ihr im Weſentlichen wahrſcheinlich viel näher ſtehen, als jede hieroglyphiſche oder Bilderſchrift; obwohl auch manche Alphabete noch einzelne Spuren der Bildlichkeit genug enthalten. In wie fern die Keilſchrift ganz einer von dieſen Gattungen angehört, oder vielleicht ein Mittelglied und einen Uebergangspunkt von der einen Sprachbezeichnungsweiſe zu der andern bildet, kann bis jetzt wohl noch nicht als entſchieden betrachtet werden.

Iſt nun in bloß hiſtoriſchem Sinne die Frage von einer menſchlichen Urſprache, ſo müſſen wir ganz bei Seite ſetzen, was über das Weſen des ſchöpferiſch wirkenden Wortes in philoſophiſchem Sinne oben angedeutet worden, oder in der alten Theologie vorkommt, und allerdings auch dem Zendaveſta nicht fremd iſt, ſondern unter dem Namen des Honover, als der Zendbenennung für jene metaphyſiſche Idee vom ewigen Worte, darin erwähnt wird, und im Weſentlichen mit dem moſaiſchen und chriſtlichen Begriff des göttlichen Fiat übereinſtimmt. Hiſtoriſch genommen kann die Urſprache nach dem Bisherigen nur in der Klaſſe der organiſch gebildeten Sprachen zu ſuchen ſein, da wir dieſe nach allem, was der Verfaſſer ſelbſt zugiebt, als den Hauptſtamm menſchlicher Sprachen anerkennen müſſen. Nicht als ſollte gerade Eine unter

dieſen aufgeſtellt werden, von welcher alle andern abſtammen müßten; wie vielleicht einiges, was ich in der angeführten (hier S. 271 folgenden) Schrift über Indien vom Samſkrit geſagt, gegen meine Abſicht iſt mißverſtanden worden, oder wie vielleicht unſer Verfaſſer hie und da geneigt ſcheinen könnte, wie der Zendüberlieferung das höchſte Alter, ſo auch der Zendſprache wenigſtens die erſte Stelle unter allen übrigen einzuräumen. Es kann bei der vergleichenden Sprachzergliederung ſowohl der auf die etymologiſche Uebereinſtimmung gerichteten, als bei der, die auf die Structur der grammatiſchen Geſtaltung geht, angewandt auf die ganze Klaſſe aller organiſchen Sprachen, die alle innigſt mit einander verwandt ſind und durch die abweichenden Zungen der verſchiedenſten Nationen hindurch nur Eine einzige große Sprachfamilie bilden, nur davon die Frage ſein, welche unter ihnen am meiſten organiſch gebildet, welche am wenigſten von dieſer Structur abgewichen ſind und jenen Charakter am einfachſten in ſchlichter Regelmäßigkeit bewahrt haben. Nach dieſem Maaßſtabe kann man die ſämmtlichen, organiſch gebildeten Sprachen leicht in verſchiedene Klaſſen der Annäherung eintheilen; ohne die gemeinſame Mutter- und Wurzelſprache ſelbſt, wie ſie im Lande Eri oder irgend einem andern Urlande nach der letzten Natur-Kataſtrophe geſprochen worden, mit poſitiver Beſtimmtheit in vergeblichem Bemühen oder nach einſeitiger Vorliebe ausmitteln zu wollen. Nach dem gegenwärtigen Stande unſerer factiſchen Sprachkenntniſſe, ſowohl in vergleichender Grammatik als geſchichtlich begründeter Etymologie, gehören nun in die erſte Klaſſe der Annäherung zur organiſchen Ur- oder Mutterſprache, vorzüglich das Samſkrit oder Alt-Indiſche, nächſtdem das Lateiniſche, und auch noch das Griechiſche; wie denn auch von unſern Philologen des klaſſiſchen Alterthums, welche in jene Unterſuchungen eingegangen ſind, die lateiniſche Sprache nur als eine verwandte, aber ältere Form der griechiſchen betrachtet wird. Eine zweite Klaſſe bilden wohl die perſiſchen und die ſämmtlichen germaniſchen und gothiſchen Sprachen. Die ſlawiſchen Sprachen, es mögen nun die genaueren Kenner derſelben ſie in die erſte oder zweite Klaſſe ſtellen wollen, gehören in jedem Falle zu

der organiſchen Gattung; welcher die arabiſch-ſyriſchen Sprachen nur noch in einem entfernteren Grade und unter manchen Einſchränkungen angehören. Wo nun die Zendſprache in dieſer Reihe hinzuſtellen ſei, und in welche Klaſſe ſie gehöre, iſt nach den vorhandenen Materialien nicht leicht, ganz beſtimmt zu entſcheiden, beſonders ſo lange wir ſo wenig von dem Wichtigſten wiſſen, von ihrer Grammatik und Structur, um über ihre organiſche Beſchaffenheit und Bildung urtheilen zu können.

Der Verfaſſer erwähnt mehrmals ihre nahe Verwandtſchaft mit der indiſchen Sprache, ſcheint ſie wohl gar für einen bloß verſchiedenen Dialekt derſelben zu halten. Es fragt ſich aber erſt, ob dieſe Verwandtſchaft eine ganz nahe und urſprüngliche iſt, oder bloß eine ſolche weiter entfernte, wie ſie auch von zehn oder zwanzig andern Sprachen behauptet werden kann. Entſcheiden will ich hier nichts, ſondern nur Zweifel und von beiden Seiten die Gründe aus dem Gegebenen vortragen, wie ſie für die eine oder die andre Meinung zu ſprechen ſcheinen. Von dem Wenigen, was über die Structur und Grammatik der Zendſprache bekannt iſt, hat Anquetil ſelbſt einige äußerſt merkwürdige Analogien in der Declination mit der georgianiſchen Sprache (im kaukaſiſchen Lande) nachgewieſen; einiges iſt mit indiſchen Formen übereinſtimmend. Selbſt im Alphabet der Zendſprache iſt manches Eigenthümliche, z. B. in der großen Anzahl der Buchſtaben, den beſondern Charakteren für die langen Vokale, die Aufzählung des naſalen a n unter dieſen, die Verſchlingung des Buchſtaben h mit andern Conſonanten, was an die Beſchaffenheit des indiſchen Schriftſyſtems und nur in dieſem ſich ſo wiederfindet. In dem durch Anquetil bekannt gewordenen Zendwörterbuche iſt eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche unläugbar indiſch ſind, und bei einer vollſtändigeren Kenntniß und Hülfsmitteln zur Kenntniß der letzteren Sprache, als mir deren noch zu Gebothe ſtehen, würden ſich deren vielleicht noch weit mehrere finden, auch ohne irgend ungewiſſen Conjecturen Raum zu geben. Eine ziemliche Anzahl von dieſen Wörtern ſind ſolche, die dem erſten Bedürfniß angehören; auch in der Form und Umbiegung den indiſchen völlig gleich, obwohl außerdem mehrentheils die Endung und Bildung der Wörter in

der Zendſprache ſehr eigenthümlich und verſchieden erſcheint. Einige andere ſind Kunſtwörter aus dem Samſkrit, faſt ganz unverändert geblieben; ſie tragen weniger den Charakter urſprünglich gemeinſamer Wurzeln als eingemiſchter fremder Kunſtwörter, unter denen vorzüglich einige metaphyſiſche merkwürdig ſind *), weil ſie auch über den Zuſammenhang oder gegenſeitigen Einfluß der Lehre und des Syſtems auf Vermuthungen leiten könnten. Daß die Zendſprache zu den gemiſchten gehöre, ſcheint ſich nach dem Wörterbuche auch aus dem Umſtande zu beſtätigen, daß dieſelbe nebſt den Wörtern von indiſcher Verwandtſchaft, eine ſo große Anzahl auch noch außer den Religionsausdrücken mit der Pehlvi-Sprache gemein hat. Wollte man behaupten, daß alle dieſe Wörter erſt aus dem Zend in das Pehlvi aufgenommen ſeien, ſo hieße dieſes doch die Frage vor der Unterſuchung entſcheiden. Unter den Religionswörtern der Zoroaſtriſchen Bücher werden ſich nur ſehr wenige den indiſchen verwandte mit Sicherheit nachweiſen laſſen; wenn alſo das Zend wirklich nur ein indiſcher Dialekt wäre, ſo müßten wir vielmehr annehmen, daß dieſe Wörter urſprünglich dem Pehlvi angehören. Auffallend bleibt es immer, daß während die Pehlvi-Sprache und ihr Gebrauch im altperſiſchen Reiche durch Inſchriften und Münzen hinreichend beſtätigt iſt, die Zendſprache dieſer factiſchen Beſtätigung durchaus entbehrt. In dem Wörterbuche findet ſich auch etwas Bemerkenswerthes, was hieher gehört; die total verſchiedenen Benennungen nähmlich für mehrere Grundzahlen, welches wohl eine charakteriſtiſche Eigenheit gemiſchter Sprachen zu ſein pflegt; wie im Koptiſchen z. B. die doppelte, theils altägyptiſche, theils griechiſche Benennung für die erſten Zahlworte **). Sollte die Zendſprache nun, ſo wie ſie uns bekannt geworden, ein gemiſchter Dialekt

*) Das vielbeſprochene Zeruane akerene, die gränzenloſe Zeit, in den Zendbüchern, dürfte vielleicht nichts anders ſein, als das indiſche Sarvam akhyaran — omne individuum, oder individibile, das πᾶν καὶ ἓν der Vedanta-Lehre.

**) So findet ſich neben ihre, drei und thretim, dritter, ganz wie in der indiſch-lateiniſch-germaniſchen Sprachfamilie, auch noch für dieſelbe

jüngeren Urſprungs ſein, ſo müßten wir ihren Sitz wohl am natürlichſten in den nordweſtlichſten Gränzländern Indiens ſuchen, wo denn allerdings jenes zwiſchen Indien und Perſien von Klein-Thibet aus ſich weit erſtreckende Sindland nach uralter Benennung der ganzen Flußregion des Indus (qui incolis Sindus appellatus) ſelbſt in dem Nahmen eine Uebereinſtimmung darbietet, wenn gleich keine völlige, da der anfangende Conſonant, obwohl im Laute ſehr ähnlich, doch in der Bezeichnung der orientaliſchen Sprachen ſorgfältig unterſchieden wird. Doch dadurch wird die Analogie eben ſo wenig ganz aufgehoben, als die höhere Bedeutung des Wortes Zend, d. h. lebend, in dem Sinne, daß das Zendvolk ein ſolches ſei, welches — durch Erkenntniß des wahren Lichtes — allein wahrhaft lebe, die Zendbücher diejenigen, in welchen dieſe Lehre vom wahren Leben vorgetragen und offenbart wird u. ſ. w. Denn es ſind der Beiſpiele im aſiatiſchen Alterthume viele, daß dem wirklichen Nahmen eines geographiſch beſtimmten Landes durch religiöſe Beziehung eine ſolche höhere Bedeutung und Weihe gegeben, oder auch der geweihte Nahme auf das wirkliche Land übertragen und daran feſt geknüpft worden. Was aber gegen dieſe Vermuthung entſcheidet, iſt der Umſtand, daß von einer eigentlichen Zendſprache und einem Zendvolke in beſtimmtem, hiſtoriſchem Sinne in den Quellen gar nichts gefunden wird, weder in dieſen zoroaſtriſchen, noch in den neuperſiſchen auf alte Sage und Urkunden gegründeten; ſondern das Zend immer nur in dem

---

Zahl drei, Se wie im Pehlvi, und dann das ganz fremdartige Teſchro. Ferner Peantche, fünf, wie im Indiſchen und Perſiſchen, deſé für zehn, wie in eben jener Sprachfamilie; daneben aber auch die fremdartigen pokhdé, fünf und mro, zehn. Neben dem indiſch-lateiniſchen doué, zwei, iſt auch noch beſch, ebenfalls zwei, dieſelbe Wurzel wie im lateiniſchen bis, bemerkenswerth, in der Form, betim, zweiter, auch unſerm deutſchen beid-e verwandt. Das Zendwort tchetvere, vier, knüpft ſich an mehrere Sprachen; chatur ind., quatuor lat., tſchetyr ſlawiſch. Viele von dieſen Zahlwörtern in dem Zendwörterbuche knüpfen ſich der indiſch-lateiniſch-perſiſch-germaniſchen Sprachfamilie an; doch ſcheint auch noch kſchoaſch, ſechs, ganz fremdartig.

ſymboliſch-religiöſen Sinne genommen wird, um das wahre „Leben“ der die rechte Erkenntniß Beſitzenden, Zoroaſters oder der noch älteren Meiſter Lehre und Offenbarung von dieſem Leben, und die Anhänger derſelben oder Theilhaber an der Offenbarung des wahren Lebens zu bezeichnen. — Völlig entſcheiden läßt ſich dieſe ganze Frage von der Verwandtſchaft der ſogenannten Zendſprache nicht, noch auch ein Urtheil über ihre Beſchaffenheit fällen, bis wir eine Grammatik derſelben haben; wo ſich denn alle dieſe Zweifel, die ich nur als ſolche geben will, vielleicht auflöſen und die ſogenannte Zendſprache nach der Anſicht des Verfaſſers in ihre volle Würde als eine uralte der indiſchen nahverwandte Stammſprache bewähren und beſtätigen wird. Daß Zoroaſters Lehre und Bücher unter mehreren Nationen, die zu dem großen perſiſchen Kaiſerthume gehörten, verbreitet und mithin auch wahrſcheinlich in mehrere Sprachen übertragen worden, ergiebt ſich ohnehin aus dem ganzen Zuſammenhange. Für die Echtheit der Ueberlieferung ſelbſt erfolgt daraus noch eigentlich nichts Nachtheiliges, in welcher Sprache ſich gerade die Bruchſtücke erhalten haben; nicht durch reine Ueberſetzung wird der Sinn heilig geachteter Urkunden ſo leicht weſentlich entſtellt, wohl aber wird er durch jede abſichtliche Umbildung gefährdet. Nebſt der Grammatik wäre nichts ſo ſehr zu wünſchen, als der Original-Abdruck des ganzen, oder doch eines beträchtlichen Theiles des Textes in der Urſprache; da ſchon die wenigen Verſe, die uns mitgetheilt worden (bei Kleuker, Zendav. II. S. 48), mehr Aufſchluß geben, als viele einzelne Wörter; unter welchen Verſen allerdings einige ganze Redensarten dem Indiſchen ſehr nahe verwandt, ja ganz ähnlich lautend ſich vorfinden.

Die ganze, obwohl ſo allgemein üblich gewordene Benennung einer Zendſprache ſcheint übrigens nach allem, was oben erinnert worden, nicht viel paſſender zu ſein, als wenn man die Sprache der moſaiſchen Bücher, die Thora-Sprache, oder die helleniſtiſche Mundart des neuen Teſtaments die Evangelium-Sprache nennen wollte. Wir müſſen nach dem Volke fragen, welches dieſe Sprache geredet hat, und ſo wenden wir uns nun von

dieſen Bemerkungen über die Urſprache und Sprache der Zoroaſtriſchen Bücher, wie der Zuſammenhang des Gegenſtandes uns ſelbſt dahin leitet, zu dem, was der Verfaſſer vom Urvolke und Zendvolke, und dem urſprünglichen Wohnſitze desſelben, ſo wie von den Auswanderungen aus dieſem Urlande in andere Gegenden nach Anleitung der Zoroaſtriſchen Bücher vorträgt. — „Das Zendvolk," führt er aus einem derſelben an (S. 21) „wohnte" (in der glücklichen Urzeit vor dem Entſtehen des Winters und den Auswanderungen in niedrigere und wärmere Gegenden) „im Lande Eeri, Ari." — Den Nahmen „Zendvolk" finde ich in der angeführten Stelle nicht; es iſt aber von dem Erſten Volke und Menſchenſtamme nach Lehre dieſer Bücher und Sage die Rede. Wie hat denn nun wohl dieſes Volk geheißen, oder welches Volk iſt es geweſen, was im Lande Ari wohnte? Die Alten nennen es nach dem Lande ſelbſt das Volk der Arier; und zweifelsohne iſt auch unter dem Lande Eeriene zunächſt die Provinz Aria oder Ariana der Griechen, das heutige Choraſſan zu verſtehen. Ich beziehe mich für das Letzte auf das Urtheil eines gelehrten Freundes, deſſen Autorität im Gebiethe der perſiſchen Alterthumskunde von dem größten und anerkannten Gewichte iſt, des Herrn Hofrathes von Hammer, der mir ſeine Meinung darüber gefälligſt mitgetheilt, zugleich aber bemerklich gemacht hat, daß auch Ver, welches im Schahname Iran heißt, keineswegs mit Perſis verwechſelt werden dürfe; die Stadt Verene aber, nicht Perſepolis ſein könne, wie Anquetil ganz recht behaupte, ſondern das Hekatompylos der Griechen, die Hauptſtadt des alten Parthiens und der Alborbi das Gebirge Choraſſans, in einem weitern Sinne aber die ganze Kette der Gebirge vom Kaukaſus bis zum Himalaya ſei. Die Provinz Aria iſt allerdings auch ein gebirgiges Hochland, wie Eeriene beſchrieben wird, und vom Paropamiſus gehen zum Theil die Ströme nieder, welche Baktrien und Sogdiana wäſſern; was ganz auf die Stelle paßt, welche der Verfaſſer (S. 25) anführt. Uebrigens kann allerdings Aria wohl auch im hiſtoriſchen Sinne eine weitere Bedeutung und Ausdehnung gehabt haben, als die Umgränzung und Stelle, welche dieſer Provinz in dem geographiſchen Syſteme der Griechen gegeben wird. Redet doch ſelbſt ein grie-

chiſcher Schriftſteller (bei Creuzer, Symbol. I. S. 698. Anm. 40, und S. 736. Anm. 90), von „dem ganzen ariſchen Stamm“ (πᾶν το Αριον γενος), wie von einer großen weitverbreiteten Völkerfamilie; und in dem indiſchen Geſetzbuche des Menu wird dem Lande der Arier, Ariaverta, eine faſt unermeßne Ausdehnung durch die indiſchen Nordgebirge bis zum Oſtmeere und Weſtmeere hin gegeben.

Erinnern wir uns nun, daß die Meder vor Alters Arier geheißen haben, d. h. daß die Meder ein Volk von „dem großen ariſchen Stamm“ waren, welches erſt ſpäter den mediſchen Nahmen angenommen, ſo wird mit einem Mahle vieles klar, was bisher dunkel und unauflöslich ſchien. Wir brauchen nun die ſo beſtimmten hiſtoriſchen Zeugniſſe, daß Zoroaſter ein Meder geweſen, während die Zendbücher immer nur auf Eriene hinweiſen, nicht mehr zu verwerfen, weil beides durchaus nicht im Widerſpruche ſteht. Was wir bisher Zendſprache genannt, würde vielleicht dem zufolge, was jene Zoroaſtriſchen Quellen ſelbſt über das wahre Stammland und Stammvolk dieſer Lehre andeuten, richtiger gradezu als ariſche Sprache anerkannt und betrachtet werden, oder wenn man will als oſtmediſche, im Gegenſatze der weſtmediſchen Pehlvi-Sprache; vorausgeſetzt, daß die bisher ſogenannte Zendſprache, die wir als die ariſche bezeichnen, ſich bei näherer Bekanntſchaft als eine alte Stammſprache, nicht als ein gemiſchter Dialekt von neuerm Urſprung bewähren ſollte. Aber auch der Nahme dieſes großen Volks der Arier iſt ſehr bemerkenswerth. Die indiſche Wurzel Ari, von welcher ſich derſelbe am beſten ableiten läßt, bedeutet was vortrefflich und ausgezeichnet, ruhmvoll, egregium iſt; in dem Sinne, wie ein kriegeriſches Heldenvolk ſich dergleichen Benennungen zu geben pflegt. So bedeutet ja auch der andre, weſtmediſche Nahme, Pehlavan, Helden; und wenn die Perſer ihre Heldenahnen Artäer nannten, ſo hat dieſer Nahme ſogar noch eine Aehnlichkeit mit dem der Arier; welcher Aehnlichkeit wir jedoch noch keineswegs irgend eine etymologiſche Geltung beilegen wollen. Von einer ganz andern Wurzel abgeleitet, aber in ähnlicher Beziehung und Bedeutung des Nahmens, reiht ſich hier noch das nah gelegene Volk der Aſpier an, am öſtlichen

Abhange des Paropamiſus, gegen den Indus. Die Bedeutung dieſes Nahmens iſt nicht ſchwer zu erklären; denn da aſpo, aſp im Indiſchen wie im Perſiſchen und auch in der Zend- oder Ari-Sprache ein Roß heißt, ſo iſt der Uebergang (wie im Homeriſchen ἵππος) hier leicht gefunden, und dieſer Volksnahme wieder einer von denen, durch welche ſo oft kriegeriſche, roßtummelnde Völker bezeichnet werden oder ſich ſelbſt bezeichnen. Ich habe aber das Volk der Aſpier deßwegen hiermit angeführt, weil jenes vielverbreitete Aſp, in den alten Geſchlechtsnahmen der Zoroaſtriſchen Bücher und der mediſch-perſiſchen Heldenſage ſo ſehr häufig vorkommt, welches wohl bemerkt zu werden verdient. Für den Nahmen der Arier aber giebt es noch eine andere Verwandtſchaft, die uns ſelbſt viel näher angeht. Denn es iſt jene indiſche Wurzel Ari allerdings und unſtreitig auch eine germaniſche, und zwar eine gegenwärtig in der Sprache, ja ſelbſt im Leben noch geltende; wenn man dieſes anders von der „Ehre" ſagen kann. Nach unſerer Sprach-Analogie und der jetzigen Form dieſer Wurzel würde jener Volksnahme alſo ungefähr eben ſo viel bedeuten, als die Ehren, d. h. die Ehrenhaften, die Edlen; in ähnlicher Weiſe, wie bei den weſtgermaniſchen Völkern die Benennung der „Erben" oder der „Wehren" als Inbegriff der freien Ländeigenthümer und wehrhaften Männer, als Nahme des geſammten Volks geltend ward. In der frühern und gothiſchen Form lautet jene Wurzel im Deutſchen ebenfalls ari oder ario; und denjenigen, welche es aufmerkſam beachtet haben, wie weit dieſe Wurzel Ari oder Ario in der alten germaniſchen Geſchichte und Sage, unter ſo vielen Helden- und Geſchlechts-Nahmen und auch ſonſt, verbreitet und vorherrſchend iſt, wird es nicht befremdend ſein, wenn ich hinzufüge, daß es für mich ſchon ſeit längerer Zeit zur hiſtoriſchen Vermuthung geworden iſt, für die ich vielfältige Beſtätigung gefunden habe, unſere germaniſchen Vorfahren, während ſie noch in Aſien waren, dort vorzüglich unter dem Nahmen der Arier, oder um es mit dem obenerwähnten Griechen angemeßner auszudrücken, unter „der ganzen großen ariſchen Völkerfamilie" zu ſuchen; wodurch denn die alte Sage und Meinung von der

Verwandtschaft der Deutschen, oder germanischen und gothischen Völker mit den Persern auf einmahl ein ganz neues Licht erhalten, und einen bestimmten historischen Anknüpfungspunkt gewinnen würde. Auf den Umstand, daß in dem Wörterbuche der Zend- oder wie ich nun lieber sagen möchte, der Ari-Sprache, einige wegen der völligen Gleichheit auffallende deutsche Wurzeln und Wörter vorkommen, will ich kein Gewicht weiter legen, da sich dergleichen Einzelnheiten auch wohl bei sehr entfernten oder ganz fremdartigen Völkern zusammen finden. Auch daß Chowaresm nach Mirchond (S. v. Hammers Geschichte der persischen Redekünste. S. 137) sonst Dschermania geheißen, so auffallend es im Vergleiche mit dem bleibt, was Herodot von einem altpersischen Stamme der Germanen, als einen der drei ackerbauenden, erwähnt (S. v. Hammers Bemerkung eben daselbst), mag noch nicht als entscheidend gelten, da die Uebereinstimmung des Nahmens zufällig sein kann, wie die scheinbare Aehnlichkeit des Nahmens der indischen Samanäer, der etwas ganz andres bedeutet und die Anhänger des Buddha im Gegensatze der Anhänger des Brahma bezeichnet; da ohnehin der nachher so weit verbreitete Nahme der Germanen bei uns, unläugbaren historischen Zeugnissen zufolge, erst viel später an der westlichen Römergränze von Altsachsen entstanden ist. Ungleich merkwürdiger aber erscheint, daß Bokhara nach Mirchond (bei v. Hammer eben daselbst) „in der Sprache der alten Maghen" den Sammelplatz der Wissenschaften bedeutet, in der gothischen Sprache aber bei Ulfilas, bekanntlich Bokareis, ein Gelehrter heißt; und ich will nicht in Abrede stellen, daß ich als den ersten historisch bekannten oder erweislich wahrscheinlichen Wohnsitz unsrer teutonischen Vorfahren in Asien allerdings das Land Chowaresm und Bokhara glaube betrachten zu dürfen. Bei dieser ganzen Zusammenstellung über das arische Volk und seinen Nahmen war es nicht auf den Faden der etymologischen Sprachverwandtschaft und die Freude, diesen nur weiter zu weben, abgesehen; sondern es ergiebt sich etwas daraus, was auch in anderer Hinsicht historisch sehr wichtig ist. Denn nichts ist so wesentlich und giebt so viel Aufschluß bei der Untersuchung über ein

altes Volk (ich rede von denen aſiatiſchen und europäiſchen, die eine Ueberlieferung und Spuren alter Cultur haben), als nur erſt zu entſcheiden, ob es ein Prieſtervolk geweſen, wie die Indier, die Aegypter, Hetrurier, oder ein Kriegervolk, d. h. eines, das von der Kriegerkaſte geſtiftet worden, oder in welchem dieſe vorherrſchend geblieben. Nicht als ob die Kriegervölker keine Prieſter gehabt hätten, wie ja auch die genannten Prieſtervölker nicht ohne Kriegerkaſte geweſen; nur auf das vorherrſchende Element kömmt es an. Die Handelsvölker, ſo wie überhaupt alle diejenigen, bei welchen irgend ein andres und drittes Element, außer den genannten beiden, den vorherrſchenden Charakter in allen Lebenseinrichtungen beſtimmt hat, ſetzen wir hier bei Seite; die beiden Hauptklaſſen in der geſammten, uns bekannten alten Welt bilden einmahl die Prieſtervölker und die kriegeriſchen Helden- oder Adelsvölker. Die letzten ſind mehrentheils oder doch ſehr häufig ſchon durch ihre Nahmen als ſolche bezeichnet. So führen noch gegenwärtig dergleichen auf den Krieg geſtellte Raubvölker in Indien, wie die Mahratten (Großrajahs) und Rasputten (Söhne der Rajahs), Benennungen, die von der Kriegerkaſte entlehnt ſind. Eine ähnliche Bedeutung haben auch die beiden umfaſſendſten Nahmen der altgermaniſchen Völker: Teutonen, d. h. Thiudans, im Gothiſchen Könige, Fürſten, Herren, Edle; und Gothen, d. h. Adelige (wie Gothakunds, von edlem Stamme). So heißen nun auch die alten Meder Pehlvan, d. h. Helden, wie denn gewiß die Meder des Zoroaſter ein ſolches edles Heldenvolk geweſen ſind; und das gleiche bedeutet denn auch der Nahme der Arier, von denen die Meder abſtammten, wie wir oben aus der indiſchen Wurzel die Bedeutung dieſes Nahmens erklärt und ſelbſt in der altgermaniſchen Sprache dieſelbe nachgewieſen haben.

Die alte Kaſteneinrichtung, auf welche uns der Gang der Unterſuchung hier geführt hat, berührt der Verfaſſer ſo ganz vorübergehend (S. 49) und unbefriedigend, aus einer urſprünglich und ſchon bei der erſten Einwanderung Statt gefundenen Zertheilung und zerſtückelten Einrichtung der indiſchen Stämme, daß er uns eigentlich von dieſer Seite keinen Stoff darbiethet,

uns mit ihm darüber weiter einzulaſſen. Um dieſes zu können, müßten wir vor allen Dingen zuvörderſt wiſſen, ob er die Kaſteneinrichtung für alt, und wenigſtens den erſten Grundzügen nach für antediluvianiſch hält, oder doch unmittelbar nach der großen Kataſtrophe vollendet, oder aber für modern, und erſt ſeit der Entſtehung der Völker und Staaten gegründet? — Was die Beſchreibung von dem verwirrten und zerſtückelten Zuſtande der Indier betrifft, ſo wiſſen wir nicht, wo der Verfaſſer die Gründe dazu hergenommen hat; gewiß aber iſt es, daß ſeine Anſicht von den Indiern ſelbſt aller Klarheit ermangelt; was bei der Menge der Quellen, der nicht hiſtoriſchen Chronologie, aus der wir uns immer noch in den indiſchen Unterſuchungen nicht ganz losgewunden haben, bei den ſtreitenden Meinungen der europäiſchen Gelehrten darüber u. ſ. w. leicht zu begreifen iſt, ſo lange es an einem kritiſchen Anhalte und hiſtoriſchen Stützpunkte gebricht, um das Ganze zu ordnen. Der Eine große Widerſtreit aber, welcher in der indiſchen Ueberlieferung und geſammten Literatur ſelbſt herrſcht, der nähmlich zwiſchen der Religion des Brahma und der Lehre des Buddha, welchen ſchon Alexanders Griechen dort vorfanden, in den zwei Sekten oder Religions-Partheien der Brahmanen und der Samanäer, läßt ſich allerdings hiſtoriſch ausgleichen und erklären; und dieſe Thatſache, die alles in Indien und den von Indien in ihrer Geiſtescultur abhängigen Völkern verändert und zerſpalten hat, bildet eben jenen hiſtoriſchen Stützpunkt, durch den erſt Licht und Ordnung in das Ganze kommt, wie ich an einem andern Orte zu zeigen verſuchen werde. *)

*) Was die Einwendungen betrifft, welche der Verfaſſer gegen die Echtheit und das Alter des ſchon obenerwähnten indiſchen Geſetzbuchs von Menu, in Beziehung auf William Jones und meine Aeußerung in der Abhandlung über die Sprache und Weisheit der Indier, in der früheren Schrift (Ueber Alter und Werth einiger morgenländiſchen Urkunden) vorgetragen hat; ſo will ich hier gelegentlich nur bemerken, daß dieſelben in ſo weit vollkommen gegründet ſind, daß gar nicht die Rede davon ſein kann, ob dieſes Werk vom Menu ſelbſt herrühre, da ja das Gegen-

Auch die Frage vom Urſtaat, und wie er beſchaffen geweſen, worüber uns Hüllmann neulich ſo intereſſante Forſchungen gegeben, hat der Verfaſſer ganz zur Seite liegen laſſen, ungeachtet er doch ſonſt den geſammten Urzuſtand in Religion und Sprache, wie auch hinſichtlich des vom erſten Menſchenſtamme urſprünglich bewohnten Landes ſo ſorgfältig auszumitteln bemüht iſt; welches Uebergehen des Staats in ſeiner Unterſuchung vielleicht auch um ſo weniger vermißt werden darf, da er doch einmahl den eigentlichen Standpunkt dafür noch nicht in's Auge gefaßt zu haben ſcheint. Hier wäre vor allen Dingen die in ſo mancher Beziehung nicht unwichtige Frage auszumitteln und zu entſcheiden geweſen, ob die Stände, d. h. in der alten Welt, die Kaſten älter ſeien oder der Staat? Nähmlich der Staat in ſeiner eigentlichen Bedeutung als ein durch Kriegsgewalt geſichertes Friedens-Inſtitut, welches, wenn gleich auf den innern Frieden gegründet, doch auf den äußern Frieden oder Krieg zunächſt gerichtet iſt, und wenn auch von veränderlichem Umfange, dennoch als moraliſches Individuum ſeine nach außen ſtreng geſchloßnen Gränzen hat. Dieſes laſſen wir hier bei Seite liegen; nur über den Gebrauch, welchen der Verfaſſer von dem Begriffe eines Urvolks oder der Urvölker macht, iſt hier der Ort, noch einiges zu erinnern. Eigentlich iſt ſchon die allgemein beliebte Benennung: „Urvolk" nicht richtig, wenn man nähmlich wie der Verfaſſer doch in der Hauptſache durchaus thut, von der Einheit der Abſtammung ausgeht; denn alsdann kann nicht von

---

theil aus dem Werke ſelbſt klar iſt. Das Urtheil von Jones gründet ſich aber vorzüglich auf die Alterthümlichkeit der Sprache; und wenn ich damahls dem Urtheile und der großen Autorität des William Jones über dieſen Punkt folgte, ſo finde ich auch jetzt noch bis auf weiteres keinen Grund, davon abzugehen. Allerdings aber iſt es durchaus nur ein relativ hohes Alter, was ſich aus der Alterthümlichkeit der Sprache folgern läßt; daß aber das indiſche Geſetzbuch des Menu, dieſer großen Einſchränkung des angeblichen hohen Alters ungeachtet, eine nicht gering zu achtende Quelle alter Ueberlieferung und Völkerkunde ſein könne, ſcheint der Verfaſſer ſelbſt anzuerkennen, da er daſſelbe mehrmahls als eine ſolche berückſichtigt und gebraucht.

einem Urvolke die Rede ſein, ſondern nur von einem Urſtamme, aus welchem die Völker alle abgeleitet werden, und worunter alſo gerade der Zuſtand der Menſchheit verſtanden wird, welcher vor der Zertheilung in Völker Statt fand, und der Entſtehung der einzelnen Völker voranging. Diejenigen freilich, welche nicht von einer gemeinſamen Abſtammung ausgehen, ſondern annehmen, der Menſch ſei überall aus der Erde hervorgewachſen, verſchieden geartet, je nach der verſchiednen Landesbeſchaffenheit, haben dagegen ganz Recht in ihrem Sinne, wenn ſie von Urvölkern aber nun in der Mehrzahl reden, da ſie die urhiſtoriſche Einheit einmahl aufgehoben haben und nicht gelten laſſen wollen. Bei dem Verfaſſer, der offenbar dem Syſteme der Einheit den Vorzug giebt, und ſich zu zeigen bemüht, wie die Völker alle aus dem Einen Urlande (dem mittleren Hochlande Aſiens) ausgewandert und hergekommen, iſt es daher nur eine Inconſequenz, wenn auch er einigemahl (S. 48 und 52) von Urvölkern redet, die ſich hie und da in den Thalſchluchten der großen Hochgebirge, gleich wie eine ſelten gewordne Thiergattung in einſamen Gegenden, verhalten haben ſollen, und noch vorgefunden werden; welche Meinung er, wenn wir nicht irren, von Ritter entlehnt hat, einem ſonſt ſehr vortrefflichen geographiſchen Schriftſteller, der aber noch etwas mit jener Hypotheſe von Autochthonen behaftet iſt, ungeachtet eben der von ihm ſo geiſtreich aufgefaßte Reichthum ethnographiſcher Thatſachen und Bemerkungen, in ſeinen groß geordneten Grundzügen recht augenſcheinlich wieder zurück führt auf eine urſprüngliche Einheit aller aus den drei Hauptſtämmen hergeleiteten Völker.

Kehren wir nun zurück nach dem Urlande Eeriene, wie es im Zendaveſta bezeichnet iſt; ſo iſt einleuchtend aus der Art, wie die andern Länder an dasſelbe angeſchloſſen und um dasſelbe hergereiht werden, daß es in einem ganz hiſtoriſch beſtimmten und geographiſch genau begränzten Sinne genommen, gleichwohl aber als das Stammland des ariſchen Volkes, als das Hauptland des Urſprungs in die Mitte der andern Länder geſetzt wird. Nach der eignen Regel des Verfaſſers muß man in jeder alten welthiſtoriſchen Ueberlieferung vor allem das Allgemeine von dem Beſondern, national Eigenthümlichen und geo-

graphiſch Lokalen ſorgfältig unterſcheiden. So iſt z. B. in der Zend-Sage Dſchemſchid ein ſolcher Anknüpfungspunkt an das Allgemeine, da Sem nicht bloß in dieſer, ſondern auch in der moſaiſchen und ſo mancher andern aſiatiſchen Ueberlieferung eine ſo große Stelle in der Herleitung und Geſchichte der Abſtammung der Völker einnimmt. Hernach finden ſich auch noch manche einzelne, fruchtbare Spuren, wie z. B. jene Sage von den neun Menſchenpaaren, welche über Meer gewandert ſind, mithin wie der Verfaſſer es auslegt (S. 54 und 55), vielleicht Afrika zuerſt bevölkert haben könnten, eine recht ſchöne Indication enthält. In der geographiſchen Welt- und Länderüberſicht des Zendaveſta aber ſcheint alles lokal zu ſein. Zuerſt Eeriene, oder das Ariland iſt ein ganz beſtimmtes, das Stammland der Arier, zunächſt das Aria der Alten. Unter den fünfzehn Segensregionen und Orten, welche um dieſen Mittelpunkt hergereiht werden, ſind die erſten ganz deutlich und keinem Zweifel unterworfen, Sogdiana und Baktrien. Unter den nachfolgenden ſind viele zweifelhaft und verſchiedener Auslegung fähig; wenn auch nicht im geographiſchen Sinne ſüdlich von jenem gelegen, können ſie doch mehrentheils in klimatiſchem Sinne als Thalländer und Niederungen gegen die alte Gebirgsheimath als die wärmeren geſchildert werden. Vorzüglich deutlich treten die öſtlichen Provinzen hervor, nahmentlich die Sindländer Kabul und Lahore oder Penjab; demnächſt auch Candahar, das Arachoſia der Alten, und das Land am Fluße Hindmend. Die Abſicht des Abfaſſers der alten Urkunde iſt vielleicht weniger darauf gerichtet geweſen, „die ganze große ariſche Völkerfamilie“ in ihrer gemeinſamen Abſtammung darzuſtellen, was wenigſtens gewiß nicht ſein einziger Zweck war; als vielmehr zugleich auch das große mediſche Weltreich, wie es dem aſſyriſchen folgend, dem perſiſchen voranging, nach ſeinem weiten Umfange aller dazu gehörenden oder zunächſt daran gränzenden Völker und Länder in ſeiner geographiſchen Erdüberſicht zu umfaſſen und zu bezeichnen. Merkwürdig iſt dabei, daß nach der oben angeführten richtigeren Erklärung von Ver und Verene, Perſis in dieſer Ländertafel eben ſo wenig vorkommt, als Babylonien oder Suſiana; und von Aſſyrien nur der

nördlichſte an Armenien gelegene Theil und auch dieſer noch zweifelhaft, nicht aber in dem größern Sinne des aſſyriſchen Reichs. Die äußerſte Gränze dieſes großen, in jener Ländertafel bezeichneten Umkreiſes gegen Weſten bildet eben Armenien, wenn anders die ſechzehnte Segensregion Rengheiao*), im Pehlvi Arveſtanove als das nördliche, gegen Armenien gränzende Aſſyrien richtig erklärt iſt (Kleuker II. S. 303). Aus dem Angeführten ſcheint nun offenbar hervorzugehen, daß dieſe Ländertafel im Zendaveſta weder eine aſſyriſch-babyloniſche, noch auch eine perſiſche (nach dem von Cyrus geſtifteten Reiche), ſondern ganz beſtimmt eine mediſche Ländertafel ſei. Wenn dieſer Punkt als gewiß angenommen werden darf, ſo kann dieſes viel Licht über das Ganze verbreiten, wenn auch im Einzelnen noch manches ſchwierig und dunkel bleibt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß uns ein Gelehrter, der mit allen Hülfsmitteln der alten Geographie von Aſien und orientaliſchen Sprachkunde dazu ausgerüſtet wäre, dieſes ganze mediſche Länderverzeichniß, wie es im Vendidad (Fargard 1. bei Kleuker, Th. II. S. 299 — 304) gefunden wird, aus welchem Herr Rhode nur einiges herausgewählt, was ſeiner Hypotheſe am beſten entſprach, einmahl aus dem Grunde erklären wollte. Da würde ſich denn auch ein definitives Urtheil darüber feſtſetzen laſſen, ob etwa Grund vorhanden ſei, ein zwiefaches und doppeltes Ariland und Eeriene anzunehmen; eines nach dem Verfaſſer als das erſte und urſprüngliche Stammland der Arier im Norden oder Nordweſten von Sogdiana, welches aber bis jetzt nur Hypotheſe bleibt; das andere, das Haupt- und Centralland des mediſchen, vom Stammvolke der Arier geſtifteten Reichs, nähmlich das Aria der Alten, welches hiſtoriſch und geographiſch gewiß iſt. — Gegen Nordweſten erſtreckt ſich dieſe mediſch-ariſche Ländertafel im Zendaveſta, wie ſchon bemerkt, in keinem Fall weiter als bis gegen Armenien, oder bis zum nördlichen Aſſyrien. Der andere Endpunkt gegen Südoſten iſt deſto

*) Nach Görre's Meinung in deſſen ſo eben erſchienener Ueberſetzung der Schahnahme, Einleitung S. XLIX. iſt Rengheia die Provinz Zarangia, Sareng.

deutlicher bestimmt; ihn bildet die fünfzehnte Segensregion, Hapte Heando, oder die sieben Indien, wovon die Urkunde merkwürdig genug hinzufügt, daß diese Segensregion „alle andern Weltreiche an Größe und Umfang übertreffe." — Schon dieser Umstand nöthigt uns, die Abfassung dieser Bücher in der Nähe von Indien zu suchen; denn nur in der Nähe von Indien konnte man wohl einen solchen anschaulichen und vollen Begriff von der Größe, Bevölkerung und Wichtigkeit dieser Weltgegend haben. Das Volk der Arier aber wird auch in einer indischen Quelle, wie mir scheint ganz deutlich, als ein dem indischen stamm- und sprach-verwandtes bezeichnet. In jener vielbesprochenen Stelle des Gesetzbuches von Menu (vom Verfasser berücksichtigt in seiner andern Schrift „Ueber das Alter und den Werth einiger morgenländischen Urkunden" S. 64), wo von den durch Entfernung von den Brahminen und Vernachlässigung der brahminischen Sitten und Gebräuche, verwilderten Kriegerkasten und den aus ihnen entstandenen Völkern die Rede ist, heißt es am Schluß: „Alle diese sind Dasyus (oder auf den Krieg gestellte Raubvölker) sie mögen nun die Sprache der Mlechas oder auch die der Arya's reden." — Die Mlechas sind barbarische, den Indiern in Stamm und Sprache fremdartige Völker; und da nun hier offenbar ein Gegensatz zwischen diesen und den Ariern gemacht wird; so ist es eben so viel, als ob es hieße: sie alle sind verwilderte und verworfene Raubvölker, mögen sie nun Barbaren sein, oder auch wirklich den Indiern stamm- und sprach-verwandte Arier.

Wenn der Verfasser nun sein Eeriene welthistorisch in einem viel weiteren Sinne nimmt als der Zendaveſta, und das gesammte Urland nach der Fluth, also das mittlere Hochland von Asien darunter versteht, so ist dagegen in dieser Beziehung nichts einzuwenden. Nur sollte er alsdann auch dieser weitumfassenden Ansicht treu bleiben und sie nicht selbst wieder einseitig beschränken, da es sich ja von selbst versteht, daß in der urhistorischen Ueberlieferung eines jeden Volkes, nach dem besondern Lokale, der ihm zunächst liegende Punkt am meisten hervorgehoben wird. Der Verfasser giebt selbst die Möglichkeit zu, daß der Kaukasus wohl

„ein zweites Asyl“ (S. 29) habe bilden, und daß es überhaupt „mehr als ein Urland“ (S. 28) habe geben können; wir würden vorziehen, dem Einen Urlande lieber gleich von Anfang einen weitern Umkreis zu geben und es nicht in so enge Schranken zu fassen. Auch darf nicht übersehen werden, in wie weite Erdgegenden hinaus oft ein und derselbe Nahme großer Gebirge und Länder in der alten Welt ausgedehnt und übertragen wird; z. B. der Nahme des Kaukasus, des Imaus, und wie endlich der Nahme von Asien selbst? — Wenn also der Himalaya und der Hindukusch dem Indier am nächsten liegt (S. 24) und in der indischen Ueberlieferung vor allen genannt wird; wenn der Altai (S. 52) den Stützpunkt für die erste Einwanderung der nordasiatischen Völker bildet, und der Ural den großen, alten Völkerweg (S. 53) nach dem Abendlande, dem nördlichen und mittlern Europa bezeichnet; so sollte auch Moses nicht im Vorübergehen so geringschätzig angesehen werden, weil er den Stammvater Noah zunächst auf dem Gebirge Ararath mit seiner Arche festen Fuß fassen läßt; da uns eben alles doch im Ganzen auf dasselbe Eine mittlere Hochland und Urgebirge von Asien nach allen seinen weiten Verzweigungen hinweist. Wenn Anquetils Meinung die richtige wäre, welcher Eeriene am Fuß des Albordi in das Land setzt, welches von dem Kur und Araxes gewässert wird, so würde die Angabe des Zendavesta nach dieser Auslegung sehr genau mit dem Moses übereinstimmen. Nach dem oben Angeführten ist diese Erklärung von Eeriene wohl nicht annehmbar; es ist aber auch eine solche genaue Uebereinstimmung hier nicht zu erwarten noch zu suchen. Indessen sollte, wo die Auslegung der alten Geographie so manchen Zweifeln unterliegt, und die beste Meinung mehrentheils doch nur die wahrscheinlichere ist, dieses uns behuthsam machen, wegen einer vorgefaßten Meinung, nicht so leicht irgend eine altasiatische Ueberlieferung, geschweige denn die mosaische Urkunde verwerfend zurück zu schieben.

Hiermit beschließen wir denn diese ohnehin vielleicht allzu ausführlich gewordene Mittheilung über das Werk des Verfassers. Sollte es mir gelungen sein, die Ueberzeugung in ihm zu bewirken, daß Moses und die Genesis doch wohl auch noch anders an-

geſehen werden können, als er ſie bisher verſtanden hat; ſo ſollte es mich freuen, wenn meine Erwartung hierin nicht getäuſcht oder noch übertroffen würde. — In jedem Falle aber war meine Abſicht mit gründlichem Ernſte alle Einſeitigkeit von der urhiſtoriſchen Forſchung entfernt zu halten, und zu zeigen, daß, was man nur zu oft als ganz getrennt oder gar als widerſtreitend darſtellt, wohlverſtanden recht gut übereinſtimmt. Endlich iſt es wohl einmahl Zeit, daß die beiden Zeugen der lebendigen Wahrheit und klaren Erkenntniß des Alterthums — die „Schrift und die Natur" — nicht länger gegen einander-gebraucht und gemißbraucht werden, und todt für die höhere Erkenntniß und unbeachtet auf der Gaſſe liegen, dem Hohne des Unverſtandes Preis gegeben; ſondern der Zeitpunkt iſt augenſcheinlich gekommen, da ſie ſich wieder ſiegreich erheben ſollen, als laute Zeugen der lange verkannten göttlichen Wahrheit, zu immer größerer Verherrlichung derſelben in der Wiſſenſchaft wie im Leben. Man leiſtet der Religion oder vielmehr beiden einen ſchlechten Dienſt, wenn man die Religion in Widerſpruch ſetzt mit der Wiſſenſchaft, zu welcher auch dieſes Eſoteriſche der Weltgeſchichte ſo weſentlich mitgehört. Wenn nun in dieſem erſten Verſuche einer tieferen Verſtändigung über dieſen Gegenſtand auch noch Manches gefunden werden ſollte, was vielleicht „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit" ſein wird, wie mehrentheils was mit Wiſſenſchaft chriſtlich gedacht iſt; ſo weiß ich doch, daß dieſer Weg, den ich hier anzudeuten verſucht, mehr und mehr anerkannt und zum allgemeinen gebahnt und ausgebildet werden wird, weil er der rechte iſt.

IV.

Ueber die

Sprache und Weisheit

der

Indier.

Ein Beitrag

zur

Begründung der Alterthumskunde.

Vorrede.

Von Indien her erwarteten, beſonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforſcher Aufſchluß über die bis jetzt ſo dunkle Geſchichte der Urwelt: und die Freunde der Poeſie hofften, beſonders ſeit der Erſcheinung der Sokuntola, von daher noch manches ähnliche ſchöne Gebilde des aſiatiſchen Geiſtes zu ſehen, ſo wie dieſes von Anmuth und Liebe beſeelt.

Um ſo mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenſtand dieſer Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner ſeit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Samſkrit-Sprache und des indiſchen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundſchaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaiſchen Geſellſchaft, und jetzt Profeſſor der perſiſchen und indiſchen Sprache in England), der mir ſeinen mündlichen Unterricht vom Frühjahre 1803—1804 ſchenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langlés (Conſervator der orientaliſchen Manuſcripte der kaiſerlichen Bibliothek, und Präſident der Specialſchule der lebenden orientaliſchen Sprachen zu Paris), welcher der gelehrten Welt durch ſo manches verdienſtvolle Werk bekannt

ist, mir alle Schätze sowohl der öffentlichen als auch seiner eignen eben so reichen, als planmäßig und geschmackvoll gesammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indische Sprache benutzte ich außer dem schon erwähnten mündlichen Unterrichte, vorzüglich ein Manuscript der kaiserl. Bibliothek zu Paris, Nr. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Missionarius zum Verfasser hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Samskrit nach dem Mugdhobōdho des Vōpodevo; 2) den Omorokōsha, ein Realwörterbuch des Omorosinho, mit einer lateinischen Erklärung; und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der Dichter-Reichthums-Baum. Die Handschrift ist im Ganzen sehr leserlich, das Indische ist in den bengalischen Charakteren geschrieben. — Bei Gegenständen, für welche es im Lateinischen an Worten fehlt, ist bisweilen, jedoch nur selten, das Portugiesische oder Französische zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Versehen, welche bei der ersten Abfassung eines so weitläufigen Werks selten ganz vermieden werden, sind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuche zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abschrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber ist die lateinische Erklärung der indischen Worte in beiden Lexicis fast immer nur ganz kurz, oft daher, wenigstens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunsch ging eigentlich dahin, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche außer den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indischer

Stücke mit lateiniſcher Paraphraſe, Noten und Gloſſar enthalten ſollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und außer der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath ſolcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebſt den in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Geſetzbuch, beſitze ich auch eine Abſchrift von dem erſten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer ſehr zierlichen bengaliſchen Handſchrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Samſkrit übertragen iſt; und einen Theil des Hitopadeſa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig iſt. Nur iſt das Pariſer Exemplar nicht ſehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei ſeiner Ueberſetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe ſah ich noch nicht. — Durch ſorgfältiges Copiren vorzüglich ſchöner Manuſcripte, ſowohl in Devonagori als auch in bengaliſchen Charakteren, hatte ich mich in Stand zu ſetzen geſucht, einem Formſchneider mit guten Vorſchriften an die Hand gehen zu können; aber freilich würde die Verfertigung indiſcher Typen eine Unterſtützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wiſſenſchaft, hat ihren Lohn in ſich ſelbſt; wenn aber der Zweck von der Art iſt, daß er nicht ohne eine äußere Begünſtigung erreicht werden kann, ſo iſt es ſchmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünſchten Ziele ſtehen bleiben zu müſſen.

Und ſo mußte ich mich denn für's erſte darauf beſchränken, durch den gegenwärtigen Verſuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indiſche Studium dereinſt

noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen seien, die Liebe für dieses Studium, wenigstens vorläufig, auch in Deutschland anzufachen, und für die Ansicht des Ganzen einen festen Grund zu legen, auf welchem sich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen ließe.

Möchte das indische Studium nur einige solche Anbauer und Begünstiger finden, wie deren Italien und Deutschland im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte für das griechische Studium so manche sich plötzlich erheben und in kurzer Zeit so Großes leisten sah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums schnell die Gestalt aller Wissenschaften, ja man kann wohl sagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indischen Studiums sein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde. Und warum sollte es nicht? Auch jene für die Wissenschaften so ruhmvollen Zeiten der Mediceer waren unruhig, kriegerisch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch gelang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dieß Außerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anstalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürsten die Unterstützung und Begünstigung, deren ein solches Studium beim ersten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordnen Deutschen an, welche sich mit dem Studium der altindischen Sprache beschäftigt haben. Der erste, den ich erwähnt finde, ist der Missionarius Heinrich Roth, der im Jahre 1664 „die

ſamſkretaniſche Sprache erlernt, um mit den Brahminen diſputiren zu können.» — Großen Ruhm erwarb ſich in dieſem Fache der im Jahre 1699 nach Indien abgegangene Jeſuit Hanxleden, der über 30 Jahre (1732 wird ſein Tod gemeldet) in der malabariſchen Miſſion arbeitete, ſelbſt vieles in der altindiſchen (im Gronthon) und in der gemeinen Landesſprache (dem Malabariſchen) in Proſa und in Verſen geſchrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und deſſen wahrſcheinlich ſehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom ſich befindet. Der durch mehre gelehrte Schriften über das indiſche Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft ſich mehrmahls auf Hanxledens Arbeiten und handſchriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in engliſchen Dienſten, von Geburt ein Deutſcher, iſt aus ſeinen Aufſätzen in der Sammlung der Calcuttaiſchen Geſellſchaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl Auguſt Schlegel, geſtorben zu Madras den 9. September 1789, in den letzten Jahren ſeines Lebens durch Reiſen und durch Umgang mit den Eingebornen ein Studium des Landes, der Verfaſſung und des indiſchen Geiſtes begonnen hatte, das nur zu früh durch ſeinen Tod unterbrochen ward.

Erſtes Buch.

Von der Sprache.

Erſtes Kapitel.

Von der indiſchen Sprache überhaupt.

Das alte indiſche Sonſkrito, d. h. die gebildete oder vollkommne, auch Gronthon, d. h. die Schrift- oder Bücherſprache, hat die größte Verwandtſchaft mit der römiſchen und griechiſchen, ſo wie mit der germaniſchen und perſiſchen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die ſie mit ihnen gemein hat, ſondern ſie erſtreckt ſich bis auf die innerſte Structur und Grammatik. Die Uebereinſtimmung iſt alſo keine zufällige, die ſich aus Einmiſchung erklären ließe; ſondern eine weſentliche, die auf gemeinſchaftliche Abſtammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt ſich ferner, daß die indiſche Sprache die ältere ſei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armeniſchen, den ſlawiſchen Sprachen und nächſtdem mit der celtiſchen, iſt die Verwandtſchaft des Indiſchen entweder gering, oder ſteht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinſtimmung mit jenen zuvor genannten Sprachen, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu überſehen iſt dieſe, obwohl geringe Verwandtſchaft aber dennoch nicht, da ſie in der Ordnung, wie dieſe Sprachen genannt worden ſind, ſich ſelbſt noch wenigſtens in einigen grammatiſchen Formen kund giebt, in ſolchen Beſtandtheilen, die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, ſondern zur innern Structur derſelben gehören.

In der hebräiſchen Sprache und den verwandten Mundarten dürften ſich, ſo wie in der koptiſchen noch indiſche Wurzeln genug finden. Aber dieß beweiſt keine urſprüngliche Verwandtſchaft, da es Folge bloßer Einmiſchung ſein kann. Die Grammatik jener Sprachen iſt, ſo wie auch die baſkiſche, grundverſchieden von der indiſchen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig beſtimmbare Menge der übrigen nord- und ſüd-aſiatiſchen oder amerikaniſchen Sprachen, hat mit der indiſchen Sprachfamilie durchaus keine weſentliche Verwandtſchaft. In der Grammatik dieſer Sprachen, die von der indiſchen gleichfalls ganz verſchieden iſt, zeigt ſich zwar bei mehren ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber ſind ſie auch unter ſich ſo durchaus verſchieden und ſo ganz abweichend, daß ſich keine Möglichkeit zeigt, ſie auf eine gemeinſchaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieſer Sprachvergleichung für die älteſte Geſchichte vom Urſprunge der Völker und ihren früheſten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenſtand der Unterſuchung ſein. In dieſem erſten Buche begnügen wir uns, jene Sätze ſelbſt, einfache aber viel umfaſſende Reſultate gewiſſenhafter Forſchung zu begründen und deutlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtſchaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtſchaft nicht irgend auf etymologiſchen Künſteleien beruhe, deren man, ehe die rechte Quelle gefunden war, ſo viele erſonnen hat, ſondern daß ſie dem unbefangenen Forſcher als einfache Thatſache ſich darbiete, werden einige Beiſpiele am deutlichſten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Verſetzungsregel der Buchſtaben, ſondern fordern völlige Gleichheit des Worts zum Beweiſe der Abſtammung. Freilich wenn ſich die Mit-

telglieder hiſtoriſch nachweiſen laſſen, ſo mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn ſtatt des lateiniſchen f im Spaniſchen ſo oft h eintritt, das lateiniſche p in der deutſchen Form desſelben Worts ſehr häufig f wird, und c nicht ſelten h, ſo gründet dieß allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz ſo evidente Fälle. Nur muß man, wie geſagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie hiſtoriſch nachweiſen können; nach Grundſätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinſtimmung muß ſchon ſehr groß und einleuchtend ſein, um auch nur geringe Formverſchiedenheiten geſtatten zu dürfen.

Ich führe zunächſt einige indiſche Worte an, welche dem Deutſchen eigenthümlich ſind. Shrityoti — erſchreitet, vinboti — er findet, ſhliß yoti — er umſchließet; Onto — das Ende, Monuſchyo — der Menſch, Shvoſa, Svoſtri — die Schweſter, Rotho — das Rad, Bhruvo — die Brauen der Augen, Torſho — der Durſt, Tandovon — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, ſthiro — unbeweglich, ſtier, Oſhonon — das Eſſen u. ſ. w.

Andre Wurzeln ſtimmen mehr mit der Form der Worte überein, die ſich in den verwandten Mundarten darbietet. Yüyon — ihr, Engliſch you; ſhvopno — der Schlaf, Isländiſch ſveffn; lökote — er ſieht, das altdeutſche lugen. Upo — auf, ſtimmt mit dem Niederdeutſchen überein; desgleichen vetſi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateiniſche videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutſche iſt für die Etymologie überhaupt wichtig, weil ſich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Rokſho und Rakſhoſo — Rieſe, könnte das alte Recke ſein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutſche Wurzeln zum Beiſpiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht ſolche Worte, die das Deutſche mit dem Lateiniſchen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Naſa — die Naſe, miſhroti — er miſcht, Namo, der Nahme; oder insbeſondre mit dem Perſiſchen, wie Tvari —

die Thür در, Bondhon — das Band بند, Ghormo, — warm گرم, Gauh — die Kuh گاو. Noch verweilen wir bei den allen diesen Sprachen gemeinschaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indischen Pita, Mata, Bhrata, Duhita; wobei ich nur bemerke, daß alle diese Worte im Accusativ und einigen andern Casus ein r annehmen, pitoron, den Vater u. s. w. Mehre besonders merkwürdige dieser gemeinschaftlichen Worte werden späterhin vorkommen.

Aus der griechischen Sprache wählen wir vorzüglich nur solche Beispiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbestandtheile der Sprache sind. Osmi, osi, osti — ich bin, du bist, er ist — stimmt ganz mit εσμι, εσσι, εςτι überein, wenn wir in den ersten beiden Fällen für ειμι und εις die ältere Form nehmen. An das o stoße man sich nicht; es ist der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchstabe ist, im Worte selbst nicht geschrieben wird, dem grammatischen Systeme zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herrschenden Aussprache aber meistens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beispiel mag die Aehnlichkeit bestätigen. Dodami, dodasi, dodati — ich gebe, du giebst, er giebt — ganz wie διδαμι u. s. w.; das lange a stimmt indessen mehr zu dem römischen das, dat. — Ma ist eine indische Negation, wie im Griechischen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derselben Bedeutung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derselben Bedeutung präfigirt, wie das griechische δυς, im Persischen دش, wie دشمن — der Uebelgesinnte, der Feind, indisch durmonoh. Die indische Sprache hat mit der griechischen, lateinischen und deutschen nicht nur die Eigenschaft gemein, daß sie der ursprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgesetzte Partikeln die mannichfaltigsten Nebenbestimmungen geben kann, sondern die meisten aller der Partikeln, deren sie sich zu diesem Zwecke bedient, finden sich in den genannten Sprachen wieder. Dem In-

diſchen und Griechiſchen ſind folgende: gemein ſon, genau daſſelbe wie das griechiſche συμ; poti iſt das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet ſich in derſelben Bedeutung auch im Lateiniſchen wie im Griechiſchen; ā hat die Bedeutung des lateiniſchen ad, des Deutſchen an; die verneinende Partikel no ſtimmt mit dem Lateiniſchen und Deutſchen überein; upo iſt das Deutſche auf nach der niederdeutſchen Ausſprache, ut das Deutſche aus nach derſelbigen.

Wie viel Uebereinſtimmung in ſolchen einfachen Grundbeſtandtheilen der Sprache beweiſe, iſt jedem bekannt, der ſich mit Forſchungen der Art beſchäftigt hat. Um ſo mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinſtimmung nur die Wurzel betrifft, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie oſthi — Knochen οστεον; prothomo — der erſte, πρωτος; etoron — ein andres, das andre, ἑτερον; udokon — Waſſer, ὕδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; pihote — er trinkt, πινει; ſevhoti, er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. ſ. w. Maſoh — der Monath, μηις; Chondro, der Mond, heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel iſt, von der maſoh und auch das Perſiſche ماه abzuleiten iſt, wie auch das Deutſche Mond, im Niederdeutſchen Mahn.

Nur aus der römiſchen Sprache, in welcher die Zahl der indiſchen Wurzel vielleicht mit am größten iſt, führen wir einige Beiſpiele der ſonderbaren Gleichheit wegen an. Vohoti — vehit, vomoti — vomit, vortute — vertitur, ſvonoh — sonus, nibhih — nidus, ſorpoh — serpens, navhon — navis, banon — donum, dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua, pobon — pes, pedis; aſhon — das Antlitz, os; hauvonoh — juvenis, mobhhoh — medius, hugon — jugum, von hunkte — jungit, und jungitur; eine ſehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philoſophiſchen Terminologie der Indier

eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner roſoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Perſiſch دندان; ſoroh — series; keſhoh — das Haar, findet ſich noch in caesa-ries, wovon Caesar, ſo viel als crinitus, wohl beſſer abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weiſe; ognih — das Feuer, ignis; potih — der Gebiether oder etwas beſitzend, deſſen mächtig — wird zur Bildung zuſammengeſetzter Worte grade eben ſo gebraucht wie das römiſche potens. Worte, die man für ſchallnachbildend halten dürfte, wie ſhuſhyoti, sagit, mormoroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergehe ich ſo wie viele andre, die bei genauer Unterſuchung wohl nicht zweifelhaft ſcheinen dürften, doch aber nicht ſo unmittelbar einleuchtend ſind als die eben angeführten.

Die indiſchen Worte, welche ſich im Perſiſchen wiederfinden, ſind dem eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache gemäß am ſtärkſten abgekürzt, und nur ſelten ganz unverletzt erhalten, wie rōjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meiſtens weg und wird das zweiſylbige Wort dadurch einſylbig, wie apoh — Waſſer آب, oſpoh — das Roß اسپ, bhiſhmoh oder bhimoh — Schrecken بیم, ſhiroh — das Haupt سر, ſhakhoh — ein Zweig شاخ, kamoh — Begierde کام. Es gehen oft noch weſentlichere Beſtandtheile verloren, wie پ der Fuß — von pobo oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonūh oder tonuh, „ zehn — von doſhoh, سیاه ſchwarz — von ſhyamoh. Aus dem dreiſylbigen pavokoh, der Reiniger, auch ein Beiwort des Feuers, wird das einſylbige پاک, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مهر wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu

Hülfe käme. Wenn man die andern Beiſpiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch دم — der Hauch — noch von dem indiſchen Atmoh, der Geiſt u. ſ. w. komme, was ſich in ατμη und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Perſiſchen wird es daher von großem Nutzen ſein, wenn man auch auf die neuere oft ſchon abgekürzte Form Rückſicht nimmt, welche das alte Samſkritwort im Prakrit oder in den hindoſtaniſchen Mundarten annimmt.

Daß ein ſo überwiegender Hang zum Abkürzen, der ſelbſt die Wurzeln und Stammſylben angreift, ſich dem Onomatopoëtiſchen nähere und den Geiſt der Sprache wieder zu dieſer Stufe hinführe, kann das Perſiſche ſelbſt zum Beiſpiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die mit der indiſchen im nächſten Grade der Verwandtſchaft ſtehen, liebt die ſchallnachbildenden oder doch mit dem Schalle ſpielenden Worte ſo ſehr als dieſe.

Im Lateiniſchen und nächſtdem im Deutſchen und Griechiſchen leiden die indiſchen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indiſche Form die ältere ſei. Aus rōktoh oder rōhttoh kann wohl roth, aus Schleſhmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf ſich leicht abſchleifen und verwiſchen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an ſich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indiſchen Worte, wie in ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel zuſammen. Aus putroh (dem das celtiſche potr am treueſten geblieben iſt) kann eben ſo leicht puer als پسر werden; aus ſvedoh wird Schweiß nach der niederdeutſchen Ausſprache eben ſo gut abgeleitet als sudor; in noroh trifft das perſiſche نر und das griechiſche ανηρ zuſammen; in traſoh — Zittern und Furcht — das griechiſche τρεω, das lateiniſche tremo und das perſiſche ترسیدن; ſamudron — das Meer — vereinigt das Deutſche See und das grie-

chiſche ὑδωρ; Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger iſt es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die ſich in dieſen ſelbſt nicht weiter auflöſen laſſen, aus dem Indiſchen ſich ableiten und nach ihrer Zuſammenſetzung erklären laſſen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indiſchen prahnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches ſelbſt aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und ſechſten Caſus ohnoh, zuſammengeſetzt iſt. Eben ſo monile von moni, Edelſtein. Sponte kömmt mit dem Ablativ ſvante auch in der Bedeutung überein; ſvanton aber iſt zuſammengeſetzt aus der Partikel ſvo und oton — quod ſuum suum in se habet.

Auffallend iſt es, wie groß mannichmahl ſelbſt in einer beſtimmten Flexion die Uebereinſtimmung iſt; ayonton z. B. und euntem, von yati, er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zuſammengeſetzten Worten zutrifft, wie Tvarſthito — der Thürſteher, Ontortvari — die innere Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geſchloſſen hat, daß mehre griechiſche und römiſche Götternahmen, die in dieſen Sprachen ſelbſt keine Ableitung finden, aus dem Indiſchen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Unterſuchung an; wir beſchränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den erſten Blick gewiß iſt, und eine weitere Auseinanderſetzung fordern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehen angeführt werden, daß ſelbſt der Nahme Roma's indiſch ſein dürfte. Zwar biethet ſich das griechiſche ῥωμη dar, das aber auch ziemlich allein ſteht, und welcher Sprache das Wort urſprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geſchlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. ſ. w., ſich im Indiſchen ausbreitet, welche Worte ſämmtlich Freude, beſonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedichte vom

Ramo so oft zu Anklängen und schönen Anspielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und dasselbe indische Wort trifft in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. ist fast ganz wie scindunt; der Infinitiv chettun aber nähert sich eher dem Deutschen scheiden; dem tonu ist tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonōti (dessen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt), stimmt mehr mit dem Deutschen dehnte überein, als mit dem Lateinischen in extendit. Zerstreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden sich im Indischen wie an der Wurzel zusammen; ut, das deutsche aus nach der niederdeutschen Form, ist schon angeführt worden: davon ist der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutsche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomon, das Lateinische ultimum, in der Bedeutung aber wie summum. Alle im Lateinischen, Deutschen, Persischen zerstreute Worte von der Familie mors, mortalis, مرد, مردن, morden, Mord, finden ihren gemeinschaftlichen regelmäßigen Ursprung in der indischen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. s. w. Dasselbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateinischen, griechischen, persischen und deutschen so weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tisthoti — er steht — kömmt am meisten mit dem Griechischen überein; sthanon — der Ort — mit dem persischen ستان; sthiro — unbeweglich — das deutsche stier, ist schon angeführt worden. Auch janami, gigno, γενναω, ist eine sehr fruchtbare Wurzel. Es sind deren zu viel, um sie alle anzuführen.

Als ein besonders lehrreiches Beispiel gemeinschaftlicher Abstammung aus dem Indischen wählen wir einige der vornehmsten Worte, die Geist, Denken, Wissen oder Reden bedeuten. Monoh, monoson ist das lateinische mens; das Zeitwort monyote — er denkt — finden wir in dem deutschen meinet. Motih ist das griechische μητις. Eine andre mit dieser und

mit dem deutſchen Muth verwandte Form liegt wohl in Amō-doh — Vergnügen, Anmuth — zum Grunde; denn das a iſt auch in dem indiſchen Amōdo (dem vielleicht auch das perſiſche امید — Hoffnung, verwandt iſt) nur Präpoſition; von eben der Wurzel wäre dann unmadoh, wo un die nach dem Geſetze der Euphonie veränderte Präpoſition ut iſt; unmadoh — raſend, wörtlich ſo viel als exmens, was in dem Engliſchen mad noch verſtümmelt übrig ſein könnte. Atmoh, was ipse und spiritus bedeutet, im Griechiſchen und Deutſchen ατμη und Athem, iſt ſchon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutſche Wiſſen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form iſt das lateiniſche video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wiſſen, Erkennen und Verſtehen bedeutet, das perſiſche شنیدن, شنودن, شناختن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhī, wovon dhīyote, das deutſche dichtet in der urſprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyayo, dhyayoti u. ſ. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakyon abgeleitet werden; beide Formen ſind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieſes letzte im Deutſchen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, giyote, er ſingt; im Perſiſchen خواندن ſingen und leſen.

Die indiſchen Pronomina ſtimmen am meiſten mit dem römiſchen überein. Zwar tvon, Du — iſt allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ohon, ich — hingegen verſchieden und höchſtens nur in dem celtiſchen on noch ſichtbar; der Dativ moya, mir — iſt dem griechiſchen μοι am nächſten; das me, was ſtatt man — mich, und auch im vierten und ſechſten Caſus gebraucht wird, dem Griechiſchen mit dem Römiſchen gemein. Von der Wurzel ſvo aber (wovon suus, a, um und ſein), die als Partikel oft präfigirt wird, um Beziehung auf ſich ſelbſt oder Kraft durch ſich ſelbſt zu bezeichnen, kommen auch Caſus vor, die ganz den Römiſchen gleich ſind, wie ſvon — suum, ſvan — suam

u. ſ. w. Das Pronomen eſchoh, eſcha, etot iſt wohl die gemeinſchaftliche Wurzel von is, ea, id und iste, ista, istud, da es in den abgeleiteten Caſus auch der beiden erſten Geſchlechter meiſtens ein t annimmt; dahin gehört auch das zurückweiſende iti, was bald dem id, bald dem ita entſpricht. Koh (in der Conſtruction meiſtens kos), ka, kon entſpricht noch dem qui, quae, quod ſelbſt in einigen abgeleiteten Caſus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Perſiſche كه iſt eben daher. Dagegen entſpricht das ſchon angeführte yüyon dem Deutſchen in der engliſchen Form you; das Pronomen ſoh findet ſich im Hebräiſchen und Arabiſchen, und auch im Altdeutſchen; der Accuſativ ton iſt noch ganz das griechiſche τον, deutſch den der Genitiv toſyo das deutſche deſſen, der Pluralis te das deutſche die; tot, da der kurze Vokal eben ſowohl a als o ſein kann, entſpricht dem deutſchen das, niederdeutſch dat. Da oyom in den meiſten Caſus ein i annimmt, worin das y ſehr oft regelmäßig übergeht, ſo könnte das perſiſche این davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehreres andre ließe ſich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tauſend — eko, poncho, fhoto, ſohosro — ſtimmen mit dem perſiſchen هزار, یک, پنج, صد — überein. Die übrigen erſten — chotur — vier, im Slawiſchen chetyr, ausgenommen — ſind genau wie in unſern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahl-Adjektive; tvitiyoh, — tritiyoh — der zweite und der dritte — entſpricht am meiſten dem Deutſchen; ſoptomoh (die Aſpiration am Ende wird in der Conſtruction oft in ein s verwandelt, dann alſo ſoptomos) ſoptoma, ſoptomon ſtimmt auf das genaueſte mit dem römiſchen septimus, a, um überein; desgleichen duaboſho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur ſolche Fälle angeführt, wo die Uebereinſtimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar ſicht-

bar ist. Wollten wir auf die Untersuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtschaft auch sicher genug ist, aber nur mehr Analyse erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und مه, oder volo, valo was Kraft bedeutet, in validus sichtbar; tomo — finster, mit dämmern, lōhitoh, roth und brennend mit dem deutschen Lohe, chestote — er sucht, begehrt — mit quaesitus und خواهیدن verwandt ist; oder an verschiedene Biegungen einer Wurzel gocho, goto, gomo, gamino sich viele abgeleitete, wie gehen, going, kommen, caminus anreihen; — so würden wir statt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müssen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch solcher Beispiele enthalten, wo das Wort selbst zwar dasselbe geblieben ist, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie vījon — der Saame, in vis; guno, die Eigenschaft, verschiedene Art und Weise, in گون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن dasselbe Wort seien, obgleich das erste active, das zweite passive Bedeutung hat? دیو ist unstreitig devo, lateinisch divus und deus; obgleich دیو von bösen, devo immer nur von guten Geistern gebraucht wird. In modhuroh — in der Construction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indische Wort süß bedeutet; das Substantiv modhu, Honig, ist das deutsche Meth. Eben so lōkoh, die Welt, der Weltraum — locus; vesthitoh, bedeckt — vestitus; mordjharo, die Katze, das deutsche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf; مرغ — der Vogel würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und besonders das Reh — zusammen zu stellen, wenn nicht die indische Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein schnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in

den indiſchen Schriften ſo häufig für Buße gebraucht, daß man die urſprüngliche Bedeutung Hitze faſt darüber vergißt, die dem römiſchen tepeo allein geblieben iſt; obwohl auch die indiſche Wurzel ſie noch beibehalten hat, ſelbſt in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechiſche θαλπειν. Auf dieſe Weiſe treten oft ſehr entfernte Bedeutungen und Worte zuſammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das perſiſche بو — Wohlgeruch, Duft — zunächſt wohl von Blumen, nach بوستان — der Garten, zu urtheilen — von dem indiſchen puſhpo — Blume, abzuleiten ſein, womit noch verwandt das deutſche Buſch. Vieler andern Beiſpiele nicht zu erwähnen, die manche Aufſchlüſſe geben und manche Bemerkung veranlaſſen würden, über die Art, wie, und die Geſetze, nach welchen die Bedeutung der Worte ſich zu verändern pflegt.

Drittes Kapitel.

Von der grammatiſchen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht dieſen ganzen Beweis umkehren und ſagen: die Verwandtſchaft iſt auffallend genug und mag zum Theil gegründet ſein; woraus folgt aber, daß die indiſche unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinſchaftlicher Urſprung ſei? Kann ſie nicht eben ſo gut erſt durch Miſchung der andern entſtanden ſein, oder doch dadurch dieſe Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem ſchon angeführten und auch manche andre Wahrſcheinlichkeit dagegen ſpricht, ſo werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entſcheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypotheſe, welche, was ſich in Indien Griechiſches findet, von den Seleuciden in Bactrien herleiten zu können meint, nicht viel

glücklicher ſein als die, welche die ägyptiſchen Pyramiden für natürliche Kriſtalliſationen ausgeben wollte.

Jener entſcheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, iſt die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufſchlüſſe über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weiſe geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeſchichte Licht verbreitet hat.

Wir ſondern von den verwandten Sprachen zuerſt die perſiſche ab, deren Grammatik, welche von der arabiſchen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker ſogar die perſönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indiſchen und den übrigen ungleich weniger übereinſtimmt, als ſelbſt jetzt noch die deutſche, der griechiſchen und römiſchen zu geſchweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zuſammen, ſo ſind ſie allerdings von Gewicht.

Die Declination bietet am wenigſten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den Comparativ ز, wie im Griechiſchen und Indiſchen taro, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutſchen und Indiſchen, z. B. Manovokoh, Diminutiv von manovoh, der Mann; ترک,—das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der erſten Perſon iſt m, was ſelbſt im Lateiniſchen verloren iſt, im Indiſchen und Griechiſchen vollſtändiger mi lautet; von dem ſi der zweiten Perſon im Indiſchen and Griechiſchen iſt nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Perſon iſt t oder d, im Pluralis nd, wie im Lateiniſchen und Deutſchen; im Griechiſchen vollſtändiger ti und nti nach der ältern Form. Das perſiſche Particípium praeſens und activum auf ndeh iſt wie das deutſche in nd, alt nde; das Particípium praeteritum und paſſivum in deh mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, ſtimmt mit dem lateiniſchen in tus, a, um und mit der altdeutſchen Form im Gothiſchen überein; dergleichen ſich auch unter den indiſchen Verbalibus finden, wie kritoh.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen کار, وار, und دار, die an zusammengesetzten Adjectiven einen, der auf gewisse Weise handelt und etwas macht, oder geartet ist oder etwas besitzt, bezeichnen, den indischen karo und koro, voro und dhoro entsprechen; desgleichen die Endung مان dem indischen Particip auf mano. Die verneinenden Partikeln نه, نی und ما sind die indischen no, ni und ma; die Partikel بی, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indische vi; ferner اندر und اندرون innen, wie das indische ontor und ontoron, und das schon angeführte Pronomen که, indisch koh.

Vorzüglich aber die Hülfsverba است — osti بود — gewesen, von bhovoti — er ist, im Prakrit — bhōdi, im Praeterito des Samskrit obhūt. کردن — thun, machen — indisch korttun, ist, eben wie dieses in den neu indischen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Persischen; an einige Biegungen der indischen Wurzel kri, wie kriyan, kryote schließt sich noch das lateinische creare an.

Es wäre zu wünschen, daß jemand, der mit allen Hülfsmitteln dazu versehen wäre, Untersuchungen darüber anstellte, wie die persische Grammatik ehedem beschaffen gewesen, ob sie sich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einst der indischen und griechischen noch ähnlicher war, als sie es jetzt ist. Dieß würde mehr Aufschluß und Bestätigung geben, als eine noch so große Anzahl übereinstimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß das Studium dieser schönen Sprache auch in Deutschland allgemeiner würde. Für Poesie dürfte außer der Griechischen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft

*) Die Pariser Bibliothek ist nicht nur sehr reich an persischen Manuskripten, sondern besitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteste Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem besonders feinen und geübten Gefühle für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der persischen Dichtersprache verbindet.

bemerkte Verwandtſchaft des Perſiſchen mit dem Deutſchen iſt außerdem ſo groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der älteſten germaniſchen Geſchichte mehr erklärt würde. Wer das Perſiſche zu ſeinem Hauptſtudium erwählen will, ſollte ſich auch die ſlawiſchen Sprachen zu eigen zu machen ſuchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über Manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perſer und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da ſteht.

In der deutſchen Grammatik finden ſich außer denen, die ſie mit der perſiſchen gemein hat, noch mehre andre Uebereinſtimmungen mit der griechiſchen und indiſchen. Im Deutſchen wie im Indiſchen durchgängig iſt n Kennzeichen des Accuſativs, s des Genitivs. Die Endſylbe t v o n bildet im Indiſchen die Subſtantiva der Beſchaffenheit, grade ſo wie das Deutſche t h u m gebraucht wird. Der Conjunctiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten Grammatik folgen. Eben ſo übereinſtimmend iſt die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutſchen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, ſo iſt dieß freilich eine beſondre Eigenthümlichkeit, eben ſo wie das b im römiſchen Imperfectum; das Princip aber iſt immer noch dasſelbe, daß nähmlich die Nebenbeſtimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältniſſen nicht durch beſondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geſchieht, ſondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothiſchen und Angelſächſiſchen für den deutſchen, des Isländiſchen für den ſkandinaviſchen Zweig unſrer Sprache; ſo finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechiſchen und Indiſchen, einen Dualis, genauere Geſchlechts- und Verhältniß-Beſtimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verloren, ſondern auch viele andre Flexionen, die jetzt ſchon etwas abgeſtumpft und weniger kenntlich ſind; die dritte

Perſon im Singularis und Pluralis der Zeitwörter zum Beiſpiel, zeigen ſich wieder vollſtändig und in vollkommner Uebereinſtimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieſer alten Denkmahle der germaniſchen Sprache nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben, daß ſie ehedem eine ganz ähnliche grammatiſche Structur hatte, wie das Griechiſche und Römiſche.

Noch jetzt ſind ſehr viele Spuren dieſer ältern Sprachform im Deutſchen, im eigentlichen Deutſchen mehr, als im Engliſchen und in den ſkandinaviſchen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpoſitionen zu bilden, herrſchend iſt, ſo darf uns dieß um ſo weniger irre machen, da auch die ſämmtlichen aus dem Lateiniſchen abſtammenden romaniſchen Sprachen, wie nicht minder alle hindoſtaniſche Mundarten, wie ſie jetzt noch geſprochen werden, die ſich zum Samſkrit etwa eben ſo verhalten, wie jene zum Lateiniſchen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äußern Urſache, um dieſe überall gleichförmig ſich zeigende Erſcheinung zu erklären. Die kunſtreiche Structur geht durch die Abſchleifung des gemeinen Gebrauchs beſonders in einer Zeit der Verwilderung gern verloren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmahl; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpoſitionen iſt in der That die kürzeſte und bequemſte, gleichſam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauche; ja man könnte es faſt als eine allgemeine Regel aufſtellen, daß eine Sprache um ſo leichter zu erlernen ſei, je mehr ihre Structur ſich ſchon vereinfacht und dieſer Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechiſchen und römiſchen Grammatik ſtimmt die indiſche ſo ſehr überein, daß ſie weder von der einen noch von der andern mehr verſchieden iſt, als dieſe beiden es unter ſich ſind. Das Weſentliche iſt die Gleichheit des Princips, alle Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, ſondern durch Flexion, d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch er-

ſtreckt ſich zur mehreren Beſtätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleichheit mancher Biegungsſylben oder Buchſtaben. Das Futurum wird durch ein ſ gebildet wie im Griechiſchen; korōmi — ich thue, koriſhyami — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgeſetzten kurzen Vokal und die Endung on; bhovami — ich bin, obhovon — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geſchlechtsbiegung der Adjectiven mit den römiſchen, des indiſchen Comparativs mit dem griechiſchen, und der Perſonal-Endungen des Zeitworts mit den griechiſchen iſt ſchon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieſes ſtimmt auch darin mit dem griechiſchen überein, daß es die erſte Perſon nicht in mi oder on, wie die andern Tempora, noch die dritte Perſon in t oder ti, ſondern beide mit einem Vokal endet; chokaro — ich habe und er hat gethan, vobhuvo — ich bin geweſen und er iſt geweſen. Solche Uebereinſtimmungen bis in die feinſten Einzelnheiten der Structur ſind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Perſon des Imperativs iſt otu, im Pluralis ontu; die Endung des erſten Particips im männlichen Geſchlechte on. Doch es wäre überflüßig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne ſo auffallend übereinſtimmend gefunden ward, daß es faſt allein entſcheiden könnte.

Der lateiniſche Infinitiv könnte mit ſeiner Endung in re eine große Abweichung ſcheinen; und allerdings iſt dieß eine eigenthümliche Beſonderheit des Römiſchen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigſten Redetheile abgeht. Da indeſſen der indiſche Infinitiv auf tun eben ſo oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römiſchen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entſpricht, ſo zeigt ſich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entſpricht der fünfte Caſus in at dem lateiniſchen Ablativ in ate, der ſiebente Caſus des Pluralis in eſhu, iſhu u. ſ. w. dem griechiſchen σσι und οισι — der vierte und fünfte Caſus in bhyoh, was in der Conſtruction

oft bhyos wird, mit vorhergehenden langem Vokal, dem lateinischen Dativ und Ablativ in bus. Den indischen Dativ des Singularis in ayo könnte man mit dem alten römischen in ai vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechischen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder besondern Nebenbestimmungen der Grundregel stimmt die indische Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accusativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Casus, die in den andern Zahlen unterschieden werden, nur eine und dieselbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinstimmungen vorgekommen ist, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht sein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinstimmung im Wesentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verschiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptsächlich besteht aber der Unterschied doch darin, daß die indische Grammatik in derselben Art, wie die griechische und römische, noch regelmäßiger, demselben Gesetze der Structur, wenn ich so sagen darf, noch treuer und eben dadurch zugleich einfacher und kunstreicher ist als diese. Die griechische und römische Sprache declinirt, d. h. sie bestimmt die Verhältnisse des Substantivs nicht durch angehängte oder vorgesetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geschieht. Doch ist auch ihre Declination nicht vollständig genug, um der Beihülfe der Präpositionen ganz entbehren zu können. Die indische Declination bedarf derselben niemahls; für die Verschiedenheiten, welche durch die Präpositionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateinischen Ablativ so oft erst näher bestimmen müssen, hat sie eigne Casus. Ob man sagen dürfe, daß die indische Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber ist es, daß dieß in gar keinem Verhältnisse, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechischen und römischen Zeitwörter steht. Die Conjugation selbst ist regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erste Person

und ſteht in der Reihe der übrigen vollſtändigen Arten; auch iſt die zweite Perſon des Imperativs nie ſo abgekürzt und verſtümmelt, wie es im Perſiſchen immer, in den andern verwandten Sprachen doch ſehr häufig der Fall iſt. Die Art, aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder deſideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verurſachen und durch einen andern bewirken, iſt durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitworte ſammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollſtändigeres Ganzes. Faſt alle indiſchen Adjectiva ſind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitworte abgeleitet, ſo wie faſt alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt ſich keine wohl ſo ganz aus ſich ſelbſt erklären als die indiſche.

Obwohl es zu viel geſagt ſein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß ſich das Griechiſche und Römiſche in Rückſicht der Grammatik zum Indiſchen wieder verhalte, wie die romaniſchen Sprachen zur lateiniſchen; ſo iſt es doch unläugbar wahr, daß ſie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpoſitionen und durch die ſchwankendere Unregelmäßigkeit ſchon den Uebergang zu der modernen Grammatik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indiſchen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums iſt. Wichtig iſt auch folgender Unterſchied. Im Griechiſchen kann man noch wenigſtens einen Anſchein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungsſylben aus in das Wort verſchmolznen Partikeln und Hülfsworten urſprünglich entſtanden, obwohl man dieſe Hypotheſe nicht würde durchführen können, ohne faſt alle jene etymologiſchen Künſte und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderſt allen ohne Ausnahme den Abſchied geben ſollte, wenn man die Sprache und ihre Entſtehung wiſſenſchaftlich, d. h. durchaus hiſtoriſch betrachten will; und kaum möchte ſich's auch dann noch durchführen laſſen. Beim Indiſchen aber verſchwindet vollends der letzte Schein einer ſolchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organiſch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen

seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Partikeln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. / Daß eine so kunstreiche Grammatik dennoch sehr einfach sein könne, zeigt das Beispiel der indischen selbst am besten. Es wird auch nichts dazu vorausgesetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Ursprung der Sprache auf eine deutliche und verständliche Art zu erklären; ein sehr feines Gefühl nähmlich für den unterscheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die ursprüngliche Naturbedeutung, wenn ich so sagen darf, der Buchstaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwischt, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgestumpft worden ist, kaum mehr in seiner ganzen Regsamkeit und Lebendigkeit vorstellen können, was aber doch wohl vorhanden gewesen sein muß, weil ohne dasselbe keine Sprache, wenigstens keine solche, hätte entstehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache selbst zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphische nach äußern Naturgegenständen mahlende oder bildernde, sondern eine solche, welche den innern Charakter der Buchstaben, wie er so deutlich gefühlt ward, nun auch in sichtlichen Umrissen hinstellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Wesen dieses in dem Indischen und allem, was aus ihm abgeleitet ist, herrschenden Sprachprincips wird durch den Gegensatz am besten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieser Grammatik, deren kunstreiche Einfachheit wir am Indischen und Griechischen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerksam zu ma-

chen ſuchten. In vielen andern und zwar in den meiſten Sprachen finden wir die Merkmahle und Geſetze einer ganz von jener verſchiedenen, ja ihr durchaus entgegengeſetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbeſtimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmahl durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was ſchon an und für ſich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und dieſe beiden einfachſten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle ſind bei näherer Anſicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieſer Gegenſatz auch das ganze in Rückſicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbeſtimmbare Gebieth der Sprache umfaßt und völlig erſchöpft.

Ein merkwürdiges Beiſpiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch dieſe andeuten, durch eigne ſchon für ſich bedeutende Wörter verrichtet wird, biethet das Chineſiſche dar; eine Sprache, die mit ihrer ſonderbaren Einſylbigkeit, wegen dieſer Conſequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verſtändniß der ganzen Sprachwelt ſehr lehrreich iſt. In gleicher Rückſicht könnte auch noch die malayſche Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteriſtik dieſer ganzen Gattung ſind die eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerikaniſchen Sprachen. *) Denn trotz der zahlloſen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verſchiedenheit derſelben in Rückſicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerſchaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit ſich zeigt, folgen ſie doch alle, ſo weit ſie bis

*) Dem berühmten Herrn Alexander v. Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikaniſcher Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geſchöpft ſind. Außer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikaniſchen und der in Peru und im Reiche Quito herrſchenden Quichua-Sprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi-, Cora-, Huaſteca-, Moſca-, Mixteca- und Totonaca-Sprache mitgetheilt.

jetzt bekannt sind, einem und demselben Gesetze des Sprachbaues, alle Bezeichnung der Verhältnisse geschieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar schon mit dem Wurzelworte selbst zusammenwachsen, aber doch auch durchgängig noch für sich und einzeln dieselbe Bedeutung haben, welche sie dem Wurzelworte, an das sie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikanischen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und sind wie alle Sprachen dieser Gattung sehr reich an Pronominal-Beziehungen durch Suffixa und an den daher entstehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baskische *) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfs-Verbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieser Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelworte hinten angehängt werden, wie im Baskischen und in der Declination der amerikanischen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptischen, ob bald das eine, bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruanischen, mexikanischen und andrer amerikanischen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte selbst eingeflochten werden, wovon man besonders in einigen amerikanischen Sprachen sehr merkwürdige Beispiele findet, ist im Grunde für die Hauptsache einerlei; genug es ist eine Grammatik durch Anfügung von außen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptworte zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das Gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden ha-

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt ist vielleicht bald eine reichhaltigere und besonders eine genauer bestimmte und deutlichere Darstellung dieser merkwürdigen Sprache zu erwarten.

be, wo ſich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr ſo deutlich unterſcheiden läßt; kann wenigſtens ſicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieſer Hauptgattung gehöre, wenn ſie gleich im Einzelnen durch Miſchung oder kunſtreiche Ausbildung zum Theil ſchon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieſer Grammatik folgen, wäre alſo dieſer. Im Chineſiſchen ſind die Partikeln, welche die Nebenbeſtimmung der Bedeutung bezeichnen, für ſich beſtehende von der Wurzel ganz unabhängige einſylbige Worte. Die Sprache dieſer ſonſt ſo verfeinerten Nation ſtünde alſo grade auf der unterſten Stufe; vielleicht, weil eben durch das ſo äußerſt künſtliche Schriftſyſtem die Kindheit derſelben zu frühe fixirt worden. In der baſkiſchen und koptiſchen, ſo wie in den amerikaniſchen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die faſt überall noch leicht zu unterſcheiden ſind, und zum Theil auch noch für ſich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln ſchon an, mit dem Worte ſelbſt zu verſchmelzen und zu coaleſciren. Noch mehr iſt dieß der Fall im Arabiſchen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem größern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieſer Gattung gehören, während doch manches Andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da ſich ſogar ſchon eine einzelne Uebereinſtimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtiſchen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im größern Theile die neuere Weiſe, durch Hülfs-Verba zu conjugiren, durch Präpoſitionen zu declíniren, die herrſchende iſt.

Die große Menge der amerikaniſchen Sprachen, worüber, ſo wie über die gänzliche Verſchiedenheit derſelben in Braſilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und ſelbſt im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig anſehen. Die Erſcheinung iſt zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entſtehung bei noch ſo großer Verſchiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieſer Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indi-

ſchen oder griechiſchen Sprache iſt jede Wurzel wahrhaft das, was der Nahme ſagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet werden, ſo iſt der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbeſtimmbare ſich ausbreiten, und iſt oftmahls in der That bewunderungswürdig reich. Alles aber, was auf dieſe Weiſe aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge ſeiner Verwandtſchaft, hängt zuſammen, und ſo trägt und erhält ſich's gegenſeitig. Daher der Reichthum einestheils, und dann die Beſtandheit und Dauerhaftigkeit dieſer Sprachen, von denen man wohl ſagen kann, daß ſie organiſch entſtanden ſeien, und ein organiſches Gewebe bilden; ſo daß man nach Jahrtauſenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt ſind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der ſich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeſchlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Urſprunge der erſten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die ſtatt der Flexion nur Affixa haben, ſind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, ſondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zuſammenführen kann; der Zuſammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechaniſcher durch äußere Anfügung. Es fehlt dieſen Sprachen im erſten Urſprunge an einem Keime lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künſtlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch ſo ſehr geſteigert, ſo wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der ſcheinbare Reichthum iſt im Grunde Armuth, und es ſind dieſe Sprachen, ſie mögen roh oder gebildet ſein, immer ſchwer, leicht verworren, und oft noch beſonders ausgezeichnet durch einen eigenſinnig willkührlichen, ſubjectiv ſonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikaniſchen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen ſein, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinſchaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieſes ſei. Wir müſſen uns

damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach, in eine gemeinschaftliche Quelle zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt sich nicht auf Einheit zurückführen welches zu bestätigen, außer der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beispiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nord-Asien finden wir vier ganz verschiedene Sprachfamilien, des tatarischen, finnischen, mogolischen und tungusischen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt außerdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmahl eine ganz schickliche Stelle in jener Eintheilung zu bestimmen wissen. Dazu kommt nun noch die tangutische oder thibetanische, die cingalesische, die japanische Sprache, und was nach Abzug der indischen und arabischen Einmischung im Malayischen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inseln zwischen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverschiedene Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der östlichen Halbinsel Indiens zählt Symes sechs verschiedne Sprachen, wovon mehre selbst in den Zahlworten, diesem so wichtigen Grundbestandtheile, ganz verschieden sind; die Burma-Sprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptsächlichste die von Ava ist, schließt sich durch ihre Einsylbigkeit an das Chinesische an; verwandt mit dieser ist die Sprache Kolaun zwischen Bengalen, Arakan und Burma, so wie einige Dialecte in Pegu; die Pegu-Sprache selbst ist aber nach Symes noch ganz verschieden, so wie die im Lande Meckley, südlich von Asam, und die Sprache in Siam, von der die der südlichen Cingalesen abgeleitet sein soll. Es bleibt also, ungeachtet einiger Verwandtschaft, immer eine für eine solche Völkerzahl sehr große Verschiedenheit übrig. Wenn man nun erst das Koptische, Baskische, den nicht lateinischen Theil des Walachischen und Arnautischen und so manche andre merkwürdige Sprachreste im westlichen Mittel-Asien, am Kaukasus und in Europa, die ganz einzeln stehen, hinzunehmen wollte, so wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müssen, alle diese Sprachen auf eine gemeinschaftliche

Urſprache zurückführen zu wollen. Abermahls alſo ein groſſer Hauptunterſchied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affixa giebt es ſehr viele unter ſich ganz verſchiedne; die Sprachen durch Flexion zeigen um ſo mehr innere Verwandtſchaft und gegenſeitigen Zuſammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geſchichte ihrer Bildung hinauf ſteigt.

Man würde mich indeſſen ganz mißverſtehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausſchließend erheben, die andre unbedingt herabſetzen. Die Welt der Sprache iſt zu umfaſſend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß ſich die Sache ſo einfach durch einen ſchneidenden Richterſpruch ausmachen ließe. Wer wird die hohe Kunſt, die Würde und erhabne Kraft der arabiſchen und hebräiſchen Sprache läugnen können? Sie ſtehen wohl unſtreitig auf dem höchſten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der ſie übrigens nicht ſo ausſchließend angehören, daß ſie ſich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern ſollten. Daß aber dieſe Kunſt ihnen ſpäter, ja zum Theil gewaltſam, auf den alten rohen Stamm angebildet ſein möge, haben die vertrauteſten Kenner dieſer Sprachen oft geäußert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Structur herrſcht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Unterſuchung wohl zugeben; wie ſehr aber auch die ſchönſte Sprache entarten könne, das erfahren wir an unſrer eignen, von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrloſten Mundarten oder bei ſchlechten Schriftſtellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beiſpiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatiſchen Kunſt und Ausbildung iſt in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa iſt im Anfange ganz kunſtlos, wird aber immer künſtlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptworte zuſammenſchmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunſt der Structur, durch den Hang ſich's zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verloren, wie wir es ſehen, wenn wir manche deutſche, romaniſche und jetzige indiſche Mundarten mit der ältern Form, aus der ſie abſtammen, vergleichen.

Daß die amerikaniſchen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe ſtehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende Mangel mancher weſentlichen Buchſtaben, wie des b, d, f, g, r, ſ, j, v als Conſonanten, im Mexikaniſchen; des b, d, e, f, k und x, in der Oquichua-Sprache, wo auch das o faſt gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, ſ, in der Othomi-; des b, f, g, i, l, ſ, in der Cora-; des b, d, f, r, in der Totonaca-; des b, p, f, r, in der Mixteca-; des f, r, ſ, k, in der Huaſteca-Sprache. Zwar kann bei einigen dieſer Buchſtaben der weiche Conſonant durch den harten erſetzt werden; oder es ſchien den ſpaniſchen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an ſich nicht iſt. Was ſoll man aber ſagen, wo ſo weſentliche und unerſetzliche Conſonanten fehlen, wie r, l, ſ, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigenſinnige Vorliebe für gewiſſe zuſammengeſetzte Laute, wie tl im Mexikaniſchen. Die außerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der großen Menge von Partikeln entſteht, beſonders an Zeitwörtern, um die verſchiedenen Perſonal-Beziehungen, oder den bloßen Anfang, Wunſch oder die dauernde Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenſeitigkeit oder häufige Wiederhohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher beſtätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verſchiednen amerikaniſchen Sprachen gemein iſt. So giebt es in ſehr vielen kein Genus, keinen Caſus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, deſſen Stelle im Mexikaniſchen und Peruaniſchen das Futurum mit dem Zeitworte ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv iſt wie in der Oquichua-Sprache mit dem Genitiv des Subſtantivs eins, ſo daß Runap, von Runa, der Menſch, zugleich des Menſchen und menſchlich bedeutet.

Aber manche dieſer Sprachen ſind demungeachtet gewiß nicht nur ſehr kraft- und ausdrucksvoll, ſondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunſtreich. Dieß mag beſonders mit der Oquichua- oder peruaniſchen Sprache der Fall ſein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und ſchon größere Allgemeinheit bewogen, ſie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu

machen, wie ſie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben ſollen. Im peruaniſchen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl ſparſam, doch einige indiſche Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indiſch vipulo; acini, lachen, indiſch hoſono u. ſ. w.; am merkwürdigſten iſt Inti, die Sonne, indiſch Indro. Iſt die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, ſo haben ſich jene Wurzeln vielleicht aus dieſer in die gemeine Sprache verloren; da es ohnehin aus den chineſiſchen Geſchichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruaniſchen Reichs und der peruaniſchen Bildung oſtwärts von China oder den indiſchen Inſeln hergekommen ſeien.

Fünftes Kapitel.

Vom Urſprunge der Sprachen.

Es würden die Hypotheſen über den Urſprung der Sprache entweder ganz weggefallen ſein, oder doch eine ganz andre Geſtalt gewonnen haben, wenn man ſie, ſtatt ſich willkührlicher Dichtung zu überlaſſen, auf hiſtoriſche Forſchung gegründet hätte. Beſonders aber iſt es eine ganz willkührliche und irrige Vorausſetzung, daß Sprache und Geiſtesentwicklung überall auf gleiche Weiſe angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit iſt im Gegentheile auch in dieſer Rückſicht ſo groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als beſtätigendes Beiſpiel faſt für jede bis jetzt erſonnene Hypotheſe über den Urſprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beiſpiel das Wörterbuch der Mantchou-Sprache durch, und man wird erſtaunen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtiſchen Worten, da wirklich ein großer Theil der geſammten Sprache aus ſolchen beſteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigſten

Hauptsprachen, wären noch viele andre Sprachen eben so beschaffen, so würde man der Meinung, welche alle Sprachen aus diesem Princip entstehen läßt, den Vorzug geben müssen. Aus diesem Beispiele kann man aber auch sehen, welche Gestalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf diesem Wege entstanden sein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Ansehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben. Im Deutschen ist die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoëtischen Wörter zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beispiele, aber doch noch sehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Persischen, welches man aus der Einmischung tatarischer, slawischer und andrer nordischen Sprachen erklären mag; im Griechischen und noch mehr im Römischen werden ihrer immer weniger, und im Indischen verschwinden sie so durchaus, daß selbst die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie sind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie ist das Indische, oder falls auch dieses zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form ist, wie ist diejenige Sprache entstanden, welche, wo nicht für alle andre, doch für diese Familie die Ursprache und der gemeinschaftliche Quell war? — Einiges wenigstens läßt sich auf diese wichtige Frage mit Gewißheit antworten; sie ist nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen entstanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf, daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß, wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit statt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß

einer ſolchen iſt dieſe Sprache, die ſelbſt in ihren erſten und einfachſten Beſtandtheilen die höchſten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichſam den ganzen Grundriß des Bewußtſeins nicht bildlich, ſondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Menſch in ſeinem Urſprunge zu dieſer bewunderungswürdigen Gabe lichter Beſonnenheit gelangt ſei, und wenn dieß nicht allmählig, ſondern mit einemmahle geſchah, ob es allein aus dem, was wir jetzt ſeine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigſtens zum weitern Nachdenken Veranlaſſung geben, wenn es die Denkart, welche wir, ſo weit hiſtoriſche Forſchung reicht, als die älteſte finden, darlegt, um zu erwägen, ob ſich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Erſten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber iſt durchaus überflüßig, ſie anders als ganz natürlich erklären zu wollen; wenigſtens liegt in ihr ſelbſt gar kein Grund zur Vorausſetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Urſprung der Sprachen ſtreiten wir, ſondern nur gegen die urſprüngliche Gleichheit derſelben, da man behauptet, ſie ſeien anfangs alle gleich wild und roh geweſen; eine Behauptung, die durch ſo viele der angeführten Thatſachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Menſch alſo zu jener Beſonnenheit kam, das iſt eine andre Frage; mit derſelben aber, mit dem tiefen Gefühle und der Geiſtesklarheit, die wir darunter verſtehen, iſt auch die Sprache gegeben; und zwar eine ſo ſchöne, kunſtreiche Sprache als die, von der hier die Rede iſt. Mit dem hellen Blicke für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühle für den urſprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Menſch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine, bildende Sinn gegeben, der Buchſtaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, beſtimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun durch innere Kraft weiter fortwuchs und ſich bildete. Und ſo entſtand dieſes ſchöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunſtvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die

Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demſelben tiefen Gefühle und hellen Sinne hervor. Ja auch die älteſte Schrift war zugleich mit entſtanden, die noch nicht ſinnbilderte, wie es ſpäter beim Unterrichte wilder Völker geſchah, ſondern aus Zeichen beſtand, die dem Weſen der einfachen Sprachbeſtandtheile nach, dem Gefühle der damahligen Menſchen wirklich entſprachen.

In welchem Zuſtande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Urſprungs an ſich tragen, ſich befinden möchten, wenn ſie der hülfreichen Einmiſchung jener ſchon urſprünglich ſchönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu unterſuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verſchieden ausfallen, und eine ganz andre Geſtalt annehmen mußte, je nachdem der Menſch im Lichte der Beſonnenheit einfach aber ſelig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anſchauung der künſtlicheren Ausbildung ſeiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zuſtande begann, der wirklich an thieriſche Dumpfheit gränzte. Mehre der andern Sprachen ſcheinen in der That nicht als ein organiſches Kunſtgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, ſondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallſpielen, dem bloßen Geſchrei des Gefühls, und endlich den endeiktiſchen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweiſung und Verdeutlichung entſtanden zu ſein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverſtändniß und willkührliche Beſtimmung hinzukam.

Daß die indiſche Sprache älter ſei als die griechiſche und römiſche, geſchweige denn die deutſche und perſiſche, ſcheint aus allem Angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältniſſe, als die älteſte der abgeleiteten, ſie aber eigentlich zu der gemeinſchaftlichen Urſprache ſtehe; darüber wird ſich vielleicht dann etwas Näheres beſtimmen laſſen, wenn wir die Veda's in echter Geſtalt ſammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verſchiedenheit der Sprache in den Veda's ſelbſt vom Samſkrit ſchon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Rama, der als Er-

oberer über wilde Stämme im Süden dargeſtellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indiſche Sprache auch ſchon in der früheſten Zeit beträchtliche fremdartige Einmiſchung von einverleibten Völkerſchaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indiſcher Bildung und Sage iſt in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylon finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingaleſen, der ehedem vielleicht ſich weiter erſtrecken konnte. Doch ſpricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indiſchen Sprache dafür, daß die Einmiſchung wohl nicht ſo verſchiedenartig und gewaltſam ſein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfaſſung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langſamer verändert worden, als die andrer Völker, ſo iſt daſſelbe von ihrer Sprache ſchon hiſtoriſch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indiſchen Denkart und Verfaſſung verwebt iſt, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläſſigung ſo leicht als bei andern Völkern ſtatt finden konnte. Noch mehr wird dieß beſtätigt, wenn man den Bau dieſer Sprache ſelbſt betrachtet. Es iſt wahr, beinah die ganze indiſche Sprache iſt eine philoſophiſche oder vielmehr religiöſe Terminologie; und vielleicht iſt keine Sprache, ſelbſt die griechiſche nicht ausgenommen, ſo philoſophiſch klar und ſcharf beſtimmt als die indiſche; aber freilich iſt es kein veränderliches Combinations-Spiel willkührlicher Abſtractionen, ſondern ein bleibendes Syſtem, wo die einmahl geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte ſich gegenſeitig erhellen, beſtimmen und tragen. Und dieſe hohe Geiſtigkeit iſt zugleich ſehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß ſinnlichen Ausdrücken erſt mitgetheilt, ſondern in der erſten und eigentlichen Bedeutung ſelbſt der einfachen Grundbeſtandtheile ſchon urſprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar iſt, aber doch keinen andern Sinn zuläßt, als einen ganz metaphyſiſchen, läßt ſich das hohe Alter ſogar hiſtoriſch aus dem Gebrauche der Terminologie, oder etymologiſch aus den zuſammengeſetzten Worten nachweiſen. Es iſt eben auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daß in der älteſten Epoche jeder

Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantaſie allein herrſche; bei vielen Sprachen iſt es wirklich ſo, aber nicht bei allen, beſonders nicht bei der indiſchen, die ſich zunächſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie auch der erſten fähig, und obwohl die letzte in den ſchmuckreichen Gedichten des Kalidas ſogar herrſchend iſt.

Aber dieſe Poeſie gehört einer ganz ſpäten Epoche der indiſchen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je ſchlichter und proſaiſcher finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abſtract, ſondern durchaus ſinnvoll bedeutend und ſchön durch die einfache Klarheit. So iſt ſie in Monu's metriſch abgefaßtem Geſetzbuche, wo die größere Alterthümlichkeit und Verſchiedenheit von den Puranas ſchon ſehr merklich iſt, wenn gleich wohl nicht ganz ſo ſtark, als man ſie ſich nach dem Vergleiche des William Jones von dem Verhältniſſe der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel-Geſetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrſcheinlich geringen und langſamen Veränderlichkeit der indiſchen Sprache immer genug, um einen Zwiſchenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müſſen.

Sechſtes Kapitel.

Von der Verſchiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelſprachen.

Es führt uns dieſe Betrachtung über die Einmiſchung und Veränderung, welche auch die indiſche, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche ſich ſogleich dem Geiſte aufdringen muß, ſobald man eingeſehen hat, daß die Verwandtſchaft dieſer Sprachen zu groß ſei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen ge-

meinſchaftlichen Urſprung beweiſe. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verſchiedenheit dieſer Sprachen, wenn ſie urſprünglich eins waren? Allerdings darf man dieſe Verſchiedenheit nicht nach dem erſten äußern Eindrucke beurtheilen, ſondern nach derjenigen Aehnlichkeit, die ſich darbiethet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Weſentliche richtet. Wie groß iſt nicht die Verſchiedenheit des Griechiſchen und Römiſchen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erſten Mahle kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geſchichte ihrer Entſtehung und in den einfachſten Beſtandtheilen ergreift, ſo weit Thatſachen und darauf gegründete Forſchung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uibereinſtimmung der beiden Formen, die dann faſt nur als ſehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verſchiedne Sprachen, erſcheinen.

Wenn aber auch die Verwandtſchaft nach dieſem Maaßſtabe beurtheilt wird, ſo dürfte doch eine größere Verſchiedenheit unter den Sprachen dieſes Stamms übrig bleiben, als ſich bloß aus der verſchiednen Lage und der verſchiednen Richtung der Geiſtesentwicklung während eines ſehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch etwas andres hinzugenommen werden, was dieſe Verſchiedenheit völlig erklärt; etwas, das ſich theils grammatiſch genau nachweiſen läßt, theils aber durch hiſtoriſche Begebenheiten erklärt und wahrſcheinlich gemacht wird.

Es haben alle dieſe abgeleiteten Sprachen, ſo wie die Völker ſelbſt, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verſchiedene Einmiſchung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat ſie nothwendig unter ſich noch mehr entfremden müſſen. Ich rede nicht bloß von ſolchen Einmiſchungen, wie die des Arabiſchen in der perſiſchen, des Franzöſiſchen in der engliſchen Sprache, wo die eingedrungnen Worte, weil ſie nicht ganz in die grammatiſche Form der andern Sprache verſchmelzen, ſondern zum Theil ihre eigne behalten, ſich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen;

Beiſpiele übrigens, welche einen ſprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Beſtandheit jede urſprünglich edle, d. h. organiſch entſtandne und gebildete, Sprache hat, und wie ſchwer ſie ſelbſt durch die gewaltſamſte Einmiſchung unterdrückt werden kann. Wie ſo ganz deutſch iſt noch der Grundcharakter des Engliſchen, und wie ganz verſchieden vom Arabiſchen iſt der des Perſiſchen geblieben! Ich rede auch von ſolchen Einmiſchungen, die noch älter und ſelbſt der Form nach noch mehr verſchmolzen ſind, weil ſie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildſamer, aneignender und productiver war, und daher dem erſten Blicke nicht ſo ſichtbar ſind, als der Analyſe.

Sie ſind oft auch für Geſchichte wichtig; ſo wie Geſchichte wieder zum Leitfaden dienen kann, ſie an dem rechten Orte zu ſuchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beiſpiel im Griechiſchen weit mehr arabiſche Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verſchiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen dieſe Uebereinſtimmung dem erſten Blicke ſehr verhüllt, ſo iſt dieß nicht mehr als ſich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römiſchen müßte man, der Geſchichte von den älteſten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmiſchung von celtiſchen und cantabriſchen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem Perſiſchen zeigt deutlich, wo ſich dieſer Zweig von dem Stamme abſonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutſche Sprache mit der türkiſchen gemein hat, kann ſelbſt den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der ſich, wie noch durch manche andre Gründe faſt zur hiſtoriſchen Gewißheit wird, längſt dem Gihon und an der Nordſeite des caſpiſchen Meeres und des Kaukaſus immer weiter nach Nordweſten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beſchaffenheit nach auch noch ſo entfernte Sprache nennen können, in der ſich nicht einige deutſche Wurzeln fänden: wie Jarë, das Jahr — im Zend und Mantchou; laygan, ſpan. poner, legen in der Tagala-Sprache auf den philippiniſchen Inſeln; rangis, übelriechend, im Ja-

paniſchen — ranzig, auch einige wenige in der peruaniſchen Sprache. Dieſes iſt aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germaniſchen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und Weſt-Aſiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beſchränken uns in dieſem Buche allein auf die Sprache und das, was ſich bloß aus dieſer erklären läßt. Was ſich weiter von hiſtoriſchen Thatſachen und Wahrſcheinlichkeiten anführen ließe, um die wunderbare Uebereinſtimmung ſo weit entlegner durch große Länderſtrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die älteſten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verſpart. Aber in dem Gebiethe der Sprache ſelbſt findet ſich noch vieles, wodurch der große Zwiſchenraum ausgefüllt wird und enger zuſammen rückt, oder doch Punkte des Ueberganges gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutſchen, die in der Krimm, am Kaukaſus und caſpiſchen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von ſo manchen, obgleich geringen, doch allerdings ſehr merkwürdigen Ueberbleibſeln ſonſt verlorner Sprachen; ſondern von noch jetzt beſtehenden und blühenden Hauptſprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemiſchte Beſchaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwiſchenraum zwiſchen der indiſchen und perſiſchen Sprache auf der einen, der germaniſchen, griechiſchen und römiſchen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erſte Stelle unter dieſen verdient unſtreitig die armeniſche, in der man nicht nur römiſche und griechiſche, perſiſche und deutſche Wurzeln genug findet, und zwar ſolche, die zu den erſten und weſentlichſten Sprachbeſtandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigſten Zeitwörter. Um nur einige ſeltnere und beſonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateiniſche Conjunction quam; mi eins — verwandt mit dem Griechiſchen μια; hing, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechiſche ἁμα praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechiſch μη; praeſi-

girt werden im gleichen Sinne a n und a b, wie α und ab, a im Lateiniſchen, un im Deutſchen; a m i n a ſ i m, das lateiniſche omnis. Ferner einige Zeitwörter: l u ſ a u o r i m, ich leuchte — luceo; L u z z i m, ich löſe — λυω; u r a n a m, ich läugne — αρνεομαι; z a i r a n a m, ich zürne; a r n u m, ich nehme — αρνυμι; t e n i m, ich ſetze — τιθημι; a b i m, ich haſſe — odium; u b i m, ich eſſe — edo; g a r o b i m, ich habe Mangel — careo; I n u m, ich fülle an — plenus; b a m, ich gebe — do; i m, ich bin — Engliſch I am; p i r i m, ich trage — fero und φερω; p o r i m, ich grabe — b o h r e; k a m, ich komme — ich k a m, und viele andre beſonders auch perſiſche Wurzeln. Oft ſind es unverkennbar dieſelben, nur daß ſie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären iſt, ſondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber ſind die Uebereinſtimmungen in der Structur; zum Beiſpiel l u a n a m — lavo, l u a n a s — lavas, l u a n a n — lavant; das Futurum wird gebildet durch z i z — ſ z i s — ſ z e; alſo derſelbe Hauptlaut wie im Indiſchen und Griechiſchen. Einige Participia in a l ſtimmen dagegen mehr mit den ſlawiſchen Sprachen überein, ſo wie die dritte Perſon des Singularis l u a n a y, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfs-Verba.

Gewiß iſt das Armeniſche ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entſtehung und Geſchichte der aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen manchen Aufſchluß geben. Ob nicht daſſelbe auch von der georgianiſchen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entſcheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas Beſtimmtes feſtzuſetzen, fehlt es gerade an dem wichtigſten, einer ausführlichen Grammatik nähmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianiſchen; das Pehlvi kennt den perſiſchen Caſus obliquus in r a, mehre perſiſche Endungen der Subſtantive und Adjective in m a n u. ſ. w.; auch der eine Infinitiv in a t a n könnte mit dem perſiſchen in ﺪﻥ vergli-

chen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, iſt freilich noch ſehr unzureichend. Im Arabiſchen und Hebräiſchen findet ſich nichts mit der indiſchen Grammatik Uebereinſtimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen זֶה, זוּ, indiſch ſoh, gothiſch ſa, wovon noch das altdeutſche ſo. In den gemeinſchaftlichen Wurzeln aber dürften auch dieſe Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Miſchung der Völker in den älteſten Zeiten. Wichtig wäre es, genau zu beſtimmen, in wie weit die hebräiſche Sprache an ſolchen der andern Hauptgattung gemeinſchaftlichen Wurzeln einen größern Vorrath hat als das Arabiſche; im Phöniciſchen war vielleicht die Annäherung noch ſtärker.

Die nächſte Stelle nach der armeniſchen, in Rückſicht der immer noch ſichtbaren, obgleich entfernteren Verwandtſchaft, nimmt unſtreitig die große Familie der ſo weit verbreiteten ſlawiſchen Sprachen ein. Es iſt nicht allein noch ſehr viel Flexion in der Grammatik, ſondern in einigen wenigen Fällen ſtimmt ſelbſt das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der erſten und zweiten Perſon des Präſens im Singularis und Pluralis. Bei ſehr unvollkommnen Hülfsmitteln in dieſem Fache ſind mir doch mehre indiſche Wurzeln in ſlawiſchen Sprachen vorgekommen, und zwar auch ſolche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen ſich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniſſe die verſchiedenen ſlawiſchen Mundarten zu einander ſtehen, und welche derſelben für die älteſte und reinſte gehalten werden darf, damit man dieſe bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweiſen will.

Ob die celtiſche Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die ſlawiſchen, Anſpruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinſchaftlichen Wurzeln allein beweiſen nur Miſchung, von der dieſe

Sprache ohnehin alle Kennzeichen an ſich trägt. Die Zahlworte allein ſind auch nicht entſcheidend; ſind ja doch im Koptiſchen zugleich die griechiſchen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptiſche, im Gebrauche. In der bretagniſchen*) Mundart wird durch Präpoſitionen declinirt; in der reineren erſiſchen aber iſt die Declination ganz anders und wird ſonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchſtabens des Wortes gebildet, der ſich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Perſonal-Beziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (ſprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben, ſein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas Aehnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Perſonal-Beziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte ſelbſt im Koptiſchen zuſammenſchmelzen; Pos — der Herr; Paos — mein Herr; Pekas — dein Herr; Pefos — ſein Herr; Peſos — ihr Herr; Penos — unſer Herr; Naos — meine Herren; Nekos — deine Herren u. ſ. w. Die celtiſche Conjugation in der bretagniſchen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zuſammenſetzung mit dem Suffixum ſich noch ganz unverſchmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen; ejomp — wir gingen; effomp — wir werden gehen, von omp — wir; ſo führt uns dieſe Analogie auf den andern Hauptſtamm der Sprachen, wozu auch die baskiſche

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und Andrer Werke entbehrte ich. — Außerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; außer den ſchon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerke über die nord-aſiatiſchen Sprachen, den neueſten und vollſtändigſten Bearbeitungen der koptiſchen und armeniſchen Sprache u. ſ. w. Ich hoffe um ſo eher bei Kennern ſolcher Unterſuchungen Nachſicht deshalb zu finden, da ſie am beſten wiſſen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollſtändig in dieſem Fache zu ſein pflegen; da ſie andrerſeits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht Bekannte werden gefunden haben.

gehört, mit der die celtiſche jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Miſchung erklärt werden möchte. Für dieſen Miſch-Charakter der celtiſchen Sprache dürfte auch die ſonderbare Eigenheit ſprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagniſchen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptiſch anok; on — indiſch ohon, in und me. Wie ſehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem ſie Spuren der Miſchung beſonders in der bretagniſchen Mundart für Beweiſe der Gleichheit nehmen, iſt wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbſt in ſolchen Sprachen, die am weiteſten von der Familie der indiſchen, griechiſchen und germaniſchen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinſtimmung, wie die Endung der Adjective im Baſkiſchen auf ezco, die im Spaniſchen nur ſelten vorkömmt, der deutſchen auf iſch, der griechiſchen in ικος gleicht. Die alten Völker ſind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu ſehr durch einander geworfen, als daß ſich nicht ſolche ganz einzelne Spuren faſt überall finden ſollten.

Ich würde überhaupt den Leſer zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was geſammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt iſt, nach welchen Grundſätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus hiſtoriſcher Stammbaum, eine wahre Entſtehungsgeſchichte der Sprache, ſtatt der ehemahligen erdichteten Theorien vom Urſprunge derſelben, zu entwerfen wäre. Das hier Geſagte wird wenigſtens hinreichend ſein, um die Wichtigkeit des indiſchen Studiums, auch ſchon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweiſen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniſſe zur Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes betrachten.

Ich ſchließe mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtſchaft und Abſtammung des Römiſchen, Griechiſchen, Deutſchen und Perſiſchen aus dem Indiſchen zuerſt Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteſte

Völkergeſchichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtſchaft noch auf einige andre Fälle, wo ſie doch ungleich geringer iſt, ausdehnen, ferner die unbeſtimmbar große Menge der Sprachen auf die drei Hauptzweige der indiſchen, arabiſchen und tatariſchen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er ſelbſt zuerſt die totale Verſchiedenheit des Arabiſchen und Indiſchen ſo ſchön feſtgeſtellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinſchaftlichen Urquell herleiten will; ſo haben wir dem vortrefflichen Manne in dieſen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerkſam prüfen will, unſtreitig beiſtimmen wird.

Zweites Buch.

Von der Philoſophie.

Erſtes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es iſt eine faſt allgemein angenommene Meinung, daß der Menſch von einem Zuſtande ganz thieriſcher Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anſtrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äußern Veranlaſſungen und Anregungen, ſich erſt ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rückſicht darauf nimmt, wie ſehr dieſe Anſicht aller geſunden Philoſophie widerſtreitet, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie durch die älteſte Geſchichte durchaus nicht beſtätigt, ſondern vielmehr vor derſelben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verſchwindet. Auch ohne die Moſaiſche Urkunde, welche wir für jetzt bei Seite ſetzen, um im dritten Buche darauf zurück zu kommen, zeigen die meiſten und älteſten andern aſiatiſchen Denkmahle und geſchichtliche Thatſachen einſtimmig darauf hin, daß der Menſch ſeine irdiſche Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Beſonders von Indien her zeigen ſich ſehr merkwürdige und unerwartete Aufſchlüſſe über den Gang der menſchlichen Denkart in den älteſten Zeiten. Einiges iſt ſchon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben und noch weit mehr läßt ſich erwarten.

Nachdem wir im erſten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniſſe zu den übrigen merkwürdigſten aſiatiſchen und europäiſchen Sprachen betrachtet haben, ſo wäre es vielleicht in der Ordnung, in dieſem zweiten Buche von der indiſchen Mythologie, als der Quelle ſo mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuſchende Aehnlichkeiten ſo ſehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcuttiſchen Geſellſchaft geſchehen iſt, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, ſo auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, deſſen Aehnlichkeit bei aller ſonſtigen äußern Verſchiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Urſprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an ſehr überraſchenden, und gewiß nicht bloß zufälligen Uebereinſtimmungen. Doch wird hier eine faſt noch ſtrengere Vorſicht erfordert, als bei der Sprache; denn die Mythologie iſt in ihren Einzelnheiten noch ſchwankender und ſchwebender, und der flüchtige zarte Geiſt oft noch ſchwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie iſt das verflochtenſte Gebilde des menſchlichen Geiſtes; unendlich reich, aber auch höchſt veränderlich in ſeiner Bedeutung, die doch allein das Weſentliche iſt; darum muß alles und jedes in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und ſelbſt die geringſte Verſchiedenheit iſt hier wichtig. Die griechiſche und römiſche Mythologie z. B. ſind wir gewohnt, wo es nicht auf hiſtoriſche Genauigkeit ankommt, für dieſelbe anzunehmen und gelten zu laſſen; wie groß aber die Verſchiedenheit ſei, iſt denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen ſind, ſo daß man gewiß ſehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite, Mavors und Ares u. ſ. w. für eine und dieſelbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer helleniſchen Stadt zur andern, welch ein Unterſchied! zwiſchen Korinth und Athen, oder zwiſchen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geſchichte, der Nahme ſelbſt einer Gottheit, iſt oft weit verbreitet, erhält ſich zum Erſtaunen lange, ſogar bei getrennten Völkern: aber der Sinn, die Bedeutung iſt doch eigentlich allein weſentlich, und wie geſtaltet ſich dieſe faſt immer und überall anders? Daher gehört wenigſtens

ein ſehr großer Vorrath von Thatſachen und Quellen dazu, um das einzige zu verſuchen, was hier Aufſchluß geben kann, eine ausführliche Darſtellung des Ganzen nähmlich, nach allen ſeinen Einzelnheiten, nach den Abſtufungen der innern Entwicklung und äußern Einmiſchung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dieß für die indiſche Mythologie leiſten zu können, ſind unſre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollſtändig genug.

Wir verlaſſen alſo hier den vergleichenden Weg des erſten Buchs, und geben ſtatt einer vergleichenden Analyſe der Mythologien, wozu es noch zu früh iſt, lieber etwas, was allen Unterſuchungen der Art zur ſichern Grundlage dienen kann; eine Darſtellung der orientaliſchen Denkart nähmlich, nach ihren wichtigſten Stufen und Verſchiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünſchen übrig; doch iſt das, was wir ſchon jetzt haben, zureichend, um ſich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur verſteht, ſich in die alte Denkart zu verſetzen; es ordnen ſich die Thatſachen, wenn ſie nur rein aufgefaßt werden, von ſelbſt zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben ſo viel Epochen der orientaliſchen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darſtellung, nicht als philoſophiſche Syſteme; denn wiewohl alle dieſe Denkarten wo nicht gleich, ſo doch ſpäter auch ſyſtematiſch dargeſtellt worden ſind, ſo waren ſie doch urſprünglich alle mehr als bloß Philoſophie. Geſondert haben wir dieſe Denkarten, weil ſie wirklich geſondert ſind, ihrem Geiſte und auch der Geſchichte nach; wie ſich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegenſatz an ſie ſchließe, wird im Einzelnen angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indiſcher Mythologie oder Philoſophie zu dieſer gehört, die der andern aſiatiſchen Nationen nur da hinzunehmen, wo es zur Deutlichkeit oder Vollſtändigkeit des Ganzen beitragen kann.

Zweites Kapitel.

System der Seelenwanderung und Emanation.

Unter allen Philosophien oder Religionen, welche Asien als ihr Vaterland erkennen, ist keine so zuverlässig indischen Ursprungs, keine, mit Ausschluß der mosaischen Urkunde, älter als das System der Emanation und Seelenwanderung. Das Wesentliche desselben wird im ersten Buche der Gesetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine gesunde Kritik ein geringeres Alter anweisen wird, als dem ältesten, was die westlich europäische Welt irgend aufzuweisen hat. Seit Jahrtausenden, wie noch heute, ist es die Grundlage der indischen Verfassung und Gesetzgebung, man kann sagen des indischen Lebens, und eben so unverkennbar das Grundgewebe indischer Sage und Mythologie, der herrschende Geist derselben. Nähern Aufschluß als die Gesetze des Monu geben, darf man außer den Veda's vielleicht von der ältesten indischen Philosophie erwarten, welche Mimanso genannt wird, und vom Joimini, dem Verfasser des Samoved, gestiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn sie nur in dem ursprünglichen und ältesten Sinne genommen wird, mit Metempsychose zusammenhänge, werden wir sogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in spätern Zeiten Emanation hieß, da kein System mehr in seiner ursprünglichen Reinheit vorgetragen, sondern eine aus allen zusammengeflossene Mischung mit dem unbestimmten Nahmen der orientalischen Philosophie bezeichnet ward. Besonders darf man das System der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Demjenigen, der bloß an die dialektische Form der jüngern europäischen Philosophie gewohnt ist, erscheint zwar die größere Kühnheit und Fantasie jedes orientalischen Systems leicht pantheistisch, und allerdings finden sich der Verbindungen in spätern Zeiten genug. Der ursprüngliche Unterschied ist jedoch sehr wesentlich; denn es wird die Individualität in der alten indischen Lehre keineswegs aufgehoben und geläugnet. Auch

iſt die Rückkehr der einzelnen Weſen in die Gottheit denſelben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böſe bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines ſcheinbar neueren theologiſchen Ausdrucks, der aber dem alten Begriffe ganz angemeſſen iſt, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenſtrafen iſt mit dem Syſteme der Emanation keineswegs unvereinbar, macht vielmehr einen weſentlichen Beſtandtheil desſelben aus. In Beziehung auf das Gute und Böſe kann keine größere Verſchiedenheit Statt finden, als zwiſchen dieſem Syſteme und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut ſei, denn alles ſei nur eines, und jeder Anſchein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuſchung. Daher der zerſtörende Einfluß desſelben auf das Leben, indem, man mag ſich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewiſſens überall hervortretenden Glauben anſchließen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Principe nur getreu bleibt, die Handlungen des Menſchen für gleichgültig, und der ewige Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, zwiſchen Recht und Unrecht ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem Syſteme der Emanation, wo vielmehr alles Daſein für unſelig, und die Welt ſelbſt für im Innerſten verderbt und böſe gehalten wird, weil es doch alles nichts iſt, als ein trauriges Herabſinken von der vollkommnen Seligkeit des göttlichen Weſens.

Auf dialektiſche Weiſe gegen die philoſophiſche Richtigkeit dieſes Syſtems zu ſtreiten, dürfte ſich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonſtrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, ſo gut wie andre bloß dichteriſche Kosmogonien. Ein Syſtem kann es aber doch wohl genannt werden, denn es iſt tiefer Zuſammenhang darin, und dieſem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für ſeine Anhänger ſeit Jahrtauſenden mit ſich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeblich göttlichen Urſprunge. Und wohl lohnt es ſich der Mühe, es zu verſtehen, wäre es auch nur, weil es die älteſte Denkart des menſchlichen Geiſtes iſt, die wir hiſtoriſch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwicklung und Geſchichte desſelben einen unüberſeh-

lichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verſtehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erſchaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Weſen, Thiere und Gewächſe beſungen hat, die als eben ſo viele eingehüllte Geiſter gedacht werden, ſchließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgeſtaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt ſind dieſe all', mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finſterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld ſich bewußt, wandeln ſie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang beſtimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Dieſem Ziel nach nun wandeln ſie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,
In des Seins ſchrecklicher Welt hier, die ſtets hin zum Verderben ſinkt.

In dieſen Worten iſt gleichſam die Seele des ganzen Syſtems ausgeſprochen, das herrſchende Grundgefühl desſelben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglücke des Daſeins ſingen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Anſicht, die ſie in tiefbedeutenden Trauerſpielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schickſals über die Sagen und Geſchichten von Göttern und Menſchen verbreiten, ſammle man ſich in Ein Bild und allumfaſſendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichteriſche Spiel in bleibenden ewigen Ernſt, ſo wird man am beſten das Eigenthümliche der alten indiſchen Anſicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem beſtimmten Verhältniſſe unvollkommner und unſeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weiſe wird oft auch die Abſtufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabſinken zur irdiſchen Unvollkommenheit geſchildert. Daher auch die Lehre von den drei Welten, Trailokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erſte wahrhaft, ſotwo, die andere täuſchend und im Schein glänzend,

rojo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, iſt. Auch in den Emanationen ſelbſt herrſcht das gleiche Geſetz ſteter Verſchlimmerung, ſie mögen nun geiſtiger Art oder auch äußere Naturkräfte ſein.

Aus dem Selbſt des unendlichen Weſens läßt Monu den Geiſt hervorgehen; aus dem Geiſte die Ichheit; denn der Geiſt iſt der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erſchafft alle einzelne Weſen, nachdem Brohma ſelbſt zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geiſtes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiſte, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man ſich ihre Feinheit und Vollkommenheit damahls dachte. Dieſes Geſetz ſteter Verſchlimmerung und ſteten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühle der Schuld und des Todes, ſind der Geiſt jenes Syſtems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation ſind in verſchiedenen Darſtellungen verſchieden, da die Willkühr der Dichtung ſich hierin nicht ſo eng beſchränken läßt.

Unter den Gottheiten der indiſchen Fabel iſt es Brohma, der dieſem Syſteme oder dieſem Ideenkreiſe insbeſondere angehört. Brohma iſt, ſo wie in Monu's Geſetzbuche von ihm geredet wird, der ewige Geiſt, das unendliche Ich, König und Herr der Weſen, und wie er auch in ſpätern Schriften vorzugsweiſe genannt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er iſt der ewig Unbegreifliche, der allein Selbſtſtändige, der eigentliche Er, oder Gott ſelber. In ſpätern Schriften wird dasſelbe auf den Sivoh und Viſchnu, von den beſondern Anhängern dieſer Gottheiten angewandt; in Monu's Geſetzbuch nimmt Brohma die erſte Stelle ein; die beſchränktere Deutung dieſer Gottheit als Element der Erde, iſt alſo für ſpäter zu halten.

Wir können in der That, ſo ſehr auch alles mit willkührlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen ſein mag, wie ſehr auch ein Aberglauben von zum Theil ſchrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergiftend, durch das ganze Syſtem ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinſchleicht; wir können, ſage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wah-

ren Gottes nicht füglich absprechen, da alle ihre alten Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, die so würdig, klar und erhaben, so tiefsinnig und sorgfältig unterscheidend und bedeutend sind, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun so hohe Weisheit zusammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erstaunen erregen muß, als die reinsten Begriffe von der Gottheit in dem ältesten Systeme des Aberglaubens zu finden, ist der damit verbundene Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrscheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbestimmten Schattenwelt, sondern feste und klare Gewißheit, so daß der Gedanke des andern Lebens herrschender Bestimmungsgrund aller Handlungen in diesem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfassung, aller Gesetze und Einrichtungen, bis auf die geringsten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht sagen auf eine befriedigende, sondern nur auf eine verständliche Weise, durch allmählige Entwicklung aus jener thierischen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Voraussetzung, der menschliche Geist ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich sein. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum diese klare und gewisse Ueberzeugung von der Unsterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, ist hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte sein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daseins aus Vernunftschlüssen, Wahrscheinlichkeiten der äußern Natur und innern Bedürfnissen oder Hindeutungen zusammensetzen; da wir doch Gott schon erkannt haben müssen, um seine Spuren in der Natur und im Bewußtsein wieder zu finden, und da auf diese Weise der erhabene Begriff seiner Einfachheit und damit seiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Gesetze der Vernunft hervorgehen lassen wollen; sie dürften wohl etwas ganz andres an die Stelle desjenigen setzen, dessen Begriff sie verloren haben. Mit einem Worte:

als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, iſt das indiſche Syſtem der Emanation durchaus unerklärlich; als mißverſtandene Offenbarung, iſt alles darin ganz begreiflich. So hätten wir alſo ſchon in der bloß geſchichtlichen Anſicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszuſetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müſſen; daß derſelbe, der den Menſchen ſo herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeſchaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe ſeines Weſens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der ſterblichen Weſen für immer empor gerückt, und mit der unſichtbaren Welt in Verbindung geſetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geſchenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Worte denke man ſich dieſe urſprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dieß kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß wäre; ſondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmahl da iſt, da finden ſich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um ſo edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl iſt. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit mißverſtanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Menſch wohl noch in der Reihe der Thiere ſtehen, vielleicht als das erſte, vielleicht auch als das innerlich wildeſte und unſeligſte; ohne freien Gebrauch und eignes Verſtändniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben dieſen älteſten Irrthum, der aus dem Mißbrauche des göttlichen Geſchenks, aus der Verdunklung und Mißdeutung der göttlichen Weisheit entſtand, finden wir in den indiſchen Urkunden, werden dieß immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetſte und weiſeſte Volk des Alterthums kennen lernen. Es iſt das erſte Syſtem, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schreckens und jener Betrübniß, die der erſte Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantaſie den Widerſpruch und Zwiſchenraum zwi-

ſchen dem Gedanken des vollkommnen Weſens und dem Anblicke der unvollkommnen äußern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Anſicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie iſt nicht nur Wurzel des älteſten und allgemeinſten Aberglaubens, ſondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles iſt dieſer Anſicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Weſen ſelbſt ein nur beſchränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles alſo beſeelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht bloß Polytheismus, ſondern wenn man ſo ſagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indiſchen Götter zahllos iſt. Die unendliche, keineswegs angebildete, ſondern urſprüngliche Fülle der Dichtung iſt es, was eine Mythologie, die aus dieſer fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorſtellungen von Geiſtern der Verſtorbenen bei denen Völkern unterſcheidet, die weniger gebildet, oder um es beſtimmter auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden iſt, das ganz abgeſondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von ſolchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantaſie ſchöpfen konnten. Dieſe Fülle innern lebendigen Reichthums hat ſelbſt die griechiſche Mythologie, ſo verſchieden ſonſt ihr Geiſt und Charakter iſt, noch mit der indiſchen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heiliger Menſchen nicht mit dieſem Syſteme von Vielgötterei durch mannichfache Ausſtrömungen aus einem Urquell ſtreite, ſich vielmehr an demſelben anſchließe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äußere Verwandtſchaft und Nähe des abgeſonderten Weſens zu dem urſprünglichen auch die Würde und Würdigkeit desſelben für Verehrung und Anbethung beſtimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir alſo gleich die heiligen zehn Altväter, die eine ſo bedeutende Stelle in der indiſchen Mythologie einnehmen; die ſieben großen Riſchis oder Prieſter der Vorwelt, die nachher unter die Sterne verſetzt wurden; den Kaſchyopo, und alle durch ihn von der Ditti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abſtammenden Geſchlechter, bis

auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indiſchen Altväter nur vergötterte Menſchen ſeien, ohne im geringſten der Meinung einer ſinnbildlichen Bedeutung im voraus widerſprechen zu wollen. Das wirklich Hiſtoriſche floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zuſammen; die ſieben Manu's z. B. ſind eben ſo viele Aeonen, untergeordnete Weltſchöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erſcheinungs-Epochen des höchſten Altvaters. Wollte man aber darum alles hiſtoriſche in dieſer Sage läugnen?

Die weitere Unterſuchung würde uns jetzt zu ſehr in's Einzelne führen, und wird ſich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln laſſen. In dieſer Darſtellung der hauptſächlichen Epochen der orientaliſchen Denkart beſchränken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indiſchen Götterlehre, die ſo ſtark gezeichnet aus derſelben hervortreten, daß auch, was wir jetzt haben, hinreicht, um ihre weſentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhafteſten und ſchönſten ſtellt ſich das Syſtem der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Urſprunge des Menſchen nimmt es überall Anlaß, ihn an die Rückkehr zu erinnern, und ſich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller ſeiner Handlungen und Beſtrebungen zu ſetzen. Daher die heilige Bedeutung ſo mancher indiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernſt ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geiſt ſchon frühe entflohen ſein, ſo daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe ſchon ſich Aberglauben und Irrthum beigemiſcht haben.

Nach der in dieſem Syſteme herrſchenden Anſicht von der Abſtufung und den Geſchlechten der in ſo mannichfacher Geſtalt eingehüllten lebendigen Weſen, ihrer allmähligen Annäherung und Entfernung von dem gemeinſchaftlichen Urquell, entſtand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit

und ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil desselben Systems ist die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexistenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Vollkommenheit, die besonders beim Anblicke des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die sich Kalidas in der Sokuntola, einem Volks-Schauspiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorstellungsart bezieht und anspielt. Wo diese Seelenwanderung nicht bloß physisch gemeint, sondern mit der Meinung von der moralischen Verderbniß und Unseligkeit aller Wesen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden ist, da ist sie sicher aus diesem Systeme entlehnt, und also indischen Ursprungs. Auf diese Weise finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempsychose mit allen seinen orientalischen Nebenbestimmungen zum sichern Beweise, daß es keine hellenische Erfindung war, obgleich bald hernach mit hellenischem Geiste und Scharfsinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die ältesten und verhältnißmäßig besten Nachrichten von der pythagorischen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtischen Druiden die Lehre der Seelenwanderung herrschte, wissen wir; weniger, auf welchem Wege sie dahin gelangt war. Da sie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, ist wahrscheinlich. Von der Verbreitung dieser Lehre selbst im äußersten Norden, finden sich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras sie vom Auslande herüber, so konnte er sie wohl nur im westlichen Asien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptische Behandlungsart der Leichen, die sie so weit als möglich zu verewigen suchten, dürfte allerdings eine sehr merkliche Verschiedenheit in der Ansicht von der Unsterblichkeit voraussetzen lassen; da sonst die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiste nach, sich häufig ganz an die indischen anzuschließen scheinen. Osiris, ein Hauptbegriff der Aegyptischen Lehre als einer leidenden und sterbenden Gottheit, erklärt sich am besten aus der indischen Lehre von der Unseligkeit des Daseins, wozu die reine Vollkommenheit herabgesunken, und darin eingehüllt und gefesselt sei.

Drittes Kapitel.

Von der Astrologie und dem wilden Naturdienste.

Wenn das System der Emanation durch seine moralische Tiefe, durch seine positive Fülle und genetische Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch seinen bloß negativen und abstracten, und also irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, so läßt es sich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der ältesten Gestalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei sprechen. Der Lehre von der Vorherbestimmung haben wir schon oben erwähnt; man wird sie ganz deutlich in der Kosmogonie des Monu finden, die wir im zehnten Bande (im zweiten der Gedichte) liefern werden. Dahin gehört auch die Lehre von dem steten Kreislaufe, und ewigen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen des unendlichen Wesens.

„Als geschaffen dieß All hatte, der sich undenkbar entwickelt stets,
Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend er.
Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend sich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all."

Nun wird weiter beschrieben, wie alle irdische Wesen in den Grund jenes Erhabnen verschlungen werden —

„Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt."

Und ferner:

„So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All', was sich bewegt, was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar."

„Zahllose Weltentwicklungen giebt's, Schöpfungen, Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer für und für."

Der Begriff von der Zwecklosigkeit der Welt und einer bloß spielenden Thätigkeit Gottes, hängt wesentlich zusammen mit jener Ansicht eines ewigen Kreislaufs. In spätern Systemen ist dieß die stets wechselnde Contraction und Ausdehnung der höchsten Grundkraft, das Pulsiren der Weltseele.

Der Fatalismus hat ſich bei den orientaliſchen Völkern zu einem ſehr künſtlich weit verbreiteten Syſteme entfaltet. Die Aſtrologie, ſammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beſchwörungen und dunkeln magiſchen Künſten, iſt dieſe merkwürdige Erſcheinung des Alterthums, die noch bis auf ſehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erſtreckt. Nicht bloß als dichteriſche Bewunderung der Naturſchönheit, ſondern genau in dieſer Umgebung finden wir den Geſtirndienſt bei den Aegyptern, mit einem dem Anſchein nach rohen Thierdienſte verwebt. Daß der Menſch von der Verehrung der Gottheit zur Anbethung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu ſeinen Werken herabſinken und verirren könne, dafür giebt es in ſeinem Geiſte und Herzen ſo viele Gründe und Veranlaſſungen, daß es wenigſtens hier überflüſſig ſein dürfte, ſie weiter auseinander zu ſetzen. Genug, wir finden auch im alten Aſien nicht blos Spuren, ſondern Beweiſe einer ganz eigentlich materialiſtiſchen Denkart; mag man dieſen Materialismus auch zum Unterſchiede von dem, was in Europa ſo genannt wird, den orientaliſchen nennen, da er, ſo weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein ſehr eigenthümliches Gepräge an ſich trägt. Wir zeigen ihm in der hiſtoriſchen Stufenfolge der verſchiedenen orientaliſchen Denkarten dieſe Stelle an, unmittelbar nach dem Syſteme der Emanation, der Rückkehr und Seelenwanderung; es würden ſich außer dem aſtrologiſchen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer ſo durchaus religiöſen zu einer ganz materiellen Anſicht aufzeigen laſſen; aber es bedarf deſſen nicht; denn ſchon in der älteſten bis jetzt bekannten Urkunde der indiſchen Lehre, in der Kosmogonie des Monu, iſt vieles ſehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches ſich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltſtoffes, müſſen ſchon eine mehr philoſophiſche Beziehung haben. Ob ſie, wo nicht ſchon hier, ſo doch ſpäter, eigentliche Atome ſind, ob diejenigen griechiſchen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das Syſtem der Atome orientaliſchen Urſprungs ſei,

wird ſich erſt entſcheiden laſſen, wenn wir die Sekte der Paſchandiſten, Shoktiſten, und die als atheiſtiſch angeführten Syſteme, als Charval, u. ſ. w., wo nicht aus den vielleicht größtenheils verlornen Urſchriften, ſo doch wenigſtens aus den Widerlegungen der Gegner beſtimmter kennen lernen, da uns die Philoſophie der Phönicier zu wenig und zu unſicher bekannt iſt, um etwas Entſcheidendes über ſie feſtſetzen zu können, ſo wahrſcheinlich es ſein mag, daß ſie ganz und gar von dieſer Art war.

In der aus ſehr verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbethung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende Zerſtörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, biethet uns der Dienſt des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wolluſt, blutige Menſchenopfer und bacchantiſche Zügelloſigkeit in einem grauſen Gemiſche dar. Was dieſen Naturdienſt und Materialismus ſo ſchrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zuſtande der einfachſten Wildheit noch ſo ſehr unterſcheidet, dürfte gerade die beigemiſchte und überall einverwebte Idee des Unendlichen ſein, die noch auf den beſſern Urſprung zurück deutet; denn grade das Höchſte und Edelſte wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur ſchrecklichſten Mißgeſtalt.

Es hat ſich dieſer Naturdienſt ſo weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigſten beſchränken müſſen. Alle jene Götter, denen ſo ausſchließlich durch Menſchenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtſchaft mit dem indiſchen Sivo und der Kali; von der Art ſind der Baal und Moloch der ſyriſchen und puniſchen Völker; wie überhaupt dieſer wilde Naturdienſt und Materialismus bei keinem Volke ſo ausſchließend geherrſcht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Eſus, dem die Gallier ſolche Ströme von Blut vergoſſen haben, wie ſonſt in der alten Welt kein Beiſpiel gefunden wird, und ſich nur noch in dem Götzendienſte der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Geſtirn- und Thierdienſte der alten Aegypter nahm die

Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yöni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich vorausſetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Feſten und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geſchlechtszeichen, die der ſiegreiche Seſoſtris überall aufſtellte, würden ſich, wenn die Thatſache anders gegründet iſt, viel natürlicher aus dieſem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder desſelben erklären, als nach der moraliſchen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibiſche Feigheit der überwundenen Völker beziehen laſſen. Die phöniciſche Aſtarte, die phrygiſche Cybele, die epheſiſche Artemis, ſelbſt die germaniſche Hertha, ſind vielleicht nur in unweſentlichen Nebenbeſtimmungen von der indiſchen Bhovani verſchieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thieriſchen Naturkraft in allen dieſen iſt wohl ungefähr derſelbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babyloniſchen Reiche abhängigen Staaten ſcheint die Verehrung dieſer Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Allath bei den alten Arabern, am meiſten geherrſcht zu haben; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indiſchen Schriften, alle weſtlichen Völker, welche dieſem Dienſte ausſchließend anhingen, gemeint ſeien, nicht ein beſtimmtes Volk, ſondern eine Religionsſecte; wenigſtens können die Yavaner, welche in Monu's Geſetzbuch nebſt den Pehlvans und andern verwilderten Geſchlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen ſein; wenn auch ſpäter unter jener allgemeinen Benennung weſtlicher Völker, die Griechen mit verſtanden wurden.

Daß dieſe Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verſchleiert und gemildert, nicht ſo durchgeführt und zuſammenhängend, doch der innere Geiſt der Religion der Römer und Griechen geweſen ſei, wird niemand bezweifeln, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquariſch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienſt durch eine ſtrengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil ſich mehr Einzelnes von dem urſprünglichen Beſſern erhalten hatte, oder durch vortreffliche Geſetzgeber der älteſten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerſtreuung und

Regſamkeit die Verfaſſung loſe und frei, und der alte Aberglaube löste ſich faſt ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und beſſern Syſteme gekommen ſein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantaſie hat dieſer orientaliſche Materialismus mit dem Syſteme der Emanation gemein; ja die wilde Begeiſterung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, iſt die eigentliche Quelle aller Rieſengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieſer Anſicht war die Vergötterung außerordentlicher Menſchen begründet, da die bildende oder zerſtörende Naturkraft in den Heroen ſo vorzüglich ſichtbar ward, und gleichſam perſönlich erſchien. Der ſechsarmige Kriegsgott Karttikeyo oder Skondoh, iſt in der indiſchen Fabel der Sohn und ſtete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, ſondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die erſten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimniſſe und Wiſſenſchaft, dem Stolze des menſchlichen Geiſtes nicht wenig geſchmeichelt haben, läßt ſich leicht denken, da ſie ſelbſt für den Geſchichtsforſcher faſt an das Wunderbare gränzen. Mit den Geſtirnen und andern Naturweſen, die ihr Gegenſtand waren, ward alſo leicht Verſtand und Wiſſenſchaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die ſo weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indiſchen Buddha. Ein andrer auch erfinderiſcher Gott, Ganeſchoh, iſt unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmahle zu Illaure auf der Inſel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieſes Theils der indiſchen Lehre und Sage unwiderſprechlich darthun und beſtätigen; ſo wie auch der urſprüngliche Sinn der bildenden Kunſt der Indier, Aegypter und ſelbſt der Griechen nur aus dieſer Denkart verſtanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menſchenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig, den Text ſelbſt zu haben und eine reife, vielſeitige kritiſche Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen ſich einigermaßen beſtimmen, und was ſpätere Zuſätze ſein mögen, mit einiger Sicherheit unterſcheiden laſſen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer ſchönern Geſtalt, der alten Religion des Lichts. Das Syſtem des Dualismus, die orientaliſche Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampfe des Guten und des Böſen, nimmt grade dieſe Stelle ein; denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erſcheint ſie im ſtrengen Gegenſatz und Widerſpruch gegen die bisher geſchilderten Denkarten, als Wiederherſtellung des urſprünglichen erſt ſpäter verloren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geiſt dieſes Syſtems iſt durchaus idealiſtiſch; zwar der Begriff der ſelbſtthätigen Ichheit iſt allen indiſchen Syſtemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geiſtigen Weſen um ſo mehr Statt findet, je höher wir in der Geſchichte orientaliſcher Denkart hinauf ſteigen, ſo daß in dieſem Sinne meiſt alle orientaliſche Philoſophie idealiſtiſch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinſtimmung aber mit dem, was in der europäiſchen Philoſophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieſer Anſicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben ſich auch gegen dieſes Syſtem als ſolches, ſehr bedeutende philoſophiſche Schwierigkeiten; wird nähmlich das böſe Princip geſetzt als ein ſolches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, ſo wird noch außerhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinſtimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt geſetzt, und ſo alle Einheit zerriſſen; wird aber, wie meiſt geſchieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böſe Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und verſöhnt werde, ſo wird im Grunde der Zwieſpalt aufgelöst; alles verſchmilzt pantheiſtiſch in Ein Weſen, und der ewige Unterſchied des Guten und Böſen verſchwindet. Ungeachtet dieſer Mängel wird man der intellectuellen Religion der

Perſer, nächſt der chriſtlichen Lehre, ſo wie dieſe im alten Teſtamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet iſt, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientaliſchen Denkarten, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterſchied des Guten und Böſen unvermeidlich auf, ſo ſehr er ſich auch in Worten dagegen ſträuben mag; das Syſtem der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böſe und auf Ewigkeiten hin unſelig ſei; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampfe des Guten und Böſen hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden Extremen, und iſt ſelbſt ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampfe, eine unverſiegliche Quelle ſittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Urſprung dieſer Lehre und dieſes Syſtems ſein mag, das ſich vielleicht an die älteſte Wahrheit anſchließt, denn Zerduſht war nur Wiederherſteller derſelben, und auch als ſolcher wohl ſchwerlich der erſte; verehrungswürdig und wohl göttlich dürfen wir dieſen Urſprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und ſittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt iſt dieſe Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Böſen iſt ein Wort ohne Sinn, außer für denjenigen, der mit allen Kräften ſeines Weſens ſelbſt gekämpft hat gegen das Böſe, aus reiner Begeiſterung für das Gute; obwohl alſo Syſtem in Rückſicht des einfachen Gliederbaues, iſt doch dieſe Lehre nothwendig und urſprünglich mehr als das, iſt That und Leben. Wer aber erſt des eignen freien Wirkens ſich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verſtehen.

In der Natur verehrt dieſe Religion nicht das Wilde, Zerſtörende, nicht Wolluſt und Tod, ſondern das Reinſte und Wohlthätigſte, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geiſt. Die ſieben Amſhaſpands oder Geiſter der Elemente und Grundkräfte ſtehen als eben ſo viel Könige der Natur um den Thron des Herrſchers, des Herrlichſten und Erſten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers oder die göttlichen

Urbilder und Ideen aller geschaffenen Dinge. Das Gestirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menschen ist Mittler zwischen ihnen und der Gottheit, die blutigen Opfer verschwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Hom und Miezd durch den Priester am Altare, bedeutet die innige Gemeinschaft mit Gott durch die edelste Frucht und Kraft der blühenden Gewächse.

Aber nicht bloß die Elemente sind ein wesentlicher Gegenstand der Verehrung in dieser Religion, sondern auch die Helden. Sie sind nicht mehr bloß Zerstörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als solche göttlich verehrte Naturkräfte; sondern himmlische Bezwinger der Riesen, der dunkeln Mächte und höllischen Geister. Der Kampf zwischen Iran und Turan ist auf Erden dasselbe wie das Ringen der guten und bösen Grundkraft im Himmel. Feridun und Rustan, die vielbesungnen Helden, fesseln die wilde Kraft des Zohak und Afrasiab; von allen aber strahlt Dschemschid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht endlich in siegreicher Freude beseligend herrscht, ist eine nothwendige Idee dieser Lehre, so wie die Idee von einem ursprünglich vollkommnen Zustande, wo Meshia und Meshianes im Garten der Unschuld wandelten; der Zustand, welchen die Religion des Zerdusht nur wiederherstellen wollte.

Ein großer und zwar der schönste und lieblichste Theil der indischen Mythologie gehört dieser Denkart an. So ist der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Vishnu zu deuten, mit seiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Siwo, der furchtbaren Kali; es ist die Lilie des Himmels (Podma), die selige und beseligende Göttin Lokshmi oder Sri, die schöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet sich meist in seiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menschen, sammt allen seligen und wohlthätigen Geistern, Feen und himmlischen Nymphen. Als König und als Weiser, als wunderthätiger Held erscheint Vishnu oftmahls auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Absicht, das Laster zu bändigen, die Riesen und feindlichen Mächte zu vertilgen, alle

gute Menſchen und Geiſter ſammt ihrem Führer, dem gutgeſinnten Indroh, zu beſchützen.

So ſehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entſtellt iſt, da der Gott wie ein andrer Proteus außer den menſchlichen Geſtalten eines Weiſen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fiſches annimmt, ſo bleibt doch immer die hohe Idee der Menſchwerdung ein Beweis für den Tiefſinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Geſtalten bleibt es doch immer die gleiche ſchöne Abſicht, das Gutgeſinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böſe zu beſiegen und zu vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn ſie ſchon moraliſcher gebildet ſind, Darſtellungen von Helden, die ſich dem Begriffe göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Geſetze und Berufe folgend, nur gegen das Böſe kämpfen, allem Guten aber befreundet ſind. In keinem Helden oder Herkules der Dichterſagen aber wird man den Gedanken der menſchgewordnen Gottheit ſo ausdrücklich ausgeſprochen ſehen, als in dem indiſchen Ramo; dem milden Sieger, deſſen freiwillige Verbannung in die Einſamkeit und bald unglückliche, bald glückliche Liebe zur Sita ſo dichteriſch ſchön und rührend beſungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt dieſe Anſicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und in den Lehren der indiſchen Einſiedler und Muni's betrachten, beſonders wie ſie in den Puranas dargeſtellt ſind. Die Härte jener alten Büßer und Riſhis, die durch ſelbſtgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt ſich hie und da die ſanfteſte Ergebung in Gott, eine Geſinnung voll Demuth und Milde, reine, himmliſche Liebe.

Wenn die Verehrung des Viſhnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, ſo fragt ſich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Anſicht desſelben auch ganz dieſelbe ſei, wie in den Puranas. In dem Geſetzbuche des Monu iſt dieß wenigſtens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt haben, iſt wohl hinreichend, die verſchiedenen Theile des indiſchen

Syſtems, die verſchiedenen Entwicklungsſtufen und Schichten der indiſchen Mythologie im Allgemeinen zu unterſcheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu beſtimmen, und eine vollſtändige Geſchichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeiſtes, vieles und zwar grade das ſchönſte, nicht nur in der perſiſchen und indiſchen Fabel hervorgegangen iſt, ſondern auch ſogar manches in der römiſchen, griechiſchen, und nordiſchen erſt in dem Kreiſe und Zuſammenhange dieſer Begriffe ſeine wahre und volle Bedeutung erhält, ſo iſt doch dieſelbe Denkart nicht bloß poetiſch, ſondern auch urſprünglich einer philoſophiſchen Anſicht und Darſtellung empfänglich. Selbſt in den Sinnbildern der Perſer nehmen wir ein beſtimmtes Zahlenverhältniß der ſinnbildlichen Figuren wahr, einen conſtruirenden Gliederbau, wovon der Keim ſchon in der erſten Dualität der ringenden oder wechſelwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philoſophiſches Syſtem des Inhalts und Geiſtes in Indien bekannt geweſen ſei, hat die höchſte Wahrſcheinlichkeit. Ob die Nyayo-*) Philoſophie, nebſt der Mimanſo die älteſte, ſolche Grundſätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Syſteme des Madhwo und Ramanuja, in welche die Anhänger des Viſhnu ſich theilen, und welche beide in den Vedanto-Schriften beſtritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entſcheiden, ob Zerduſht indiſche Lehren und Vorſtellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da ſo vieles von Indien ausgegangen iſt,

*) Nyayo wird in den geſchriebenen Exemplaren des Amaracoſha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philoſophie nicht anders von niyote, er ordnet, conſtituit, abgeleitet iſt, wovon Niti, die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der erſten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unſre Nachrichten von der indiſchen Philoſophie noch ſo unbeſtimmt ſind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philoſophie, die Logik, erklären, andre ſie als ein beſtimmtes Syſtem und beſondre Secte ſchildern.

könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgefloſſen ſein? Wenigſtens muß man ſich ſolche Möglichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigſten geſchah, für ein durchaus allgemeines Geſetz zu halten, und ſo einzelne Beſonderheiten zu verkennen.

Iſt aber in irgend einer Gattung Indiſcher Schriften etwas Fremdes eingefloſſen, ſo ſind es wohl am erſten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Viſhnu die herrſchenden ſind; freilich zum Theil ſchon nach der philoſophiſchen Umdeutung eines ſpätern Syſtems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß ſolche Umſtände und Perſonen der heiligen Schrift antrifft, die ſich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geſchichte des Noah, ſondern auch ſolche, die ihr ganz eigenthümlich und ſpeciell ſcheinen, wie die vom Hiob, ſo darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indiſchen Weiſen und Dichter dieſes unmittelbar aus den Urkunden des alten Teſtaments geſchöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Perſern, und wiederum den Perſern und Indiern Mehres gemeinſchaftlich ſein, als man gewöhnlich vorausſetzt.

So günſtig nun auch dieſe Denkart im Vergleich mit den andern erſcheint, ſo hat ſich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geiſtes in ſeiner Reinheit erhält, unſtreitig Irrthum und Aberglauben ſchon frühzeitig an die Wahrheit angeſchloſſen, und ein falſcher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit ſolcher Kraft und Einſeitigkeit durchführten, oft genug, um von der ſchönſten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abſcheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichteriſch ſchönen, ſondern viel tiefſinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der oberſten Grundweſen oder Elemente, entſtand eine ängſtlich furchtſame Beſorgniß, dieſe heiligen Lebensquellen und Naturgeiſter ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beflecken und zu vergiften. Daher iſt es in der perſiſchen Religion faſt das größte aller Verbrechen, einen Leichnam in die Erde zu verſenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu laſſen; und ſo entſtand der ſchreckliche

Gebrauch der alten Magier, die Leichen durch wilde Thiere zerreißen zu laſſen, der ſich in Thibet, obwohl ſich die Religion dort ſeitdem änderte, erhalten, ja bis in den nordiſchen Winkel Kamtſchatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange beſtehen, nachdem die Verfaſſung oder das Syſtem, aus denen ſie zuerſt hervorgingen, nicht mehr vorhanden ſind. Ueberhaupt iſt dieſe Denkart nicht überall als Philoſophie, am wenigſten als ſtreng abgeſchloſſenes Syſtem aufgetreten, und ſo konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten aſtrologiſchen Aberglauben in dieſen reinen Naturdienſt der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, deſſen ſich immer mehr verbreitenden Sieg dieſe Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erſt neuer entſtandnes Weſen dargeſtellt, die Morgenröthe einer neuern beſſern Zeit, der ein ganz andrer Zuſtand alter Finſterniß voranging, und ſo kam man wieder auf den materiellen Begriff eines urſprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechiſche vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialiſtiſch ſein müſſe, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Anſicht dieſer Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiethe der Fantaſie ſo weit verbreitet iſt.

Noch auf eine andere Art iſt die urſprünglich ſo ſchöne Religion des Lichts ſehr gemißbraucht worden. Nebſt dem aſtrologiſchen Aberglauben hat im Alterthume nichts ſo viel Einfluß auf Entſtehung und Ausbildung der geheimen Geſellſchaften und Myſterien gehabt, als grade dieſe Lehre. Die höhere Erleuchtung ſollte zwar Demuth und Liebe von ſelbſt mit ſich führen; wir ſehen aber, daß ſie oft auch dann, wenn ſie wenigſtens aus der wahren Quelle abgeleitet iſt, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Geſinnungen in Bewegung ſetzt, und daß die, welche im Beſitze höherer Einſicht und geheimer Weisheit zu ſein glauben, mit verſchmähender Abſonderung und geheimnißvollem Eigennutze, gern im Verborgenen, ſich ſelbſt an die Stelle

der Vorſehung ſeyend, alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Abſichten zu betrachten und zu behandeln ſich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthume ſo gut geſchehen ſein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich vorausſetzt.

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientaliſchen Denkarten und Syſtemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einfluſſes die meiſte hiſtoriſche Wichtigkeit haben, iſt nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhiſten, welche etwa tauſend Jahre nach ihrem Urſprunge, um die Zeit Chriſti, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen öſtlichen Halbinſel wie auf Ceylon herrſcht, und ſich auch unter den tatariſchen Völkern weit verbreitet hat, iſt der Geiſt desſelben ſichtbar. Wenigſtens dem Fo der Chineſen wird als ſeine eigentliche, weſentlichſte und eſoteriſche Lehre, das deutlichſte und entſchiedenſte Bekenntniß zugeſchrieben, daß Alles Nichts ſei, wohin die Lehre, daß Alles Eins ſei, ſo natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abſtracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erſt vernichtet und verſchwunden iſt, ſo entflieht er zuletzt ſelbſt, und löst ſich in Nichts auf, weil er urſprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir dieſe Philoſophie unter allen orientaliſchen als die jüngſte betrachten. Die hiſtoriſchen Beweiſe dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und ſeiner Fülle der Allmacht, ſchon ſehr geſchwächt und verdunſtet ſein muß, ehe es ſich in dieſen vom Nichts ſchwer zu unterſcheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflöſen kann. Alle andre orientaliſche Lehrbegriffe gründen und berufen ſich noch auf

göttliche Wunder und Offenbarung, ſo entſtellt auch alles durch Fabel und Irrthum ſein mag. Der Pantheismus iſt das Syſtem der reinen Vernunft, und inſofern macht er ſchon den Uebergang von der orientaliſchen Philoſophie zur europäiſchen. Er ſchmeichelt dem Eigendünkel des Menſchen eben ſo ſehr als ſeiner Trägheit. Iſt einmahl dieſe große Entdeckung gemacht, dieſe alles umfaſſende, alles vernichtende, und doch ſo leichte Wiſſenſchaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins ſei, gefunden, ſo bedarf es weiter keines Suchens und Forſchens; alles, was andre auf andren Wegen wiſſen oder glauben, iſt nur Irrthum, Täuſchung und Verſtandesſchwäche, ſo wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden iſt, und die Lehre in vollem Ernſte wirklich ausgeführt wird, ſo nimmt ſie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entſtehen dann jene in Indien nicht ſeltene, den kältern Beobachtern ſo ſchwer zu begreifende freiwillige, den Geiſt zerſtörende Martern der Yoghuis und Sonnyaſis, welche die Selbſtvernichtung als höchſtes Gut ſich zum Ziel ſetzen. Bei kältern oder geſchwächtern Naturen aber führt im Gegentheile die Ueberzeugung, daß alles Böſe nur leere Täuſchung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen ſei, einen falſchen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit ſich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erſtanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, dieſe einiges von demſelben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieſer überhaupt ſehr gemiſchten Lehre vieles beſonders aus dem Dienſte des Sivo; dahin deute man das oftmahls noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerſtörenden Gottheit bei den buddhiſtiſchen Tataren. In Thibet fand Turner Feſte der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganeſho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines Syſtem des Pantheismus iſt in der merkwürdigen Zahlen-Philoſophie der Chineſen enthalten, ſo wie dieſelbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit vorgetragen wird. Es iſt dieſes eine der merkwürdigſten Urkunden

des orientaliſchen Alterthums. Wenn gleich als erſter Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, ſo ſpricht doch der Umſtand, daß Kon—fu—tſe (im Jahre 550 vor Chriſtus) der jüngſte unter den claſſiſchen Erklärern war, zu deſſen Zeit man ſchon lang über den wahren Sinn des Buchs geſtritten hatte, für ein verhältnißmäßig ſehr hohes Alterthum. Verändert und verfälſcht kann es um ſo weniger ſein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, ſondern in ſehr einfachen Symbolen abgefaßt iſt. Das große Eins, wovon dieß hieroglyphiſche Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft genannt, welches Tao das Eins, wie dieſes die Zwei, und dieſe die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht ſind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterſcheiden und Beſtimmen aufhört. Dieſes große Eins wird in zwei entgegengeſetzte Grundweſen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zuſammenſetzungen alles beſteht, nach einem feſten Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entſtehen zunächſt vier andre Zuſammenſetzungen, Bilder, wie ſie genannt werden; das große und kleine Yang; das große und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander geſetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen ſteht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zuſammenſetzung des Yang und Yn bedeuten eben ſo viele Grundkräfte. In der ſechsfachen Zuſammenſetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können ſchon moraliſche Begriffe ausgedrückt werden. Es löst ſich alles in ein Zahlenſpiel auf, oder philoſophiſch ausgeſprochen, iſt alle ſcheinbare Individualität nur eine Verſchiedenheit des Grades und der Zuſammenſetzung. Unter den Zahlen iſt noch bei Kon—fu—tſe nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlen-Philoſophien, ſondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erſte, und die fünf ungleichen der erſten Zahlen bis Zehn ſind nach ihm die himmliſchen, die gleichen dagegen die irdiſchen.

Wenn der Pantheismus nicht bloß Denkart und Geſinnung iſt, wie bei den indiſchen Yoghuis und Sonnyaſis nach der Darſtellung des Bhogvotgita, ſondern mehr oder minder als wiſſenſchaftliches Syſtem auftritt, ſo iſt es nie etwas anders als ein ſolches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortſchreitendes Combinations-Spiel aus Einem Poſitiven und Negativen, welches eine ſolche Zahlen-Symbolik wie dieſe im Grunde beſſer darſtellt, als Worte es können. Da dieß nun ſchon in dieſer älteſten Form des Pantheismus Statt findet, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe aus dem Dualismus entſtanden ſei, durch ſpätere Umdeutung und Ausartung desſelben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, ſondern Syſtem war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulöſen kaum ausbleiben.

Der urſprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes iſt Licht und Bewegung; des Yn Finſterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chineſiſchen Lehre und Tradition vor Kon—fu—tſe hat eine unverkennbare Uebereinſtimmung mit den perſiſchen Begriffen, wie man ſie auch in einigem mit der moſaiſchen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder iſt nicht ſo groß als es anfangs ſcheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptſitz in der nordweſtlichen Provinz Shen—ſi und in Bactrien herrſchte die perſiſche Lehre; der Philoſoph Laokiun war weit gegen Weſten gereiſt.

Hat es mit der indiſchen Sankhyo oder Zahlen-Philoſophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandtniß? Iſt, ſo wie ſpäterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, dasſelbe auch ſchon früher mit andern Syſtemen geſchehen? — In den Scholien zu Monu's Geſetzbuch werden Mohot und Dvyokto, das Mächtige, und der Unbeſtimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philoſophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber dieſe ſcheinbare Dualität eben ſo gemeint wie im Y—king; daß der Geiſt der Sankhyo-Lehren durchaus pantheiſtiſch ſei, läßt ſich wenigſtens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfaſſer habe ſie durchaus mißverſtanden, oder nach ſeiner

eignen Denkart gewaltsam umgedeutet. Im Bhogvotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaso zugeschriebenen Werken, herrscht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir diese unter allen indischen Philosophien am besten.

Daß sie nichts anders sei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann sich jeder leicht selbst aus der Uebersetzung überzeugen; in der philosophischen Bestimmtheit der Urschrift sind viele Stellen noch stärker. Freilich aber war es, wie schon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indischen Systems.

Die alte Sage also wird, wie die alte Verfassung, durchaus stehen gelassen, nur aber der neue Sinn so viel als möglich eingeschoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchste, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Object des Wissens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Sot und Osot definirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's selbst angehen. Aus dem ungemessenen Lobe, was der Verfasser überall der Sankhyo-Philosophie ertheilt, scheint doch eine wirkliche Uebereinstimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftstellern wird indessen angegeben: Sankhyo sei die Physik, wie Mimanso die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre sie als eben so viele Philosophien und Systeme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der ältesten, die nebst der Mimanso allein in Monu's Gesetzbuche erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine besondre Aufmerksamkeit verdienen würde. Der moralische Geist der Mimanso, und die spekulative Beschaffenheit der Sankhyo stimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Systeme angewiesen haben. Es wird darüber bald eine bestimmtere Entscheidung möglich sein, je mehr indische Urschriften wir kennen lernen. Für jetzt ist es schon viel, daß wir die älteste indische Ansicht, die der ganzen Verfassung zum Grunde liegt, aus Monu's Gesetzbuche ziemlich vollständig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngste das ganze System der indischen Literatur beschließt, aus dem Bhogvotgita für den wesentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann ſich überhaupt das Ganze der indiſchen Literatur zur leichtern Ueberſicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteſte Epoche umfaßt die Veda's und was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, wie Monu's Geſetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zuſätze verfälſcht, doch nicht ganz neu umgeſchmolzen ſein können, wird nicht weniger dadurch beſtätigt, daß ſchon vor ſo geraumer Zeit Wörterbücher zum Verſtändniſſe derſelben nöthig waren. Den in Proſa abgefaßten Rig und Dojurved wird verſchiedentlich ein kosmogoniſcher, magiſcher und liturgiſcher Inhalt zugeſchrieben; der des Samoved in Verſen iſt moraliſch, vermuthlich aber mit manchen mythiſchen und hiſtoriſchen Einmiſchungen, ſo wie in dem Manovondhormoſhaſtron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaſo zugeſchrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philoſophie. Obgleich der Werke mehr ſind, als von einem Menſchen irgend möglicher Weiſe herrühren können, ſo wird doch wahrſcheinlich in allen die gleiche Lehre und Anſicht angetroffen werden, und ſoll auch keine Verſchiedenheit des Styls bemerklich ſein, da doch die in Monu's Geſetzbuche ſchon ſo auffallend groß iſt.

Wenn gleich die Veda's als das älteſte, geheimnißvollſte, begreiflicher Weiſe die Wißbegierde am meiſten auf ſich ziehen werden, ſo dürfte doch, was zwiſchen dieſen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig ſein. Dahin gehören faſt alle philoſophiſchen Syſteme, die älter ſein müſſen als die Vedanto, weil dieſe ſich theils an ſie anſchließt, wie an die Sankhyo, theils aber ſie beſtreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der erſten Entſtehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Geſtalt, ſo doch dem Kerne der Dichtung nach, wird durch die Denkmahle zu Illoure und andre unwiderſprechlich bewieſen.

Dieß würden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Vyaſo machte die dritte; Kalidas und

andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausſchließendes Eigenthum der Prieſter waren, in Schauſpielen und andern poetiſchen Geſtalten, auch allgemeiner für alle darſtellen, die vierte und jüngſte Epoche der alten indiſchen Literatur. Die vorzüglichſten dieſer Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiſer Auguſtus.

Die wichtigſten Epochen aber der indiſchen und überhaupt der orientaliſchen Philoſophie und Religion, ſind folgende: erſtens, das Syſtem der Emanation, das endlich in aſtrologiſchen Aberglauben und ſchwärmeriſchen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren Syſtem des Dualismus, ſpäter zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer iſt der menſchliche Geiſt in der orientaliſchen Philoſophie nicht herabgeſunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben ſo verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantaſie zerſtörend iſt. Zwar wird es beſonders in Indien, wo unter einer anſcheinenden Gleichförmigkeit eine ſehr große Mannichfaltigkeit der Geiſtes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beiſpielen der gemeinern ſkeptiſchen, oder ſelbſt ganz empiriſchen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieſelbe aber zu einem eigentlichen Syſteme in wiſſenſchaftlicher Form entwickelt ward, dafür iſt noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerkſamkeit nur auf das Wichtigſte lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenſeitige Verhältniß, den Zuſammenhang der verſchiedenen Syſteme noch deutlicher hätte darſtellen können, die allmähligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbeſtimmungen, iſt abſichtlich weggelaſſen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände nicht allzuſehr zu zerſtreuen.

Drittes Buch.

Hiſtoriſche Ideen.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Poeſie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptäſten im erſten Buche zu verfolgen ſuchten, ſind eine Urkunde der Menſchengeſchichte, lehrreicher und zuverläſſiger, als alle Denkmahle in Stein, deren halbverfallne Rieſengröße die ſpäte Nachwelt, zu Perſepolis, Illoure, oder an dem ägyptiſchen Thebä mit Erſtaunen betrachtet. Die Geſchichte der Religion aber, der herrſchenden Ideen, darf in der älteſten Zeit eben ſo wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geſchichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darſtellung der ſucceſſiven Entwicklung des orientaliſchen Geiſtes nach den vier merkwürdigſten Syſtemen, oder vielmehr nach den wichtigſten Epochen orientaliſcher Denkart im zweiten Buche vorangehen laſſen; das gegenwärtige dritte und letzte aber beſtimmen wir der Andeutung wenigſtens einiger hiſtoriſchen Folgerungen und Betrachtungen, die ſich am unmittelbarſten aus jenen beiden feſten Grundlagen ergeben, worauf ſich künftig endlich einmahl ein dauerhafteres und vollſtändigeres Gebäude alter Geſchichte wird aufführen laſſen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verſchiedenen Mythologien mit der indiſchen zu verlieren, ſuchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der älteſten orientaliſchen Denkart nach

den ſicherſten Urkunden zu entwerfen. Dieſer Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweiſung der geſchichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinthe den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklung der Mythologie ſetzen wir auch hier bei Seite; aber ſo wenig die ganze Fülle der Fantaſie ſich auf Begriffe zurückführen läßt, ſo wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verſchiedenheit unter ſehr entfernten Mythologien gewiſſe allgemeine Uebereinſtimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr ſpielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos iſt, vieles auf einen und denſelben Sinn zurückweiſt; nicht bloß auf die Weiſe, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, ſondern vorzüglich in dem Geiſte, in der vorherrſchenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von dieſem Gemeinſchaftlichen, von dieſer allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird ſich zum Theil ſchon jetzt der Urſprung erklären, und wenigſtens die Stelle nachweiſen laſſen, wo Mythologie entſtanden iſt, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menſchlichen Geiſtes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beſeelung, enthielt den erſten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbethung der Natur und dem aſtrologiſchen Aberglauben erzeugte ſich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verſchönert, auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen gottbegeiſterten Helden; ſobald aber, wo es auch ſein mag, pantheiſtiſche Denkart herrſchend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als eſoteriſche Hülle oder Spiel der Dichtung ſtehen bleiben. So wie die griechiſche Mythologie der ſchönen Entwicklung nach vielleicht die reichſte, ſo dürfte die indiſche dem innern Weſen nach die umfaſſendſte ſein, weil ſie durch alle jene Denkarten vollſtändig durchgeführt iſt. Kaum dürfte ſich ein Begriff finden, der in einer der verſchiedenen intellectuellen Religionen irgend weſentlich und dem

indiſchen Syſteme unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der bloß dichteriſchen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die ſich nicht in eben demſelben etwas ganz Entſprechendes, und merkwürdig Aehnliches aufzeigen ließe.

Welche Stelle die ägyptiſche und ſyriſche Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, iſt ſchon im vorigen Buche angedeutet; man betrachte nach derſelben Anſicht auch die europäiſchen Sagen und Dichtungen der celtiſchen, römiſchen, griechiſchen, germaniſchen und ſlawiſchen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geiſt und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien ſo geſtellt, wie ſie der Stufenfolge der verſchiedenen Denkarten entſprechen mögen. In der celtiſchen werden noch die beſtimmteſten Spuren des älteſten Syſtems der Seelenwanderung gefunden; es dürften deren aber auch in der altrömiſchen Religion mehr geweſen ſein, als bei den Griechen; in der ſlawiſchen Mythologie iſt die Lehre von den zwei Principien herrſchend, und auch der deutſchen war dieſe und die Verehrung der Elemente, ſo wie ſie damit verbunden zu ſein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechiſche ſteht auch hier als die vollkommenſte in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigſten an einen beſtimmten philoſophiſchen Sinn gebunden, am meiſten reine Dichtung ſein.

Ueber die Entſtehung und das eigentliche Weſen der Poeſie verbreitet ſich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieſelbe einen zwiefachen Urſprung; der eine iſt durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menſchen, ſich überall in Geſang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythiſchen Beſtandtheil der alten Poeſie, der nicht ſo einfach zu erklären iſt; hier kann man nicht ſagen wie bei jener bloßen Natur-Poeſie des Gefühls: daß dieß eben ſo überall von ſelbſt und immer wieder von neuem entſtanden ſei, und noch entſtehe; es iſt ein tiefer Zuſammenhang in dieſem alten Gewebe der Fantaſie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienſt und Aberglauben, ging

zuerſt die Fülle der urſprünglich wilden und rieſenhaften Dichtung hervor; als das ſchöne Licht einer ſanftern und edlern Begeiſterung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben dieſe Milderung zur Poeſie. Grade dieß iſt auch der Charakter der griechiſchen Dichter, nähmlich derjenigen, die es ganz ſind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderſpiel der Dichterſprache verdunſtet iſt.

Sehen wir nicht bloß auf die Form wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Kunſtkenner, ſondern auf den Geiſt, auf das innere Leben; ſo ſind es alle nur Dichter einer Art, mythiſche oder heroiſche Dichter; alle jene unweſentliche Verſchiedenheiten der äußern Form verſchwinden, und es iſt im Homer wie im Aeſchylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verſchmelzung des urſprünglich Wilden und Rieſenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darſtellungen ausmacht; nur in verſchiedenem Verhältniſſe, in verſchiedenen Stufen-Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein iſt eigentlich Poeſie; und alles was in ſpätern Zeiten, wo die Kunſt ſo manches an den urſprünglichen Kern angebildet hat, ſo genannt wird, iſt es nur, weil es einen ähnlichen Geiſt athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es ſich noch auf ſie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derſelben iſt. Wäre es nicht zu kühn, nach ſo wenigen Bruchſtücken ſchon eine Vermuthung zu wagen, ſo würde ich dafür halten, daß die indiſche Poeſie dieſem ihren eigentlichen Weſen nach, von der ältern griechiſchen ſo ſehr verſchieden nicht ſei; nur daß ſie dasſelbe, wenn ich ſo ſagen darf, nach einem noch größern Maaßſtabe darbiethet, indem theils die urſprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die ſpätere Milderung noch geiſtig ſanfter und lieblicher, noch ſinnlich und ſittlich ſchöner iſt als ſelbſt in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Urſprung auch der bildenden Kunſt bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen iſt im Ganzen

völlig derſelbe wie der der heroiſchen Poeſie; und eben jene Verbindung des rieſenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Weſen der alten Poeſie beſteht, iſt auch die eigentliche Bedeutung der plaſtiſchen Schönheit der Griechen, wenigſtens ſo lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloſchen, und der Sinn der Kunſt noch nicht verloren war.

Zweites Kapitel.

Von den älteſten Wanderungen der Völker.

Poeſie, die in jenem Alterthume mit Religion innig verbunden und faſt eins mit ihr war; gewiſſe, uns auf den erſten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innerſten Tiefe der damahligen Denkart hervorgingen, haben unſtreitig einen ſehr bedeutenden Einfluß auf die älteſten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfniſſes, und die Lockung des äußern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß ſelbſt in ſpätern Zeiten mehr als einmahl geſchehen iſt. Sind einmahl Ackerbau und Städte, die erſten Künſte des Kriegs und des Friedens vorhanden, ſo finden ungefähr eben die Verhältniſſe des Anbaus und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthume Statt, die in der neuern Geſchichte ſo ausſchließend zu herrſchen ſcheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indiſchen Kolonien betrachten, müſſen wir zuerſt einige allgemeine Betrachtungen voranſchicken, über die Art, wie man die älteſten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verſchiedenheit und Entſtehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der ſo verſchiedenen Völkerſchaften zum Gegenſtande der Unterſuchung machen, ſo muß man vor's erſte jede willkührliche Vorausſetzung und Meinung über ihren gemeinſchaftlichen Urſprung, und etwaige Urſache der Trennung bei Seite ſetzen, und die Völkerſchaften bloß nach den

Kennzeichen des höhern oder geringern Alters ſondern, ſo wie der Naturforſcher die Lagen der verſchiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des feſten Landes, der Natur aufmerkſam folgend, ordnet. Das erſte Kennzeichen iſt auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil derſelben, die Wurzeln, auf deren oft weitgeſuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein ſieht. Das nächſte an Wichtigkeit nach der Sprache iſt der Gebrauch der Metalle, ſowohl des Kupfers und Eiſens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äußern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menſchen am nützlichſten, und zu jenen Künſten am unentbehrlichſten ſind. Doch kann der Umſtand, daß ſich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienſtbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollſtändigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem aſiatiſchen verſchiedener Menſchenſtamm ſeien, worauf ſo manche allen amerikaniſchen Sprachen gemeinſchaftliche Seltſamkeit, ſo manche ſehr auffallende und doch allen dieſen Völkern gemeinſame Sitte, und die allgemeine Unbekanntſchaft mit dem Gebrauche der Metalle, führen könnte; denn auf den oſtindiſchen Inſeln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die aſiatiſche Abſtammung beweiſen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden aſiatiſchen oder europäiſchen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chineſiſchen Urkunden hiſtoriſch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß iſt, die beiden Reiche von Peru und Mexiko ſtifteten, dieſe Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, ſo konnte ja dieß auch bei den erſten Einwanderern eben ſo der Fall ſein.

Ueberhaupt findet ſich an den öſtlichen Enden Aſiens ſchon manches mit Amerika Uebereinſtimmende. Eben ſo kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienſtbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die aſiatiſche Abſtammung der Neger zu beweiſen, wofern ſich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrſcheinlich zu machen, und was dieſer Meinung entgegenſteht, zu entkräften.

Die phyſiſche Verſchiedenheit der Menſchenſtämme iſt, we-

nigſtens ſo weit ſie bis jetzt entwickelt worden, von nicht ſo gro-
ßer hiſtoriſcher Wichtigkeit. Der merkwürdigſte und größte Unter-
ſchied iſt wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden ſo ne-
gerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigen-
ſchaften der Europäer und Bewohner des weſtlichen Mittel-Aſiens
in dem Grade annehmen, als dieß beim aſiatiſchen Stamme ge-
ſchieht. Dieß würde alſo eine größere phyſiſche Biegſamkeit und
Bildſamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem aſiatiſchen Menſchenſtamme vorausſetzen, als bei jenem; da die aſiatiſche Abſtammung weißer Stämme in Europa und der ſchwarzen Bewohner des ſüdlichſten Indiens, ſo wie der indiſchen Inſeln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, hiſtoriſch erwieſen iſt.

In dieſen Völkerſchichten nun ſehen wir, wie der Naturforſcher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlornen Urgeſchichte gleichſam in einem Grundriße vor Augen, der uns hier und da mit der überraſchendſten Klarheit anſpricht, an andern Stellen aber unverſtändlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zuſammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerkſamkeit des Geſchichtforſchers faſt noch wichtigerer Gegenſtand, iſt die Miſchung der Völker, die vorzüglich im perſiſchen Reiche, längſt dem Gihon und Euphrates, am Kaukaſus und in Klein-Aſien, überhaupt in dem mittlern weſtlichen Strich jenes alten Welttheils Statt fand. Wenn es im Kreiſe dieſer Unterſuchung läge, dieſe Sache vollſtändig in's Licht zu ſetzen, ſo würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entſtehen können; wie nähmlich plötzliche Veränderung des Klima's und des ganzen äußern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müſſe, und wenn einige Miſchung mit Stämmen andern Geſchlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entſtehens einmahl vorüber iſt, ſich nun Jahrtauſende faſt unverändert erhalten kann. Es würde ſich alsdann beſtimmen laſſen, mit welchem Rechte Mittel-

Aſien von den Geſchichtforſchern ſo oft als die Mutter und unverſiegliche Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geſchildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet ſei, da der zweifache Strom der Wanderung, deren gewöhnlicher und gleichſam natürlicher Lauf faſt immer nach Nordweſten gerichtet war, hier vom Oſten und vom Süden her zuſammentraf, hier alſo die Miſchung am mannichfaltigſten und fruchtbarſten, und dieſer Erdſtrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entſtanden und ſich bildeten.

Man wird nie eine klare und verſtändliche Anſicht der älteſten Geſchichte erhalten, ſo lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach bloß mechaniſchen Geſetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rückſicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm ſich in mehre kleine theilen, und immer individueller abſondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Miſchung aus mehren verſchiedenen Völkern ein drittes ganz neues entſtehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet iſt. Nur durch eine ſolche genetiſche Anſicht kommt Licht in das Chaos von Thatſachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geſchichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Aſien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren ſie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufſuchen; manche Nationen, die auf ſolche Weiſe entſtanden, ſind auf eben die Art auch wieder von andern verſchlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, ſo wie der Arnauten und Walachen nur noch ſchwache Reſte und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht großen und weit verbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Urſprungs und erſt in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was ſie jetzt ſind, zuſammengewachſen ſein.

Drittes Kapitel.

Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung.

Wir haben dieſe Fragen hier nur, ſo weit der Zuſammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenſtand, der das Nachdenken des Forſchers in der älteſten Geſchichte auf ſich zieht; die Verwandtſchaft nähmlich der älteſten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf dieſen Zuſammenhang ſind Religion und Mythologie, erwieſen wird die Verwandtſchaft durch die Sprache, und nächſtdem bietet auch die Architectur, ſo wie wir ſie an den alten ägyptiſchen, perſiſchen und indiſchen Denkmahlen bewundern, noch einiges Gemeinſame dar, und iſt eine Beſtätigung mehr für die Einheit des Urſprungs aller aſiatiſchen Bildung; und dieſe letzte iſt doch der eigentliche Gegenſtand und Zweck aller Geſchichte. Von Amerika und von dem ſüdlichen Afrika würde es gar keine Geſchichte geben, wenn alles in demſelben Zuſtande dürftiger Wildheit ſtets verharrt wäre, und wenn nicht auch dieſe Länder von Aſien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geiſtesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den aſiatiſchen Völkern ſelbſt im früheſten Alterthum etwas Höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfniſſes, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfaſſung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, ſo müſſen wir uns an die Rieſengröße und Feſtigkeit der Bauart in ägyptiſchen und indiſchen Denkmählern, im Gegenſatze der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmſten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß ſie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar indiſche Kolonien ſeien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erſcheinen im Einzelnen nicht ſehr bedeutend gegen jene alte Größe, und doch welche wichtige

Veränderungen und Wirkungen haben auch dieſe im Ganzen hervorgebracht.

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar geweſen zu ſein; durch wie viele jetzt verlorne Zwiſchenglieder mag die Lehre von der Seelenwanderung gegangen ſein, ehe ſie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsſtamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und ſo manche andre indiſche Spuren finden, ſo würden wir, wenn uns die chineſiſchen Geſchichtsbücher nicht einigen Aufſchluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß ſich ſo weit hierher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgeſtammten Nationen, beſonders der germaniſchen und perſiſchen, darf dabei am wenigſten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der ſämmtlichen Slawen, nach den Angaben der Geographen, die freilich meiſtens andre Geſichtspunkte haben als die Stammverſchiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutſchland zerſtreuten, eher über als unter fünfzig Millionen ſein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeſchlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtiſch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nord-Amerika hinzu zu rechnen, ſo iſt keineswegs nothwendig, anzunehmen, daß der urſprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überſtiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich hiſtoriſch genau kennen; da außer dem allmähligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerſtreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim erſten Entſtehen von dem herrſchenden verſchlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie ſich die lateiniſche Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von dieſem kleinen Fleck aus, faſt über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romaniſchen Sprachen, herrſcht ſie faſt in allen Welttheilen; das Italieniſche iſt die Handelsſprache des Morgenlandes, wie das Portugieſiſche der afrikaniſchen und aller indiſchen Küſten; das

Spaniſche iſt die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des geſellſchaftlichen Einfluſſes der franzöſiſchen Sprache, des Gebrauchs der ausgeſtorbenen lateiniſchen zur Gelehrſamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samſkrit, oder wenigſtens einzelne Formeln desſelben in Siam und Thibet liturgiſch gebraucht werden), der beträchtlichen römiſchen Einmiſchungen endlich in der engliſchen, deutſchen und walachiſchen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtauſenden ſeinen Einfluß und ſeine Sprache verbreitet, deſſen eigentliche Herrſchaft doch, da ſie am ſtärkſten war, wohl nur ſelten die Bevölkerung des ganzen Indiens überſtiegen hat. Denn das darf nicht überſehen werden, daß Indien eins der volkreichſten Länder immer geweſen und auch noch gegenwärtig nach ſo vielen zerſtörenden Revolutionen der letzten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben iſt. Wie leicht mochte alſo in den Zeiten des alten Wohlſtandes der Ueberfluß ſelbſt die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Faſt noch weiter und ungleich ſchneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Aſien, den ganzen Norden, die Küſten und bis tief in das Innere Afrika's, ja bis auf die entlegenen indiſchen Inſeln verbreitet, wo unſre Geſchichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabiſche, was wir daſelbſt in Sprache und ſonſt unläugbar finden, in ſo ferne Gegenden gekommen ſei. Kann etwas Aehnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rückſicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich ſie niemahls eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigſtens im Allgemeinen nachweiſen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germaniſchen Völkerſchaften von dem Mutterlande betrifft, ſo ſind ſchon im erſten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtſchaft ſtehen, als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der weſtlichen Halbinſel Indiens,

bis an die Gränzen von Perſien und Turkhind, von den älteſten Zeiten an der Sitz der indiſchen Bildung nicht nur, ſondern auch der mächtigſten Reiche und Dynaſtien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend ſein, eine ſolche Kolonie zu ſtiften, wenn es nicht bloß Eroberer und Krieger, ſondern die Einſichtsvollſten jener Zeit, wenn es Prieſter waren, die irgend eine Urſache hatten, ihr Vaterland zu verlaſſen, und unter wilde Völker zu gehen, um ſie zu bilden und zu beherrſchen. Der Irrthum führt oft einen eben ſo ſtarken Bekehrungseifer mit ſich als die Wahrheit, wo ſich die Abſichten eigennütziger Herrſchſucht um ſo beſſer anſchließen können. So wie an der perſiſchen Auswanderung der Kriegerſtand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, ſo trägt dagegen Aegypten ganz das Anſehen einer ſolchen Prieſterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweiſt der ſo gar nicht indiſche Charakter der koptiſchen Sprache; ſei es nun, daß dieſe Prieſter aus dem Mutterlande ſelbſt unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar iſt, oder daß ſüdlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien geweſen ſei, und die ägyptiſche Bildung erſt von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Urſachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überſtrömenden Bevölkerung, iſt ſchon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unüberſehliche und ungeheure Veränderung und Zerſtörung mußte nicht das erſte Verbrechen, Mord und Krieg, der erſte beſtimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtſein des Menſchen hervorbringen? Angſt und wüſte Begierde war die gewiſſe Folge; und was zuvor ein ſtilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen geweſen war, ward nun wilde Einbildung, Schreckniß und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Weſen ſich entſchließen mochte, am Leichname ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu ſuchen? Der Abſcheu der Brahminen vor thieriſcher Nahrung hat ein ſo altes Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des früheſten

Zuſtandes angeſehen werden könnte. Hat nicht dieſelbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthieres nach dunkeln Anzeichen bevorſtehenden Unheils angſtvoll zu forſchen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureißen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Weſen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdiſchen Geſtirne und Lenker ſeines künftigen Geſchicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben dieſe Unruhe den fliehenden, gleich dem erſten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äußerſten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf ſolche Thatſachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich hiſtoriſche Gewißheit geben kann, weil ſie älter ſind als alle Geſchichte, die erſt dann entſtehen konnte, nachdem jene erſchreckte Einbildungskraft, wovon wir in den älteſten Denkmahlen des menſchlichen Geiſtes noch ſo viele Spuren finden, bis zur Erinnerung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmahl für die früheſte Geſchichte Indiens haben wir, was zuverläſſiger und älter iſt als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten ſind; dieſes iſt die indiſche Verfaſſung ſelbſt. Konnte eine für die niedern Stände ſo harte Verfaſſung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, deſſen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Miſchung ſolcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerſchaften ließe ſich die entferntere Annäherung und Verwandtſchaft der ſlawiſchen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu ſein, die da flohen; andre konnten bloß, weil ſie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer ſolchen Verfaſſung nothwendig vorhergegangen ſein müſſen, verabſcheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um ſich in weiter Ferne noch unbefleckte Wohnſitze zu ſuchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erſte Einführung der indiſchen Verfaſſung

mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit ſich führen; auch in ihr ſelbſt lagen Keime genug zum Zwieſpalte und zum innern Kriege. Zwar ſeit Alexander biethet uns die indiſche Geſchichte faſt nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländiſche Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechſel der Herrſcher und der Dynaſtien waren, als eine weſentliche Veränderung der Verfaſſung ſelbſt herbeiführten. Die einzigen Buddhiſten machen eine Ausnahme, die wohl nicht ſo der Lehre als der Verfaſſung wegen, weil ſie die Eintheilung der Stände antaſteten und den erblichen Unterſchied derſelben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, ſondern mehr nur durch einzelne Miſſionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfaſſung ſo feſt und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Prieſterſtandes einmahl entſchieden war, blieb dem Kriegerſtande deſto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter ſich, die der Verfaſſung ja doch keinen weſentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der älteſten indiſchen Dichterſagen im Mohabharot anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenſtämme? Ehe ſich aber die Kſhetrya's, die urſprünglich derſelben Abkunft waren, von den erblichen Prieſtern abſonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz ſo beſtimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erſchütterung vorangehen. Nicht umſonſt wird vom Pocosramo gerühmt, daß er die böſen Könige vertilgt, den verwilderten Adel beſtraft und ſeine Macht beſchränkt habe.

In den Stammverzeichniſſen der Indier wird nicht ſelten von einem oder dem andern Geſchlechte bemerkt, daß ſie ausgeartet und Barbaren — Mlecha's — geworden, d. h. zu andern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten ſeien. Monu's Geſetzbuch (X, 43 — 45) nennt uns eine ganze Reihe ſolcher verwilderter und barbariſch gewordner Kſhetrya-

Stämme, unter denen wir die Nahmen mehrer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieſes ſind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entſtelltes Ueberbleibſel ſein mag; zu welchem Volksſtamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn dieſe, wie behauptet wird *), in den Puranas mehr als eine dem ſinnlichen Naturdienſte ergebne Secte geſchildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, ſo ſtreitet dieß doch damit, daß ſie hier unter den übrigen verwilderten Kſhetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander beſtehen kann.

Wir müßten freilich erſt mehr Urkunden haben, um zu prüfen, was in den indiſchen Büchern von Religions-Kriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An ſich aber iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon ſehr frühe, was ſpäter bei Gelegenheit der Buddhiſten, geſchehen ſein mag, da die Neuerung zu ſehr auch die alte Verfaſſung berührte, als daß ſie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwieſpalt enthielt die große Verſchiedenheit der Seeten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrſcht haben, von denen allen das heutige Syſtem, welches ſie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen ſuchte, noch Spuren enthält. Der gegenſeitige Religionshaß der Perſer und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant ſei, zu widerlegen. Wenn die Geringſchätzung der Anhänger einer intellectuellen Religion, wie die perſiſche war, gegen den polytheiſtiſchen Aberglauben oft in gewaltſame Bekehrungsſucht übergeht, wie beim Kambyſes, ſo erzeugt der mythiſche Volksglaube gegen die, welche ſich abſondern und höher erleuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbitterung, wie bei den ſyriſchen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide ſtreitende Elemente,

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft ſehr gewagt, wo er aber bloß citirt und überſetzt, bei ſeiner Kenntniß der Sprache zuverläſſig iſt.

deren Kampf von jeher so viele große Religions-Kriege bis auf die neuesten Zeiten hervorgebracht hat, schon vor Alters beisammen; aber gewiß nicht immer so friedlich als jetzt, da alles lange geschwächt und das ganz unverträgliche so oft schon ausgestoßen worden ist, oder sich selbst freiwillig abgesondert hat.

Wenn es gegründet ist, daß unter den Javanern der indischen Bücher mehre westlich gewanderte, dem sinnlichen Naturdienste ergebne, Völker zu verstehen sind, so müssen wir vielleicht längst dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Asien den Weg suchen, auf welchem altasiatische Stämme, und mit ihnen indische Sprache und Vorstellungen sich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Gesetzt auch, was noch gar nicht erwiesen ist, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den ältesten Zeiten schon von einem syrisch redenden Volke bewohnt ward; so war doch gewiß so frühe, als hier ein großes Reich war, dieses eben wie auch später aus sehr verschiednen Völkern zusammengesetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnstaat, giebt schon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geschichtskundiger mit den Alten, die sich so gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Asien erst aus Europa wird ableiten wollen. Zwar sind in spätern Zeiten unstreitig viele dieses Weges wieder nach Asien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wanderung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denselben bekannten Weg, den sie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geschahen fast immer allmählig, fast immer blieb noch Verkehr und gegenseitige Kundschaft zwischen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmählig Entfremdeten für immer so ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem spätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweise einer gemeinsamen Abkunft gleich sehr erstaunten.

Wie manches Königs- und Heldengeschlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Asien hergeleitet! Babylon, oder wie man sonst das große alte Reich am Euphrates und Tigris

nennen will, das noch vor den Persern seine Herrschaft bis tief in Klein-Asien hinein erstreckte, war, was es seiner ganzen Lage nach sein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren schon in den ältesten Zeiten ein seefahrendes Volk. Daß die italischen Völkerschaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen seien, beweist die ganze Lage der verschiedenartigen Völkerschaften in Italien, denn wenn sie zu Lande etwa über die carnischen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, so müßten bei einer solchen Einwanderung mehr Spuren dieses Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben sein.

Von der indischen Verfassung finden sich bei den ältesten Römern vielleicht bei genauer Ansicht noch mehr Ueberbleibsel als man beim ersten Blicke denken sollte. Die Patricier, die ausschließend das Recht der Augurien hatten, waren wohl ursprünglich nichts anders als der erbliche Priesterstand; und nur dadurch, daß dieser auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegerstandes mit an sich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrschaft dieses übermächtigen kriegerischen Priesteradels den Widerstand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geschichten so lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, so dürfen wir dieses doch wohl schwerlich nach der Weise der hellenischen, phönicischen oder italischen Freistaaten verstehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ständischen Verfassung, wie es die indische von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ständische Rechte gegründeten, gesetzlichen und freien Königthume; sie werden also nach ihrer Weise für isolirte Freistaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte selbstständige Glieder desselben waren. Nur das eine ist in der Verwirrung der ältesten indi-

*) Was über die Wasserbaukunst der Babylonier und andres dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet sich zusammengestellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. s. w.

ſchen Geſchichte klar, daß es ſchon damahls große Monarchien in Indien gab, obgleich ſtändiſche, durch die erblichen Rechte der Prieſter und des Adels vielfach beſchränkte. Auch bei den von Indien abſtammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikaniſche Verfaſſung erſt ſpäter entſtanden, die monarchiſche in den älteſten Zeiten die herrſchende geweſen ſein, beſonders wo der Kriegs- und Adelſtand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Perſien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geſchichtlichen Urkunden des weſtlichen Aſiens, wie die Dichterſagen des an Aſien gränzenden ſüdöſtlichen Europa's, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, deſſen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerſtörung, zur Zerſtreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom trojaniſchen Kriege einen hiſtoriſchen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, ſo ſind wir berechtigt, ſie aus der helleniſchen Beſchränktheit heraus zu rücken, und an die größere aſiatiſche Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Nahmen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlaufe der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes ſelbſt, oft noch weiter, immer näher und mehr weſtlich gerückt worden ſeien, iſt zu bekannt, als daß es der Beiſpiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle dieſe Bemerkungen nichts weiter ſollen, als nur ungefähr die Ausſicht eröffnen, wie fruchtbar das indiſche Studium auch an hiſtoriſchen Folgerungen ſein dürfte. Manches Einzelne in der älteſten Völkergeſchichte Aſiens wird ſich erſt ganz feſt entſcheiden, ein vollſtändiges Bild des Ganzen erſt dann entwerfen laſſen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben ſind; beſonders eine kritiſche Bearbeitung der eigenthümlichen indiſchen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in andrer Rückſicht ſehr lehrreich ſein würde, und eine vollſtändige Ueberſetzung des Skondopurano, der für Geſchichte unter allen Puranas am meiſten enthalten ſoll. Indeſſen läßt ſich doch ſchon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das

Schwerſte und Befremdendſte ſcheint. So kann z. B. wohl nichts ſo viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerſchaft aus dem fruchtbarſten und geſegnetſten Erdſtriche Aſiens bis in den äußerſten ſkandinaviſchen Norden hinauf habe wandern mögen; denn ſie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu laſſen, dürfte beſonders bei einem ſo zahlreichen Stamme, wie der der germaniſchen Völker war, eine Erklärung ſein, wobei der Geſchichtskundige ſich wohl ſchwerlich befriedigen möchte. In der indiſchen Mythologie findet ſich etwas, was dieſe Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es iſt die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieſer Begriff aus einer mißverſtandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturanſicht und Naturaberglauben entſtanden ſein; genug, dieſe hohe Verehrung des Nordens, und des heiligen Berges im Norden iſt da und ſie iſt nicht bloß eine Nebenſache in dem ganzen Syſteme der indiſchen Denkart, ſondern ein überall wiederkehrender, allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erſte und nicht das einzige Mahl, daß dichteriſche Sagen und alte Geſänge, tief im innigſten Gefühle und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geſchichte nur die Politik kennen.

Geſetzt alſo, nicht bloß der äußere Drang der Noth, ſondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indiſchen Sagen überall verbreitet finden, habe ſie nordwärts geführt, ſo würde ſich der Weg der germaniſchen Stämme von Turkhind längs dem Gihon bis zur Nordſeite des caſpiſchen Meers und des Kaukaſus leicht nachweiſen laſſen; ob ſie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgeſucht und ſich da angeſiedelt, oder ob ſie mehr den großen Strömen nachgegangen ſeien, wie die alten aſiatiſchen Nationen dasſelbe Leben an einem weit herrſchenden Fluſſe, wie am Ganges, ſo auch am Nil und Euphrat, überall wieder ſuchten; dieſe für unſre vaterländiſche Geſchichte ſehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, iſt hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Von dem orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indiſchen Studiums für Sprachforſchung, Philoſophie und alte Geſchichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientaliſchen Denkart überhaupt zur europäiſchen zu beſtimmen, und den Einfluß darzuſtellen, welchen die erſte auf die letztere gehabt hat oder haben ſoll, um auch von dieſer Seite die Wichtigkeit des indiſchen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieſer ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden iſt, wodurch auch die europäiſche Denkart und Bildung an das orientaliſche Alterthum ſich anknüpft, ſo iſt hier der ſchicklichſte Ort, das Verhältniß des indiſchen Alterthums zur moſaiſchen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenſtand, den wir bei dem hiſtoriſchen Theile bis jetzt abſichtlich vermieden haben, um den Leſer nicht auf den unſichern Ocean ſo verſchiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes ſich in faſt zahlloſer Menge, eine über die andre wälzen. Die kritiſche Sichtung ſo vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das Weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig iſt, ſagt uns die moſaiſche Urkunde in ſolcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen ſei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er ſich anfangs erfreute, durch eigne Schuld verloren habe. Wenn die moſaiſche Urkunde in dem Verfolge ihres älteſten geſchichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, denn zur Befriedigung bloßer

Wißbegier und zum hiſtoriſchen Unterrichte ward ſie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweiſt, wie ein Strahl des urſprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung ſei gerettet und erhalten worden; ſo zeigen uns die indiſchen Urkunden die Entſtehung des Irrthums, die erſten Ausgeburten, deren der Geiſt immer mehre ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmahl die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlaſſen und verloren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch ſo herrliche Lichtſpuren übrig geblieben ſind.

Der Gegenſatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt iſt die Geſchichte der älteſten Philoſophie, d. h. der orientaliſchen Denkart, der ſchönſte und lehrreichſte äußere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionsſyſteme der älteſten Völker Aſiens kennt, nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, beſonders aber von der Unſterblichkeit der Seele im alten Teſtamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundſäulen der Lehre aufgeſtellt werden. Der Meinung, daß Moſes, er, dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von dieſen bei den gebildetſten Völkern des alten Aſiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben ſollte, wird man wohl ſchwerlich irgend eine auch nur hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unſterblichkeit der Seele der meiſte und gröbſte Aberglauben ſich feſt und faſt unabtrennlich angeſchloſſen hatte, ſo erklärt ſich daraus das Verfahren des göttlichen Geſetzgebers auch in äußerer Rückſicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beſchränktheit auslegt, daß ſie, alles andre ſtreng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk ſo hart abſonderten, würde von ſelbſt weggefallen ſein, wenn man gewußt hätte, ſich in den Zuſtand der orientaliſchen Völker der damahligen Zeit zu verſetzen. Man ſtelle es ſich vor Augen, wie damahls

bei den gebildetſten und weiſeſten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entſtellt und entartet, *) und oft grade das Edelſte auch bei Perſern und Indiern am übelſten angewandt und mißdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Abſonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andere bei Seite ſetzend, gerichtet ſein mußte, daß doch nur ja das koſtbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Iſraeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag ſein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer ſelbſt es ſo gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und beſondern Verhältniſſe mit der Vorſehung, in welches der Menſch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Chriſtenthums, ſo ganz verkennen, daß man ſie mit jenem Irrthume verwechſelte, der den Vorwurf der angeblichen jüdiſchen Beſchränktheit des alten Teſtaments begründen ſoll.

Mit dem Chriſtenthume hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und ſelbſt der äußern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falſche Aehnlichkeit. Das Einzelne ſtimmt oft ſonderbar überein, aber es iſt alles entſtellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es iſt die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menſchen. Von ganz andrer und höherer Art iſt jene, gewiß auch dem Leſer bei der Ueberſicht der orientaliſchen Syſteme, im zweiten Buche bemerklich gewordne Verwandtſchaft und Aehnlichkeit, beſonders der perſiſchen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Böſen, mit der heiligen Schrift ſowohl des alten als des neuen Bundes. Eben

*) Herrliche Winke darüber finden ſich in Herders älteſter Urkunde des Menſchengeſchlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Myſtik nicht ſo unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonſt aber weht die Fülle des orientaliſchen Geiſtes in dieſem Werke, wie in mehren der frühern theologiſchen Schriften Herders. —

daß man dieſen Spuren zu ausſchließend folgte, die ächte oder gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, iſt oftmahls Urſache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Perſern jener Lehre Irriges beigemiſcht war, findet ſich in den heiligen Schriften nichts; was ſie lehren, iſt nicht Syſtem, ſondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verſtanden wird, leiten ſie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils ſcheinbar ſo verwandten Denkart dazu dienen, es ſogar hiſtoriſch und ganz äußerlich zu zeigen, daß nur eine und dieſelbe Anſicht, im alten Teſtamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrſche; nur das was dort bloß angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erſcheint. Es dürfte daher die alte chriſtliche Erklärungsart des alten Teſtaments die einzige richtige ſein, und als ſolche durch eine vollſtändige Kenntniß der Geſchichte des orientaliſchen Geiſtes auch von außen beſtätigt werden. Es iſt dieß ſogar blos aus dem Geſichtspunkte der Kritik angeſehen, ganz deutlich; es würde ſelbſt dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift für nichts mehr hielte, als für eine der orientaliſchen Denkarten, gewiß in dieſem Falle, von allen die erhabenſte und tiefſinnigſte. Denn wie läßt ſich wohl ein Werk verſtehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl dieſe Denkart ſelbſt ergriffen werden, als da, wo ſie ganz ausgeſprochen worden, und in vollkommner Klarheit erſcheint? Daß dieß im neuen Teſtamente geſchehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen perſiſchen Syſteme zuſammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Teſtaments durch keine bloße Exegeſe aufgeſchloſſen werden, wenn dieſelbe auch an Sprach- und andrer Neben-Gelehrſamkeit alle Meiſter des Talmud übertreffe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen.*)

*) Ein vortreffliches Beiſpiel dieſer ältern Erklärungsart iſt in der Geſchichte der Religion Jeſu von Fr. L. Grafen zu Stol-

Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichre Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, außer durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist, als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientalische Philosophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der schlechteste Theil indischen Ursprungs ist, auf die europäische gehabt hat. Sehr groß war dieser Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientalisches System ganz rein nach Europa gelangt ist, und die Griechen eben so wohl als die Neuern alles, was sie von daher annahmen, sich selbstthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müssen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der europäischen Philosophie voranschicken, ehe wir den Einfluß der orientalischen Ideen auf dieselbe deutlich machen können. Beim ersten Aufschwunge der noch ungeschwächten Geisteskraft ist die europäische Philosophie überall Idealismus, worunter wir nicht bloß die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äußern Scheins verstehen, sondern jede Philosophie, die von dem Begriffe der selbstthätigen Kraft und lebendiger Wirksamkeit ausgeht, also auch das System der Stoiker, des Aristoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber schon verloren ist, was ist natürlicher, als daß der Mensch alles aus sich selbst zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten

---

berg aufgestellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist.

und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für sein Erzeugniß und sein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zusammenhang für ihn verloren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine solche Philosophie bei irgend einem Volke entstanden sei, das wirklich sich selbst überlassen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinsamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn diese Weisheit wirklich so ganz aus sich selbst geschöpft wäre, als sie es vorgiebt, so würde sie sich wohl auch selbst besser aus den unsäglichen Verirrungen helfen können, in die sie sich auf diesem Wege jederzeit verwickelt hat. Diese häufen sich immer so sehr und so schnell, daß die Philosophie bald skeptisch wird, bis sie endlich, wenn die Verstandeskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geschwächt worden, zu der blos empirischen Denkart herabsinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach stehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verschwindet, und der Mensch unter dem Vorwande einer vernünftigen Beschränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geist, der ihn doch allein wesentlich vom Thiere unterscheidet, als ein falsches Streben aufgiebt. Das Trostlose dieses letzten Geisteszustandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die also irgend einen Rückweg zur ältern und bessern Philosophie suchen, und so es ihnen Ernst ist, gewiß auch finden.

Dieses ist der einfache Gang aller europäischen Philosophie von den ältesten Griechen bis auf die neuesten Zeiten. Dieser Kreislauf von einer Philosophie, die wenigstens den Begriff des Unendlichen und der selbstthätigen Kraft noch nicht verloren hat, zur Skepsis und endlich zur empirischen Denkart hat sich mehr als einmahl wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verschieden, grade weil man mit dieser bekannt war und sie benutzte, das Neue zum Theil wenigstens sich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegensatz anschloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwan-

kendes kommt in den Gang des europäiſchen Geiſtes, durch das immer von Zeit zu Zeit geſchehene Eingreifen der orientaliſchen Philoſophie als eines fremden Gährungsſtoffs. Ohne die ſtets erneuerte Anregung dieſes belebenden Princips würde der europäiſche Geiſt ſich wohl nie ſo hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder geſunken ſein. Auch die höchſte Philoſophie der Europäer, der Idealismus der Vernunft, ſo wie ihn griechiſche Selbſtdenker aufſtellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientaliſchen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein ſchwacher prometheiſcher Funke gegen die volle himmliſche Gluth der Sonne erſcheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöſchen drohend; aber je geringer der Gehalt, deſto künſtlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber iſt die orientaliſche Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen gefloſſen. Wie ſehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnoſtiker alles ſchon in der ſpäteſten Entartung und Miſchung der Syſteme, in den Kreis der europäiſchen Bildung gelangt ſei, iſt zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientaliſche Philoſophie nennt, iſt dem alten Syſteme der Emanation mehr oder weniger Pantheiſtiſches und Dualiſtiſches aus der orientaliſchen Zahlen-Philoſophie oder aus der Lehre von den zwei Principien Hergenommenes, beigemiſcht.

Es iſt dieß auch wohl nicht bloß in jenen ſpätern Zeiten der Fall, ſondern es dürfte ſchon beim Pythagoras ſo ſein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die älteſten und beſten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigſtens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht ſo leicht auszumachen, ob ſie eigne Erfindung oder auch orientaliſchen Urſprungs war, durchaus nicht zu dem Syſteme, aus dem ſie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, ſo wenig als ihre Entgegenſetzung zweifacher Grundweſen und Grundbegriffe. Ja wir haben geſehen, daß in Aſien ſelbſt ſchon in frühen Zeiten, die ſpätere Lehre an die ältere ſich durch Miſchung oder Umdeutung angeſchloſſen habe;

hat man aber jede der abgeſonderten Denkarten erſt für ſich rein aufgefaßt, ſo wird man wenig Schwierigkeit finden, ſich auch die zuſammengeſetzten und verwickelteren Erſcheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philoſophie iſt wie zur Erforſchung des orientaliſchen Alterthums überhaupt, ſo insbeſondere für das indiſche Studium ſehr weſentlich und kaum zu entbehren. Wohl verſtehen wir unter der Kenntniß der Philoſophie etwas mehr als einige dialektiſche Uebung, nach irgend einem eben umlaufenden Syſteme, was denen neu ſcheint, welche die alten nicht kennen, alles conſtruiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſte jener großen alten Syſteme, die auch auf das äußere Schickſal der Menſchheit einen ſo mächtigen Einfluß gehabt haben. Dieſen Geiſt aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung ſpeculativer Gedanken durch eignes Forſchen klar geworden iſt.

Welche große Stelle Philoſophie in der indiſchen Literatur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man ſich der Ueberſicht des Ganzen nach den vier wichtigſten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der erſten Epoche der Veda's und alles älteſten, was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, ſo wie in der dritten Epoche der Puranas und des Vyaſo iſt Philoſophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verſtändniß ohne ſie zu hoffen. In der mittlern zwiſchen jenen beiden, in der zweiten Epoche, mag Philoſophie und Poeſie etwas mehr geſondert erſcheinen, aber wohl ſchwerlich ſo ſehr als ſie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern faſt immer waren; und ſelbſt die vierte und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikromadityo, wo die indiſche Poeſie vorzüglich und mehr abgeſondert blühte, iſt doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzuſondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indiſche Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Anſicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderte das griechiſche und das orientaliſche Studium zuerſt geſtiftet haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anſpruch

auf den Nahmen eines Gelehrten gebe, und faſt keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht ſeltne Sprachkenntniß mit der Fülle hiſtoriſcher Kenntniſſe und mit einem ernſten Studium der Philoſophie wäre vereint geweſen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit deſto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unſre Zeit lebendig eingreifen und ſie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemahls entſtand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch ſeinen Geiſt belehrt, an ſeiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geiſte derſelben ſich lenken und beherrſchen laſſen, faſt ohne Ausnahme dem verderblichen und zerſtörenden Grundſatze ergeben ſind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erſchaffen zu wollen, iſt auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für dasſelbe faſt verſchwunden, die Philologie zu einer in der That ſehr ſchaalen und unfruchtbaren Buchſtabengelehrſamkeit herabgeſunken, und ſo bei manchen erwünſchten Fortſchritten im Einzelnen, doch das Ganze zerſplittert und weder Kraft noch lebendiger Geiſt darin ſichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieſer Rückſicht viel geſchadet hat und noch ſchadet, iſt die Trennung, die man ſich zwiſchen dem orientaliſchen und dem griechiſchen Studium und Geiſt mehr ſelbſt erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß dieſe gänzliche Verſchiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeſchichte ſind die Bewohner Aſiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geſchichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verſtehen will. Aber auch was man in der Literatur gewöhnlich den orientaliſchen Styl und Geiſt nennt, iſt nur von einigen aſiatiſchen Völkern hergenommen, beſonders von den Arabern und Perſern, und von einigen Schriften des alten Teſtaments, inſofern ſie blos als Poeſie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es beſteht dieſe orientaliſche Eigenthümlichkeit nach der

gewöhnlichen Vorſtellungsart, in einer hohen Kühnheit und verſchwenderiſchen Fülle und Pracht der Bilder nebſt dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das ſüdliche Klima kann nur als mitwirkende Urſache, nicht als Hauptgrund dieſer Richtung der Fantaſie gelten, da dieſelbe bei ſo manchen ſehr ſüdlichen und auch ſehr dichteriſchen Nationen, wie die Indier, ſo gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Urſache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine ſolche herrſcht, ſie ſei nun philoſophiſch tief, und aus göttlicher Liebe hervorgegangen, oder aber roh und wüſt wie die Begeiſterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, ſo lange noch poetiſcher Geiſt vorhanden iſt, die Fantaſie, nachdem ſie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegoriſchen Bildlichkeit. Daher finden wir dieſen ſogenannten orientaliſchen Charakter eben ſo wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italieniſchen und deutſchen, nicht bloß in ſpaniſchen) als in den romantiſchen Dichtungen der Perſer und Araber, ohne daß wir deßfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unſere Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umſtände in Europa wie in Aſien dieſelben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber dieſe Farbengluth zu der proſaiſchen Trockenheit der chineſiſchen Bücher, oder zu der ſchönen Einfalt des indiſchen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenſchmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberſpannung. Die ältern indiſchen Gedichte vollends, ſind noch bildloſer als ſelbſt die einfachſten und ſtrengſten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles daſteht, bedarf nicht dieſes wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantaſie.

Eine andre Eigenſchaft, die man auch als eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit orientaliſcher Werke anſieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und ſelbſt die Anordnung und Compoſition, die ſich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterſcheidet. Auf die indiſchen Werke iſt dieſes wiederum gar nicht anwendbar, ſondern vorzüglich auf die vorhin

genannten Nationen. Theils hängt dieß wohl zusammen mit der eben geschilderten Ueppigkeit bildlicher Fantasie, und dem Hange zur Allegorie; wo diese im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieselbe blos andeutende Kühnheit herrschen, und daher Dunkelheit entspringen. Zum Theil dürfte es sich aber auch aus denjenigen Grundverschiedenheiten der Grammatik, die wir im ersten Buche entwickelt haben, erklären lassen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Gesetze ihrer Sprache von Natur folgen, wenn nicht ein höherer Geist es anders lenkt, oder da, wo man durch Vernachlässigung noch tiefer hinabsinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Construction im Einzelnen schwer ist, so wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel sein. In den Sprachen, die sich ihr Geschäft durch Hülfs-Verba und Präpositionen für den Gebrauch am bequemsten abkürzen, wird die Composition zwar leicht und verständlich, gern aber auch nachlässig und formlos sein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbestimmungen des ursprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechische und die indische, führen von selbst zur schönen Form, wie im Einzelnen der grammatischen Construction so auch im Ganzen der Anordnung und der Composition.

Auch in dieser letzten Beziehung also hat, was man orientalischen Geist und Styl nennt, nur eine sehr beschränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebt's der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeschylus besonders in den Chören, obwohl in einer ganz hellenischen Form, dennoch wirklich etwas Orientalisches, was aber mehr von der leidenschaftlichen Aufregung, dem gewaltsamen Zustande der Fantasie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyrische Kühnheit der Gleichnisse und Anspielungen, und die Abgerissenheit der Uebergänge einen orientalischen Anstrich; seine Milde und Weichheit bei der heroischen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indischen Gedichte, so weit wir sie bis jetzt kennen. So wie die größten Den-

ker, die tiefſinnigſten Philoſophen Europa's ſich faſt immer durch eine entſchiedne Vorliebe für das orientaliſche Alterthum auszeichneten; ſo näherten ſich mehre und zwar beſonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weiſe, der orientaliſchen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeſchichte die Aſiaten und die Europäer nur eine große Familie, Aſien und Europa ein unzertrennbares Ganzes bilden, ſo ſollte man ſich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einſeitige und beſchränkte Anſicht von ſelbſt verſchwinden, vieles im Zuſammenhange erſt verſtändlich, alles aber in dieſem Lichte neu, erſcheinen würde.

Wenn es natürlich iſt, daß der tiefſinnige Geiſt des Mittelalters, auf den unſre ganze Verfaſſung und jetziges Leben ſich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geſchichte, Dichtkunſt und Sittenlehre vor allen am nächſten ſteht, und die Kenntniß desſelben für das Leben am wichtigſten iſt; wenn das griechiſche Studium die beſte nicht nur, ſondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrſamkeit bleibt, weil nirgends ſonſt wo die Kritik als Kunſt ſo vollſtändig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunſt, die Philoſophie und Poeſie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äußern Form ſtehen bleiben, wie die Buchſtabengelehrten und gewöhnlichen Aeſthetiker und Kunſtkenner, theils an ſich von hohem Werthe, theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäiſchen Bildung und der orientaliſchen Ueberlieferung ſind, ſo wie die römiſche Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des früheſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schönheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubiethen haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäfti-

gung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganze neue Kenntniß und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wiſſen erſt Licht und Leben giebt.

Inhalt.

Seite

I. Beiträge zur Kenntniß der romantischen Dichtkunst.

1. Nachricht von den poetischen Werken des Johannes Boccaccio. 1801. - - - - - 5
2. Nachricht von einigen seltneren italienischen und spanischen Dichterwerken; nebst einer Charakteristik des Camoens und der portugiesischen Dichtkunst, und Uebersicht von den provenzalischen Handschriften zu Paris. 1803. 30
3. Ueber nordische Dichtkunst. 1812. - - - - 51
4. Nachtrag über Shakespeare's ältere dramatische Werke. 83

II. Neue Kunst und Litteratur.

1. Charakteristik der Meisterischen Lehrjahre von Goethe. 1798. - - - - - - - 95
2. Anzeige von Goethe's Werken. 1808. Nach der Cottaschen Ausgabe von 1806. Erster bis vierter Band. Erster Band. Lieder. Vermischte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Episteln. Epigramme. Zweiter und dritter Band. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Vierter Band. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Die Geschwister. Mahomet. Tancred. Elpenor, Fragment. - - - - - 117
3. Ueber die deutsche Kunstausstellung zu Rom, im Jahre 1819. - - - - - - - 155
4. Ueber La Martine's religiöse Gedichte. 1820. - - 185

III. Alte Weltgeschichte.

Recension der Schrift von Rhode: Ueber den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde. Breslau 1819. - - - - - 203

Seite.

IV. Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Vorrede. 273

Erstes Buch. Von der Sprache.

1. Von der indischen Sprache überhaupt. . . 278
2. Von der Verwandtschaft der Wurzeln. . . 279
3. Von der grammatischen Structur. . . . 290
4. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau. 298
5. Von dem Ursprunge der Sprachen. . . . 306
6. Von der Verschiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelsprachen. 311

Zweites Buch. Von der Philosophie.

1. Vorläufige Bemerkungen. 320
2. System der Seelenwanderung und Emanation. . . 323
3. Vom astrologischen Aberglauben und wilden Naturdienste. 332
4. Die Lehre von zwei Principien. 337
5. Vom Pantheismus. 344

Drittes Buch. Historische Ideen.

1. Vom Ursprunge der Poesie. 351
2. Von den ältesten Wanderungen der Völker. . . 355
3. Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung. 359
4. Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt, und dessen Werth und Zweck. . . . 370

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.

Fried. v. Schlegel's

3-6717

sämmtliche Werke.

Zweite Original-Ausgabe.

Neunter Band.

Wien.
Im Verlage bei Ignaz Klang.
1846.

Friedrich v. Schlegel's

Gedichte.

Zweite vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Erſter Theil.

I.

Roland.

Ein Heldengedicht in Romanzen

nach

Turpins Chronik.

Was Turpin uns treu berichtet,
Alte Chronik alter Zeiten,
Von der Chriſtenhelden Streiten,
Wie der Heiden Macht vernichtet;
Was ſo mancher ſeit gedichtet,
Kühne Sänger aller Orten,
Wie Roland nach hohen Thaten,
Doch in Roncisvall verrathen,
Aufging zu des Himmels Pforten;
Leſ't es hier in ſchlichten Worten.

Erſte Romanze.

Karol Magnus, Deutſcher Kaiſer,
Hatte ſiegreich all' die Lande
Von dem Meer zum Meer bezwungen,
England, Gallien und Italien,
Bei Burgunden, Baiern, Deutſchen
Weh'ten hoch des Kreuzes Fahnen;
Aus des Orients weiter Ferne
Wunderſam die Völker kamen,
Frohe Huldigung zu bringen
Vor den gold'nen Stuhl in Achen,
Wo des Nordens Heldenkinder
Auch die alten Schätze brachten.
Alſo pflag der hohe Kaiſer,
Sicher nun in Frieden raſtend,
Nach der Arbeit wilden Zeiten,
In des Glückes frohen Tagen,
Auf den Burgen jetzt der Ruhe.
Da er einſtmahls nun entſchlafen,
Däucht' am Himmel ihm zu ſehen,
Bei der Frieſen Meer anfangend,
Einen lichten Weg von Sternen,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend

Auf dem blauen Himmelsgrunde,
Welcher Weg dann an Navarra
Grade hinzog nach Gallizien,
Durch die Felder von Hispanien;
Nach Gallizien, wo der Leichnam
Jenes Pilgrim Gottgesandten,
Des Apostel Sanct Jacobus,
Unter Heiden lag vergraben.
Wie das Wunder nun ihm däuchte,
Lag ihm immer in Gedanken,
Was doch wohl bedeuten solle
Jene sternenlichte Bahne,
Die allnächtlich ihm erschienen.
Wie er ernstlich das bedachte,
In dem Sinnen war entschlummert,
Da erscheinet plötzlich nahe,
Hochgestaltet ihm ein Held,
Würdevoll im Alter strahlend,
Hohen Hauptes, freundlich schauend,
Angethan mit braunem Mantel,
Nach der frommen Pilger Weise
Sanft gelehnt an mächt'gem Stabe.
Dieser auf den Kaiser blickend,
Wie, wenn er mit Augen fragte,
Sprach zu ihm die sanften Worte:
„Nun, mein Sohn, wohlan! was sagst Du?"
Jener alsbald ihm erwiedernd:
„„O wer bist Du, würd'ger Vater?"" —
„Christi treuer Schüler bin ich
Und Johannis Bruder," sprach er,
„Der Jacobus, den der Herr einst
Ueber wilde Meere sandte,
Seine Liebe zu verkünden
In den weit entleg'nen Landen,

Deſſen Leichnam in Gallizien
Jetzo ruh't, noch unbekannt iſt;
Denn noch herrſchen Sarazenen
Schmachvoll dort in jenem Lande.
Wohl, mein Sohn, muß ich drob ſtaunen,
Da beſiegt von Deinem Arme
So viel Völker Dir ſich beugen,
Burgen Dir erſtürmt ſo manche,
Sieg' erfochten auch unzählig,
Daß Du nur allein die Bande
Meines theuren Landes dorten
Nimmer noch zu löſen dachteſt.
Da der Herr Dich nun zum Erſten
Aller Erdenfürſten machte,
Sieh'! ſo hat er Dich erkoren
Jener Heiden Grimm zu ſchlagen,
Und mein gutes Land befreiend,
Dich zu ſchmücken einſt im Glanze
Mit der ew'gen Siegerkrone.
Jene lichte Sternenbahne,
Die am Himmelsgrund Du ſaheſt,
Liebevoll die Lichter ſtrahlend,
Spricht von Dir und Deinen Schaaren,
Wie Ihr wandelt durch Gefahren,
Durch die Drachen Bahn Euch ſchlagend,
In der Chriſten-Helden Glanze,
Durch die fernen Lande wandelnd
Bis zu meinem ſtillen Sarge,
Zu dem dann die Völker alle,
Fromm andächt'ge Pilger, wallen,
Dort das bange Herz entladen,
Dank und Preis dem Herren ſagend. —
Auf denn, eile nun alsbald
Ich geleite Dich fürwahr,

Bin Dein Bund'smann überall,
Und für Deine Mühe hart,
Schaff' ich einſt den Himmelskranz." —
Solchem Worte kühn vertrauend,
Ruft der Kaiſer ſeine Schaaren,
Zieht dahin mit mächt'gem Heere
In das ſchöne Land Hispanien.
Und die erſte aller Burgen,
Die ſie zu beſtürmen kamen,
War von ehern feſten Mauern,
Pampelona ſie mit Nahmen,
Daß drei Monde ſchon vergebens
Dort die Helden mühvoll harrten,
Nimmer ſie erſtürmen mochten.
Da der gute Karl nun ſahe
Solche Arbeit ſeiner Mannen,
Zu Jacobus er ſich wandte,
Recht von Herzen im Gebete,
An ſein Wort ihn fromm gemahnend.
Und alsbald erbebten jene
Felſenmauern, ſtürzten krachend,
Wie zerſplittert, durch einander.
Da die Heiden das vernahmen,
Uebergaben ſie die Burgen,
Beugten all' ſich ſeinem Arme
Und gelobten ihm Gehorſam,
Warfen von ſich gern die Waffen,
Und verehrten hoch die ſchönen,
Ritterlich geſchmückten Franken,
Die in Sieg und Freude zogen
Hin zu des Jacobus Grabe,
Und von dorten hin zum Meere,
Wo der Kaiſer ſeine Lanze
Weithin in die Wogen ſchluge,

Gott und Sanct Jacobus dankend,
Dem er von dem rothen Golde,
Was die Fürſten all' ihm gaben,
Eine ſchöne Kirche baute,
Ewig Denkmahl ſeines Grabes;
Und vom Meere bis zum Meere
War nun ſein das Land Hiſpanien.

Zweite Romanze.

Noch der grimme Agolante
Auf des Mohrenlandes Throne,
Wie er ſolche Kunde hörte,
Glühend roth im heißen Zorne,
Alle ſeine Mohren rief er,
Alle Gläub'gen an Mahoma.
Aus den afrikan'ſchen Wüſten
Kam der Schwarm herbeigezogen,
Schwarze Schaaren aus dem Süden,
Wo die wilden Gluthen toben.
All' die Fürſten um den Sultan,
Nieder in den Staub geworfen,
Zitterten vor ſeinem Blicke,
Still erwartend die Gebothe.
Und es traten in die Kreiſe
Klagend nun die Trauerboten,
Wie der Franken Heer Hispanien
Von dem Meer zum Meer erobert;
Und mit Klaggeſchrei verkündend,
Wie die Mohren all' ermordet,
So die Taufe nicht empfangen,
Und nicht Mahom abgeſchworen:

Wie in ihrem Blute liegend,
Rache ſie noch ſchrie'n im Tode.
Ja, auch unſers Gottes Bilder
Liegen alle umgeworfen
Von des grimmen Karles Arme,
Der von Meer zum Meer durchzogen
Blutig hat die ſpan'ſchen Lande,
Und nur eines ſteht noch oben
Von den gold'nen Mahomsbildern,
Allen Mohren uns zum Troſte;
Salomkadir das mit Nahmen,
Das der hohe Gott Mahoma
Selbſt durch mag'ſche Kraft gebildet.
Dort am Rand der Meereswogen,
Wo ſo hoch die Raben fliegen,
Auf dem ſteilen Felſen oben,
Unbeweglich ſchaut der Rieſe
Nach des Südens wilder Zone,
In der Hand die Keule haltend,
Alles ganz von rothem Golde.
Nah't ſich irgend da ein Chriſte,
Fallen auf ihn Legionen
Von den grimmen wilden Geiſtern,
Die Mahoma hat beſchworen,
Bannend an das Rieſenbildniß
Ihre Kraft durch mag'ſche Worte.
Nahte da in Lüften kreiſend
Irgend jemahls ſich ein Vogel,
Fiel er todt alsbald herunter.
Doch iſt dieſes Bild gewogen
Allen tapfern Sarazenen,
Die für Mahom Blut vergoſſen;
Wer zu Mahom betend nahet,
Iſt für Unheil da geborgen.
Dieſes goldne Rieſenwunder

Iſt alleine noch verſchonet,
Es zerbrachen an der Keule
Noch der Chriſten Lanz' und Dolche.
Von der gold'nen Keule haben
Chriſten-Magier geſprochen,
Daß ſie einſt in fernen Zeiten
Jener Fauſt entſinken ſolle,
Wo ſie furchtbar jetzo ruhet,
Wenn ganz Spanien chriſtlich worden.
Doch es wollen dieß verhüten
Und uns retten von dem Hohne,
Unſers Rieſen Mahoms Glaube
Und der Geiſter Legionen,
Jene aber ganz zerſchmettern.
Als die Mohren das vernommen,
Ward ein Schreien, ward ein Toben,
Racherufen, Luſt zum Morden,
Wie von Löwen und Hyänen,
Oder grimmer Tiger Horden.
Säbel blinken, Roſſe wiehern,
Von viel tauſend Schaaren Mohren
Viele tauſend Fahnen wehen,
Die Hiſpanien durchzogen,
Daß vom Meere bis zum Meere,
Alles ſchwamm in Blutes Strome.
Gegen dieſe grimmen Schaaren
Hat nun Karl ſein Schwert erhoben,
Mit dem Milo von Angleren,
Daß den Chriſten ſei geholfen;
Herzog Milo, Rolands Vater,
Zog mit Karl und den Genoſſen
Durch die ſpaniſchen Gefilde
Suchend jene blut'gen Horden.
Auf den ſchönen grünen Wieſen
Fanden endlich ſie den Mohren,

Lagerten ihm gegenüber,
An der Cera Silberſtrome,
Dort wo Sanct Facundi Münſter
Nachmahls himmelan erhoben,
Und aus blutbeſprengtem Grunde
Eine fromme Stadt entſproſſen.
Zornentbrannt in ſeinem Herzen
Und von ſtolzer Ruhmgier kochend,
Sandte in der Chriſten Lager
Agolante edle Boten,
Um zu gutem Ritterkampfe
Alle Chriſten aufzufordern,
Daß von zweien gegen zweie,
Gleicher Anzahl ſei gefochten,
Oder tauſend, gegen tauſend,
Wie es ſelbſt die Chriſten wollten.
Hundert Ritter ſandte Karol,
Hundert gegen hundert Mohren.
Lanzen, Schwerter, Helme blinken,
Schnaubend wiehern hell die Roſſe,
Doch der Chriſten Schwerter ſiegen;
Von der Heiden Blut begoſſen,
Färbt ſich roth die grüne Wieſe
An der Cera Silberwoge.
Dieſe bittre Schmach zu löſchen
Sendet an dem andern Morgen
Früh der zorn'ge Agolante
Jene erſte Zahl verdoppelt;
Doch auch dieſe fallen blutend
In der Kampfbahn hin zum Tode.
Da entfärbt ſich Agolante,
Fluchend laut in heißem Zorne;
Und ſo ſollen denn zweitauſend
Mit dem erſten Strahl der Sonne,
Auf die blut'ge Wieſe hinzieh'n,

Wär' es auch zu Fluch und Tode.
Und es ſtanden ſchon die Chriſten
Schimmernd in dem Glanz Aurorens,
Gleicher Anzahl ihrer wartend,
An der Cera Silberwoge.
Wohl ward da ein gutes Streiten,
Von den Chriſten, von den Mohren;
Lanzen ſplittern, Helme ſpringen,
Jählings ſtürzen hin die Roſſe,
Manche Wunde wird geſchlagen,
Bis zum letzten Schein der Sonne,
Als von den zweitauſend Heiden
Lagen tauſend da im Tode,
Und die andern tauſend flohen,
Karol hat den Sieg gewonnen.
Da zerrauft ſein Haar der alte
Heidenkönig ſich am Boden,
Wild in ſeinem Grimm ſich wälzend
Wilder fluchend ſeinem Gotte.
Und in nächtlich ſchwarzer Stunde
Läßt er ſeine Zaub'rer kommen;
Und die Hölle laut beſchwörend,
Werfen ſie die ſchwarzen Looſe,
Um durch böſe Kunſt zu finden,
Was der Frommen Blick verborgen.
Und da ſieht er in den Looſen,
Auf des andern Tages Morgen
Schlimmes Zeichen für die Chriſten,
An dem einz'gen Tag beſchloſſen,
Daß ſie da den grimmen Unſtern
Meiden, oder fallen ſollen.
Froh des Unheils ſandt' er eilend
Hin zu Karol ſeine Boten,
Kampf und Schlacht ihm anzutragen
Auf des andern Tages Morgen,

Welches Karol, froh des Sieges,
Gern dem Heiden angelobte.
In der Frühzeit dieſes Tages,
Da geſchah es, wie hier folget,
Daß die Krieger ſo am Abend
Ihre Lanzen in den Boden
An des Fluſſes grünem Ufer
Schlugen bis zum andern Morgen,
Durch die Nacht ſich wacker rüſtend
Und zum Kampf die Waffen probend;
Als ſie nun gerüſtet kamen,
Ihre Lanzen greifen wollten,
Staunend ſolche grünend fanden,
Feſtgewurzelt tief im Boden.
Solches ſchien ein ſeltſam Wunder,
Göttlich Zeichen wohl von oben.
Dieſes Grün war zu bedeuten
Schön'res Grün der Palmen Gottes.
Weſſen Lanze grün umlaubt war,
Starb den Tag im Märt'rertode.
Davon grünt ein Wald noch heute,
Von den Stäben, die im Boden
Auf der Wieſe dort geblieben
An der Cera Silberwoge.
Denn es waren viel der Lanzen
Viele Märtyrer zum Tode,
Vierzigtauſend Chriſtenſeelen,
Die den ird'ſchen Leib verloren,
Zu der Seelen Freud' und Troſte.
Und auch Milo ward erkoren
Mit den andern, deren Lanze
Schön geblüht in grüner Krone.
Auch das Roß des guten Karol
Starb an dieſem Tag' des Todes.
Unerſchüttert ſtand alleine

Kaiſer Karol noch, der hohe,
(Mit ihm waren nur zweitauſend
Seiner Mannen und Genoſſen)
In der Sarazenen Haufen
Schwang ſein Schwert, genannt Gaudioſe,
Mitten von einander hauend
Manchen wilden grimmen Mohren,
Bis am Abend beide Heere
Wieder in die Lager zogen.
Doch am andern Morgen kamen
Vier Markgrafen hergezogen
Von Italiens ferner Gränze,
Mit der Kriegerſchaar, der frohen;
Solche fürchtend, ſind die Heiden
Nach Hiſpanien heimgeflohen.
Und nun merke wohl der Leſer,
Wie hier iſt bedeutet worden
Durch die Schlacht das Ziel der Männer,
Die für Chriſtus ſtreiten wollen.
Denn wie Karles gute Krieger
Sich gewaffnet auf den Morgen,
Vor dem Kampf ſich wacker rüſtend;
So auch wir die Waffen ſollen
Hoher Tugend uns umkleiden,
Um ſo kämpfend zu verfolgen
Wilder Laſter grimme Drachen.
Wer da guten Sieg erfochten,
Wie wird deſſen Lanze grünen
An dem Richtertage Gottes!

Dritte Romanze.

Zahllos wie der Sand am Meere,
Wie im Meer die Tropfen ſind,
Rief die fernſten Heidenvölker
Agolante zu ſich hin.
Mohren, Perſer, Sarazenen,
Von Arabien Terephin,
Afrikaner, Parther kamen
Und Algarbiens Fürſt Oſpin.
Urabell von Alexandren,
Ferne Aethiopen wild,
Altumajor von Corduba,
Von Sevilien Ibrahim.
Alpinorgos von Majorka,
Flammend in des Zornes Grimm,
Manuone, Mecca's König,
Auch der Berberfürſt Facin.
Wie zum Meere all' das Waſſer
Aus ſo fernen Landen fließt,
Kamen die zum Agolante,
Dachten froh auf Raub und Sieg.
So erſtürmt er nun Agennen,
Das im Baskenlande liegt,

Sandte Boten hin zu Karol,
Sinnend arge Tück' und Liſt.
Goldbeladen, reich an Schätzen,
Sechzig Roſſ' er ihm verhieß,
Wenn nur Karl mit wenig Mannen
Friedlich zu ihm kommen will;
Bietet Sicherheit und Frieden,
Als hätt' er ihn noch ſo lieb,
Bietet Gold und Edelſteine,
Wollt' er kommen nur zu ihm.
Aber Kaiſer Karol merkte
Wohl des Helden arge Liſt,
Der ihn nur erſpähen wollte,
Daß er dann ihn tödten ließ.
Mit viertauſend tapfern Mannen
Zog er auf Agennen hin,
Die am vierten Meilenſteine
Er da heimlich von ſich ließ.
Bis zum nah'gelegnen Berge
Er mit ſechzigen noch ging,
Da verwechſelt' er die Kleider,
Sandte fort ſodann auch die.
Ohne Lanze, wie ein Bote,
Auf dem Rücken hing der Schild,
Nur von einem Knecht geleitet,
Zu dem Stadtthor ſie einzieh'n. —
„Wir ſind Kaiſers Karles Boten
Die er Agolanten ſchickt." —
Und ſo führt man ſie alsbalde
Auf die Burg des Sultans hin. —
„Kaiſer Karol kommt, o Sultan,
Wie befohlen ward von Dir,
Kommt mit ſechzig guten Rittern,
Friedlich er Dir huld'gen will."
Froh ward deſſen Agolanke,

Froh er zu den Boten ſpricht:
„„Saget Karlen, daß ich komme,
Nur mit Sechzigen auch ich.““ —
Alſo ſprach zu Kaiſer Karlen
Agolante, kannt' ihn nicht.
Während der ſich eilig waffnet,
Forſchet Karl mit klugem Blick,
Stadt und Burg durchſpäh't er fleißig,
Merkt ſich's wohl in ſeinem Sinn,
Ob er irgend ein Gebrechen
Wo an Thor und Mauern ſieht.
Auch die Heidenfürſten alle,
Von Geſtalt und Sitten wild,
Wandelnd durch der Feinde Straßen
Späht er alles wohl darin;
Und dann eilend kehrt er wieder,
Wo die Sechzig hielten ſtill,
Mit den Sechzig zieht er weiter,
Wo er die Viertauſend ließ.
Agolante Kaiſer Karlen
Schaden und Verrath erſinnt.
Siebentauſend ſtarke Reiter
Aus dem Thore mit ihm zieh'n.
Kaiſer Karol mit den Seinen
Sicher ſchon im Weiten iſt,
Kehrt mit großem Heere wieder,
Und mit Sturm die Burg umringt.
So bedrängt er ſie ſechs Monden,
Hat nun bald die Burg beſiegt.
Manches Felſenſtück und Feuer
Er von Thürmen in ſie wirft,
Und berennt die Mauern mächtig,
Bis er brechend ſie bezwingt.
Durch geheimer Schleuſe Gang
Agolante ſchimpflich flieh't,

Agolante mit den Fürſten
Fliehen ſchnöde, ſind beſiegt.
Mancher Haufen von den Andern
In dem Fluß Garonne ſchwimmt;
Zehnmahl tauſend Helden fallen
Unter Karles Schwerte hin.
So berichtet, was er ſah,
Uns der Erzbiſchof Turpin.

Vierte Romanze.

Wieder kamen ſie zu ſchlagen
Bei der hohen Tala Burgthor,
Dort, wo an Sanctona's Mauern
Die Caranta ſchlängelt kunſtlos.
Wo den ſeinen frommen Kriegern
Wieder gleiches Wunder Gott ſchuf,
Welcher Lanze nächtlich grünet,
Solche ſoll'n im Himmels Luſtort
Morgen heil'ge Sterne ſchauen,
Rein gebadet in dem Blutſtrom.
Froh des heil'gen Märterthumes
Stürzten in den Tod ſie muthvoll,
Doch unzählige der Heiden
Färbten noch zuvor den Grund roth.
Agolante nächtlich fliehet,
Da von Karl ihn trennt der Fluß noch;
Doch kaum glüht des Morgens Purpur,
Als ſchon Karol ſeiner Spur folgt.
Bugiens König und Algarbens
Zittern vor dem Helden muthlos,
Und nach mancher herben Wunde
Färbt ſein Schwert ihr grimmes Blut roth.

Da der Chriſten Heer nun raſtet,
Nach dem wilden Streit die Ruhe folgt,
Da geſchah ein ſeltſam Zeichen
Warnend, wie der Sünde Trug lohnt.
Romarich, ein kranker Krieger,
Da der Tod ihm nahet wuthvoll,
Ließ dem theuerſten Geſellen,
Ob vor Gott er würde ſchuldlos,
Noch ſein Roß, deß Werth den Armen
Er ſoll geben lieb und huldvoll.
Jener aber, treulos denkend,
Mit der wilden Sünd' im Bund' ſchon,
Die er löſ'te, hundert Gulden,
Schnell verſchwendet er ſie nutzlos,
Lebt im frechen Sinn ſo fürder,
Denkt nicht ſeiner Worte trugvoll.
Da nun dreißig Tage waren,
Daß am Freund' er ward ſo ſchuldvoll,
Da erſchien der Geiſt des Freundes,
Furchtbar ſchauend, bleich und blutlos,
Sprechend: „Wiſſe, daß all' meine
Sünden ſind getilgt und ſpurlos.
In der Hölle Thal wirſt künftig
Du ſtatt meiner jammern wuthvoll;
Alſo lautet jenes Richters
Ewig ſtreng gerechtes Spruchwort.“ —
So verſchwand der Todte wieder,
Jener ſtarret ſinn- und muthlos.
Früh am andern Tage Morgens
Thut er's den Geſellen kund noch.
Als er eben frech nun redet,
Da erhebt ſich in der Luft hoch
Brüllen, wie von Löwen, Kälbern,
Wie die Wölfe heulen wuthvoll.
Luftig fahren durch einander

Ungeheu'r in wilder Unform,
Blut'ge Flammen zucken ſtrahlend
Aus der dunkeln Wolke Gluthſchooß.
Noch lebendig ward von Teufeln
Weggeführt er durch die Luft ſo,
Aus der Mitte der Genoſſen,
Mit Geheul und wildem Fluchwort.
Da das Heer nun weiter wandelt
Wohl zwölf Tage raſt- und ruhlos,
Durch die Wüſten, durch die Berge,
Findet man die Leiche wundvoll
An der jähen Felſenſpitze,
Findet da die Spur von Blut noch,
Wo ihn ſchlug der alte Unhold.
Lebe keiner ſchlecht und ruchlos!

Fünfte Romanze.

Von Pamplona ſendet Boten
Agolant' an Kaiſer Karl,
Daß er ſeiner da will warten,
Fordert kecklich ihn zur Schlacht.
Da berief der fromme Kaiſer
Aus dem weiten Frankenland
Alle ſeine treuen Mannen,
Ritter, Knechte, reich und arm.
Wer verſchuldet, wer verpfändet,
Deſſen Schuld und Pfand er zahlt,
Alle Fehden er befriedet,
Manchem er die Feſſeln brach.
Allen, die der Waffen kundig,
Schönes Ritterzeug er gab,
Die zum Dienſte gern gekommen,
Sprach Turpin der Sünden bar.
Hundertvierunddreißigtauſend
Waren Ritter in der Schaar,
Die mit Karl gen Spanien zogen,
Und das Fußvolk ohne Zahl.
Und nun hört die hohen Nahmen
Jener Helden, deren Glanz

Hell vor allen andern leuchtet
Auf der Ritter-Ehre Plan.
Roland, Karles Schweſter Sohn
Wird mit Recht zuerſt genannt;
Der die Heere weislich führte,
In Guyenn' ein hoher Graf.
Araſtagnus von Bretagne,
Orgier von der dän'ſchen Mark,
Oliver und Balduinus,
Der des Rolands Bruder war.
Engeler von Aquitanien,
Herr der alten Kaiſerſtadt,
Die ſeit immer wüſt gelegen,
Nach der Schlacht bei Roncisvall.
Samſon, Herzog der Burgunden,
Conſtantin aus Griechenland,
Dann Reinold von Alba Spina,
Der manch Abentheu'r vollbracht.
Ivo, Dietrich und Gaiſerus,
Der zu Bordeaux König war,
Dann der Mainzer Ganelone,
Der fiel nachher in Verrath.
Dieſes ſind die hohen Helden,
Kämpfer, mächtiger im Kampf,
Als die mächtigſten der Erde,
Chriſti tapfre Ritterſchaar.
Denn, wie mit den zwölf Apoſteln
Chriſtus ſich die Welt gewann,
So erobert Karl mit dieſen
Gott zum Ruhm das ſpan'ſche Land.
Weit und breit, auf Berg und Thäler,
Lagern ſie ſich ohne Zahl
Bei der Heidenburg, die wieder
Aufgebaut, noch feſter ſtand.
Als geraſtet bei Pamplona

Froh ſie ſchon den achten Tag;
Da entbeut dem Sultan Botſchaft
Streng gebietend Kaiſer Karl:
Daß er ſich ergeben ſolle
All' die Seinen und die Stadt,
Oder auszurücken komme,
Zu entſcheiden in der Schlacht.
Agolante wählt zu ſchlagen,
Daß nicht herber Tod und Schmach
In der Stadt zuletzt ihn träfe,
Die er ohne Rettung ſah.
Bis die Heere ſind geordnet,
Fordert er Geleit von Karl,
Den zu ſprechen er begehrte
Vor der Burg im grünen Thal.
Bald mit ſechzig hohen Rittern
In das Thal der Sultan kam,
Wo in aller Fürſten Mitte
Zürnend Karol zu ihm ſprach:
„Du biſt alſo der Aglante,
Der mein Land mir böslich nahm,
Spanien, Baskla, die erobert
Ich durch Gottes ſtarken Arm?
Chriſti Glauben folgten alle,
Waren Chriſt ſchon unterthan,
Die mit Wüthen Du ermordet,
Als ich fern in Gallien war,
Haſt die Burgen mir zerſtöret,
Wild verwüſtet manche Stadt,
So mit Schwert als grauſem Feuer.
Das ſei Gott anjetzt geklagt.“ —
Staunend ſeine Sprach' erkannte,
Da er Karles Wort vernahm,
Agolante, weil der Kaiſer
In arab'ſcher Zunge ſprach,

Die er einſtens wohl gelernet,
Als er bei Galafrus war.
Lange ſtand geſenkten Hauptes
Agolante, bis er fragt:
„„Wie Dir jenes Land gebühre,
Das ſei endlich mir geſagt,
Wo Dein Vater nicht, noch keiner
Deiner Ahnen König war?““ —
„Weil der Herr und unſer Heiland,“
So erwiedert Karl alsbald,
„Der ſo Erd' als Himmel ſchuf,
Chriſtus uns das anbefahl,
Unſer Volk vor allen wählte,
Weit zu herrſchen überall;
Darum macht' ich Deine Heiden
Unſerm Glauben unterthan.“ —
„„Diente unſer Volk dem Deinen,““
Sprach der Sultan, „„wär' es Schmach;
Denn viel beſſer als der Eure
Iſt ja unſer Glaube klar.
In Mahoma leben, glauben,
Durch den herrſchen wir fürwahr,
Denen er durch ſeine Geiſter
Selbſt die Zukunft offenbart.““ —
„O wie irrſt Du,“ ſprach der Kaiſer;
„Wir nur thun, was Gott befahl.
Ihr folgt eitler Menſchenſatzung
Und verehrt der Hölle Schaar.
An den Vater, Sohn und Geiſt
Glauben wir, und wir empfah'n
Dort des Paradieſes Freuden,
Während Ihr zur Hölle fahrt.
D'rum, daß unſer Glaube beſſer,
Iſt wohl jedem Auge klar;
Schlimmen Todes mußt Du ſterben,

Oder gleich die Tauf' empfah'n." —
„„Das ſei ferne,"" ſprach der Heide,
„„Daß ich durch ſo falſche That
Meinen Gott Mahoma ließe,
Der allmächtig überall.
D'rum ſo laſſ' uns mannlich ſtreiten,
Und das ſei des Streits Vertrag,
Weſſen Glaube beſſer wäre,
Der ſiegt ob in dieſer Schlacht.
So nun ihr den Sieg gewinnet,
Ew'gen Ruhm ihr deſſen habt;
Und daneben, ſo ich lebe,
Nehm' ich gleich die Taufe an.""
Alſo ſprach der wilde Heide;
Gern folgt Karol ſeinem Rath.
Zwanzig Chriſten, zwanzig Heiden
Kämpfen nun nach dem Vertrag.
Doch die Sarazenen fallen,
Sind getödtet alleſammt,
Und zum andernmale vierzig,
Eine auserleſ'ne Schaar.
Hundert werden gegen hundert
Nun zum dritten ausgeſandt.
Furcht ergreift der Chriſten Herzen,
D'rum hat ſie der Tod gefaßt.
Denn wie Chriſti fromme Kämpfer,
Wenn im Streit ſie werden laß,
All des Heils verluſtig, ſinken
In des ew'gen Todes Qual;
(Wer nicht redlich kämpfet, heißt es,
Solchen lohnet nie der Kranz;)
So hat die das Schwert getroffen,
Weil ſie in dem Streit verzagt.
Zweimahl hundert Sarazenen
Und von Chriſten gleiche Zahl,

Wieder tauſend gegen tauſend,
Ziehen kühnlich in den Kampf.
Da die Heiden unterliegend
Nun getödtet beidemahl,
Streitens müde, Agolante
In der Chriſten Lager kam,
Schwöret, daß ihr Glaube beſſer
Augenſcheinlich ſei, und wahr,
Will mit ſeinem Volk die Taufe
Andern Tages ſchon empfah'n.
Um die hohe Mittagsſtunde
Agolant' am andern Tag
Kam gezogen zu dem Kaiſer,
Den er eben ſpeiſend traf.
Hohe Gäſt' an reichen Tiſchen
Sieht er manchen ſitzen da,
Ritterlich geſchmückt die einen,
Andre weiß und andre ſchwarz.
Wer die hohen Gäſte ſeien,
Staunend er den Kaiſer fragt. —
„Jene dort im weißen Kleide
Sprechen uns der Sünden baar,
Das ſind unſers Glaubens Prieſter,
Machen Gottes Wort uns klar.
Doch noch heil'ger ſind die andern,
Beten für uns Tag und Nacht.“ —
Auf der niedern Erde ſitzen
D'rauf der Heidenkönig ſah,
Dreizehn Männer ärmlich ſpeiſend
Im zerriſſenen Gewand.
„„Wer ſind jene dort im Winkel
Im zerriſſenen Gewand,
Die am Boden ärmlich ſpeiſen?““
Raſch der Heidenkönig frägt. —
„Das ſind Arme, Gottes Leute,

Gleich wie der Apoſtel Zahl,
Die wir ſpeiſen, die wir tränken
Gott zu Liebe, Tag für Tag.“ —
„„Herrlich ſpeiſeſt Du die Deinen,““
Spricht der Heide d'rauf zu Karl;
„„Doch ſind dieſe Gottes Leute,
Thuſt Du Gott wohl große Schmach.
Wohl nun ſeh' ich, wie Dein Glaube,
Den Du rühmteſt, ſchlecht und falſch;
D'rum ſo geh' ich zu den Meinen,
Will die Taufe nicht empfah'n.““ —
Eilend ging er mit den Worten,
Und der Kaiſer voll von Scham,
Daß, weil jene nicht geachtet,
So viel Volk der Tauf' entſagt,
Läßt die Armen all' berufen,
Ladet herrlich ſie zu Gaſt.
Groß iſt wahrlich deſſen Sünde,
So der Armen nicht nimmt wahr!
Beide Heere Morgens rücken
Wohl gerüſtet in den Kampf,
Ihren Glauben zu verfechten
Nach gemeinſamen Vertrag.
Da der Heiden Haufen einer
Nun von fünf gefallen war,
Drängen ſich die andern viere
Dicht um König Agolant.
Von den wilden Sarazenen
Mancher ſchon getödtet war,
Aber mitten noch in ſeinem
Heere Agolante ſtand.
Jenen Haufen zu umzingeln,
Eilen, da ſie das gewahrt,
Jetzt herbei die Chriſten alle,
Hierher, dorther auf dem Plan.

Mordend zu der Rechten, Linken,
Stürzt Arnold ſich durch die Schaar,
Bis mit grimmen Schwertes Schlage
Mächtig er den Heiden traf.
Da entſteht ein wildes Schreien,
Alles Agolanten klagt.
Mordend nun von allen Seiten,
Stürzt herbei der Chriſten Schaar,
Araſtagnus mit den Seinen,
Ogier von der dän'ſchen Mark,
Galdebod' und Conſtantin,
Und Arnoldus von Bellant.
Da ward ſo viel Blut vergoſſen,
Daß im Blut gegangen ward,
Daß von allen Sarazenen
Keiner an dem Tag entkam.
Nur der König von Sevillien
Flohe glücklich aus der Schlacht;
Altumajor von Corduba
Auch mit Müh' dem Tod' entkam.
Sehet, weil für Chriſti Glauben
Kämpft in rühmlichem Vertrag
Kaiſer Karl, hat obgeſieget
Er den Heiden an dem Tag.
Wer für Chriſtus wacker ſtreitet,
Bis an's End' in guter That,
Der wird einſt erhöhet werden,
Höher als der Engel Schaar.
Einen Haufen wilder Chriſten,
Der mit Gier manch gold'nen Schatz
Raubte in der Heiden Lager,
Hat der Tod alsbald geſtraft.
Altumajor von Corduba,
Aus verborg'nem Hinterhalt,
Schlug ſie wehrlos alle nieder.

Tauſend Männer an der Zahl,
Alſo ſollen ew'gen Todes
Sterben, die geſiegt im Kampf
Mit den Laſtern, doch von neuem
Sind verlockt in ſchnöden Fall.

Sechste Romanze.

Boten kamen her mit Eile,
Kaiſer Karol anzuzeigen,
Wo Garzime's Berg, der ſteile,
Der Navarr'ſchen Berge einer,
Stolzer in die Wolken ſteiget,
Käm' ein Fürſt ihn anzufeinden,
König Furr, ein wilder Heide.
An Garzime's Felſenſteine
Kam zu Abend hin der Kaiſer;
Morgen ſoll die Schlacht entſcheiden,
Und er bat Gott um ein Zeichen,
In der dunkeln Nacht geheime,
Daß er die mag unterſcheiden,
Die des andern Tags erbleichen
Todes ſollen von den Feinden,
Schönen Märt'rerkranz erreichen. —
In des andern Frühroths Scheine,
Da gerüſtet all' ſich zeigen,
Haufen hier und dort ſich theilen,
Sieht ein rothes Kreuze ſcheinen
An der Schulter auf den Kleidern
Er der auserwählten Seinen,

Die als Märtyrer erbleichen
Sollen und den Tod erleiden.
Solches ſieht allein der Kaiſer,
Außer ihm gewahrt es Keiner.
Wehmuth an ſein Herz da greifet;
Und es regt der Wunſch ſich heimlich,
Wie ſie lebend möchten bleiben,
Die mit rothem Kreuz gezeichnet.
Alle er alsbald vereinet,
Schließt ſie in der Kirchen eine,
Sie zu retten ſo vermeinend;
Seine Abſicht wußte Keiner.
Muthvoll geh'n ſie auf die Feinde,
Schlagen bald die wilden Heiden,
Auch ihr König muß erbleichen,
Mit dreitauſend von den Seinen.
Freudig zieht mit Siegeszeichen
Heim das Heer im Abendſcheine.
Da nun heimgekehrt der Kaiſer,
Und die Kirche öffnet ſchweigend,
Sieht er hundertfünfzig Leichen,
Sanft entſeelt und bleich ſich ſeinem
Auge ſtrafend allda zeigen.
Bitterlich er die beweinet,
Reuevoll und voll Mitleiden.
O ihr Chriſtuskämpfer heilig,
Traf euch nicht der Arm des Feindes,
Weil von irdiſchem Mitleiden
Sich der Kaiſer ließ ergreifen,
Gottes Fügung wollte meiden,
Bleibt der Kranz euch dennoch eigen!

Siebente Romanze.

Boten kamen, bei Nagera
Sei ein Rieſe, Ferracut,
Fern von Babylon gekommen,
Aus des Goliath Stamm und Blut.
Gen Nagera eilt der Kaiſer,
Zu umlagern ſolche Burg.
Prahlend tritt der Rieſ' hervor,
Läßt erſchallen ſeinen Ruf,
Fordert Zweikampf von den Chriſten,
Schmähend laut in wilder Wuth.
Kraft hat er, wie vierzig Männer,
Hat vor keinen Waffen Furcht.
Däne Ogier war der erſte,
Der das Abentheu'r verſucht.
Da der Rieſe ihn erblicket,
Kommt er ſachte angeruckt,
Streckt nach ihm die lange Rechte
Und ergreifet ihn bei'm Rumpf,
Hat ihn unter'm Arm verwahret;
Jenem ward nicht wohl zu Muth.
Ihn mit allen ſeinen Freunden,
Wie ein zartes Lamm er trug,

Geht damit vor aller Augen
Stracks hinauf zu ſeiner Burg.
Seine Länge maß zwölf Ellen
Und die Naſe einen Fuß,
Arm und Schenkel maßen eben
An drei Ellen gern und gut.
Dann Reinold von Alba Spina
Trägt er wieder in den Thurm.
Conſtantin von Griechenlande,
Einen Grafen noch dazu,
Trug er beide, unter jedem
Arme einen, durch die Flur,
Sperret ein ſie zu den andern
Und noch manchen Ritter gut.
Alle ſtaunten, Kaiſer Karlen
Muß entſinken wohl der Muth.
Ritter Roland konnt' es länger
Nun nicht tragen mit Geduld.
Nur nach langem Bitten, Harren,
Spricht das Ja des Kaiſers Mund.
Wie Roland dem Rieſen nahet,
Greift ihn der auf einen Zug,
Mit der Rechten nur ihn ſetzend
Vor ſich auf den Mähnenbuſch
Seines Roſſes, trabt er eilend
Wieder nach dem Thor der Burg.
Doch der Ritter, Gott vertrauend,
Sammelt ſeine Kraft zur Stund',
Griff ihn wacker bei dem Barte,
Warf ihn hinten auf den Grund.
Beide lagen ſie am Boden,
Beide ſprangen gleichen Muth's
Wieder auf die Roſſe, jeder
Tapfer auf den andern ſchlug.
Roland will den Rieſen ſpalten

Mit des Schwertes grimmen Schwung;
Doch das Schwert, ſtatt ſeiner, mitten
Durch den Leib des Roſſes fuhr.
Da ſein Roß ihm nun getödtet,
Stritt der Rieſe dann zu Fuß,
Drohet viel mit ſeinem Schwerte,
Bis er's ſinken laſſen muß.
Doch wie mächtig er getroffen,
Wird des Rieſen Arm nicht wund.
Grimmig er die Fauſt jetzt ballte,
Rolands Roß den Kopf einſchlug.
So mit Fäuſten, ſo mit Steinen
Kämpften beide nun zu Fuß.
Da es Abendroth geworden,
Both den Frieden Ferracut.
Bei den Seinen ſoll ein jeder
Pflegen dieſe Nacht der Ruh'.
„Ohne Schwert und Lanze kämpfen
Morgen wir wie heute nur." —
Alſo ſchieden nun am Abend
Dieſe zwei mit manchem Gruß,
Kehren auf den Kampfplatz frühe
Bei der Morgenſonne Gluth,
Zwar ein Schwert der Rieſe brachte
Gegen Recht und ſeinen Bund;
Doch es mag ihm wenig frommen,
Daß gebrochen er den Schwur.
Roland einen Stecken führte,
Einen Stecken lang und krumm,
Hat ihn viel damit geſchlagen,
Doch der Rieſe ward nicht wund.
Auch mit großen Kieſelſteinen,
Die er von der Erd' aufhob,
Bis zur heißen Mittagsſtunde
Er ihn unermüdlich ſchlug.

Da nun Roland Frieden biethet,
In der Mittagszeit zu ruh'n;
Schwer von Schlaf alsbald der Rieſe
Streckt ſich auf die grüne Flur.
Einen Felsſtein nahm der Ritter,
Wie er ſtark noch war und jung,
Legte den ihm zu den Häupten,
Daß er deſto ſanfter ruh't.
Roland nicht, noch ſonſt ein Ritter
Nähme jetzt des Rieſen Blut;
Denn ſo war der Zeiten Sitte,
Da noch blüht' das Ritterthum;
Wer dem Feind das Wort gegeben,
Und nicht hält der Treue Schwur,
Sei es Chriſte oder Heide,
Mit dem Tod es büßen muß.
Da der Rieſe nun erwachte,
Geht der Ritter auf ihn zu,
Setzt in's Gras ſich zu ihm nieder:
„Sag' mir," ſpricht er, „doch mit Gunſt,
Wie Du alſo hart gewachſen,
Daß kein Eiſen Dich macht wund?
Stein noch Holz kann Dich verletzen,
Nirgends ſeh' ich deſſen Spur." —
Staunend ſchaut ihn an der Rieſe,
Willig er das kund ihm thut,
Wie am Nabel er verwundbar,
Feſt ſonſt ſei vom Kopf zu Fuß.
„„Der ſo tapfer mich beſtreitet,
Sage, Knabe, wer biſt Du?"" —
„Roland bin ich," ſprach der Ritter,
„Von der Franken Stamm und Blut." —
„„Welches Glaubens ſind die Franken?""
Sprach der wilde Ferracut. —
„An den Chriſt durch Gottes Gnade

Glauben wir und ſeinen Schutz." —
„„Wer doch dieſer Chriſt geweſen,
Sage mir nun zum Beſchluß."" —
„Er war Gottes Sohn, ſprach Roland,
Jungfräulichen Leib's Geburt,
Der am Kreuz geſtorben, ſiegreich
In des Abgrunds Tiefe fuhr;
Auf dann ſtieg zum Himmelreiche,
Dorten ſitzt auf ew'gem Stuhl." —
„„Einer iſt der Welten Sultan,
Der hat Vater nicht, noch Sohn;"" —
Sagt der Rieſ', und Roland weiter
Spricht im chriſtlichen Disput
Von dem Vater, Sohn und Geiſte,
Der die Welten all' erſchuf.
Doch der Rieſe gegenredet:
„„Drei und Eins ſind nimmer gut."" —
„Tönt die Leier," ſpricht der Ritter,
„Wirkt die Saite, Hand und Kunſt,
Dreierlei zu einem Schalle,
Deutlich iſt doch die Figur.
An der Sonne unterſcheidet
Du das Licht, der Wärme Gluth,
Dann zum dritten ihre Kreiſung,
Drei in Einem klar genug.
Iſt dieß aber dennoch dunkel,
Sieh des Mandelbaumes Nuß,
Kern, und grüne Haut, und Schaale,
Dreierlei an einer Frucht.
Ja auch an dem Wagenrade
Siehſt Du dreierhande Stuck;
Nabe, Felge, Speiche eben,
Oder wahrlich, Du biſt ſtumpf." —
Wie das alſo nun geſchlichtet,
Fraget weiter Ferracut,

Nach der Jungfrau, die im Schooße
Ohne Mann das Kind doch trug. —
„Wie im Maien alles grünet,
Manche roth' und weiße Bluth,
Wo kein Säemann nimmer ſä'te,
Alſo auch Maria thut." —
Solches ſprach der edle Ritter,
Unermüdlich an Geduld,
Für den lieben Gott zu ſtreiten,
So mit Schwerte als dem Mund.
„Sieh' doch an in Sommertagen,
Wie in manchem tiefen Sumpf
Plötzlich alles lebt und webet,
Ohne Saamen mancher Wurm." —
„„Wohl geſprochen,"" ſagt der Rieſe,
„„Doch auch das erkläre nun,
Wie der, ſo zuvor geſtorben,
Von den Todten doch erſtund."" —
„Wie der Löw' am dritten Tage,
Wie der Löwe ſeine Brut,
Hauchend, die erſt todt, belebet,
Gott an ſeinem Sohn auch thut.
Wie die Sonne, ſprach der Ritter,
Abends ſinkt der Tiefe zu
Und in Oſten auf dann ſteiget,
Leuchtend ſtrahlt am Himmelsrund;
Leicht wohl konnte ſo ſich heben
Aus des grimmen Todes Schlund,
Dem des Todes bleiche Schaaren
Alle folgen, wann er ruft,
Die am jüngſten Tage kommen
Alle vor des Richters Stuhl;
Leicht kann durch die Himmel wandeln,
Der die Himmel ſelber ſchuf." —
„„Laß' uns kämpfen,"" ſprach der Rieſe,

„„Und das ſei des Kampfes Bund:
Iſt Dein Glaube wahr, ſo fall' ich,
Werde ſiegen, wenn es Trug.““ —
„Alſo ſei es,“ ſprach der Ritter;
„Ewig ſei dem Sieger Ruhm,
Schande des Beſiegten Volke.“ —
Sprang dann auf den Heiden zu.
Mächtig ſchwingend ihn der Rieſe
Mit dem Schwert zu ſchlagen ſucht,
Doch es meidet gar behende
Roland ihn im Seitenſprung.
Rolands Keule war zerbrochen,
Drum der Rieſ' in grimmer Wuth
Springt auf Roland, ihn ergreifend,
Beugt ihn nieder auf den Grund.
Da ſieht Roland keine Rettung,
„Hilf, Maria mir,“ er ruft;
Doch er biegt ſich, zieht behende
Jenes Dolch aus ſeinem Gurt,
Stieß den in des Rieſen Nabel,
Daß in Strömen quillt das Blut.
Sterbend nun der grimme Rieſe,
Schrei't, und ſeinem Gotte flucht.
Eilend auf den Schrei die Heiden
Stürzen aus der hohen Burg.
Roland war ſchon bei den Seinen
Heimgekehrt in ſich'rer Hut.
Und die Schaar der Sarazenen
Klagend nun den Leichnam trug
Auf die Burg des grimmen Rieſen,
Der genannt war Ferracut.

Achte Romanze.

Altumajor ſammelt wieder
Seine Heiden bei Corduba.
Hierher, dorther kommen Schaaren,
Ibrahim, Seviliens Sultan,
Andr' aus andern Landen Spaniens,
Von Granad' und von Abula.
Wie der Heiden Volk verſammelt,
Ward es bald dem Kaiſer ruchtbar.
Der zog mit ſechstauſend Mannen
Froh hin, wie zu einem Luſtkampf.
Da die Schlacht nun ſoll beginnen
Außen an der hohen Burg Wall,
Wählt er all' die beſten Ritter,
Reih't des ganzen Heeres Grundkraft,
Ordnet die zum erſten Haufen,
Stellt zum zweiten dann die Fußmacht,
In den dritten wieder Reiter,
So zu meiden jeden Unfall.
So auch ſtellen ſich die Heiden,
Hatten wohl von jenen Kundſchaft,
Ritter, doch gemiſcht mit Fußvolk,
Deſſen ſah man bald die Urſach.

Larven ſtanden bei den Roſſen,
Grimmer Larven eine Unzahl,
Bärtig und gehörnt wie Teufel.
Wie bei höll'ſcher Geiſter Luftfahrt
Durch die wilden Wirbelwinde
Sich die inn're Bosheit Luft ſchafft
In Gekreiſch und wildem Schalle;
So erklingen, heulen furchtbar,
Töne ſeltſam von den Larven,
Zwiſchen dem Geklirr und Hufſchlag,
Daß der Chriſten Roſſe plötzlich,
Wie wenn ſie des Böſen Wuth faßt,
Unaufhaltſam, hiehin, dorthin,
Flieh'n auf unwegſamen Fußpfad.
Schon gebrochen ſind der Chriſten
Schaaren alle durch den Unfall.
Karl erſinnt alsbalde Rettung,
Daß verſchwinden gleich von Stund' an
Muß des eitlen Zaubers Trugbild.
Mit dem Kreuz, der Hölle furchtbar,
Stellt Turpin ſich in die Reihen,
Dann von Leinen manchen Umhang
Um der Roſſe Haupt ſie binden,
Daß der Zauber ſchwand von Stund' an.
In der Sarazenen Schaaren
Ward alsbald ein grauſes Blutbad,
Und es flog wohl hiehin, dorthin,
Mit dem Kopfe mancher Turban.
Nur die rothe Fahne ſteht noch,
Die den Heiden wieder Muth gab;
Keiner flieht, ſo lang ſie weh't noch,
Die auf goldnen Wagens Grund ſtand,
Den acht weiße Stiere zogen,
Goldgeſchmückt, als wie zur Prunkfahrt.
Gott vertrauend und der Rüſtung,

Feſt war die und unverwundbar,
Dringet Karol durch die Schaaren
Zu der Fahne und wirft unſanft
Manchen Helden todt danieder,
Dann die Fahne in das Blutbad.
Jetzt muß alles, alles weichen,
Niederfällt Sevilliens Sultan.
Früh am Morgen nach dem Siege
Wird erſtürmt die Burg Corduba's;
Altumajor unterwirft ſich
Karlen, der ihm ſeine Huld gab.
Nun vertheilt er auch die Lande,
Weil ſein Theil allein der Ruhm war.
Portugall ſchenkt er den Dänen,
Wer mit in des Heeres Bund war;
Arragonien den Picarden
Und den Deutſchen Andaluſia;
Auch Nager' und Saragoſſa
Denen Griechen von Apulia,
Und für Baſkla und Navarra
Wird Britanniens Heer ſein Schuldmann;
Giebt den Franken dann Caſtilien.
In Gallizien, das nicht fruchtbar,
Wollten nicht die Franken wohnen.
Karl war groß und allen furchtbar.

Neunte Romanze.

Nach Jacobus heil'gem Münſter
Wallet Karl als frommer Pilger,
Tödtet alle Renegaten
Und belohnt die treuen Chriſten.
Er verſammelt heil'ge Männer,
Biſchöf', Erzbiſchöf' und Prieſter
Nach dem ſel'gen Compoſtella
In dem chriſtlichen Gallizien,
Dort mit froher Pracht und Andacht,
Einzuweih'n die ſchöne Kirche,
In des Maien grüner Blüthe
Zu begeh'n die frohen Pfingſten.
Manches Recht und milde Gabe
Schenkt er des Jacobus Sitze,
Daß, wie Epheſus in Aſien,
Wo Johannes lehrte milde,
Wie die Pracht der hohen Roma,
Wo den Tod Sanct Peter litte,
Alſo auch das hohe Spanien
Compoſtella's Andacht zierte,
Aller apoſtol'ſchen Kirchen
Zweit' an Rang, an Zahl die dritte.

So auch zahlet ſtets vier Pfennig
Dorthin jeder Hausbeſitzer
In ganz Spanien und Gallizien;
Ledig ſind ſie alles Dienſtes.
Es erfreu'n ſich mit dem Kaiſer
Nun des Mai'n die frommen Ritter.
Sitzen unter grünen Lauben
An den reichgedeckten Tiſchen,
Wo auf ihre Winke warten
Manche ſchön geſchmückte Diener.
Da war oft ein gutes Tönen
Von Poſaunen und von Cymbeln,
Und von alter Ritter Thaten
Hörte man gar manche Lieder.
Karol war von Anblick herrlich,
Mächtig ſeine Bruſt und Glieder;
Wie des Löwen Augen, funkeln
Feurig ſeine hohen Blicke.
Wen er anſah, mußte oftmahls
Vor dem Blicke bloß erzittern.
Seine Länge maß acht Fuße,
Königlich war ſeine Stirne;
Ausgelernt war er im Kampfe,
Und an Kraft faſt wie ein Rieſe.
Tugendſam war dieſer Kaiſer
Auch im Eſſen und im Trinken.
Wenig Brotes nur genoß er,
Nebſt dem Viertel eines Widders,
Ein'ge Hühner, ſonſt Geflügel,
Haaſen, Pfauen, ſo man briete;
In den Wein miſcht' er ſich Waſſer,
Saß nur einmahl Tags zu Tiſche.
Seine Stärke war ſo mächtig,
Daß er oftmahls einen Ritter
Ganz geharniſcht und gerüſtet

Auf der flachen Hand gen Himmel
Hoch erhoben in die Lüfte.
Saß er auf dem Stuhl als Richter,
Ward ein Schwert ihm vorgetragen,
Nach der alten Kaiser Sitte.
Viermahl trug er Jahrs die Krone
Und das Scepter, alles schlichtend,
An dem Weihnachtstag und Ostern,
Auf Jacobi und zu Pfingsten.
Hundertzwanzig fromme Edle
Wachten um sein Bette immer,
Wechselten zu dreien Wachen,
Standen also immer vierzig,
In der Rechten bloße Schwerter,
In der andern helle Lichter;
Zehn zum Haupte, zehn zu Füßen,
Zehn zur Rechten wie zur Linken.
Ja, wer dieses guten Kaisers
Thaten alle wollte wissen,
Würd' an Worten eh' es fehlen,
Wär' auch Meister wer im Dichten,
Um das alles zu entfalten,
Als es fehlte an Geschichten;
Wie er edel war und strenge,
Doch im Sprechen mild und glimpflich,
Allen spendet reiche Gaben,
Doch als Richter unerbittlich.
Wie Galafrus einst, der Heide,
Den verbannten schlug zum Ritter;
Wie er den Braymant getödtet
Dann, den wildesten der Riesen,
Der sie grimmig will bekriegen,
Dem Galafrus bloß zu Liebe;
Wie zum heil'gen Grab' er wallte,
Manche Kirchen, Klöster stiftet,

Manches Land und viele Burgen
Dem Dreieinigen gewinnend;
Wie er heimgebracht das heil'ge
Holz vom wahren Kreuze Chriſti,
Ferner köſtliche Reliquien,
Wohl verwahrt in Gold und Silber,
Nebſt manch ſelt'nem Abentheuer,
Wird von andern wohl berichtet.

Zehnte Romanze.

Also war nun ſein geworden
Spanien zu Gottes Ruhme,
Und Sanct Jacob, des Apoſtels;
Kaiſer Karl in Frieden ruhte.
Nur Marſir von Babylonien,
Rieſe Belligant, ſein Bruder,
Die der große Sultan dorten
Sandt' einſt nach den ſpan'ſchen Fluren,
Noch bei Saragoſſa thronten,
Heimlich Tück' und Rache ſuchend;
Treu' und Liebe war erlogen,
Tief im Herzen Haß gewurzelt.
Kaiſer Karol ſandte fordernd,
Daß getauft im Chriſtenbunde,
Gott ſie gleich bekennen, oder
Sich verpflichten zum Tribute.
Ganelon von Mainz war Bothe,
Der Verrathes ſchuldig wurde,
Durch den ſchnöden Lohn beſtochen,
Daß mit falſcher Frevelzunge,
Er den Heiden angelobte,
Sie zu ſättigen im Blute

Kaiſer Karls und ſeiner Stolzen,
Die nichts Arges ſich vermuthend,
In die Schling' er locken wollte,
Wie an Hand und Fuß gebunden.
Dreißig Roſſe, ſchwer von Golde,
Edelſtein und ſpan'ſchem Gute,
Sandten ſie zu Karls Gebothe,
Als ein Zeichen, daß ſie huld'gen;
Auch beladen vierzig Roſſe
Süßen Weines zum Genuße;
Blühend dann, wie volle Roſen,
Tauſend Mädchen holder Jugend.
Zwanzig Roſſe, ſchwer von Golde,
Teppiche, geſtickt mit Blumen,
Gaben ſie zu ſeinem Lohne,
Ganelon, dem falſchen Buben.
Heimgekehrt zu Karles Hofe,
Spricht er von der Heiden Schwure,
Ihm zu huld'gen, wenn er komme,
Treu zu ſein dem Chriſtenthume.
Karol ſandte, ſo betrogen,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Mit den beſten der Genoſſen
Roland, aller Ritter Blume.
Die, bis durch die Berge oben
Mit dem Heer' er Bahn gefunden,
Sollen unten ſeiner dorten
Harren, wachend ſich gedulden.
Bald vergaßen ſie der Sorge,
Von dem ſüßen Weine trunken,
Von der Wolluſt ſüßern Wonne
Ganz beraubt des alten Muthes.
Ganelon ward deſſen frohe,
Gab den Heiden gleich die Kunde.
Fünfzigtauſend Heiden kommen

Frühe aus des Waldes Dunkel,
Wo im Hinterhalt verborgen,
Sie geharrt der günſt'gen Stunde,
Tobend jetzt hervorgebrochen,
Daß von Schwertern alles funkelt.
Hinten ſind die grimmen Mohren
In das Lager eingedrungen,
Wo die Kämpfer nicht geordnet,
Oder lagen noch im Schlummer.
Doch die Helden nimmer flohen,
Tapfer in die Mohren ſchlugen,
Bis zur dritten Stund' vor Morgen,
Daß die Heiden ſinken mußten,
Ihrer keiner iſt entkommen.
Heimgewendet nun zur Ruhe
Seh'n ein andres Heer ſie vorne,
Größer noch als das ſie ſchlugen,
Wilder auch und grimm'ger tobend.
Da entſinkt das Herz dem Muthe,
Und ſie fühlen ſich verloren,
Matt wie jeder iſt und blutend,
Können fürder nichts mehr hoffen;
Jetzt zu ſiegen wär' ein Wunder,
Doch iſt keiner noch geflohen.
Eingedenk des alten Ruhmes,
Kämpfen ſie in Blutes Strome,
Bis ermattet von den Wunden,
Endlich in den Arm des Todes
Alle nieder ſind geſunken.
O was war da für ein Morden
Von den grimmen Heidenbuben,
Die auch keines nicht verſchonten,
Der noch gab des Lebens Spuren.
Den mit Lanzen ſie durchbohrten,
And're ſchlugen ſie mit Ruthen,

Auch zerfetzend mit den Dolchen,
Die am Baum ſie feſt gebunden.
Andre mit dem Beil zerſtoßend,
Werfen ſie in Flamm' hinunter,
Marternd noch mit wildem Spotte
Sie bis in des Todes Schlunde.
Alſo bitter ward gelohnet
Denen, die es wohl verſchuldet,
Weil, obwohl im Dienſte Gottes,
Sie vergaßen Sitt' und Tugend.
Alle liegen ſie ermordet,
Rettung ward da nicht gefunden.
Roland einzig blieb verſchonet,
Dietrich, und Rolands Bruder,
Balduin, die im Wald verborgen,
Irrend rannten durch das Dunkel.
Da fand Roland einen Mohren
Bei des Dämmerlichtes Spuren,
Der in dunkeln Wald geflohen,
Band ihn feſt an eine Buche.
In der Nacht bei'm Schein des Mondes
Stieg nun, alles zu erkunden,
Roland auf die Berge oben,
Schauend auf die Feinde drunten.
Bei dem erſten Strahl der Sonne,
Trüben Herzens, doch nicht murrend,
Griff er nach dem großen Horne,
Laut erſchallt die Kraft des Mundes.
Zu dem wohlbekannten Tone
Eilet Balduin, der Bruder,
Dieterich und mehr Genoſſen,
Andre Chriſten, wohl an hundert.
Deß ward Roland wieder frohe,
Gehet den Gefangnen ſuchend,
Der, mit manchem Tod bedrohet,

Sie zu führen ward gezwungen.
Nach Marſir fragt er den Mohren,
In Marſirus Herzensblute
Hat der Held ſich angelobet,
Rein zu waſchen ſeine Schulden.
„Jener hohe König dorten
Auf dem braunen Roß mit rundem
Schilde," hat der Mohr geſprochen,
„Vor dem knieen all' die Unſern." —
Roland d'rauf und die Genoſſen,
Nach des Ruhmes Labſal durſtend,
Gott geweiht zum frommen Tode,
Stürzen muthig nun hinunter.
Einen Rieſen ſammt dem Roſſe
Mitten durch in einem Schwunge
Spaltet Roland von der Schulter
In zwei Hälften bis zur Sohle.
Einzig den Marſir verfolgend,
Der entfliehend bleich ſchon wurde,
Hat er nieder All' geworfen,
Rechts und links die Mohrenhunde,
Bis er dennoch ihn getroffen.
Und der Mohr wälzt ſich im Blute,
Schrecklich des Verrath's belohnet,
Fährt er hin zum Höllenſchlunde.
Angſtvoll iſt alsbald geflohen
Belligant weit in die Fluren,
Mit ihm alle ſeine Mohren,
Weil ihr Sultan war geſunken.
Doch auch jene hundert Frommen
Sind nach mancher herben Wunde
All' als Märtyrer geſtorben.
Einſam Roland und voll Kummer,
Von vier Lanzen tief durchbohret,
Reitet er, nach Baldwin ſuchend,

Der wie Dietrich ſich verloren;
Bis er endlich, ſchmerzgedrungen,
Abſtieg von dem guten Roſſe,
Bleich und kraftlos hingeſunken,
Bei Eiſera's Felſenpforte,
In des Baumes Schatten ruhte,
Neben einem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde.
Hat ſein Schwert alsbald gezogen,
Das ſo herrlich glänzt im Schmucke,
Schön verziert mit Stein und Golde,
Und im Schlagen recht ein Wunder.
Noch in ſpäter Zeit erſcholle
Zu Durenda's hohem Ruhme,
Rolands gutes Schwert zu loben,
Manches Lied von manchem Munde.
In den Anblick nun verloren,
Schauend auf ſein Schwert, das gute,
Das ſo manchen Dank erworben,
Und gedenkend des Verluſtes,
Hat er Thränen noch vergoſſen,
Klagend alſo ausgerufen,
Liebevoll zu ihm geſprochen,
Wie zum Freund im letzten Gruße:

„O du Schwert, ganz ohne Tadel,
Schön geziert mit Gottes Nahmen,
Mit des goldnen Kreuzes Glanze,
Mit Beryll und mit Smaragden!
Soll ich dich, mein Schwert, verlaſſen,
Das ich trug nun ſchon ſo lange?
O wer wird dich künftig tragen?
Wohl iſt ſelig, der vor allen,
Darf vor keinem Feinde zagen.
Du, das ſchärfſte von den ſcharfen,

Einzig bleibſt du wie du wäreſt,
Denn der Künſtler, der dich machte,
Bildete nach dir kein andres.
O wie oftmahls nahm ich Rache
Für den Herrn, den ſie verrathen,
An der Heiden böſem Stamme,
Sie mit deiner Kraft zermalmend.
Soll dich nun ein Heide haben,
Oder etwa ein Verzagter,
Muß ich es von Herzen klagen."

D'rauf, nach dieſen Klageworten,
Hat er hoch das Schwert geſchwungen,
Schlagend nach dem Felſenblocke
Harten Marmors, der da ſtunde,
Daß in Feindes Hand nicht komme
Dieſes Schwert ſo hoher Tugend.
Mitten durch der Stein zerfloge
Von des Schwertes grauſem Schwunge;
Unverſehrt liegt das am Boden,
Unverſehrt, wie er auch ſchluge.
D'rauf nach ſeinem großen Horne
Griff er, ſchallend drein zu rufen,
Ob von jenen Kriegsgenoſſen,
Die im Thale irrend ſuchten,
Einer etwa nahen wollte,
Hülf' ihm in der Todesſtunde.
Und es war des Klanges Donner
Alſo ſtark, des Hornes Rufen,
Daß es mitten iſt geborſten,
Ihm die Adern ſind zerſprungen.
Ja, zu Kaiſer Karles Ohren,
Der von Roncisvall nichts wußte,
Drang das Rufen jenes Tones,
Fern des Weges wohl acht Stunden.

Wie der Stimme Karol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe senden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Lust ist jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte.“ —
O der falschen Judaszunge,
Zu Verrath geschickt und Morde,
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, seinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Wasser fordert,
Liegend auf dem Wiesengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troste,
Schmerzvoll, wie er war, und durstend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes,
Balduin so angstvoll suchend.
Roland war schon nah' gestorben,
Balduin auf sein Roß geschwungen,
Eilte, seinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa funde.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde;
Der ist klagend ausgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen seinem Gotte,
Daß, geschirmt vor dem Versucher,
Aufging zu des Himmels Pforten,
Er aus diesem Sündenpfuhle.
Roland schlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebeth zu opfern,

Reue, Hoffnung, Glaub' und Buße.
„Wie vom Licht ja übertroffen,"
Sprach er, „wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem ſel'gen Orte,
Mir auch Sinn und Geiſt geſunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in Keines Herz gekommen,
Und das Ird'ſche iſt verſchwunden;
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen giebt er davon Kunde." —
Dreimahl nach dem Herzen fuhr er,
Mit der Hand die Bruſt ſich klopfend,
Bethet noch mit ſchwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenoſſen,
Welche in der Schlacht geſunken;
Zeichnet mit des Kreuzes Troſte
Vielmahls ſich zur ew'gen Ruhe.
Alſo hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Paſſion vollzogen
Dort im Roncisvaller Grunde.

Eilfte Romanze.

Eben las die Seelenmeſſe
Zu der Chriſtenkämpfer Ehre
Turpin dort im Kriegesfelde,
Kaiſer Karol ſtand daneben;
Eh' das Hochamt noch vollendet,
Wird entrückt des Biſchofs Seele.
Singen hört er plötzlich Engel,
Die im Chor gen Himmel kehren;
Da die ſeinem Blick entſchwebet,
Folgt ein wilder Haufe denen
Dunkler Höllenrichter ſchnelle,
Führen einen Mann gefeſſelt,
Wie zur Hölle Räuber gehen,
Mit dem Raub in frechen Händen.
Wen ſie führen, fragt er; jene
Zu dem frommen Biſchof ſprechen:
„Den Marſir zur Höll' in Ketten,
Aber den vom Horn, den Helden,
Michael zur Himmelsveſte.“ —
Da die Meſſe nun geendet,
Vor dem Kaiſer Karol tretend,
Hat der Biſchof ſo geredet,

Mit dem Kreuz zuvor ſich ſegnend:
„Kund muß Dir, o Kaiſer, werden,
Roland iſt nicht mehr am Leben.
Michael führte ſeine Seele
Mit viel andern Chriſtenſeelen
Zu des Himmels lichten Welten.
Den Marſirus aber werfen
Höll'ſche Geiſter, hart gefeſſelt,
In des Flammenpfuhles Wellen." —
So noch ſprach er; und da ſehen
Balduin ſie durch die Felder,
Der in Eil abſprang vom Pferde,
Alles treu dem Kaiſer meldet,
Wie er Roland ließ bei'm Felſen
Schon im Todeskampfe ſterbend.
Ein Geſchrei ward da im Heere,
Wie ſie hiehin, dorthin gehen,
Bis der Kaiſer Karl den Helden
Liegend fand bleich und entſeelet,
Kreuzweis auf die Bruſt geleget
Seine Hände zum Gebethe.
Da begann mit tiefem Wehe,
Klagevoll am Leichnam ſtehend,
Weinend, ſeufzend, ohne Ende,
Laut vergießend heiße Thränen,
Händeringend und im Schmerze
Haar und Wange ſich verletzend,
Karol dieſe Klagerede:

„O Du meines Leibes Rechte,
Ruhm und hohe Zier der Franken,
Schwert des Rechtes, Schirm des Heiles,
Nie bezwung'ne Heldenlanze!
Du, dem Judas Makkabäus
Aehnlich durch der Tugend Thaten,

Saul und Jonathan im Tode
Simſon gleich an Kraft des Armes;
Weh, daß Du erſchlagen!"

„O Du raſtlos wackrer Kämpfer,
Stärkſter unter allen Tapfern,
Tod der Heiden, Schirm der Chriſten,
Königlich von Sinn und Adel!
Du des Klerus hohe Mauer,
Stab der Waiſen und der Armen,
Allen hülfreich, Schild der Witwen,
Der nicht Trug noch Lüge kannte;
Weh, daß Du erſchlagen!"

„Warum mußt' ich her Dich führen,
Wo Dich todt mein Auge ſahe?
Konnt' ich denn mit Dir nicht ſterben?
Warum bleib' ich hier verlaſſen?
Du zwar magſt nun immer ſelig
In des Märterthumes Kranze,
Dich des Paradieſes freuen
Mit der heil'gen Engel Schaaren.
Aber wir, ſo wie die Seinen
König David muß bejammern,
Alſo wir auch ohne Ende,
Roland, müſſen um Dich klagen;
Weh, daß Du erſchlagen!"

Zwölfte Romanze.

Schweigend durch des Waldes Dunkel,
Da der Morgen kaum noch graute,
Zogen Alle sie gewaffnet,
Um die Kriegsgenossen trauernd,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Wo die Todten sie in Haufen,
Einige noch lebend ächzen
Durch einander sah'n mit Grausen.
Oliverus, dessen Seele
Fern schon war vom Erdenraume,
Seinen Leichnam fanden gräßlich
Da am Boden ihre Augen,
Kreuzweis an vier hohe Pfähle
Ausgestreckt mit starken Tauen,
Von der Scheitel bis zur Sohle
Ganz zerrissen und zerhauen,
So mit Lanzen, Schwertern, Messern,
Wie von grimmer Drachen Klauen.
O, was war da für ein Klagen,
Schreien und Geheul der Trauer.
Jeder wehklagt um die Seinen,
Die der herbe Tod ihm raubte;

Wiederklangen aus dem Thale
Durch den Wald die Klagelaute.
Kaiſer Karol ſchmerzentbrannter,
Leidvoll ſich die Haare raufend,
Schwur bei dem allmächt'gen Gotte
Nichts ſoll hemmen ihn im Laufe,
Nimmer will er irgend raſten,
Bis ſein Schwert im Blute rauche
Jener heidniſchen Verräther,
Die ſo manchen Mann ihm raubten. —
Da den Heiden ſie nun folgen
Ward erhöret ſein Vertrauen;
Unbeweglich ſtand die Sonne
Wohl an dreier Tage Dauer,
Bis bei Saragoſſa's Burgen,
An der Ebra Uferauen,
Karol ſie hat überfallen,
Ganz in Freud' und Feſt berauſchet.
Da die Rache nun vollzogen,
Ließ er hin zu jenem Baume
Alle Kranken, Schwerverwund'ten,
Dort, wo Roland ſchloß die Augen,
Führen, um ſie ſtreng zu fragen,
Weil im Heere war der Glaube,
Durch Verrath ſei es geſchehen,
Weil er Ganelon vertraute.
Um das klarer zu erkunden,
Soll im Zweikampf nach dem Brauche
Dietrich für den Kaiſer ſtreiten,
Daß man Gottes Urtheil ſchaue,
Pinabell für den Verräther,
Einer ſeiner Freund und Trauten.
Doch als Pinabell erſchlagen,
Läßt der Kaiſer ohne Zaudern,
Da die Schuld nun liegt am Tage,

Keines Zeugen es mehr brauchte,
An vier wilde Roſſe binden
Vor des ganzen Heeres Augen
Ganelone, den Verräther,
Die ihn ſo zerriſſen grauſend,
Ihn zerſtückten in vier Theile
Nach den Enden des Weltraumes.
Dieſen Tod mußt' er erleiden,
Bis er einſtens klagt noch lauter,
Wenn am jüngſten Tage ſchrecklich
Schallt des Weltgerichts Poſaune.

Wie der Stimme Karol horchte,
Hat ihn Ganelon beruhigt,
Da er Hülfe ſenden wollte:
„Roland jagt wohl dort im Grunde,
Irgend da ein Wild verfolgend;
Nur zur Luſt iſt jenes Rufen,
Wie er oft zu thun gewohnte.“ —
O der falſchen Judaszunge,
Zu Verrath geſchickt und Morde,
Der recht gut von Roland wußte,
Seinem Leiden, ſeinem Tode! —
Nun fand Balduin den Bruder,
Der durch Zeichen Waſſer fordert,
Liegend auf dem Wieſengrunde,
Einen Trunk zum letzten Troſte,
Schmerzvoll, wie er war, und durſtend,
Nahe an des Todes Pforten.
Nirgends doch fand Quell noch Ufer
Irgend eines Bächleins, Stromes,
Balduin ſo angſtvoll ſuchend.
Roland war ſchon nah' geſtorben,
Balduin auf ſein Roß geſchwungen,
Eilte, ſeinen Weg verfolgend,
Daß kein Feind ihn etwa funde.
Da nun Balduin entflohen,
Nahet Dieterich zur Stunde;
Der iſt klagend ausgebrochen,
Hat vermahnt ihn, alle Schulden
Zu bekennen ſeinem Gotte,
Daß, geſchirmt vor dem Verſucher,
Aufging zu des Himmels Pforten,
Er aus dieſem Sündenpfuhle.
Roland ſchlug die Augen offen,
Schauend nach dem Himmelsgrunde,
Inniges Gebeth zu opfern,

Reue, Hoffnung, Glaub' und Buße.
„Wie vom Licht ja übertroffen,"
Sprach er, „wird des Schattens Dunkel,
So wird an dem ſel'gen Orte,
Mir auch Sinn und Geiſt geſunden.
Was kein Aug' und Ohr vernommen,
Schau' ich dort im Himmelsgrunde,
Was in Keines Herz gekommen,
Und das Ird'ſche iſt verſchwunden;
Die er liebt, den Kindern Gottes,
Denen giebt er davon Kunde." —
Dreimahl nach dem Herzen fuhr er,
Mit der Hand die Bruſt ſich klopfend,
Bethet noch mit ſchwachem Munde
Für die lieben Kriegsgenoſſen,
Welche in der Schlacht geſunken;
Zeichnet mit des Kreuzes Troſte
Vielmahls ſich zur ew'gen Ruhe.
Alſo hat Roland im Tode,
Wie uns Dietrich gab die Kunde,
Seine Paſſion vollzogen
Dort im Roncisvaller Grunde.

Eilfte Romanze.

Eben las die Seelenmeſſe
Zu der Chriſtenkämpfer Ehre
Turpin dort im Kriegesfelde,
Kaiſer Karol ſtand daneben;
Eh' das Hochamt noch vollendet,
Wird entrückt des Biſchofs Seele.
Singen hört er plötzlich Engel,
Die im Chor gen Himmel kehren;
Da die ſeinem Blick entſchwebet,
Folgt ein wilder Haufe denen
Dunkler Höllenrichter ſchnelle,
Führen einen Mann gefeſſelt,
Wie zur Hölle Räuber gehen,
Mit dem Raub in frechen Händen.
Wen ſie führen, fragt er; jene
Zu dem frommen Biſchof ſprechen:
„Den Marſir zur Höll' in Ketten,
Aber den vom Horn, den Helden,
Michael zur Himmelsveſte.“ —
Da die Meſſe nun geendet,
Vor dem Kaiſer Karol tretend,
Hat der Biſchof ſo geredet,

Mit dem Kreuz zuvor ſich ſegnend:
„Kund muß Dir, o Kaiſer, werden,
Roland iſt nicht mehr am Leben.
Michael führte ſeine Seele
Mit viel andern Chriſtenſeelen
Zu des Himmels lichten Welten.
Den Marſtrus aber werfen
Höll'ſche Geiſter, hart gefeſſelt,
In des Flammenpfuhles Wellen." —
So noch ſprach er; und da ſehen
Balduin ſie durch die Felder,
Der in Eil abſprang vom Pferde,
Alles treu dem Kaiſer meldet,
Wie er Roland ließ bei'm Felſen
Schon im Todeskampfe ſterbend.
Ein Geſchrei ward da im Heere,
Wie ſie hiehin, dorthin gehen,
Bis der Kaiſer Karl den Helden
Liegend fand bleich und entſeelet,
Kreuzweis auf die Bruſt geleget
Seine Hände zum Gebethe.
Da begann mit tiefem Wehe,
Klagevoll am Leichnam ſtehend,
Weinend, ſeufzend, ohne Ende,
Laut vergießend heiße Thränen,
Händeringend und im Schmerze
Haar und Wange ſich verletzend,
Karol dieſe Klagerede:

„O Du meines Leibes Rechte,
Ruhm und hohe Zier der Franken,
Schwert des Rechtes, Schirm des Heiles,
Nie bezwung'ne Heldenlanze!
Du, dem Judas Makkabäus
Aehnlich durch der Tugend Thaten,

Saul und Jonathan im Tode
Simſon gleich an Kraft des Armes;
Weh, daß Du erſchlagen!"

„O Du raſtlos wackrer Kämpfer,
Stärkſter unter allen Tapfern,
Tod der Heiden, Schirm der Chriſten,
Königlich von Sinn und Adel!
Du des Klerus hohe Mauer,
Stab der Waiſen und der Armen,
Allen hülfreich, Schild der Witwen,
Der nicht Trug noch Lüge kannte;
Weh, daß Du erſchlagen!"

„Warum mußt' ich her Dich führen,
Wo Dich todt mein Auge ſahe?
Konnt' ich denn mit Dir nicht ſterben?
Warum bleib' ich hier verlaſſen?
Du zwar magſt nun immer ſelig
In des Märterthumes Kranze,
Dich des Paradieſes freuen
Mit der heil'gen Engel Schaaren.
Aber wir, ſo wie die Seinen
König David muß bejammern,
Alſo wir auch ohne Ende,
Roland, müſſen um Dich klagen;
Weh, daß Du erſchlagen!"

Zwölfte Romanze.

Schweigend durch des Waldes Dunkel,
Da der Morgen kaum noch graute,
Zogen Alle sie gewaffnet,
Um die Kriegsgenossen trauernd,
Nach dem Roncisvaller Grunde,
Wo die Todten sie in Haufen,
Einige noch lebend ächzen
Durch einander sah'n mit Grausen.
Oliverus, dessen Seele
Fern schon war vom Erdenraume,
Seinen Leichnam fanden gräßlich
Da am Boden ihre Augen,
Kreuzweis an vier hohe Pfähle
Ausgestreckt mit starken Tauen,
Von der Scheitel bis zur Sohle
Ganz zerrissen und zerhauen,
So mit Lanzen, Schwertern, Messern,
Wie von grimmer Drachen Klauen.
O, was war da für ein Klagen,
Schreien und Geheul der Trauer.
Jeder wehklagt um die Seinen,
Die der herbe Tod ihm raubte;

Wiederklangen aus dem Thale
Durch den Wald die Klagelaute.
Kaiſer Karol ſchmerzentbrannter,
Leidvoll ſich die Haare raufend,
Schwur bei dem allmächt'gen Gotte
Nichts ſoll hemmen ihn im Laufe,
Nimmer will er irgend raſten,
Bis ſein Schwert im Blute rauche
Jener heidniſchen Verräther,
Die ſo manchen Mann ihm raubten. —
Da den Helden ſie nun folgen
Ward erhöret ſein Vertrauen;
Unbeweglich ſtand die Sonne
Wohl an dreier Tage Dauer,
Bis bei Saragoſſa's Burgen,
An der Ebra Uferauen,
Karol ſie hat überfallen,
Ganz in Freud' und Feſt berauſchet.
Da die Rache nun vollzogen,
Ließ er hin zu jenem Baume
Alle Kranken, Schwerverwund'ten,
Dort, wo Roland ſchloß die Augen,
Führen, um ſie ſtreng zu fragen,
Weil im Heere war der Glaube,
Durch Verrath ſei es geſchehen,
Weil er Ganelon vertraute.
Um das klarer zu erkunden,
Soll im Zweikampf nach dem Brauche
Dietrich für den Kaiſer ſtreiten,
Daß man Gottes Urtheil ſchaue,
Pinabell für den Verräther,
Einer ſeiner Freund und Trauten.
Doch als Pinabell erſchlagen,
Läßt der Kaiſer ohne Zaudern,
Da die Schuld nun liegt am Tage,

Keines Zeugen es mehr brauchte,
An vier wilde Roſſe binden
Vor des ganzen Heeres Augen
Ganelone, den Verräther,
Die ihn ſo zerriſſen grauſend,
Ihn zerſtückten in vier Theile
Nach den Enden des Weltraumes.
Dieſen Tod mußt' er erleiden,
Bis er einſtens klagt noch lauter,
Wenn am jüngſten Tage ſchrecklich
Schallt des Weltgerichts Poſaune.

Dreizehnte Romanze.

Fackeln irrten, Feuer brannten
In dem Walde um den Todten,
Weiße Zelte in dem Grünen
All' der Leid- und Kriegsgenoſſen.
Balſam, Aloe und Myrrhen
Muß die heil'gen Dienſte zollen,
Um den Leichnam zu erhalten,
Bis er zu der Heimath komme.
Klaggeſänge und Gebethe
Steigen, feierlichen Tones,
Durch die Nacht in dunkler Stunde,
Bis zu Gottes hohem Throne.
Und nun ward ein Suchen, Tragen,
Als der Gottesdienſt vollzogen,
Bei des Frühroths Morgenſcheine,
Jeder für die Seinen ſorgend;
Ein'ge führen ſie auf Bahren,
Aus des Waldes Grün geflochten,
Tragend andre auf den Schultern,
Sorgſam andre auf den Roſſen,
Hier den Leichnam balſamirend,
Dort in neue Klag' ergoſſen,

Andre lebend noch Verwund'te,
Tragen ſie mit Sorge ſchonend.
Doch des ſel'gen Roland's Leiche,
Trägt auf Teppichen von Golde,
Eingehüllt im Fürſtenmantel,
Dort ein Maulthierpaar erhoben,
Schmuckvoll in des Zuges Mitte.
Bis nach Blava's hohem Schloſſe
Hieß ihn Kaiſer Karol tragen,
Dort zu Sanct Romanus Dome,
Den er ſelber hat geſtiftet
Und den ſtolzen Bau erhoben.
Da ward ehrenvoll die Leiche,
Mit dem elfenbeinern Horne
Zu den Füßen, und dem Schwerte
Ruhend an dem Haupt des Todten,
In die tiefe Gruft geſenket,
Bei dem Klang der Trauerglocken.
Selig wohl ſind Blava's Mauern,
Welche Stadt in ihrem Schooße
Hat ſo hohen Gaſt empfangen,
Troſt dadurch und Schutz gewonnen.
Da um Roland nun die Klage,
Nach vollbrachtem Seelenopfer,
Nach vollbrachtem Todtendienſte,
Wieder ſich erheben wollte,
Sprach der gottgeweihte Biſchof
Laut die troſtesreichen Worte:
„O wie ſollte, Klag' anſtimmend,
Uns um den zu weinen ziemen,
Welcher ſelig im Bezirke
Wohnet ſchon des Paradieſes?
Glänzend wohl und ruhmgezieret
War er, als er wallt' hienieden;
Doch noch heller jetzo ſchimmert

Hoch er über den Geſtirnen.
Denn in ſeines Herzens Tiefe
War ja Gottes Wort geſchrieben;
Heiter war er, fromm und bieder,
Allen er ein Vater ſchiene,
War der Ehre Licht und Gipfel
Und des Ritterthumes Zierde.
D'rum ſo wendet nicht die Blicke
Zu dem Sarge, wo mit nichten
Ihr noch könnt den Edlen finden,
Der jetzt ſchon hinaufgeſtiegen
Iſt zu jener Burg des Himmels." —
Alſo lauten jenes frommen
Biſchofs Worte voll des Troſtes.
Manche Helden ſie begruben,
Da Roland beſtattet worden,
Heimwärts ziehend jetzt die Chriſten
An viel Gottgeweihten Orten.
Bei Belinum ward begraben
Oliver und Galdebode,
Dän' Ogier und Araſtagnus
Mit Guarin und andern Todten.
Selig iſt auch dieſes Städtchen,
Wo ſo große Helden wohnen!
Bei Bordeaux ſind dann begraben,
Ruhend in Sevrines Dome,
Sanct Reinold und Engelerus,
Mit Gayfer' und den Genoſſen.
Durch Toulouſe war indeſſen
Der Burgunden Schaar gezogen,
Auf dem Aylisfeld bei Arles,
Lagern ſie ſich mit den Todten,
Wo auch jene ſind begraben,
Die durch Gottes Hand geſtorben,
Da die Schlacht war bei Garzime,

In der Kirche eingeſchloſſen;
Da begruben die Burgunden
Klagevoll nun ihre Todten.
Herzog Raymes auch von Baiern
Ruhet mit auf dem Kirchhofe.
Viele Lande ſchenkte Karol
Dort zu Blava nun dem Dome,
Seinem Roland all' zu Liebe,
Viel des Silbers und des Goldes,
Manche Gaben, Rechte ſtiftend,
Mit dem einzigen Gebote,
Daß ſie künftig keinem andern,
Ihre Dienſte leiſten ſollen,
Einzig für den Roland bethend
Und für ſeine Kriegsgenoſſen.
Auch am Tage ſeines Leidens
Sollen jährlich, wird geboten,
Dreißig Arme ſchön bekleidet
Und bewirthet ſein im Kloſter;
Daß des Rolands ſie gedenken,
Der den Armen hat geholfen.
Dreißig Meſſen und Vigilien,
Sammt den andern Ceremonien
Heil'ger Trauer ſind geſtiftet
Zum Gedächtniſſe der Todten,
Rolands und der Kriegsgenoſſen,
Die den Märterkranz erfochten
Auf den ſpaniſchen Gefilden,
Streitend für die Ehre Gottes.

Vierzehnte Romanze.

Wie der Frommen Lanze blühet,
Die vollendend ihr Gelübde,
Hier die Schulden abzubüßen,
Sich im frommen Streit bemühen,
Mit der Palme ſich zu ſchmücken,
Die im Himmel immer grünet,
Gern in eig'nem Blut ſich kühlen;
Wie im Maien die Gebüſche
In den ſtillen Thalen grünen,
Blüthumkränzt die vollen Hügel,
Linde liebe Blumen glühen,
Auf der Erde buntem Gürtel
Sich erhebt ein Liebesgrüßen,
Auf Geſanges kühnem Flügel;
Alſo blühet, alſo grünet,
Von jedwedem Mund gerühmet,
Manches Heldenherz entzündend,
Und in manchem Lied verkündet,
Rolands Tod und Heldenkühne,
Auch ſein adelich Gemüthe,
Wie er fern von Trug und Lügen,
Doch vor allem, wie er frühe

Alle ſeine Schuld abbüßte,
Mit der Märt'rer Kranz ſich ſchmückend,
Deren Palme immer grünet.
Noch in fernen Zeiten glühen
Helden in dem Schlachtgewühle,
Bei dem Rolandsliede kühner,
Wenn der Held alſo begrüßet
Vor der Schlacht die Heldenbrüder,
Ziehend über Thal und Hügel.

Lied wird geſungen,
Kampf dann begunnen,
Wohlauf, Ihr Geſellen,
Froh in Reih'n zu ſtellen.

Sonne hoch da leuchtet,
Wieſ' im Thaue feuchtet,
Einer läßt vor allen,
Seine Stimm' wohl ſchallen.

Wie die weiß' und rothe
Blüth' im Sturm zu Boden,
Alſo blut't der Ritter
In der Freunde Mitte.

So in rothen Wunden
Alles Leid's geſunder,
Höret, wie Roland all'
Fiel dort in Roncisvall.

War er da verrathen,
Manchen Schlag doch that er;
Muß in Blute ſinken,
Ehrenkranz da findet.

Starb mit ihm Oliver,
Hat er deß hohe Ehr.
Alle ſeine Starken
Sah' da fallen Karle.

Roland blieb noch eine,
Sah der Mannen keinen,
Noch ſein Horn erklungen,
Daß es mitten ſprunge.

Lied muß erklingen,
Schlacht dann beginnen,
Höret, wie Roland all'
Fiel dort in Roncisvall.

Erſt in Blut befeuchtet,
Dann im Kranze leuchtet;
Immerdar nun ruht er,
Sitzt auf gold'nem Stuhle.

Iſt er da bei Gotte,
Für ihn ſtarb er Todes,
Schimmert hoch in Ehren,
Ewig muß das währen.

Wir Sanct Roland bitten,
Führ' in Todes Mitten;
Hell noch ſcheint die Lanze,
Bald in rothem Glanze.

Lied iſt nun geſungen,
Kampf wird begunnen.
Gedenkt, wie Roland all'
Fiel dort in Roncisvall.

So auf kühnen Liedes Flügel
Wird des Roland Leid verkündet,
Deſſen Thaten ewig blühen,
Deſſen Palme immer grünet.

Fünfzehnte Romanze.

Als die Todten nun beſtattet
Sind nach dem Gebrauch der Chriſten,
In die Gruft hinabgeſenket,
Mit Gebeth und ſchönen Liedern,
Zu der frommen Kämpfer Ruhe
Manches Grab kunſtreich gezieret;
Kaiſer Karol mit dem Heere
Heimwärts nach Paris hinziehet.
Heil'ge Männer und Biſchöfe
Hat er dorten hinbeſchieden,
Nach des Dionyſii Münſter,
Kund zu machen ſeinen Willen.
Gotte dankend, der ihn ſchirmte,
Gnädig oft ihm half zu ſiegen,
Dann auch bethend für die Seelen,
Die in Roncisvall geblieben,
Und der andren Märt'rer alle
In den ſpaniſchen Gefilden,
Giebt und ſchenkt für ew'ge Zeiten
Reiche Gaben er der Kirche,
Die dem Sanct Denis geſtiftet,
Hohes Gut und Gold und Silber,

Land und Leute, viele Rechte,
Daß der Heil'ge künftig ſchirmen
Wolle bis auf ew'ge Zeiten,
Alle, die dereinſtens ſitzen
Werden auf dem gold'nen Stuhle
Dieſes Reiches, daß im Kriege
Frankreich ſtets beſchirm' und ſchütze
So der Heil'ge, wie im Frieden;
Tritt dann zu Deniſens Leiche,
Sein Gebeth gen Himmel richtend,
An dem offnen Sarge knieend,
Daß der Heil'ge wolle bitten
Für die theuern Kriegsgenoſſen,
Die den Märtertod erlitten,
Daß, der Schulden losgeſprochen,
Ihre Seele ruh' in Frieden.
In der Nacht nach dieſem Tage,
Iſt Sanct Dionys erſchienen,
Kaiſer Karlen angelobend,
Daß auf ſein Vorwort und Bitte,
Aller Schulden ſind entledigt
Jene frommen Glaubensritter,
Die für Gottes Ehre ſtreitend,
In dem Heidenkriege fielen.
Auch für jene, welche willig
Fromme Gaben werden ſtiften,
Daß der Bau des ſchönen Münſters
Sei vollendet, will er bitten. —
D'rauf nach Achen über Lüttich
Karol ſeinen Weg hinrichtet,
Sich in linder Quelle Fluthen,
Nach der Arbeit zu erquicken,
Sanct Marien ſchönes Münſter,
Das er hatte da geſtiftet,
Hat er reich mit Gold und Silber

Und mit heil'ger Kunſt gezieret,
Ließ mit Fleiß da ſorglich mahlen
Alle heiligen Geſchichten.
Auch auf gleiche ſchöne Weiſe
Ward die Kaiſerburg gezieret,
Die er dicht am hohen Münſter
Sich zur Freude aufgerichtet;
Denn da ſah' man jene Schlachten,
Alle wunderſam geſchildert,
Die in Spanien ſind gefochten,
Wo die Heiden ſie beſiegten;
Auch die ſieben freien Künſte,
Die der Weisheit Kreis umſchließen,
Sah' man da nach ihren Zeichen,
Durch der Meiſter Kunſt gebildet.
Als das Jahr achthundertvierzehn
Man nun zählte bei den Chriſten,
Sah' man wunderſame Zeichen,
Die auf Karles Tod hinzielten.
Sonn' und Mond hat bei ſechs Tagen
Schwärzlich leuchtend nur geſchienen,
Auch die Worte „Kaiſer Karol,"
Die zur Inſchrift dort geſchrieben
Standen an der Wand der Kirche,
Sah' man plötzlich einſt verſchwinden.
Einſtmahls ward es auf der Reiſe
Dunkel um ihn her und finſter,
Ganz des Tages Licht verſchwunden;
Von der Rechten fährt zur Linken
Eine große Feuerkugel,
Daß erſchrocken von dem Lichte,
Ab dem Roſſe er geſunken,
Und der Bogen, den er hielte,
In dem Schrecken, in dem Taumel,
Nach der andern Seite fiele.

Seine Kriegsgenoſſen eilten
Ihn vom Boden aufzurichten;
Ruhig iſt er bald entſchlafen,
Noch manch' milde Gabe ſtiftend,
Für die Armen, für die Klöſter,
Giebt er vieles Gold und Silber,
Daß für ſeine Kriegsgenoſſen
Und ſein eigen Heil ſie bitten.
Ruhig in dem Herrn entſchlief er,
Zu empfah'n den Lohn des Himmels;
Seine Seele ruh' in Frieden.

II.

Erste Frühlingsgedichte.

(1800—1801.)

Weiſe des Dichters.

Wie tief im Waldesdunkel Winde rauſchen,
Ihr Lied dazwiſchen Nachtigallen ſchlagen,
Der munt're Vogel ſingt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauſchen;

So ſeht Ihr hier jedwede Weiſe tauſchen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Luſt, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauſchen.

Anklänge aus der Sehnſucht alten Reichen
Sind es, die bald ſich ſpielend offenbaren,
Uns ihr Geheimniß bald mit Ernſt verkünden;

Sinnbilder, leiſe, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings ſtille Hoffnungszeichen,
Die ſchon in helle Flammen ſich entzünden.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geiſt in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er ſich von allen Dingen,
Zum Raub gegeben ſeiner Sehnſucht Wuth,
Da klang der dunkeln Tugend Lichtgebot:
Befrei' Dich, Freier, ſelbſt, durch heil'gen Tod.

Kraft dieſes Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blitzt das höchſte Leben.
Die große Bildung wuchs auf ſicherm Grunde;
Was herrlich war und ſein wird, faßt' im Streben
Kunſtlieb' und Heldenſtolz im feſten Bunde.
Der Wiſſenſchaften Geiſt in Einem Bilde
Erſchien dem Zauberrufe ſchön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
Die Brüder, die mich ſchonend oft ertragen,
Wenn in der Freundſchaft Urbild ich verſunken,
So gränzenlos begehrt', ohn' es zu ſagen,

Sie ſind mit mir von gleicher Liebe trunken;
Wir alle hoffen, es ſoll göttlich tagen.
Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
Auch mich erfreut des Witzes zarte Blüthe.

Du warſt mir Morgenſonne, Heliodora!
Aus Deinem Lichte ſog ich neue Gluth;
Du biſt mir Lebensquelle, Heliodora!
Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht;
Blüh' auf, Du Wunderblume, Heliodora!
Zur ew'gen Poeſie hauch' ew'gen Muth.
Ich will nicht länger mit dem Schickſal rechten,
Zu ſchönem Kranz nur ſchöne Zweige flechten.

Doch wollen mit Vernunft wir vorwärts ſchreiten;
Verſtand erkenne, was die Luſt begonnen.
Durch Klugheit ſeh' ich ſelbſt die beſten gleiten,
Verworr'ne Liſt iſt gar zu bald zerronnen;
Sie irren von ſich ſelbſt in ferne Weiten
Und haben nichts als ihre Müh' gewonnen.
Zeigt Weisheit ſich in thörichtem Gewande,
So kommt der Dumme leichtlich vom Verſtande.

Die ſchwang're Zukunft rauſcht mit mächt'gem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken,
Schau' in des klaren Geiſtes tiefſten Spiegel;
Da kämpf' ich, Werke bildend ſonder Wanken,
Entreiße jeder Wiſſenſchaft das Siegel,
Verkünd'ge Freunden heilige Gedanken,
Und ſtifte allen Künſten einen Tempel,
Ich ſelbſt von ihrem Bund ein neu Exempel.

Will das Geſchick mich aber früh zerſchlagen,
So ſinken wir in Einer Todesfluth;

Der bunten Erde kann ich leicht entſagen,
Denn für die Kunſt nur lodert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen,
Ein Schwert vereine hier noch unſer Blut.
Dem Geiſt genügt zu hinterlaſſ'nem Ruhme
Der Liebe Kranz im ird'ſchen Heiligthume.

Im Frühlinge.

Wie freut ſich die Seele, der Freude erſchloſſen,
Im Frühlingestagen, die muthigen Lieder zu wagen,
Entriſſen dem Zügel, in Freiheit zu jagen,
Das Ziel zu erreichen mit kühnen Geſchoſſen.

Das Feuer der Fluren will Freude nur ſagen;
Im Dunkel der Bäume da bilden ſich roſige Träume,
Da ſchwellen die Kräfte, da ſchwindet das Zagen.
Nun wächſt Fantaſie wie Felſen zu ragen,
Es kommen geſchoſſen Geſtalten auf feurigen Roſſen,
Im Silber der Flüſſe dann Friede gefloſſen
Und dunkel erklingen die heiligen Klagen.

Wenn kühne Gedichte den Lippen entfloſſen
In fliegenden Worten, ſo öffnen ſich feurige Pforten,
Und klar iſt der Frühling der Gottheit Genoſſen.
Von Wogen des Lebens harmoniſch umfloſſen,
Kann Kummer ſie nagen? Sie ſehen den Morgen ja tagen,
Im Herzen die Erde vor Liebe noch ſchlagen,
Die ewigen Ströme von neuem ergoſſen.

Lied.

Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Will der rothe Morgen tagen,
Hoffnung hohe Freude geben,
Roſenlicht am Himmel ſchweben,
Kühner Muth die Kräfte wagen,
Muß ich ſagen:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Senkt ſich milde Röthe nieder,
Wenn die Ruh' am Bache lauſchet,
Abend kühl im Walde rauſchet,
Dunkel ſchlagen ferne Lieder,
Seufz' ich wieder:
Schaff' das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende.

Rückkehr zum Lichte.

Unſre Erde liebt den Aether,
Möchte gern der Sonne nah'n.
Starres Eiſen ward lebendig,
Als das Licht hernieder kam,
Heil'ges Licht der heil'gen Sonne,
Und uns alles Schöne gab.
Kühne Felſen trieb die Tiefe,
Hohe Lüfte ſchwebten nah,
Von dem Aether abgeſendet
Um die große Braut zu ſah'n.
Scham macht roth den blauen Schleier,
In den Adern rinnt Metall,
Edelſteine blitzen unten,
Und in Wolken blüht der Strahl.
Süßes Blut durchdringt die Glieder,
Flammen rieſeln unſichtbar,
Sehnſucht ſchwellt die üpp'gen Hügel,
Grüne Fülle quillt im Thal,
Und es ſpielen bunte Thiere,
Wo den Schooß der Aether traf.
Pflanzen, Thiere und Metall
Athmen nur des Lichtes Kraft;

Andre Weſen leuchten anders,
Mancher Schein von Einem Strahl.
Leichtes Eiſen, feſter Aether,
Steht der Menſch vollendet da;
In dem Antlitz glänzt die Erde,
Und zur Sonne will die That.
Wo die Farben wieder Eins,
Wird das Licht ſich ſelber klar,
Denket muthig auf die Rückkehr,
Wann der Heimath es gewahrt.
Frohe Zeichen ſchaut das Auge,
Wo das kühne Leben wallt,
Wo die milde Erdenfülle
Schön vereint iſt zum Geſang;
Da erinnert an die Sonne
Uns ihr Abglanz, die Geſtalt.
Freier regt ſich dann die Liebe,
Die ſo tief verſchloſſen lag;
Wo die Schönheit angeſprochen,
Hatte Liebe ſchon gefragt.
Wenn das Herz in ſchöner Liebe
Kühnlich ſchwebet gleich dem Aar,
Strömet hoch die Fantaſie,
Wie die Flamme vom Altar.
Was der Geiſt ſo hell gedichtet,
Lebet ewig feſt und wahr;
Und der Sonne kehrt das Licht,
Wo das heil'ge rein und klar.

An eine Freundin der Poeſie.

Aus Deinen braunen Augen,
Da leuchtet heiter,
Wie grüner Maien,
Die Freude voll Vertrauen.
Mich dünkt, es gleichet,
Vom Liede ſchön entzündet,
Dein froh bewegt Gemüthe
Den frommen Zeiten,
Da in der Jugend Roſe
Noch Pilgerinnen
Des Glaubens Lilie
In volle Herzen ſchloßen,
So leicht durchs Leben gingen,
An treuem Stabe
In grünem Frühling wandelnd,
Der immer bliebe.

Monolog.

Ja, ich fühle mich gezwungen,
Endlich Dir mein Leid zu klagen.
Lüfte! könnt ihr mir nicht ſagen,
Wo ſo lange bleibt die Meine?
Daß ich irren muß alleine,
Seufzen nach der Unbekannten;
Nein, der nur zu wohl Bekannten,
Die in jedem Traum ich ſah,
Deren Bild mir immer nah,
Doch vor allem hier im Thal;
Hier erfreu' ich mich der Qual,
Hier ergeb' ich mich den Träumen,
Irrend auf den grünen Räumen,
Wo der Waldbach rauſchend fließt.
Wenn ſich im Geſang ergießt
Klage hoher Nachtigallen,
Sie in's tiefe Herz mir ſchallen,
Oeffnet ſich der ſtumme Mund,
Thut mir ſelbſt mein Leiden kund,
Rufend Dich, Du lang' Erſehnte!
Alles, was ich Freude wähnte,
Kann mir keine Luſt mehr ſchaffen.
Fremd ſind mir die theuren Waffen,
Nichts der Roſſe kühnes Spiel;

Ach, und was mir ſo gefiel,
Lieber Freunde muthig Scherzen,
Das verwirrt mir nur die Schmerzen,
Seit ich hin, nicht mehr mein eigen.
Komm, Geliebte, Dich zu zeigen,
Daß ich Dich mit Glanz umkröne!
Komm, und gieb mir Deine Schöne,
Mein zu ſein, mein Heiligthum!
Bin ich darum reich an Ruhm,
Aller Jugend Kron' und Zier,
Daß ich krank und einſam hier
Soll umſonſt nach Freude ſchmachten?

Jede Kunde, die mir brachten
Ferne Männer, ſtille Boten,
Was Du mir geheim entboten,
Was ſo manche Sommernacht,
Die ich glühend durchgewacht,
Durch die Wälder mich getrieben,
Das iſt in der Bruſt geblieben,
Alles andre gar verſchwunden.

Keine hatt' ich noch gefunden,
Die wie ich der Gluth ergeben.
Ach, ſie fühlten nicht das Leben,
Das der vollen Seel' entquillt!
Keine hat das Herz geſtillt,
Das die Kraft ſo gern verſchwendet.
Du allein haſt Troſt geſendet,
Süße Herrin, Du alleine,
Du an Schönheit einzig Eine,
Stolze Heldin, herrlich Weſen,
Die ein Gott wohl auserleſen,
Daß mir kühne Hoffnung bliebe,
Wahr zu finden meine Liebe.

Fantaſie.

Alte Töne tönen wieder,
Raſch entflieht das wilde Leben;
Jetzt der Sehnſucht hingegeben,
Wenn der Knabe einſam weint;
Dann zu hoher Luſt vereint,
Wenn der Freuden Ziel gefunden;
Bald von leichtem Scherz umwunden,
In des Uebermuthes Fülle;
Zwiſchendrein die alte Stille,
Friſch lebendig, was vergangen,
Alter Liebe angehangen,
Wie vergangen ſchon das Neue;
Schmerzen, die ich nimmer ſcheue,
Weil ſie tief're Luſt erzeugen,
Kalte Feſſeln, die mich beugen,
An der Jugendblüthe nagen;
Laßt, o laßt mich alles ſagen.

Weh, ach weh! ihr öden Mauern,
Wo die Blume ward gefunden,
Die mit Freuden mich umwunden;
Daß ſie alle gleich verſchwunden,
Muß ich trauern.

Frühen Leiden hingegeben,
Mußte Schönheit ſo verderben,
Süße Anmuth welkend ſterben;
Blühend noch muß Tod erwerben
All mein Leben.

Kam die Liebe zum Knaben gegangen.
Da die lang' erſehnte nun ihm nahte,
Weiß er kaum ſein neues Glück zu wagen.
Freude, klare Freude giebt ihm alles;
In der Freude aber neu Verlangen,
Das die Freude oft zu Leide machte.
O dieß Verlangen
Zu kühlen, an den Lippen feſt zu hangen,
Bis daß in ſüßer Luſt der Sinn vergangen!
Und faßt Dich einmahl dieſes tiefe Sehnen,
So darfſt Du nimmer wähnen, es zu füllen;
Und wollte Dich umhüllen ganz die Liebe
In ihren ſchönen Freuden.

Laß' uns fröhlich tändeln,
Laß' uns Scherz erſinnen,
Mit blitzenden Augen,
Mit lieblichen Lippen.
O wie ſüß iſt die Freude,
Mit der Liebe zu ſpielen,
Und eins mit dem andern
Zu tändeln wie Kinder!

Nur Dich, Hohe, ſchmückt die Krone.
Lichtglanz muß Dich golden zieren,
Roſenſtrahlend triumphiren,
Herrin, auf des Herzens Throne!
Alles gab ich Dir zum Lohne,
Alles für die heil'ge Freude,

Bis wir freudeflammend beide,
Beide ſagten: Nun verſchone!

Wenn ich unverſtanden bliebe
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben,
Um ſo inniger nur leben.
Was mein Sehnen lieblich wähnte,
Was ich liebeſehnend meine,
Iſt ſo heiter, lind' und reine,
Daß kein Sinn ſich weiter ſehnte,
Der geſeh'n dieß einzig Eine.
Wenn ich fern von Freuden bliebe,
Ohne Gegenſtand mein Streben,
Keine Liebe mir gegeben,
Würd' ich dennoch innig lieben
Und in heitern Freuden ſchweben.

Kühne Wogen, wildes Leben,
Laß' den Strom nur immer brauſen,
Friſchen Sturm im Herzen ſauſen;
Wie der Adler durch die Lüfte,
Ueber Meere, über Klüfte,
Laß mich ſchweben, laß mich fliegen!
Alles kann der Muth beſiegen,
Muth entſprungen hohem Glauben;
Keiner kann die Liebe rauben,
Wie auch wechſeln die Gefühle
In dem irdiſchen Gewühle.

An die Freundin.

Mich traf, ich weiß nicht wie, ein ſüß Verlangen,
Sogleich mit Dir zu ſterben.
Es dünkte mich, wir gingen
Im Grün, die Stirn' vom Morgenſtrahl getroffen,
Weit, weit von Menſchenſpuren.
Im Steigen hören wir die Lerche ſingen,
Das Auge lächelt auf die ſtillen Fluren,
Des Berges Höh' ſchon nah, wo froh wir wagen,
Die Freiheit zu erwerben.
Nun wirſt den Freund, Du Freudenreiche, fragen:
„Warum willſt Du verderben? —"
Ich ſah mich ſelbſt, mein Weſen klar und offen;
Erreicht das Ziel, das alle Wünſche hoffen,
Wenn ſie ſich nicht beſchränken.
Wie wenig alles, muß ich ſeitdem denken.

Der welke Kranz.

Es war noch Mai, da haſt Du ſie gebrochen,
In Blumen ausgeſprochen, ſelber Blüthe,
Was blühend im Gemüthe ſchon ſich regte,
Und heilig ſich bewegte,
Was kindlich, ach! der Freund ſo gerne hegte,
Wenn ſie ihr Herzchen legte an das ſeine,
Wo ich nun ewig weine.

Die Veilchen ſandte mir das Kind zum Zeichen,
Die ſo mein Herz erweichen, daß die Augen
Den Schmerz, den ſie nun ſaugen, nie vollenden,
Sich oft noch zu ihr wenden,
Und finden welk den Kranz dann in den Händen.
Wie der, hat ſie, zu enden früh erkoren,
Sich unbewußt verloren.

Nimm hin die hohe, köſtlich liebe Gabe,
Das einz'ge, was ich habe von der Theuern,
Ihr Bild mir zu erneuern, wenn in Thränen,
Dem Tode zu das Sehnen
So gern entflieht der Erde eitlem Wähnen.
Doch erſt laß' mich in Thränen ganz verſenken
Das ſüße Angedenken!

Uns, die in Luſt des Todes Leben fanden,
Kühn die Natur verſtanden in den Flammen,
Wo Lieb' und Schmerz zuſammen uns verbunden;
Uns ſei die Stirn umwunden,
Vom Zeichen, deſſen Sinn wir längſt gefunden.
Denn ſproßten aus den Wunden oft nicht Roſen,
Uns ſchmerzlich liebzukoſen?

Laß' denn des Mädchens Schatten uns umſchweben,
Der Wehmuth hingegeben,
Bis wir im Tode Eins noch Inn'ger leben,
Und dann dieß tiefe Streben ganz vereinet,
Das lächelnd ſich beweinet.

Bitte.

Ach, laß' die theure Frau in bittern Leiden,
Du milde Königin, mir nicht verſinken!
Ihr Herz erfriſche bald ein himmliſch Winken
Aus jenen Augen, die mit Licht uns weiden.

Sie darf der Morgenröthe Glanz nicht meiden,
Vor der die Sterne all' ins Dunkel ſinken,
Und darf aus deinem Bilde, Gottheit, trinken;
Sie lebt in Lieb', und liebend wird ſie ſcheiden.

O Mutter! todt und arm ſind jetzt die Herzen,
Doch wenn auch alle von dir abgefallen,
Das Heil'ge überall verſpottet bliebe;

Wir fühlen noch die gottgeweihten Schmerzen,
Die freudig hin zum letzten Feuer wallen,
Es glüht und blüht in uns die erſte Liebe.

Lob der Frauen.

Ein göttlich Spielwerk ſtrömt die ſchöne Welt
In lichter Lebensfülle,
Des ſchönſten Weſens Hauch in alle Sinne;
Das ew'ge Bild glänzt neu in jeder Hülle,
Gießt Kraft in's Herz, und hält
Das trunk'ne, daß in Freud' es nicht zerrinne.
Du heil'ge, lockſt den Geiſt zu ew'ger Minne,
Natur! im Abgrund ſchön, wie in den Funken
Des Lichts, im Tod' und in des Lebens Welle;
Du aller Schönheit Quelle,
Aus deren üpp'gem Schooße ſonnentrunken
Das muth'ge Thier entquillt, die holde Pflanze,
Der vollen Erde Bruſt zum bunten Kranze.

Doch müſſen alle Erdenkinder weichen
Dem hohen Menſchenbilde,
Aus deſſen Aug' das All ſich ſelbſt beſchaut,
Deß kühnes Haupt am himmliſchen Gefilde
Die Sterne mag vergleichen,
Und deuten, was im fernen Morgen graut.
Aus allen Zeiten, Zungen fließt Ein Laut,
Wie Sonn' und Erde Eins im Lichte ſtrahlen,

Vergangne, künft'ge, jetz'ge Geiſter bindend,
Die heil'ge Kunſt erfindend,
Und bildet ew'ger Liebe ſüße Qualen.
Der Menſch nur lächelt, ſelbſt ſein holder Spötter;
Aus ſeinem Haupt entſprangen alle Götter.

Das Urbild ſolcher Bildung blüht im Weibe;
Es iſt der Menſchheit Blume,
Die ſelig duftet ſtille Liebesflammen.
Der Frauen Reiz nur glänzt im lichten Ruhme;
Aus ihrem ſüßen Leibe
Blitzt Kraft in jene, die vom Himmel ſtammen.
Schmilzt aller Männer Macht und Geiſt zuſammen;
Was groß und würdig, mögen ſie erringen,
Zur Schönheit wird die Freud'gen Lieb' entzünden.
Den Gott im Werk verkünden,
Lehrt Lieb' und auch durch That zu ihm ſich ſchwingen;
Und Liebe kann der Milden Hand nur geben,
Die kindlich der Natur im Schooß noch leben.

Nie hat ſo treu der Freund den Freund gefunden,
Als ſanfte Frau'n oft waren,
Wenn's muthig galt, an's Herz des Liebſten hin
Zu bringen durch den Tod und durch Gefahren;
Dem Einz'gen feſt verbunden,
Nichts achtend allen Glanz und Weltgewinn.
Aus tiefer Lieb' erzeugt und zartem Sinn,
Blüht ſchön in Frau'n der Tugend milde Frucht,
Verſtand und Frieden glänzt vom Angeſichte,
Das Aug' in heiterm Lichte
Blickt freundlich lächelnd auf des Lebens Flucht;
Der Frauen Geiſt beſeelt der Freude Bund,
Da lächelt jeder Schmerz ſich bald geſund.

Das Kind ſaugt Liebe aus der Mutter Bruſt,
Es ruht der Knab' im Schooß,

Der Jüngling ehrt ihr Aug' als ſein Geſtirn;
Des Mannes freudig Herz erſchwillt ihm groß
Bei'm Anblick ſolcher Luſt,
Er kränzt mit Ehr' und Ruhm die würd'ge Stirn.
Nichts Höhers denkt des Sehers weiſes Hirn
Als Dich, Natur! Kein Weſen aber gleichet
So nah' Dir als der Mutter Kraft und Tugend,
Die jung in fremder Jugend,
Des Mitgefühles tiefſte Tief' erreichet,
Und ſchwelgend in der Erde ſchönſten Fülle,
Des Lebens Adel zeigt in reiner Hülle.

Im ew'gen Lichte blüht der leichte Himmel;
Die Tiefe voll Verlangen
Treibt Keime auf aus innerm Herzensgrunde;
Des Gottes Kraft hält feſt die Erd' umfangen,
Und fröhlich im Gewimmel,
Bekränzt ſie bräutlich ſich zum Hochzeitsbunde.
Von vielem Schönen weiß ich hohe Kunde,
Doch ſag' ich's, ſchöne Frauen, kühn und laut;
Ihr ſeid die ſchönſten Blüthen dieſer Erde!
So wahr ich froh noch werde
Bei'm Kuß der hingegeb'nen Braut;
Wer ſolche Blumen darf zu Kränzen flechten,
Der iſt der höchſt' in ſterblichen Geſchlechten.

Das Gedicht der Liebe.

Wie nächtlich ungeſtüm die Wellen wogen,
Bald ſchwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald ſinkend zu der Tiefe hingezogen,
Sehnſüchtig fluthend in dem Wechſeltanze,
Bis Morgenroth empor ſcheint aus den Wogen,
Noch feucht in blumenlichtem Thränenglanze;
So ſteigen hier der Dichtkunſt hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnſucht Meer und Wonnequalen.

Stanzen.

Zur Einleitung eines Mährchens.

Wie Blätter dunkles Grün um Blumen ranken,
Als ob es gern die Gluth der Farben kühlte,
Weil sonst das Auge würd' im Glanz erkranken,
Wenn es berauscht im Blumenfeuer wühlte,
Wo rothe, weiße, bunte Strahlen wanken,
Nicht auch im Grün das Licht gemildert fühlte;
So möcht' ich, Dich umarmend, Mährchen weben,
Die Flammen durch Geschwätz zu lindern streben.

Die Flammen, wo den süßen Tod wir starben,
Den Du, ein scheues Kind sonst, nimmer scheutest,
Seit meine Bitten Deine Huld erwarben,
Wo sterbend Du zum Leben mich erneutest,
Und, glaubt' ich schon im Ueberfluß zu darben,
Durch Reiz im Reiz Dich freuend mich erfreutest:
Sie werden unsern holden Leib verzehren,
Wenn wir nicht ihrem süßen Gifte wehren.

Doch weil, wo Frag' und Antwort wechselnd spielen,
Die Lippen bald sich inniger vermählen,
Und im Geflüster süße Pfeile zielen;
So möcht' ich andre Stundentäuschung wählen.

Und wüßt' ich nur, wie ſie Dir wohlgefielen,
Dir reizende Geſchichtchen neu erzählen,
Die Du anhörteſt, weichlich hingegoſſen,
Als kämen ſüß vom Himmel ſie gefloſſen.

Spruch.

Wer gewährt nur Edlen Gunſt?
Die hohe Kunſt.
Wo verliert man nie die Spur?
In der Natur.
Wie gewinnſt du ſichres Gut?
Durch eignen Muth.

Tapfer alſo heil'ge Gluth,
Hoch hinan zum ewig Schönen!
Flamme kühn, und laß ſie höhnen,
Eins in Kunſt, Natur und Muth.

Tändeleien.

Als der Witz ein Liebchen ſuchte,
Neckt' er Mädchen fern und nah,
Endlich wählt' er doch die Freude,
Die ihm leiſ' entgegen kam.
Schwerer ward ihr zartes Seelchen,
Wußte nicht, wie ihr geſchah,
Bis nach einem leichten Stöhnen,
Von dem Söhnlein ſie genaß.
Muthwill hieß das Kind der Beiden,
Doch noch kaum ein Knabe war,
Als er ſchon mit Mädchen ſpielet,
Gleich erhaſcht' die flücht'ge Scham.
Hold erröthend floh die Kleine,
Bis an ſeiner Bruſt ſie lag,
Wo er ſorgſam ihrer pflegte,
Daß ſie ruhig bei ihm ſaß.
Als die Kleine Mutter wurde,
O wie liebte ſie ihn da!
Brachte viele, viele Kinder,
Alle Scherze leicht und zart.

An Selinde.

1.

Als das Köpfchen an mir ruhte,
Konnt' ich nicht ein Wörtchen ſagen;
Konnte glühend von Verlangen,
Keine Liebkoſung doch wagen.
Sieh, ſo glühend muß ich lieben,
Und Du fühlſt nicht meine Klagen!

2.

Sirene, Du Sirene,
O wie ſüß kannſt Du loben!
Da ward ich ganz entzündet,
Fern die Klugheit geflohen.
Es war, als ob Du liebteſt,
Das hat mich ſo betrogen;
„Die Süße will Dich lieben,"
Dacht' ich in Luft erhoben.
Sirene, o Sirene,
Welch Netz haſt Du gewoben!

3.

Laß' frei die Flammen, die mich quälend drücken,
Sei einmahl noch wie ſonſt ein liebend Weib!

Komm an das Herz, das frei von allen Tücken,
Gieb hin der Luſt den jugendlichen Leib,
Und laß' die zarten Glieder mich umſchlingen;
Wie ſollt' ich ſonſt das volle Herz bezwingen?

4.

Zwar Du litteſt meine Küſſe,
Doch erwiederteſt kaum einen,
Flammen ſchwebten auf den Lippen,
Und berührten ſchon die Deinen;
Doch getäuſcht floh'n ſie zurücke
Und verzehrten ſich alleine.
Böſes Kind, um dieſe Kälte
Könnt' ich wie ein Kind faſt weinen.

5.

Den treuen Freund auf ewig Dir zu weih'n,
Haſt Du ihm Deine Freuden hingegeben.
Laß auch die Schmerzen offenbar ihm ſein,
Daß nie der Täuſchung Wolken uns umſchweben!
Schön biſt Du doch; wozu der eitle Schein?
D'rum ſag' mir, ſag' mir alles, ſüßes Leben,
Ich ſoll und muß an Deine Wahrheit glauben,
Nur Du kannſt ſelber Dich mir wieder rauben.

6.

Die ſüße Stunde werd' ich nie vergeſſen,
Als mich der liebe Leib ſo ſüß umſchlungen,
Auch Du von meinem Leben warſt durchdrungen,
Uns beid' umſchwebt' ein ſeliges Vergeſſen!
Was darf mit freier Liebesluſt ſich meſſen,
Wenn endlich jeder Zweifel nun bezwungen,
Die Welt in einen Augenblick verſchlungen,
Und Freude macht das leichte Herz vermeſſen?

7.

Noch einmahl laß' das ſüße Gift mich ſaugen,
Feſter uns verbünden,
Heißer Dich entzünden!
Noch einmahl laß in Deinen Arm mich ſinken,
Daß ſo umſchlungen,
Ganz durchdrungen,
Ein Blitz der Luft belebend beide tödte.

Lied.

Kleine Frauen, kleine Lieder,
Ach man liebt, und liebt ſie wieder.

Wie die Blume glänzt dem Kinde,
Lächeln Leichtſinn uns die Mädchen,
Leichte rollt des Lebens Rädchen
In der Liebe Luftgewinde.
Darum ſingt man froh und linde,
Kleine Frauen, kleine Lieder,
Liebt ſie, und ſie lieben wieder.

Und es gleiten von der Kehle
Dieſe Spiele, dieſe Wörtchen,
Wie ein ſüßes Lieblingsbrtchen
Lieblich ſchwebet vor der Seele.
Ach, man fragt nicht, ob was fehle:
Denn man ſingt die kleinen Lieder,
Wie man liebt, und ſingt ſie wieder.

Der Schiffer.

Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Lenke hin und her das Ruder,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Träume ſüß im ſtillen Muthe;
Gleiten laſſ' ich auch den Kahn,
Schaue in die blanken Fluthen,
Wo die Sterne lieblich ſchimmern,
Spiele wieder mit dem Ruder.

Säße doch das blonde Mägdlein
Vor mir auf dem Bänkchen ruhend,
Sänge ſchmachtend zarte Lieder!
Himmliſch wär' mir dann zu Muthe;
Ließ mich necken von dem Kinde,
Wieder tändelnd mit der Guten.
Friedlich lieg' ich hingegoſſen,
Träume ſüß im ſtillen Muthe,
Athme kühl im Licht des Mondes,
Führe hin und her das Ruder.

Die Verhältniſſe.

Rückſichten ſind's, die unſern Blick berücken;
In Abſicht jede Ausſicht gleich erkalten,
Bis wir, eh' wir uns umgeſeh'n, veralten,
Und beugen dann, von Einſicht ſchwer, den Rücken.

Roh ſcheint's, der Erde Blumen grade pflücken.
Wir möchten fein der Schonung Linie halten,
Der Liebe Leben künſtlich klug verwalten,
Verſtändig und mit Anſtand uns erdrücken.

Wir ſollen unbekannte Größen wählen,
Es ſind zu wenig Gleichungen gegeben,
D'rum hatt' und hat's ein ſonderbar Bewendniß;

Denn, weil wir endlos rechnen, zweifeln, zählen,
Wird uns das klare, leichte, freie Leben
Ein einzig vielverſchlungen Mißverſtändniß.

Tapfer verhalte Dich ſtets; ſo iſt Dein das beſte Verhältniß,
Kannſt Du gelaſſen es ſeh'n, wie ſich verwickelt das Volk.

Bündniß.

Wo mehre bildend ſich in Eins verbunden,
Gewinnt der Künſtler ſeines Daſeins Mitte,
Weiß nun, wohin er richten ſoll die Schritte,
Und ſieht die Theile ſich zum Ganzen runden.

In neuer Jugend wird die Kraft gefunden,
Die fort von Stuf' und Stufe höher ſchritte,
Und wenn man noch ſo ſtarke Schmerzen litte:
Die Bildung bleibt, es fliehen nur die Stunden.

Es darf der Menſch von Herzensgrund nur wollen,
Mit Muth ſich ſchließen an die muth'gen Brüder,
Den feſten Sinn vom Ziele nimmer wenden;

So muß ihm jeder Stoff Geſtaltung zollen,
Die höchſten Würden ſteigen zu ihm nieder,
Er kann des Lebens Kunſtwerk groß vollenden.

Ein Traum.

Tief im dunkelgrünen Walde
War ein Leu von hohem Muthe;
Dieſer liebte ſeinen Herren,
War ihm treu von Herzensgrunde.
Auf dem Thiere ritt der Jäger,
Sprengte durch die grünen Fluren;
Wollt' er auf den Rücken ſpringen,
Stand der Löwe ganz geduldig.
Doch nach vielen Tagen einmahl,
Da er wieder es verſuchte,
Ward die alte Wildheit rege,
Dreht er ſich in zorn'gem Muthe,
Als ob er ihn tödten wollte,
Seinen Herrn, den lieben, guten.
Doch alsbalde ward er's inne,
Und da war er ſtill und ruhig.
Traurig ſenkt' er nun die Blicke,
Und es nagt' ihn bittrer Kummer,
Daß er ſeinem Herren zürnte,
Ihn gar balde hätt' verwundet;
Das zernagt ſein großes Herz ihm,
Und es wird ihm immer dunkler.

Nieder legt er ſich zu Boden,
Hingeſtreckt auf hartem Grunde,
Liegt er da zehntauſend Jahre,
Wie von Schmerz und Reu verwundet,
Achtet nicht der Freundes Reden,
Ganz verſteint in herbem Kummer.

Betrachtung.

Das kleine Haus, es ſteht noch an der Stelle,
Wo ich es ſonſt geſeh'n vor vielen Jahren,
Seit ich ſo manches Leid und Freud' erfahren,
Umhergetragen auf des Lebens Welle;

Dieſelben Tritt' und Weg' an ſelber Stelle,
Die kleinſten Dinge, wie ſie eh'mahls waren;
Bemüht die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er alles ſtelle.

So bleibt Beſchränkung gern im tiefen Frieden;
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
Es lockt die ſtille Welt da zu verweilen.

Den kühnern Geiſt hat immer Ruh vermieden;
Will ſinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wildem Flügel weiter eilen.

Bild des Lebens.

Krank, matt, gebückt, ſah ich den Alten ſchleichen,
Den Blinden muß die Hand des Mitleids führen.
Weh! die der Augen ſüßes Licht verlieren;
Das könnte wohl den härt'ſten Sinn erweichen!

Ob bald die Nebel vor der Sonne weichen,
Fragt er, die Strahlen ſchon die Berge zieren.
Es hörend, hebt er an zu triumphiren;
Froh, durch Geſang den Himmel zu erreichen.

Das war es, was mich mehr als Thränen führte;
Ein rechtes Bild des armen Menſchenlebens,
Wie Blind' auch uns in Nacht das Mitleid führte.

Die Sonne ſucht der dumpfe Blick vergebens;
Selig, wenn nur das Herz den Strahl noch ſpürte,
In Nacht das Licht begrüßend unſres Strebens!

An die Dichterin.

Gern flieht der Geiſt vom kleinlichen Gewühle
Der Welt, wo Albernheiten ernſthaft thronen,
Auf zu des Scherzes heitern Regionen,
Verhüllt in ſich die heiligſten Gefühle.

Umweht ihn einmahl Aether leicht und kühle,
So kann er nimmer wieder unten wohnen,
Und ſchnell wird jenen Scherz der Ernſt belohnen,
Daß er ſich neu im eignen Bilde fühle.

Die Wünſche, die Dich hin zur Dichtkunſt ziehen,
Der frohe Ernſt, in den Du da verſankeſt,
Das ſei Dein eigen ſtill verborgnes Leben;

Was Du gedichtet, um ihr zu entfliehen,
Das mußt Du, weil Du ihr allein es dankeſt,
Der Welt zum Scheine ſcherzend wiedergeben.

Farbensinnbild.

Laß edlen Muth den weißen Altar gründen,
Hoch Fantaſie in Purpurflammen wehen,
Und Liebe wirſt Du bald im Centrum ſehen,
Wo grün die Feuerſäulen ſich entzünden;

Durch braune Locken wird ſich Myrthe winden,
Der Freund mit goldnen Früchten vor Dir ſtehen,
Die Kinder dann in Blumen zu Dir gehen,
Mit Roſ' und Lorbeer Dich die Schweſter binden.

Es war der alten Mahler gute Sitte,
Des Bildes Sinn mit einem Strich zu ſagen,
Der den Accord der Farben d'runter ſchriebe;

So mag auch dieſes Lied es kühnlich wagen,
Zu deuten auf der Dichtung innre Mitte,
In Farben ſpielend um die ſüße Liebe.

Ein Lied des Heinrich von Veldeck.*)

Mein ſehnendes Denken, dazu meine Sinn' allgemeine,
Auf Eines ſich lenken, beſorgen einzig das Eine,
Wie ich ihr beſcheine,
Daß ich ſchon lange mit Sange ſie meine,
In ſtetem Muthe, ſie gute, ſie reine.

Selig in Freuden ich wäre, der reichſte an Gute,
Wollte mein Leiden bedenken die Wohlgemuthe,
Vor Falſchem behute;
Und möcht' es gelingen mit Singen dem Muthe,
Daß ſie mein hüte, mit Güte, ſie liebe, ſie gute.

Wohl mir der Sinne, die mir immer gaben die Lehre,
Daß ich ſie minne, je länger und je mehre;
Daß ich ihr' Ehre
Recht als ein Wunder beſunder ſo ſehre
Minne und meine, ſie reine, ſie ſelig, ſie hehre.

*) In dieſem Gedichte ſind nur wenige Worte verändert worden, welche nach der jetzigen Sprache nicht verſtändlich geweſen ſein würden; damit man an dieſem Beiſpiele ſehe, wie wenig an der Sprache dieſer alten Lieder zu ändern nöthig wäre, um ſie wieder neu und allgemein zu machen, ſobald nur das Versmaaß recht verſtanden und richtig abgetheilt wird. —

Mein' Hände ich falte, mit Treuen gar fleh'nd auf ihr Füſſe,
Daß ſie, wie Iſalde Triſtranden, mich tröſten müſſe,
Und alſo grüße,
Daß ſie die Schmerzen von Herzen mir büße,
Und ſie mich ſcheide von Leide, ſie liebe, ſie ſüße.

An eine Freundin in der Ferne.

Oft ſeh' ich vor mir Deine blauen Augen
Und täuſche mich, vergeſſend daß Du ferne.
Ich möchte Huld aus Deinen Blicken ſaugen,
Verſinke träumend in die dunkeln Sterne,
Und acht' es nicht, daß andre wenig taugen,
Froh, wenn ich Dein Gemüth vernehmen lerne;
Seh' ich dann um den Mund Dein Lächeln ſchweben,
So wünſch' ich heiter neben Dir zu leben.

Alte Gedichte

aus dem Spaniſchen.

An die heilige Katharina.

Reine Magd, von klarem Golde
Hat Dir Gott ein Herz gegeben,
Das ſo fromm beſtehen ſollte;
Thät' der Bruſt das Dein' entheben,
Wie Dein Fleh'n begehren wollte.

Ja, er mahlt' auf Deinen Wänden,
Karmoſinen ſeine Wunden,
Will ſein Blut dazu verwenden.
Da ward nachgebild't gefunden
Jede Qual an Füß' und Händen.
Chriſti Leiden mußt', o Holde,
In der Hütte Dich umgeben;
Die kein' andre Nahrung wollte,
Was ſein heilig Mahl nicht zollte,
Und zum Lager dürre Reben.

Auf der Pilgrimſchaft.

Jungfrau, ewig Braut am Throne
Deſſen, der vor allen Zeiten
Dich zum Troſte uns bereiten
Wollte, für des Lebens Frohne.
Du des heil'gen Gartens Krone,
Hohe Perle, ſo uns bliebe,
Quell der gottgeweihten Triebe,
Strahlenglanz der ew'gen Liebe,
Du, von der Gott ſelber ſchriebe,
Königin Dich hieß zum Lohne.

Theure Zuflucht für Entfloh'ne,
Milder Oelbaum reich an Früchten,
In deß Schatten wir uns flüchten,
Da der Friede ſelig wohne.
Deiner Glorien lichte Krone
Wollte Salomo ſchon zeigen,
Engel feiern's in den Reigen;
Du, der ſich die Himmel neigen,
Stumm die Schönſten alle ſchweigen,
Vor der Mutter mit dem Sohne.

Ach, wie ſpricht in ſanftem Tone
Die holdſel'ge Heiterkeit,
Gnadenvolle Gütigkeit,
Daß ſie freundlich unſer ſchone.
In den Feldern von Sione,
Lilienblume hold verſchloſſen,
Frommer Demuth Palm' entſproſſen,
Die des Segens Füll' ergoſſen,
Uns gewaffnet mit Geſchoſſen,
Allen Schrecken gar zum Hohne.

Lieb' entquillt aus jeder Zone
Dir, des Lebens neue Sonne;
Leuchtend Licht, das uns, o Wonne,
Neu erſchuf im ird'ſchen Thone!
Herrin! ach was ſind wir ohne
Deine ſüße Huld zu achten?
Wenn wir gleich die Pein verlachten,
Wird die Schuld uns trüb' umnachten,
Wenn es nicht die Augen machten,
Lichter Hoffnung Chalcedone.

Schau' herab von Deinem Throne,
Königin, zu der wir trachten,
Unſern Feind durch Dich verachten,
Jeden Schmerz in Frieden brachten,
Ende Du mein tiefes Schmachten,
Daß ich ſelig bei Dir wohne.

Vom Leiden Christi.

Erd' und Himmel ſich beklagten,
Trübe war das Licht verborgen,
Wüthender das Meer zu brüllen
Wälzte dunkel ſeine Wogen,
Als der hohe Welterlöſer,
An dem Kreuze bald geſtorben,
Worte, würdig heißer Thränen,
Alſo ſagte, wie ſie folgen:
„Nun, o Herr, in Deine Hände
Sei anjetzt mein Geiſt befohlen.“
O unſäglich tiefe Trauer,
Unvergleichbar bitt're Looſe,
Daß der unerſchaff'ne Schöpfer
Selber zum Geſchöpf geworden,
Um dieſelben zu erretten,
Die ihm gaben Tod zum Lohne!
Nur Du, ſeine hohe Mutter,
Reiner Jungfrau'n heil'ge Krone,
Du allein vom Troſt entkleidet,
Magſt es ſagen, Freudenloſe!

Lied.

Da nun todt der Herr des Lebens,
Der mein Sohn,
Sei der Tod das Ziel des Strebens,
Und mein Lohn.

Mutter ward ich wie noch keine,
Ohne Sorg' und ohne Schmerzen,
Die ich jetzo erst beweine,
Seit ſie doppelt mir im Herzen,
Doppelt Leiden mir gegeben
Um den Sohn,
Daß im Tod der Herr des Lebens
Iſt entfloh'n.

Weil viel Tod iſt überwunden
Durch des Einen bitt'res Sterben;
D'rum muß billig für die Wunden
Viele Tod' ich Eine ſterben,
Und es ſchickt den Troſt vergebens
Von dem Thron,
Zu mir her das Licht des Lebens,
Für den Sohn.

Vöglein, die ihr fliegt in Reihen,
Thiere, wandelnd auf den Weiden:
Sagt, warum wollt ihr nicht ſchreien,
Mich zu tröſten in den Leiden?
Der allein kein Troſt gegeben,
Weil entfloh'n
In den Tod der Herr des Lebens,
Der mein Sohn.

III.

Abendröthe.

Erſter Theil.

Tiefer ſinket ſchon die Sonne,
Und es athmet alles Ruhe,
Tages Arbeit iſt vollendet,
Und die Kinder ſcherzen munter.
Grüner glänzt die grüne Erde,
Eh' die Sonne ganz verſunken;
Milden Balſam hauchen leiſe
In die Lüfte nun die Blumen,
Der die Seele zart berühret,
Wenn die Sinne ſelig trunken.
Kleine Vögel, ferne Menſchen,
Berge, himmelan geſchwungen,
Und der große Silberſtrom,
Der im Thale ſchlank gewunden;
Alles ſcheint dem Dichter redend,
Denn er hat den Sinn gefunden;
Und das All ein einzig Chor,
Manches Lied aus Einem Munde.

Die Berge.

Sieht uns der Blick gehoben,
So glaubt das Herz die Schwere zu beſiegen,
Zu den himmliſchen oben,
Will es dringen und fliegen.
Der Menſch emporgeſchwungen,
Glaubt ſchon, er ſei durch die Wolken gedrungen.

Bald muß er ſtaunend merken,
Wie ewig feſt wir auf uns ſelbſt begründet.
Es ſtrebt in ſichern Werken,
Sein ganzes Thun verbündet,
Vom Grunde nie zu wanken,
Er baut wie Felſen den Bau der Gedanken.

Und dann in neuen Freuden
Sieht er die kühnen Klippen ſpottend hangen;
Vergeſſend aller Leiden,
Fühlt er einzig Verlangen,
An dem Abgrund zu ſcherzen,
Denn hoher Muth ſchwillt ihm in hohem Herzen.

Die Vögel.

Wie lieblich und fröhlich,
Zu ſchweben, zu ſingen;
Von glänzender Höhe
Zur Erde zu blicken!

Die Menſchen ſind thöricht,
Sie können nicht fliegen;
Sie jammern in Nöthen,
Wir flattern gen Himmel.

Der Jäger will tödten,
Dem Früchte wir pickten;
Wir müſſen ihn höhnen,
Und Beute gewinnen.

Der Knabe.

Wenn ich nur ein Vöglein wäre,
Ach wie wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Wenn ich ſo ein Vogel bin,
Darf ich alles, alles haſchen,
Und die höchſten Kirſchen naſchen;
Fliege dann zur Mutter hin.
Iſt ſie böſ' in ihrem Sinn,
Kann ich lieb mich an ſie ſchmiegen,
Ihren Ernſt gar bald beſiegen.

Bunte Federn, leichte Flügel,
Dürft' ich in der Sonne ſchwingen,
Daß die Lüfte laut erklingen,
Weiß nichts mehr von Band und Zügel.
Wär' ich über jene Hügel,
Ach dann wollt' ich luſtig fliegen,
Alle Vögel weit beſiegen.

Der Fluß.

Wie rein Geſang ſich windet
Durch wunderbarer Saitenſpiele Rauſchen,
Er ſelbſt ſich wieder findet,
Wie auch die Weiſen tauſchen,
Daß neu entzückt die Hörer ewig lauſchen;

So fließet mir gediegen
Die Silbermaſſe, ſchlangengleich gewunden,
Durch Büſche, die ſich wiegen,
Von Zauber ſüß gebunden,
Weil ſie im Spiegel neu ſich ſelbſt gefunden,

Wo Hügel ſich ſo gerne
Und helle Wolken leiſe ſchwankend zeigen,
Wenn fern ſchon matte Sterne
Aus blauer Tiefe ſteigen,
Der Sonne trunk'ne Augen abwärts neigen.

So ſchimmern alle Weſen
Dem Umriß nach im kindlichen Gemüthe,
Das zur Schönheit erleſen,
Durch milder Götter Güte,
In dem Kryſtall bewahrt die flücht'ge Blüthe.

Der Hirt.

Wenn ich ſtill die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Weil noch mild der Mittag glühte,
Wollt' ich an der Quelle liegen,
Mich in ſüße Bilder wiegen;
Da kam Anmuth in's Gemüthe,
Alle Wehmuth zu beſiegen.
Wenn ich an das Bild gedenke,
Auf die abendliche Stille
Nun die ſtillen Augen lenke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Die Rose.

Es lockte schöne Wärme,
Mich an das Licht zu wagen;
Da brannten wilde Gluthen,
Das muß ich ewig klagen.
Ich konnte lange blühen
In milden heitern Tagen;
Nun muß ich frühe welken,
Dem Leben schon entsagen.
Es kam die Morgenröthe,
Da ließ ich alles Zagen,
Und öffnete die Knospe,
Wo alle Reize lagen.
Ich konnte freundlich duften
Und meine Krone tragen;
Da ward zu heiß die Sonne,
Die muß ich d'rum verklagen.
„Was soll der milde Abend?"
Muß ich nun traurig fragen.
Er kann mich nicht mehr retten,
Die Schmerzen nicht verjagen.
Die Röthe ist verblichen,
Bald wird mich Kälte nagen.
Mein kurzes junges Leben
Wollt' ich noch sterbend sagen.

Der Schmetterling.

Wie ſoll ich nicht tanzen?
Es macht keine Mühe;
Und reizende Farben
Schimmern hier im Grünen.
Immer ſchöner glänzen
Meine bunten Flügel,
Immer ſüßer hauchen
Alle kleinen Blüthen.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Wie groß iſt die Freude,
Sei's ſpät oder frühe,
Leichtſinnig zu ſchweben
Ueber Thal und Hügel.
Wenn der Abend ſäuſelt,
Seht ihr Wolken glühen;
Wenn die Lüfte golden,
Scheint die Wieſe grüner.
Ich naſche die Blüthen,
Ihr könnt ſie nicht hüten.

Die Sonne.

Mit lieblichem Bedauern
Sehnt ſich der Mutter Auge, und muß trauern.
Noch einmahl ſie umfangend,
Vergeh'n die Kleinen, an den Blicken hangend;
Sie ſoll und muß ſich trennen,
Nur eine Mutter kann ſolch Leid erkennen.
So ſtröm' ich volle Farben,
Daß meine Lieben in der Nacht nicht darben;
Und fort vom ird'ſchen Bande
Will alles hin zu mir in ſanftem Brande.
Ach dürft' ich mich erniedern,
Ihr kindlich Feuer dankbar zu erwiedern!
Noch ſtrömen bunte Fluthen,
Und heller lodern nur die Lebensgluthen;
Die Erde ſcheint zu rauſchen,
Als ſtrebte ſie den Wohnſitz zu vertauſchen. —
Nun muß ich dennoch ſcheiden,
Und euer Tändeln bis auf morgen meiden!
So ſauge, Menſch, denn trunken
Der großen Mutter letzte Liebesfunken!
Noch einmahl will ich ſtrahlen,
Und dann verſinken in der Trennung Qualen.

Die Lüfte.

Wie säuseln, ach, so linde!
Wir in den Blüthen,
Und lindern heiße Liebe
In kühlen Düften.

Wenn Blumen süß erröthen,
Beschämt sich neigen,
Berührten wir die schönen
In leichter Eile.

Wenn wir dann Scherze säuseln
Dem, der sich grämet,
So wird die leise Freude
Ihn bald beschämen.

Der Dichter.

Was wünſchen und was ſtreben alle Sinnen? —
Sie möchten wieder in das All verſchweben.
Was iſt das höchſte Ziel von allem Streben?
Es will der Menſch, wenn er verklärt, von hinnen.

D'rum wollt' ihr, ſel'gen Götter! Dank gewinnen
Von dem, der hohem Dienſte ſich ergeben,
In heiliger Natur nur lebt ſein Leben,
So laßt ihn ſchnell in leichten Duft zerrinnen.

Es ſchwebt die Seele gern auf ſüßen Tönen,
Und lauſchet ſinnend, was es wohl verkünde,
Ob auch die Gottheit ſchon den Wunſch gewähre.

Sie wünſcht ſich im Geſang ſo zu verſchönen,
Daß ihren Leib das Flammenſpiel entzünde,
Sie ſelbſt in leiſen Hauch ſich bald verkläre.

Zweiter Theil.

Als die Sonne nun verſunken,
Blühet noch der Abend roth.
Lange ſchienen weit die Flammen,
Gegenüber ſtand der Mond;
Wie zwei Welten gegenüber,
Dieſe bleich und jene roth,
Mitten inne kleine Sterne,
An des Himmels Gürtel hoch;
Unten dann die große Erde,
Wo im tiefen Dunkel ſchon
Blumen duften, Bäume rauſchen
Bei der Nachtigallen Ton.
Blaß wird jede ſchöne Gluth
Und die Freude ſinkt vom Thron;
Fern iſt ganz des Tages Mutter,
Lichter ſcheint der bleiche Sohn.
An dem Schimmer freut der Menſch ſich
Und iſt auch im Dunkel froh.

Der Wanderer.

Wie deutlich des Mondes Licht
Zu mir ſpricht,
Mich beſeelend zu der Reiſe:
„Folge treu dem alten Gleiſe,
Wähle keine Heimath nicht.
Ew'ge Plage
Bringen ſonſt die ſchweren Tage;
Fort zu andern
Sollſt du wechſeln, ſollſt du wandern,
Leicht entfliehend jeder Klage.“

Sanfte Ebb' und hohe Fluth,
Tief im Muth,
Wandr' ich ſo im Dunkel weiter,
Steige muthig, ſinge heiter,
Und die Welt erſcheint mir gut.
Alles reine
Seh' ich mild im Wiederſcheine,
Nichts verworren
In des Tages Gluth verdorren:
Froh umgeben, doch alleine.

Der Mond.

Es ſtreben alle Kräfte,
So matt ſie ſind, zur Erde doch zu wirken.
In den ew'gen Bezirken
Der ſchönen Welt iſt das nur mein Geſchäfte;
Das muß ohnmächtig immer ich verſuchen,
Und traurig dem beſchränkten Looſe fluchen.

Seht ihr mich milde glänzen,
Und warme Sommernächte ſchön erhellen,
Wo leiſe Freudewellen
Der Erde Kinder kühlen nach den Tänzen;
Sind's Sonnengeiſter nur, die ſanfter ſpielen.
Mein eignes Weſen könnt ihr ſo nicht fühlen.

Doch wenn ich ſeltſam ſcheine,
Aus dunkeln Wolken ängſtlich vorgeſchlichen;
Dann iſt die Hüll' entwichen,
Es merkt der Menſch mit Schaudern was ich meine.
So zeigen Geiſter ſich, um euch zu wecken,
Und laſſen ahnen die verborg'nen Schrecken.

Zwei Nachtigallen.

Die Erste.

Sieh, es steigt zum dunklen Throne
Schon die Nacht im blauen Mantel;
Und so ströme volle Wogen
Liebesluft in heißer Klage.

Die Zweite.

Was die Worte nimmer sagten,
Was in tiefem Herzen wohnet;
Das ertöne im Gesange,
Das verschöne sich im Chore!

Die Erste.

Lange war die Brust verschlossen,
Und mir fremd die süßen Gaben.
Was ich wußte, war nur Hoffen,
Bis der Liebe Ruf mir schallte.

Die Zweite.

Wenn der Liebe Ruf uns fasset,
Blüht ein Sternengürtel oben;
Wenn die Kindheit uns verlassen,
Wird es plötzlich lichter Morgen.

Die Erſte.

Selig war ich ganz geworden,
Kühl gelindert das Verlangen,
Als inmitten ſolcher Wonne
Neu die alten Schmerzen kamen.

Die Zweite.

Nur die Ew'gen dort im Glanze
Sind befreit vom dunkeln Looſe,
Daß, wo Freuden ſich entfalten,
Neue Trauer mitgekommen.

Die Erſte.

In der Trauer blühen Roſen.
Seit die Bruſt im Schmerz gebadet,
Der aus hoher Luſt gefloſſen,
Kann ich in Geſängen klagen.

Die Zweite.

Süße Weihung treuen Gatten,
Wenn ſie gleichen Schmerz geſogen!
Was kein Irdiſcher errathen,
Finden ſie im gleichen Tode.

Beide.

Es verſchönet ſich im Chore
Liebesgluth in heißer Klage;
Was die Sonne nimmer ſagte,
Klagt die Nacht auf dunklem Throne.

Das Mädchen.

Wie ſo innig, möcht' ich ſagen,
Sich der meine mir ergiebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Will ich's ſagen, ſo entſchwebt es;
Wären Töne mir verliehen,
Flöſſ' es hin in Harmonien,
Denn in jenen Tönen lebt es.
Nur die Nachtigall kann ſagen,
Wie er innig ſich mir giebt,
Um zu lindern meine Klagen,
Daß er nicht ſo innig liebt.

Der Waſſerfall.

Wenn langſam Welle ſich an Welle ſchließet,
Im breiten Bette fließet ſtill das Leben,
Wird jeder Wunſch verſchweben in den einen:
Nichts ſoll des Daſeins reinen Fluß Dir ſtören.
Läßt Du Dein Herz bethören durch die Liebe,
So werden alle Triebe, losgelaſſen,
Der Kraft in vollen Maſſen ſich entladen,
Daß unten tief ſich baden die Gefühle,
Im bunteſten Gewühle wilder rauſchen,
Bis ferne Männer lauſchen und voll Bangen
Das nah zu ſeh'n verlangen, was mit Grauſen
Die Seel' erfüllt im Sauſen ſolcher Wogen,
Die manchen ſchon betrogen, und nicht ruhten,
Bis tiefer in die Fluthen ew'ger Leiden
Verſchlungen ſie die Beiden, die vereinet
Im Silberſchaum den ſüßen Tod beweinet.

Die Blumen.

Die ſchönen Farben dürfen nicht mehr glänzen,
Man darf den ſüßen Putz nicht mehr entfalten.
Wie ziemt' es auch zu ſolchen hohen Tänzen,
Wo Sterne heilig walten, die das Azur umkränzen,
Und nimmer wohl veralten?
Wenn ſich des Himmels Blumen herrlich zeigen,
So muß der Erde Kinderglanz ja ſchweigen.

Das Eine kann uns auch die Nacht nicht rauben,
Daß wir in Düften unſer Sein verkünden;
Muß jungen Blüthen noch die Luft erlauben,
Wo ſie in dunkeln Gründen und ſchön geflocht'nen Lauben
So innig ſich verbünden,
Die Luft mit ſüßerm Wohlgeruch zu füllen,
Je dichter ſie ſich ſelbſt in Schatten hüllen.

Vergeblich ſtrebt der Menſch mit ſchlauem Sinne,
Von welcher Blume wohl der Duft, zu fühlen,
Daß jeder Blume Geiſt ſein Geiſt gewinne!
Wo holde Lüfte ſpielen, daß jeder Hauch zerrinne,
Umfloſſen von Gefühlen
Vergißt er bald, von welcher Luft er trinket,
Wenn er berauſcht in Balſamfluthen ſinket.

Der Sänger.

Nimmer wird das Leid geendet
Dem die Lieder nur gefallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo es gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Will mich Gegenwart umfangen,
Schöne Liebe gleich erhören,
Liebe Schönheit ſich bethören,
Muß ich Fernes doch verlangen,
Und nur auf das Echo hören.
So wird nie mein Sinn gewendet,
Wenn er hört die Lieder ſchallen,
Die von ferne leiſe hallen,
Wo er gern ſie hingeſendet,
Daß ſie wieder zu ihm wallen.

Die Sterne.

Du ſtaunеſt, o Menſch, was heilig wir ſtrahlen,
O folgteſt Du nur den himmliſchen Winken,
Vernähmeſt Du beſſer, was freundlich wir blinken,
Wie wären verſchwunden die irdiſchen Qualen!
Dann flöſſe die Liebe aus ewigen Schaalen,
Es athmeten alle in reinen Azuren,
Das lichtblaue Meer umſchwebte die Fluren,
Es funkelten Stern' auf den heimiſchen Thalen.

Aus göttlicher Quelle ſind alle genommen,
Iſt jegliches Weſen nicht Eines im Chore?
Nun ſind ja geöffnet die himmliſchen Thore,
Was ſoll denn das bange Verzagen noch frommen?
O wäret ihr ſchon zur Tiefe geklommen,
So ſähet das Haupt ihr von Sternen umflogen
Und ſpielend um's Herz die kindlichen Wogen,
Zu denen die Stürme des Lebens nicht kommen.

Die Gebüſche.

Es wehet kühl und leiſe
Die Luft durch dunkle Auen,
Und nur der Himmel lächelt
Aus tauſend hellen Augen.
Es regt nur Eine Seele
Sich in der Meere Brauſen,
Und in den leiſen Worten,
Die durch die Blätter rauſchen.
So tönt in Welle Welle,
Wo Geiſter heimlich trauren;
So folgen Worte Worten,
Wo Geiſter Leben hauchen.
Durch alle Töne tönet
Im bunten Erdentraume,
Ein leiſer Ton gezogen,
Für den, der heimlich lauſchet.

Der Dichter.

Der ſchwarze Mantel will ſich dichter falten,
Die freundlichen Geſpräche ſind verſchollen;
Wo allen Weſen tief Geſang entquollen,
Da muß die ſtumme Einſamkeit nun walten.

Es darf den großen Flug das Herz entfalten,
Und Fantaſie nicht mehr der Täuſchung zollen;
Was farbig prangt, muß bald in's Dunkel rollen,
Nur unſichtbares Licht kann nie veralten.

Willkommen, heil'ge Nacht, in Deinen Schauern!
Es ſtrahlt in Dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führt ihn in's große All aus engen Mauern;

Er iſt in's Innre der Natur gekommen,
Und kann um ird'ſchen Glanz nun nicht mehr trauern,
Weil ſchon die Binde ihm vom Haupt genommen.

IV.

Stimmen der Liebe.

Die Fröhliche.

Die Erde grünt, die Sonne lacht, und klingender
Ertönt der Vöglein Stimme laut, die flüſſige.
Ach kläng' die meine ſchöner nur und ſingender,
Dann ſollte froh erwiedern jeder Müßige,
Die Lieder tanzen wilder ſtets und ſpringender!
Wir locken Bäume wohl und auch Vierfüßige,
Wenn Fantaſie ſich ſelbſt nicht kann regieren,
Und freie Verſe muß improviſiren.

Schon hör' ich Dichter ſingen voll Gefahrheiten,
Uns warnend, daß der Jugend Roſe flüchtig;
Wie luſt'ge Götter oben in den Klarheiten
Die Element' auch lieben alſo tüchtig.
Sie ſagen, Liebe lehr' uns ew'ge Wahrheiten;
Das glauben ſie im Ernſt und reden wichtig,
Wie Pflanzen, Thiere, ja die Stein' nicht minder,
Sich lieben all' und alle kriegen Kinder.

Die klügſten Frauen ſcherzen mit der Liebe;
Selbſt Mädchen fürchten, ſonſt noch unerfahren,
Die Langeweile dieſer ew'gen Triebe.
Wo wir bei kühnem Spott oft fröhlich waren,
Den ſchönen Kreis, der ſonſt nicht ſchön mehr bliebe,
Laßt heilig uns vor jedem Ernſt bewahren.

Was wär's auch, wenn die Luſt, die uns verſammelte,
Gleich jeden wieder in ſich ſelbſt verrammelte?

Man frage nicht, ob's Frauen oder Männer;
Man frage redlich nur, wer iſt wohl witziger?
Ein Scherz hat hier vereint des Scherzes Kenner,
Geſell'ger Streit macht jede Schärfe ſpitziger;
D'rum laßt vom Zügel frei der Laune Renner.
Die ſchöne Luſt ſei toller ſtets und hitziger;
Das Mädchen ſoll nicht denken an das Weibliche,
Der Mann dafür vergeſſen alles Leibliche.

Entflammen mög' euch Poeſie, die gütige,
Sie ſei euch Wein, und Freiheit unſre Liebe.
So trotzen dem Geſchick wir Uebermüthige,
Und ſpotten ſeiner ungeſchickten Hiebe.
Die Scherz nicht kennen, ängſten ſich wie Wüthige,
Und bleiben dumm, wie ſehr man ſie auch riebe;
Wir aber wollen hoch in Lüften ſchweben,
Zur Luſt von neuem uns durch Luſt erheben.

Wechſelgeſang.

Sie.

Leicht fühl' ich mich, als ſchwebt' ich ſchon von hinnen
Und brächte Dank den Gütigen dort oben,
Wo Freudenſtröme lau im Aether rinnen,
Daß mein Geſchick ſie mir ſo leicht gewoben;
D'rum wollen neue Thorheit wir erſinnen.
Und laß zur Sicherheit noch Dir geloben,
Daß ich die Kühnheit nicht zu furchtſam meide,
So frei Du ſchwärmſt in ſinnreich ſeiner Freude.

Er.

So frei Du ſchwärmſt in ſinnreich ſeiner Freude,
Seh' ich doch auch das Gold im Glaſe blinken;
Und willſt Du, daß ich keinen Gott beneide,
Vergiß die ſtrenge Sitt' und laß uns trinken,
Bis wir vom heitern Scherz berauſcht ſind beide.
Die Kunſt iſt leicht, nur folge meinen Winken!
Auch darfſt Du nicht von andern Dingen träumen,
Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen.

Sie.

Du läßt den Wein im Becher ſonſt verſchäumen,
D'rum darf ich läng're Rede nicht erlauben.
Ich ſchwör' es dort bei den azurnen Räumen,
Und was ich ſchwöre, magſt Du ſicher glauben:

Ich will Verſäumtes länger nicht verſäumen,
Und niemand wird mir dieſen Vorſatz rauben;
Du ſollſt in dieſer Kunſt mich unterrichten.
Bei'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten.

Er.

Bei'm Wein erkenn' ich neu des Leichtſinns Pflichten,
Die mir vor allen immer heilig waren;
Und darf ich nur der Hoffnung Anker lichten,
So werd' ich froh begrüßen die Gefahren,
Im ſüßen Rauſch die ganze Welt vernichten,
Von ird'ſchem Unmuth rein den Muth bewahren,
Und ſelig nur das Eine wünſchen müſſen,
Ich dürfte, Liebling, Dich mit Anmuth küſſen.

Sie.

Ich dürfte, Liebling, Dich mit Anmuth küſſen,
Und thät' es, wenn ich wüßte, was es ſollte.
So treibt an Woge Wog' in wilden Flüſſen,
Als ob die vor'ge jede haſchen wollte,
Wie zwecklos Kuß an Kuß in Lieb' Ergüßen
Sich reiht, ſeit Langeweil' der Nacht entrollte.
Weißt Du, mein Freund, nur dieſe alte Weiſe,
So bleiben wie im allgemeinen Gleiſe.

Er.

So bleiben wir im allgemeinen Gleiſe,
Bis wir aus ihm in unſer eignes lenken;
Und dieß geſchieht zu Zeiten auch ganz leiſe.
Ein Bild nur iſt, um Sinn darein zu ſenken,
Der Kuß; d'rum will nach Deinem Wunſch ich weiſe
Zur alten Sitte neuen Geiſt erdenken.
Wird es mich ſchon zu Treu und Leid bethören,
Laß froh beim Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören.

Sie.

Laß froh beim Kuß uns ew'ge Untreu ſchwören,
Wo Reize locken, kindlich ſie verſuchen,
Des Seelchens Wünſche ſorgſam zu erhören,
Im ſchönen Wechſel leichte Freuden ſuchen;
Und will der ſchwere Ernſt die Spiele ſtören,
Das lange matte Einerlei verfluchen.
So werden wir denn frei und freier leben,
Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben.

Er.

Bis göttlich leicht wir in den Lüften ſchweben,
Und ſelig zu den ſel'gen Göttern kommen,
Wird oft noch Freude Dir den Buſen heben.
Sind nur der Treue Feſſeln uns entnommen,
Iſt Liebe, ewig grün, des Lebens Leben;
Und haſt Du, was ich ſcherzend bat, vernommen,
So weiß ich ferner keinen Stoff zur Klage,
Als daß zu ſchnell entflieh'n des Frühlings Tage.

Parodie.

Sagt' ich Wer und Wo und Wie?
Wenn ich ſie zum Beſten habe,
Gleich vertheilend ſolche Gabe,
Wär' es nicht mehr Ironie.

Wenn ſich neue Liebe regt,
Pflegen ſie es leicht zu wagen,
Was ſie fühlend doch nicht ſagen,
Wie das Herz ſich auch bewegt.
Wenn es noch ſo leiſe ſchlägt,
Hört es doch die eine Sie,
Die ihm gern das ihre lieh';
Und ſo oder ſo geht's allen.
Wollt' ich durch den Scherz mißfallen,
Sagt' ich Wer und Wo und Wie.

Wenn die Nachtigallen ſchlagen
Und im dichtbelaubten Hain
Mit der Liebſten Du allein,
Magſt Du's fühlen, doch nicht ſagen.
In ſo wunderſamen Lagen
Iſt ein zu beſcheid'ner Knabe
Selten wie ein weißer Rabe;
Und ſo oft ſie das beſtritten,
Hat es jede noch gelitten,
Wenn ich ſie zum Beſten habe.

Wer es je im Herzen wagte,
Sich den Himmel zu erringen,
Fand oft ſolch' ein ſchön Gelingen,
Daß er endlich ſich beklagte.
Wenn ich allzu kühn es ſagte,
Tadelt nicht des Scherzes Gabe,
Nehmt zufrieden, was ich habe.
Liebe ſollte Luſt erwecken,
Jeder gern die Mädchen necken,
Gleich vertheilend ſolche Gabe.

Wenn ſich ſüß Muſik ergoſſen,
Dürfen doch die Augen fragen,
Was im Grunde nichts will ſagen,
Bleibt es bei ſo leichten Poſſen.
Was man einmahl recht genoſſen,
Liebt man immer oder nie,
Bis die ſüße Frucht gedieh.
Wenn es nur bei Scherzen bliebe,
Ohne vollen Ernſt der Liebe,
Gäb' es keine Ironie.

Bildniſſe.

Erſtes.

Der Blume gleich, die ſich zur Sonne wendet,
Erhebt das ſchöne Haupt, ſo ſanft gebogen,
Von ſeid'ner Locken Heil'genglanz umflogen,
Das Auge, das zum Himmel Strahlen ſendet.

Die edle Naſe, die ſo ſinnreich endet,
Der hohe Mund, der glatten Stirne Bogen,
Der Wange Braun, von Röthe angeflogen,
Sie ſcheinen ganz zur Harmonie vollendet.

Wer ſieht den Wurm an dieſer Blume nagen?
Wer ahnet nahen Tod ſo ſchöner Hülle,
Die Schmerzen, die des Knaben Herz umwinden?

Zerriſſen in der Harmonien Fülle,
Scheint mitleidsvoll der ſtille Geiſt zu ſagen:
Das Schönſte muß, erſcheinend Euch, verſchwinden.

Zweites.

Die hellen Blitze hätten uns geblendet
Des Auges, das kein Nebel noch betrogen,
Wenn Anmuth ſelbſt den Umriß nicht gezogen,
Und jedes Lächeln um den Mund verſchwendet.

Dem Himmel ſcheint der Mienen Spiel entwendet,
Das, wie Muſik enteilt, auf ſchnellen Wogen,
Dem ird'ſchen Blicke oft ſo raſch entflogen,
Eh' er dem Scherz die Freude nachgeſendet.

Wer ſieht den Mund nicht leiſe ſpottend fragen?
Wer wähnt, daß er dem Auge ſich verhülle?
Wer möchte dieſer Stirn nicht Kränze winden?

Ob ſich nur Freude kindlich hier enthülle,
Ob zarte Geiſter neckend ſelbſt ſich plagen,
Darauf wird keiner wohl die Antwort finden.

Kränze.

Erſter.

Wie ſüße Unſchuld kindlich ſich erfreue,
Das ſoll der Blümchen helles Bunt bedeuten,
Die, ach! ſo gern Dein gelbes Haar umſtreuten,
Und demuthsvoll Dir weih'n die Kindestreue.

Die Roſe nur erröthet hold vor Reue,
Weil ſie, da ält're Knospen noch ſich ſcheuten,
Den Kelch geöffnet ſchon gleich andern Bräuten,
Daß lieber Hauch den ihren ſanft erneue.

Und wie ſie ſchüchtern blüht ſo bunt umkränzet,
So ſtrebt Dein junger Sinn in heil'ger Demuth,
Die innern Reiz' entfaltend auszuhauchen.

D'rum überraſcht Dich oft ſo ſüße Wehmuth;
Wo ſolches Aug' in ſolchen Perlen glänzet,
Wird ſich ein and'res bald in Wonne tauchen.

Zweiter.

Wie Morgenſonne dunkelm Fels enthoben,
Im Strahlenthau erfriſcht die braunen Saaten,
So glüh'n auf ſchwarz umlocktem Haupt Granaten,
Zu feuerſchönem Liebeskranz gewoben.

Es muß ſolch heilig Roth der Seher loben,
Der, was die Farbe glänzt, in Lieb' errathen;
Auf ſchwarzem Grunde flammende Granaten,
In Trauernacht das Morgenroth von oben.

Dir leuchten dunkel ernſt die hohen Augen
Vom Schmerz, der Dich ergriff im Heiligthume,
Sich laut ergießt in heiße Klagetöne.

Wie immer reiner brennt die zarte Blume,
Je tiefer den harmon'ſchen Glanz wir ſaugen,
So glühe, liebe, traur' in dunkler Schöne.

Kränze.

Erſter.

Wie ſüße Unſchuld kindlich ſich erfreue,
Das ſoll der Blümchen helles Bunt bedeuten,
Die, ach! ſo gern Dein gelbes Haar umſtreuten,
Und demuthsvoll Dir weih'n die Kindestreue.

Die Roſe nur erröthet hold vor Reue,
Weil ſie, da ält're Knospen noch ſich ſcheuten,
Den Kelch geöffnet ſchon gleich andern Bräuten,
Daß lieber Hauch den ihren ſanft erneue.

Und wie ſie ſchüchtern blüht ſo bunt umkränzet,
So ſtrebt Dein junger Sinn in heil'ger Demuth,
Die innern Reiz' entfaltend auszuhauchen.

D'rum überraſcht Dich oft ſo ſüße Wehmuth;
Wo ſolches Aug' in ſolchen Perlen glänzet,
Wird ſich ein and'res bald in Wonne tauchen.

Zweiter.

Wie Morgenſonne dunkelm Fels enthoben,
Im Strahlenthau erfriſcht die braunen Saaten,
So glüh'n auf ſchwarz umlocktem Haupt Granaten,
Zu feuerſchönem Liebeskranz gewoben.

Es muß ſolch heilig Roth der Seher loben,
Der, was die Farbe glänzt, in Lieb' errathen;
Auf ſchwarzem Grunde flammende Granaten,
In Trauernacht das Morgenroth von oben.

Dir leuchten dunkel ernſt die hohen Augen
Vom Schmerz, der Dich ergriff im Heiligthume,
Sich laut ergießt in heiße Klagetöne.

Wie immer reiner brennt die zarte Blume,
Je tiefer den harmon'ſchen Glanz wir ſaugen,
So glühe, liebe, traur' in dunkler Schöne.

Dritter.

Laß' weiße Roſen Dir die Stirn' umkränzen,
Zum ſchönen Zeichen, das die Freund' erfreue;
Wie in dem milden Herzen reine Treue
Nie Farbe wechſelt vor der Täuſchung Glänzen.

So ſchwebe heiter mit in unſern Tänzen,
Daß ſich an Deiner, unſre Freud' erneue,
Erhalte Du ſie rein und fern von Reue,
Bis Engel Dich mit hellern Roſen kränzen.

Denn wie der weiße Schmuck der Seele Zeichen,
Die gern das Wort verhüllt in ſtillen Bildern,
Von treuer Lieb' und Unſchuld nie zu weichen;

So ſoll, daß wir ungläubig nicht verwildern,
Uns Deine Treue, was wir nie erreichen,
Das Urbild aller Treu' im Abglanz ſchildern.

Vierter.

Wen hat Dein Lächeln reizend wohl getroffen,
Der nicht zu kühn zu hoffen ſich erkühne?
Schreckſt Du ihn gleich, ſo ſieht er bald zur Sühne
Im ſüßen Augenſpiel die Himmel offen?

Wer wollte da nicht froh und freier hoffen,
Wenn froh die Hoffnung ſchwebt auf heit'rer Bühne,
So hold umkränzt von leichter Myrthen Grüne,
Daß ihn, nur ihn der ſüße Blitz getroffen?

Wo noch nicht ganz der Unſchuld Reich zerronnen,
Darf leichter Reiz wohl leicht das Auge reizen,
Das ſchöner Hoffnung friſches Grün erquicket;

Wer endlich dann die ſchöne Braut gewonnen,
Läßt and're gern mit leichten Blitzen reizen,
Beglückt, wenn er der Unſchuld Blum' erblicket.

Der Verlaſſene.

„Roſen, ſüße Marianna,
Marianna, ſüße Roſen
Reicht Dir hold Dein holdes Kindlein,
Treu zu ſchmücken Deinen Frohen.
Grün verhüllt noch Knospe dieſe,
And're prangen freudig offen.
Eine, eine nur gewelket,
Unter dieſen vielen Roſen!“ —
„„Dieſe eine,““ ſprach Maria,
„„Dieſe eine magſt Du loben;
Wenn die rothe Hülle bleichet,
Athmet frei die Liebe oben.““ —
Als nun heil'ge Luft gehauchet,
Ward die Seele fortgezogen;
Ihre und der ſeinen Seele,
Und das Kindlein glänzt noch holder,
Friſch im Arm der bleichen Mutter,
Die es ſchlummernd angeſogen.
Weh, daß ſie entflohen!
Und den Jüngling traf es heimlich,
Daß der Frühling ihn betrogen.
Leiſe ſprach der hohe Jüngling:

„Schöne Augen ſind verloſchen,
Doch der Himmel glänzt nur heller.
Roſenſchein hat ſich ergoſſen;
Könnte den Dein Händchen greifen,
Dürft' ich nicht mehr irre folgen.
Keine Stunde darf ich zaudern;
Lächle Mädchen mir gewogen!
Marianna, unſre Mutter,
Marianna, meine Roſe,
Leuchtet roth am blauen Himmel,
Wo die tiefen Augen locken,
Bis ich in Azur zerfloſſen.
Weh, daß ſie entflohen!" —
Doch das Kindlein lachte fröhlich,
Schlug die blauen Augen offen;
Daß die Mutter wieder käme,
Mocht' es wohl im Stillen hoffen.
D'rum ſo mocht' es fröhlich lachen,
Seinen lieben Vater koſen,
Haſchte nach den bunten Lüften,
Denn die Welt erſchien ihm golden.
„Deine Züge ſind wie ihre,
Die ich nie mehr ſehen ſollte;
Deine Augen ſind gleich ihren,
Als ob trinken ſie mich wollten,
Und Du lächelſt wie Maria,
Die im Lächeln mir entflohen.
Weil Maria mich verlaſſen,
Weiß ich nichts mehr von der Tochter.
Weh, daß ſie entflohen!" —
Irrend eilt' und irrt' er weiter,
Wollte gern den Geiſt ermorden,
Träumte kindiſch tief und tiefer,
Und vergaß, daß ſie geſtorben.
Leiſe weint' er in die Laute,

Bis zum Hauche er geworden;
Glänzend ſchimmert noch die Thräne,
Wie im Blau der Himmelsbogen.
Glänzend blühet auch das Kind,
Wie im Licht die rothe Roſe.
Nach dem heiter blauen Lande,
Wo die ſüße Mutter wohnet,
Wandte ſie die jungen Blicke,
Wie die Blume nach der Sonne,
Und man hieß ſie Cöleſtine,
Weil ſo himmliſch blüht die Knoſpe,
Wie die junge Mutter blühte,
In der Liebesluſt Aurora.
Weh, daß ſie entflohen!

Die Freudige.

Die Träume verſchwinden, Aurora erſcheint.
Es lebte und ſtrebte verſchloſſen im Dunkel
Die Kraft meiner Liebe wie Licht des Karfunkel,
Bis da ich umarmte Dich ewigen Freund.
Zu Dir hab' ich frühe die Thränen geweint,
Noch eh' ich die Sonne des Lebens erkannte,
Noch eh' ich im Feuer der Freude entbrannte,
Im Herzen des Herzens Dich immer gemeint.

Nun darf ich der Freude Muſik nicht entfliehen;
Es ſind ja die Schmerzen in Wohllaut verſchwunden.
Kühn heb' ich die Stirne von Kränzen umwunden,
Zu ſingen mit Dir der Luft Harmonien.
Ja wollte hinunter der Abgrund uns ziehen,
Und wäre zum Tode die Braut nur erwacht;
Wo Du mir zugegen, da leuchtet die Nacht,
Und möchte am Himmel die Sonne verblühen.

Ich ſchaue vom Felſen den Teppich der Fluren,
Als hätt' ich ſie nie zuvor noch geſehen,
Die Waſſer, die Bäume, ſo Kühlung uns wehen,
Das freudige Spiel der jungen Naturen;
An Sternen, in Blumen die heiligen Spuren,
Ich kann es nicht ſagen, doch fühl' ich die Tiefe,
Als ob aus der Ferne Aurora mich riefe,
Ein leuchtender Wink aus dunkeln Azuren.

Wie dürſtet mich, ach! nach den himmliſchen Quellen.
Das Dunkel iſt klar, und offen die Pforte,
Ich höre der Mutter erzeugende Worte,
Ich ſehe der Liebe das Leben entquellen.
Ich kann nicht entſteigen den lieblichen Wellen,
So dringen zur Seele die ſüßeſten Gluthen;
Die Erde begrüßt mich, in Frühlinges Fluthen,
Ich fühle die Sehnſucht den Buſen mir ſchwellen.

Erſcheinung.

Einſam blieb die Mutter auf der Erde
Einſam ſteht die Mutter nun im Leben.
Bleich die Wang', und bleicher noch im Herzen,
Lebt ſie ſchweigend und will ſchweigend enden;
Denn nur einmahl weinte ſie von Herzen.
Als ſie weinte, ward das Dunkel helle,
Von des Knaben Schimmer ſie geblendet.
Ihren Knaben ſah ſie lächelnd ſchweben,
Andre Kinder ſchwebten um ihn ferne.
Tändelnd ſaß er an der alten Stelle,
Zu dem Spielzeug, das er kannte, redend:

„O wie lieb' ich die Sachen,
Die mit mir ſpielen!
O wie bunt ſind die Kinder,
Die mit mir fliegen!

Sie ſcheinen mich zu hüten,
Und geben Süßes.
Ich ſehe, daß ich glänze,
Und habe Flügel."

Mit den Worten war der Schein verſchwunden.
In dem Glanz vergaß ſich ſelbſt die Mutter;
Doch der Schrecken faßte ſie im Dunkel,
Daß ſie wohl auf ewig hingeſunken,
Wenn nicht neues Licht der Nacht entſprungen.
Ernſthaft winkt das Mädchen tief im Grunde,
Bittet aus der Ferne nimmer ruhend,
Klagend fließt Geſang vom ſüßen Munde.

„Ich bitte um die Mutter,
Ihr gebt mir weiße Roſen;
Ich frage nach der Mutter.
Ihr zeigt des Himmels Bogen.

Ich war ſo gern auf Erden
Und liebte recht die Sonne;
Nun bin ich leiſer Schatten,
Sie winken mir nach oben.

Ich bin ein banges Mädchen,
Der Liebe früh entzogen;
Ich bin noch kindiſch blöde:
Was ſoll ich ſchon am Throne?

Du haſt mich auch verlaſſen,
Sonſt wärſt Du ſchon gekommen.
O komm zu Deinem Kinde,
Das ungern Dir entflohen!“

Als das ſüße Mädchen ſang die Klagen,
War's als ob die Schmerzen alle brachen,
Aufgelöſ't in Thränen mich zu baden,
Die nun ewig einſam und verlaſſen,
An das Mädchen denkt und an den Knaben.

Anſichten.

Die Fröhliche.

Wie friſch vom Regen mit erneuter Blüthe,
Die grünen Kinder blühen im Gefilde,
So ſpielt im heitern Licht die inn're Güte,
Wenn ſüßer Rede Thau uns netzet milde,
Im bunten Glanze froh ein leicht Gemüthe
Zum Scherze dichtet flüchtige Gebilde,
Wo Leichtſinn oft den leichten Sinn verſchönet,
Der Witz ſich zierlich ſelbſt zum Schein verhöhnet.

Die Trauernde.

Im Dunkel wohnt die hohe Gluth verſchloſſen,
Und tiefer gräbt das Herz ſich ſelbſt die Wunde,
Das gern in Thränen wohl ſein Blut vergoſſen,
So lang' es einſam weint, den Freund nicht funde.
Leid wird zur Freude unter Leidgenoſſen,
Wo man im Schmerz vernimmt der Gottheit Kunde,
Und trifft das Wort die Tiefe unſ'rer Trauer,
Die Wahrheit uns ergreift mit leiſem Schauer.

Die Glückliche.

Der Sommer glüht im Purpur der Granaten,
Und auch die kleinſten Blümchen ſchimmern golden,
Und wenn der Abend weht in grünen Saaten,
Wird alles ſanft der gleiche Schein vergolden;
So kann auch Einen Sinn nur fühlend rathen,
Die Seele in des Freundes Wort, dem holden.
Ein Sinn, der, wie die Worte ſchweben, bliebe:
Was ihr klagt oder ſcherzt, es iſt nur Liebe.

Klage der Mutter.

Ja in des Herzens Gluth werd' ich vergehen.
Seit mir die Welt verſchwunden,
Die holden Kindlein mir der Tod entwunden,
Will nirgends Kühlung wehen;
Von wo aus freudig ſtrömten alle Flammen,
Da dringen nun die Schmerzen hin zuſammen.

Zurückgetreten ſind in's Herz die Fluthen,
Und will die Freundin lindern,
Erregt ihr ſanfter Hauch nur wild're Gluthen,
Und kann das Leid nicht mindern.
Ach, dürft' es einmahl ſtrömen frei in's Freie,
So ruht' ich bald im Schooß der ew'gen Treue.

Das Kind an die Mutter.

Ich komme Dich zu bitten,
Du liebe Liebe,
O laß' Dich grün umkränzen
Von Deinem Kinde.

Weg mit dem dunklen Schleier,
Dann biſt Du ſchöner;
Und ſchau' die ſüßen Blüthen,
Wie glänzt es fröhlich!

Die Sonne ſcheint ja, Mutter!
Du kannſt mir glauben,
Und willſt Du Dich nicht kränzen,
So werd' ich traurig.

Sind Deine Augen heiter,
So lacht das Grüne;
Sind Deine Augen dunkel,
So ſtirbt die Blüthe.

Die Unzufriedene.

Es merket kaum die Leiden
Das leicht erfreute Auge;
Und ob auch Fremde horchen,
Mußt Du Dich ſtets im Dunkel einſam glauben.

Sie eilen ſchnell und weiter
Bewußtlos hin im Raube,
Mit leichtem Muth ſich täuſchend,
Zum Todesſchlummer kaum geweckt vom Traume.

Und kehr' ich zu den Beſten,
So muß ich tiefer trauern,
Wenn Edles ſo verdorben,
Als ob der Menſch nur zum Gemeinſten tauge.

Die Sorge zu zerſtreuen,
Muß man wohl Schmerzen kaufen;
Dem Leichtſinn es ergebend,
Das volle Herz durch leeren Schein berauſchend.

O, Leben, leeres Leben!
So lange du auch dauerſt,
Muß der im Zweifel kreiſen,
Den du umſchloſſen hältſt in engen Mauern.

Die Heitere.

Lebe heiter, denke milde,
Schwebe ſtill im ſanften Gleiſe,
Blühend nach der Blumen Weiſe;
Wie ſie duften im Gefilde,
Lebe linde, liebe leiſe.

Die Eitle.

Reizte Schönheit keinem eigen,
Wär' das Leben
Reizend ſchön, ein lieblich Streben.

Gebend raubt den ſchönen Schein
Dem, der eh' ſie gab, ſich ſehnte,
Die ihm hingegeben wähnte,
Sein zu werden ſei ihr Sein.
Keiner darf der Eine ſein;
So kann ſchweben
Reizend ſchön der Liebe Streben.

Das Mädchen.

Wenn mich einſam Lüfte fächeln,
Muß ich lächeln,
Wie ich kindiſch tändelnd koſe
Mit der Roſe.
Wären nicht die neuen Schmerzen,
Möcht' ich ſcherzen;
Könnt' ich, was ich ahne, ſagen,
Würd' ich klagen,
Und euch bange hoffend fragen:
Was verkünden meine Looſe?
Tändl' ich gleich mit Scherz und Roſe,
Muß ich lächelnd dennoch klagen.

Bekenntniſſe.

Der Heitere.

Mädchen, Mädchen, laß Dir ſagen,
Wenn der Mund im Lächeln ſchwebt,
Wangen röther ſie verklagen,
Buſen ſich neugierig hebt,
Will das Mädchen Liebe wagen.
Einen Wunſch nur kann ich geben:
Fühl' die Freuden immer neu;
Einen Rath, ihm nachzuſtreben:
Flieh' den Ernſt und glaube treu,
Scherz der Lieb' iſt ſchönſtes Leben.

Götter ſcherzen mit der Welt,
Männer müſſen handeln, ſiegen,
Fallen, wie das Schickſal fällt.
Keiner mag es überfliegen,
Wär' er auch der kühnſte Held.
Schönheit darf zum Himmel ſchweben,
Frauen haben Götterrecht,
Leichtes Freudeſpiel zu weben,
Ernſte Müh' geziemt dem Knecht;
Scherzend liebt, die frei will leben.

Andre Scherze welken bald,
Ohne Lieb'erwiederung,
Laſſen einſam uns und kalt.
Liebe, ewig leicht und jung,
Fühlt ſich trübe nie, noch alt.
Holde Luſt geheimen Gebens,
Deine Roſen, ſüße Scham!
Bindet ſie zum Kranz des Strebens;
Selbſt ihr Gram iſt linder Gram,
Scherz der Lieb' iſt Ziel des Lebens.

Der Glühende.

Lockend ſchwillt der Mund der Roſen,
Oeffnet Dir des Duftes Fülle;
Willſt Du ſüß begeiſtert koſen,
Sticht ein Dorn aus Blumenhülle,
Spottet noch, wenn Schmerzen toſen.
Dürft' ich ſagen, wie ich liebe,
Ungeſtört im leiſen Bunde,
Aus dich athmen, Gluth der Triebe,
Klagt' ich nicht mehr: Roſamunde,
Wilde Scherze ſcherzt die Liebe.

Heißer fühl' ich ſtets die Wunden,
Flöhe gern den Blitz der Augen,
Kann zerriſſen nie geſunden,
Bis ich Mund an Mund darf ſaugen,
Süßen Tod von Roſamunden.

Wenn ſie ferne mich vertriebe,
Seufzt' ich ferne nach der Frucht,
Die mir ewig Blume bliebe.
Fliehend hindert mich die Flucht,
Wild und wilder ſcherzt die Liebe.

Anmuth will den Muth mir rauben,
Will in Unmuth mich verſenken,
Meiner Wehmuth nichts erlauben!
Neuen Traum will Treu' erdenken,
Aber Reue ſcheut zu glauben.
Wenn mein Herz, von Leid nun trübe,
Ihr entſagt' und nichts mehr ſagte,
Und im Mißverſtändniß bliebe,
Würdet ihr gerührt euch fragen:
Scherzt ſo wilden Scherz die Liebe?

Der Beſonnene.

Vor des Lebens Doppelwege,
Tritt der Ernſt zum Jüngling hin,
Zeigt dem Muth'gen enge Stege,
Oder Scherz berauſcht den Sinn,
Daß nur Luſt zur Luſt ihn rege.
Glücklich aber, wer die beiden
Kühn beſiegend ſchlau verbunden!
Kein Verhältniß darf er meiden,
Hat des Räthſels Sinn gefunden:
Ernſte Freud' und Schmerz mit Leiden.

Milde lächeln, milde ſchonen,
Sah ich die Geliebte ſo;
Will ſie ſcherzend Treue lohnen,
Wird das Herz mir ſchmerzlich froh,
Wähnt' in ihrem noch zu wohnen.
Keinen Scharfſinn darf ich neiden,
Seit mein Sinn ſich ihr verband,
Und ſo innig als beſcheiden,
Sie des Leichtſinns Tiefen fand;
Ernſt in Freud' und Scherz mit Leiden.

Der Unbefriedigte.

Glaubend einſt, ſie lieb' im Ernſt,
Ward ich ſtolzer ſchon und ſagte:
„Glück, wenn du dich je entfernſt" —
Als ſie unterbrechend fragte:
„„Ob Du Scherz verſtehen lernſt?""
Was bezaubert nur mein Herz?
Wie ſie lieblich lieblos handelt.
Was erregt mir regen Schmerz?
Daß ſie wankend ſtets verwandelt,
Scherz in Ernſt, und Ernſt in Scherz.

Der Unglückliche.

Herz, was frommte Deine Treue?
Stille Reue.
Geist, mein Geist! wohin verloren?
In tiefen Zoren.
Magst Du keinen mehr beneiden?
Leer sind Freuden.
Freude also will ich meiden,
Wie sie schön und schöner glänze.
Leicht zerreißen zarte Kränze,
Schwere Ketten sind dann Leiden.

Was muß ich innig Dich betrüben?
Wie sie lieben.
Trösten Dich nicht güt'ge Freunde?
Besser Feinde.
Hofft Du nichts vom künft'gen Tage?
Neue Plage.
Ewig also ich entsage,
Lieb' und süße Freundschaft dir!
Freuden werden Leiden mir;
Täuschung flieh', willkommen Klage!

Der Zürnende.

Wenn leiſer Reiz den jungen Muth erregt,
Entſpringt ſo freudig nichts aus innerm Born,
Von allem, was der Menſch in ſich bewegt,
Als deine ſchöne Flamme, heil'ger Zorn!
Dich hab' ich in des Herzens Herz gehegt.
Die höchſten Roſen blüh'n an ſcharfem Dorn;
Wer glaubt, er müſſ' am erſten Schmerz verbluten,
Iſt nie geſtorben in der Freude Fluthen.

Es drängt der Muth Gefühl oft an Gefühl,
Die inn're Liebe ſtockt im Uebermaaß;
Der Himmel ſcheint Dir ſchwer, der Aether ſchwül.
Wenn endlich dann entbrannt der Muth genas,
So haucht die Welt Dir wieder grün und kühl,
Du regſt Dich leicht im neuen Ebenmaaß,
Wie ſich nach rothem Blitz und ſchwarzem Regen
Die bunten Erdenweſen friſch bewegen.

In Lieb' und Zorn blüht alles Lebens Kraft.
D'rum trenne frevelnd nie den hohen Bund,
Der ewig neu die Welt verjüngend ſchafft,
Und macht des Menſchen heilig Weſen kund.
Wer neu dem ſüßen Tode ſich entrafft,
Dem ſprüht die Flamme leicht vom ſel'gen Mund,
Und leicht kann Schönheit, ſchnell verletzt, entbrennen;
Denn nie wird gute Lieb' ein Ziel erkennen.

Wahnſinn.

Bittre Schmerzen reißen wild.
Herz ſei mild!
Denn du magſt es doch nicht ſagen;
Nimmer half ja noch dein Klagen,
Seit zerbrochen dir dein Bild.
Tod wär' Freude,
Nähme nur die Erd' uns beide!
Kühlung ſaugen
Möchten gern die trocknen Augen,
Brennen heißer ſtets im Leide.

Laute, dieſen Mißlaut ſprich,
Und dann brich,
Eh' ich ganz in Haß verſunken,
Wahnſinn rede todestrunken,
Weil die Einz'ge von mir wich.
Gebt mir Blut,
Daß ich lindre dieſe Gluth,
Und wer's that,
Ewig ſchmacht' er ohne Rath,
Oder ſink' in gleiche Fluth.

An die Jungfrau.

Die hohen Augen werden mich verzehren.
Maria, große Mutter, ach verſchone!
Verbirg das lichte Haupt, die Strahlenkrone;
Wie ſoll ich ſonſt dem irren Wahnſinn wehren?

Du ſelber, Heil'ge, mußt mich Sanftmuth lehren,
Daß ſchöner Tod, geweiht vom ew'gen Sohne,
Am Kreuz der Liebe meine Sehnſucht lohne.
Was ich beginne, muß die Gluth vermehren.

So blicke wieder und dann laß mich ſterben! —
Wie eilt' ich ſchnell durch dieſer Erde Schwächen!
Früh oder ſpät muß alles ſo verderben.

Aus Liebe einzig floß, was ich verſchuldet;
In Liebe will das Herz, Madonna, brechen,
Deß irre Liebe gnädig Du geduldet.

Abſchied des ſterbenden Sängers.

In Liebe lebend ſtreb' und bilde Werke,
Verklär' im Farbenglanz geliebte Leiden,
Und mahl' in Liedern, die kein Licht beneiden,
Des Feuers Schönheit, das Dich ewig ſtärke.

Nun wiſſe, daß ich mich verſchwinden merke.
Die Liebe will, ich ſoll vom Leben ſcheiden,
Der Freude Heimath mußt' ich lange meiden,
Berauſchend raubt Muſik die letzte Stärke.

Mein einzig Leben war, den Tod verſchönen.
Der Andern tiefgefühlte Noth beweinen,
War ſterbend Luſt dem troſtberaubten Herzen.

Und weint Dein Geiſt bei den zerriſſ'nen Tönen,
So werd' ich ſelber Dir alsbald erſcheinen
Mit leiſer Stimme in den wilden Schmerzen.

Klaggeſang am Grabe eines Jünglings.

Erſte Stimme.

Jasmin und Lilien, Veilchen, junge Roſen,
Der liebſten Blumen Fülle will ich bringen,
Durch ſie dem ſchönen Schatten liebzukoſen;
Und kann noch Freude, Jüngling, zu Dir dringen,
Daß neu am kühlen Ort Dein Herz erwarme,
So muß es, Freudenreiche, mir gelingen.
Dein blaſſer Geiſt ſchon frei vom alten Harme,
Er wird zur Erde wiederkehren wollen,
Wenn ich ihm freundlich öffne dieſe Arme.

Zweite Stimme.

Ich weiß nicht, was des Frühlings Kinder ſollen;
Seit mir verwelkte aller Blüthen Blume,
Kann ich nur Schmerzen dieſer Urne zollen.
Fließt, Thränen! Seufzer, athmet ihm zum Ruhme!
Was Worte nimmer ſagten, fühl' verſunken,
Du ſtille Klag' im innern Heiligthume.
Es glimmen in der Aſche ew'ge Funken;
Neu werd' in Deinem neuen Glanz ich leuchten.
Wink' nur, und alle Bande ſind entſunken!

Erſte Stimme.

Ach, wenn Dich ſüße Bitten doch erweichten,
So würde heller uns der Frühling glänzen,
Und Gram nicht mehr der Freundin Wange feuchten.

Zweite Stimme.

Ach wollteſt Du mich nur zum Tode kränzen,
So würd' ich keine Freude ferner trüben,
Das Mädchen ſchweben froh in leichten Tänzen.

Erſte Stimme.

Geheimnißvoll und lockend, wie von drüben,
Erklang des Jünglings Stimm' in Deine Seele,
Zur ewigen Muſik ſie vorzuüben.

Zweite Stimme.

Verſchwunden iſt das Lied der ſüßen Kehle.
Die Laute muß es einſam tief beklagen,
Wie ſchnell ihn raubten des Geſchicks Befehle.

Erſte Stimme.

Auch mir erſchien geliebt in heitern Tagen
Des wunderbaren Sängers zarte Blüthe;
Nun daß ſie welkte, muß ich ewig klagen.

Zweite Stimme.

Nein, angerührt von Deiner frohen Güte,
Heilt jeder Schmerz, es keimet ſchönes Leben;
D'rum lebt der Schatten noch Dir im Gemüthe.

Erſte Stimme.

Bald welkt zum Schatten jedes freud'ge Streben.
So fielen, Arme! uns die dunkeln Looſe;
Das Schön' iſt jedem Hauche hingegeben.
Die Freude ſtirbt, indem ich mit ihr koſe;
Der Schmerzen Stachel wollt' ich gern nicht achten,
Sänk' nur nicht allzuſchnell der Schönheit Roſe.
Umſonſt, daß wir nach ew'gem Frühling trachten!
Wir ſelbſt entblättern, es verweht der Glauben,
Giebt denen dennoch Recht, die ihn verlachten!
Scheu iſt die Liebe, will ſich nicht erlauben,
Was reizend ihr erſcheint, nur um zu fliehen,
Dem Augenblicke kühn und ſchnell zu rauben.

Zweite Stimme.

Die Welt giebt nur zurück, was ihr geliehen.
Aus eigner Tiefe muß ſich Nahrung ſaugen
Die Seele, kann ſich ſelber nicht entfliehen;
Und wandte einmahl ſie auf ſich die Augen,
So will ſie ewig ſich in ſich verzehren,
Und nie zu keiner flücht'gen Freude taugen.
Geſänge klagend wird den Schmerz ſie mehren,
Bis alle Kräft' in ew'gen Schlummer ſinken,
Dann muß ſie auch die Freud' am Schmerz entbehren.
Verſtummend darf ſie keinem Freund mehr winken,
Und muß, von irdiſcher Muſik geſchieden,
Im Dunkel unſichtbare Thränen trinken.

Erſte Stimme.

Fahr' wohl, und lächle dieſen Blumen Frieden!
Noch blühen ſie, bald werden ſie Dir gleichen.
Warum haſt Du der Freude Ruf vermieden?

Zweite Stimme.

Vergebens hofft' ich ein erwiedernd Zeichen.
Bald wird Geräuſch der Freude um mich ſummen,
Mir aber tief in's Herz die Klage ſchleichen,
Und weil die Deine ſtumm, auch ſie verſtummen.

V.

Alarcos.

Ein Trauerſpiel in zwei Aufzügen.

Personen:

Graf Alarcos.
Der König.
Don Alvars,
Octavio, } Herren vom Hofe.
Ricardo,
Hagobert, im Dienste des Grafen.

Die Infantin Eliſa.
Laura, ihre Dame.
Donna Clara, Gemahlin des Grafen.
Donna Cornelia, Mutter der Gräfin.
Eine Wärterin.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Eliſa, Don Alvaro (in Jagdkleidern), Laura; im Hintergrunde noch einige Herren von der Begleitung. Jagdmuſik.

Eliſa.

So recht! — Laßt die Trompeten muthig ſchmettern,
So darf der inn're Unmuth ſich nicht zeigen. —
O weh! Wie nun der lauten Hörner Schallen
Mich tief verwundet. Laßt ſie endlich ſchweigen!

Alvaro.

Wenn ſich der Sonne Glanz in Wolken hüllet,
Wie ſollten Sterbliche ſich freuen dürfen? —
Entfernt euch, Freunde! Die erhab'ne Fürſtin
Wird nach der wilden Jagdluſt Ruh' bedürfen.

(Die Begleitung entfernt ſich.)

Eliſa.

Nicht Ruhe, nein! doch Stille laßt mich haben,
Und tiefes Schweigen ahnend mich umgeben.
Es mag der König wiſſen, wie ich traure;
D'rum ſoll kein Freudenlaut ſich hier erheben.

Laura.

Zu kriegerisch erklangen diese Töne. —
Vermöcht' es meine treue Lieb' und Demuth,
Dich zu erfreu'n, so wagt' ich Dir zu singen
Ein altes Lied voll zarter Lieb' und Wehmuth.

Selisa.

So gieb die Laute mir, Dich zu begleiten.

Laura.

Hier nimm sie hin, o Herrin! — Es verschöne
Mit leichtem Zauberschlag der Rosenfinger
Die Alabasterhand des Liedes Töne.

(Sie singt.)

Traurig stunde da der Ritter,
Traurig und von Freuden ferne,
Und gedacht' in seinem Sinne
Das, was innig er begehrte.
Thränen flossen aus den Augen,
Und die Lippe kam zu reden:
„O wo bist Du, all mein Leben?
O wo bist Du, meine Herrin? —
Ja, ich liebte eine Dame,
Liebte sie um hohe Ehre;
Doch mein bitter Unglück wollte,
Daß ich sie nun muß entbehren.
Auf die Berge will ich steigen,
Daß mich Niemand wieder sehe;
Auf dem höchsten der Gebirge
Will ich führen nun mein Leben."

Selisa.

So treue Liebe wird nicht mehr gefunden,
Daß Einer solches Leid um Liebe trüge.
Der heiße Ernst ist aus der Welt verschwunden,
Die schöne Dichtung ward zur eitlen Lüge,
Weil keiner mehr der Liebe Kraft empfunden.
Zerbrochen liege dann zu meinen Füßen,
Du täuschende Sirene, helle Laute,
Du, der ich alle Wünsche anvertraute!

(Sie zerbricht die Laute.)

Du ſchuldlos Werkzeug mußt es mir nun büßen,
Daß ich dem Silberklange hoffend traute.
O könnt' ich ſo wie dieſe ſchwachen Saiten,
Zerreiſſen ganz die ſchon zerriſſ'ne Seele;
So dürft' ich nicht mehr mit den Schmerzen ſtreiten.

Laura.

Daß nur Dein Herz ſie länger nicht verhehle,
So mag wohl treuer Rath noch Troſt bereiten.

Eliſa.

Nein, keinen Troſt iſt's möglich zu erdenken,
Als ihm, auf den ſich alle Herzen lenken,
Nach dem die ſtillen Wünſche alle fragen,
Dem ewig Einz'gen ewig zu entſagen,
Das Herz voll Gram in kalte Nacht zu ſenken.
Schon freut mich meiner alten Freuden keine;
Die Jagdluſt ſelbſt kann keine Luſt gewähren.
Ich kann mich oft der Thränen nicht erwehren,
So daß ich ſelbſt das arme Reh mir ſcheine,
Mir zürnend dann, daß ich ſo bitter weine.

Alvaro.

Mit Staunen, Fürſtin, ſah ich ſo Dich heute
Im kühnſten Lauf des Sieges angehalten,
Die Flammen Deines Muthes ſchnell erkalten,
Als ob der Sieg zu klein Dir, Dich gereute,
Unwerth das Ziel der Blicke, dem ſie galten.

Laura.

Kannſt Du des Herzens Wünſche nicht bezwingen,
Mußt Du der Einbildung ihr Spiel vergönnen,
Die Zeichen wieder vor die Augen bringen.
Den Bildern der Erinn'rung mag's gelingen,
Daß ſie Dir neue Hoffnung noch gewönnen.

Eliſa.

So laß' die alte Thorheit mich erneuen,
Mit Angedenken ſpielen um mein Leiden,
An Ringen, Locken thöricht mich erfreuen,
An des Geliebten Bild die Blicke weiden,
Und hingegeben kein Erröthen ſcheuen.

(Laura bringt ihr ein Käſtchen.)

Nun komm', Alarcos, ſieh die ſtolze Fürſtin,
An dieſem Schauſpiel mag Dein Herz ſich laben.
Sie kann die Liebe länger ja nicht bergen;
Vor ihren Leuten ſpielt ſie die Verlaſſ'ne,
Die ſich mit Sehnſucht an dem Bildniß weidet
Des Mannes, deſſen Herz für ſie einſt flammte.

(Sie nimmt das Bildniß heraus und betrachtet es.)

Wie ſchnell iſt aller Zorn und Stolz verſchwunden,
Wenn ich der Züge Hoheit hier betrachte!
Alarcos, ich bekenne meine Liebe. —
Was iſt das Höchſte neben ſolchem Manne? —
O fraget, wer an Kühnheit, edlen Sitten,
An Schönheit aller Fürſten Heldenblume;
Der ſchon in ſtarker Jugend ſich erſtritten,
Sein Haupt umſtrahlt zu ſeh'n von ſolchem Ruhme,
Daß keiner wohl ihm noch den Preis beſtritten,
Er ſei der erſte Mann im Ritterthume?
Es werden alle Einen anerkennen,
Einſtimmig nur Alarcos Nahmen nennen.
Ich ſeh' ihn noch vom Roſſe ſiegreich blicken,
Den kühnen Federbuſch vom Haupt' ihm wehen,
Das ſchwarze Feuer in den hohen Blicken; —
O, wer in dieſem Spiegel ſich geſehen,
Den lockt es ewig nur, auf ihn zu blicken,
Der muß in tiefer Liebesgluth vergehen,
Kann nicht verhüllen ſeine wilden Schmerzen;
Sie ſtrömen allzu heiß vom vollen Herzen.

Nur die iſt Königin, die ſeine Liebe
Anbethend ſich zur Herrin auserwählte;
Denn königlich hat die Natur mit Liebe
Ihn ausgeſchmückt, dem keine Tugend fehlte,
Wenn er ſich ſelber kennend durch die Liebe,
Dem königlichen Glücke ſich vermählte,
Als König ſiegend ſelbſt dem Sieg geböte,
Und meinen Stolz durch ſeinen noch erhöhte.

(Sie giebt das Bildniß an Laura, welche ſich damit entfernt)

Nun ſprich, Alvaro, ob es wohl zu dulden,
Daß dieſer Herrliche ſich ſo verkannte,
Mit einem Kinde thöricht ſich vermählte,
Um eine Königstochter zu verlaſſen?
Und wär's nicht recht, die Ehe zu vernichten,
Den Grafen zu befreien von den Banden,
Die ihn von aller Glorie nur entfernen,
Um in Gewöhnlichkeit ihn feſtzuhalten?

Alvaro.

Wie magſt Du jene Thorheit Ehe nennen,
Die niemahls ſolche Gültigkeit kann haben,
Da er ja Dir zuvor ſich ſelbſt verſprochen! —
Sie iſt als nicht geſchehen zu betrachten.
Und hätt' er auch dieß Wort Dir nicht gegeben,
Dein Wille löſte wohl noch feſt're Bande!
Wie glücklich muß der Glückliche ſich ſchätzen,
Dem hohe Gunſt aus ſolchen Sonnen ſtrahlet!
Laß mich die Sache meines Freundes führen,
Zu ſeinem Beſten es freimüthig wagen,
Nicht länger mehr verſchweigend, was ich denke,
Dich ſelber bei Dir ſelber anzuklagen.
O Fürſtin, dieſes Zaudern, dieſes Zögern; —
Es wird zerſtören meine ſchönſten Plane.
Ich habe alles ſorgſam vorbereitet,
Geſprochen mit dem König, Deinem Vater.

O ſag', was hält Dich ab, ihm zu vertrauen,
Ihm alles, was geſchehen, frei zu ſagen?

Eliſa.

Sein wild erſchrecklich eiſenhart Gemüthe.
Wie darf ich meine Wünſch' ihm offenbaren?

Alvaro.

Wenn dieſe dießmal nun zu ſeinen ſtimmten,
So daß er ungeduldig Dich erwartet?
Mir hat er deutlich zu verſteh'n gegeben,
Du ſollſt Dein Recht nur förmlich geltend machen,
Wie Dir Alarcos einſt die Eh' gelobet,
Ihm nur bezeugen, dann ihn handeln laſſen.
Doch fürcht' ich, wenn Du allzu lange zögerſt,
Wird, was er jetzt beſchloſſen, wieder wankend.

Eliſa.

Wie ſoll es enden, bleibt die Gräfin leben?

Alvaro.

Das darf uns wohl die kleinſte Sorge machen.
Ja freilich wird man ſie entfernen müſſen.
Den König kann dieß nicht zurücke halten;
Er liebte wahrlich niemahls dieß Geſchlechte.

Eliſa.

So iſt es wahr denn, was die Menſchen ſagen,
Es ſei der Gräfin Bruder, Don Garcia,
Mit Eurem Wiſſen durch den Dolch gefallen?

Alvaro.

Er paßte gar nicht in die Welt des Hofes,
Und wollte hier mit ſtrenger Tugend prahlen,
Bis es dem König wohl mißfallen mußte.

Eliſa.

Doch fürcht' ich, wir gewinnen nicht den Grafen.

Alvaro.

Du zweifelſt an der Allmacht aller Reize,
Die je geblend'te Augen trunken machten?
Die hoher Geiſt und kühner Muth erhöhen,
Der Fürſtenhoheit Sonnenglanz umſtrahlet?
So zweifle, daß die lichten Sterne glänzen,
Und zweifle an des Himmels blauer Klarheit! —
Ein Wort des Königs öffnet ihm die Augen,
Und jene Täuſchung muß von ſelber fallen,
Die ſeinen Geiſt auf kurze Zeit bethörte.
Er wird mir bald mit heißer Liebe danken,
Und mich den treu'ſten ſeiner Freunde nennen,
Weil ich ſein wahres Heil allein erkannte.

Eliſa.

So gehe, mich dem König anzumelden;
Ich will mich Deiner Führung überlaſſen.

(Alvaro geht ab.)

Daß ſich ſein Herz erweichte,
Daß liebend wieder ihn mein Arm erreichte,
Ihn ewig zu umſchlingen,
In Flammen aufgelöſt ihn zu durchdringen!
O laß es mir gelingen,
Die ſel'gen Zeiten uns zurück zu bringen,
Sie ſchöner zu erneuern,
Dich wieder zu Triumphen zu befeuern! —
Ich kann es hoch betheuern bei der Treue,
Die ich mit bittrer Reue oft beweinet;
Ich will mit Dir vereinet alles dulden,
Und jedes Frevels Schulden auf mich laden.
In grauſem Blute will ich kühn mich baden,
Wirſt Du, Geliebter, mir zurück gegeben.
Ich will vor keiner argen That mehr beben,
Um Dich zu haben, gern die Seele geben.

Zweite Scene.

Ein Zimmer des Königs.

Ricards. Octavio.

Ricards.

Habt Ihr den König heute schon gesprochen?

Octavio.

O nein, noch keiner ist vor ihn gekommen.
Er will allein sein, scheint vertieft in Sorgen.
Ein kund'ger Freund hat eben mir beschworen,
Daß die Infantin jetzt ihn sprechen wolle,
Ein feierlich Gehör bei ihm gefordert,
Und man erwartet davon wicht'ge Folgen.

Ricards.

Da kommt er. — Seht, wie blickt er ernst und zornig!
So laßt uns geh'n, eh' er uns wahrgenommen.

(Sie entfernen sich, indem der König hereintritt.)

Der König.

Wie große Burgen lasten auf dem Boden,
Der sich dem schweren Drucke nie entzogen;
So auf des Herrschers Haupt die goldne Krone,
Und auf den Unterthanen die Gebote,
Die jener diesen auflegt zu befolgen.
Es müssen alle seufzend doch gehorchen,
Sich schweigend beugen dem gewalt'gen Joche,
Vom König alles leiden, Niedr' und Hohe.
O, daß mein Haus nur so den Wünschen folgte,
Wie meine Länder zittern meinem Zorne!
Ich habe nur die eine einz'ge Tochter,
Und weiter keinen Erben. Diese Sorge
Ist mir ein scharfer Dorn in meiner Krone,
Und weckt mit bitterm Schmerz mich jeden Morgen.

Alvars (der hereintritt).

Erlaubſt Du, Herr, daß die Infantin jetzt Dir naht?

Der König.

Sie komme, wie ich Dir erlaubt' und anbefahl.

(Alvaro führt die Infantin herein. Sie läßt ſich vor dem König auf ein Knie nieder. Alvaro tritt in den Hintergrund zurück.)

Eliſa.

Zu meines Vaters Füßen ſuch' ich Troſt und Rath.
Und wie das Leiden auch den Muth mir niederwarf,
So beugt das Knie ſich, auszuſprechen meine Schmach;
Des feſten Sinnes, daß ich aufſteh'n will erſt dann,
Wenn, was ich bitte, Du mir hülfreich zugeſagt.

Der König.

So ſag' ich, daß Du wieder aufſteh'n kühnlich darfſt,
Wenn was Du bitteſt, irgend nur in meiner Macht.
Mein Wort beſtätigt dieſe königliche Hand.

Eliſa.

Nun Herz! ſei ſtandhaft, waffne muthig dich mit Kraft!
Das Auge ſchlägt ſich nieder vor dem heft'gen Kampf,
Es färbt die jungfräulichen Wangen hohe Scham.
Du ſiehſt mich in der vollſten Jugendblüthe Glanz; —
O hielte nicht die theure Mutter ſchon das Grab,
Sie hätte wohl mich zugeführt ſchon dem Gemahl,
Und feſtlich hätte mir die Fackel ſchon geſtrahlt!
Ich will's bekennen, es gefällt mir nicht mein Stand,
Wo ſelbſt die Hoheit endlich wird zur ſchweren Laſt.

Der König.

Wie muß ich ſtaunen über dem, was Du geſagt!
Die höchſten Fürſten warben ſchon um Deine Hand,
Von denen mancher aus der fernſten Fremde kam,
Weil dort auch Deiner Schönheit Ruf ſein Ohr durchdrang;

Doch keinem gabſt Du jemahls das erwünſchte Ja.
Und weit entfernt, daß ich die Sorg' um Dich vergaß,
Gedacht' ich deſſen oft mit Schmerz und tiefem Gram.
Was haſt Du jemahls noch gewünſcht, das nicht geſchah?

Iſolisa.

O nein, kein Fremder werde jemahls mein Gemahl!
Wie ſollt' ich gleich verlaſſen dieß mein Vaterland,
Wo Ritterthum und hohe Liebe freudig ſtrahlt,
Wenn mich zur Frau begehrte irgend ein Barbar,
Weil ihm zum Erbtheil etwa eine Krone ward?
Es ſei der, dem ich folgen ſoll, ganz meine Wahl.

Der König.

Ich ſelber wählte mir für Dich nicht ſolchen Mann,
Denn keinen Erben hat der Staat und unſer Stamm.
Des Zweifels Unmuth, Tochter, ſei von Dir verbannt,
Und raſch ſogleich der muthige Entſchluß gefaßt!
Turnier und Feſte ſollen gleich zur würd'gen Wahl
Die Würdigſten verſammeln; und der hohe Dank
Sei Dein Beſitz, Du ſelbſt des Siegers Ehrenkranz.

Iſolisa.

Es iſt zu ſpät, mein Vater. — Denn ſchon iſt die Wahl
Geſcheh'n, und der mich liebte, meine Seele traf,
Mir bald die Freiheit raubte, Graf Alarcos war's.
Er hat, noch eh' er jetzt zur Frau die Gräfin nahm,
Mir zugeſchworen, er nur werde mein Gemahl.

Der König.

Iſt's möglich, hab' ich Deine Worte recht gefaßt?

Iſolisa.

Ich habe alles, was Du wiſſen mußt, geſagt.

Der König.

Kannſt Du betheuernd ſchwören, daß dieß alles wahr?

Eliſa.

So helfe ewiglich mir Gottes höchſte Macht.

Der König.

In kurzer Rede haſt Du Großes mir geſagt.
Zum zweitenmahl nimm hier die königliche Hand,
Und ſtatt der Antwort eil' ich gleich zur Rach', und That.
Das erſtgegeb'ne Wort ſoll halten Dir der Graf,
Sonſt wird er mit dem Tode billig gleich beſtraft.
Wie mag doch gegen ſeinen Herrn der Unterthan
Sich ſo vergehen, ſich erkühnen ſolcher That?

(Der König und die Infantin gehen von verſchiedenen Seiten ab.)

Alvaro.

Der größte Schritt iſt endlich nun geſchehen,
Beharrlichkeit hat dennoch überwunden! —
Alarcos wildes Herz iſt leicht zu lenken,
Auf ewig die Infantin mir verbunden;
So werd' ich einzig im Verborg'nen herrſchen,
Und Beſſ'res bringen noch die künft'gen Stunden,
O, wenn des Königs Tod uns bald erfreute,
Dann hätt' ich meiner Mühe Lohn gefunden!

So nahe nun dem lang' erſehnten Ziele,
Muß wieder ich in Furcht und Zweifel ſchweben.
Wer andre gern mit Klugheit lenken möchte,
O, welche Welt von Sorg' iſt dem gegeben!
Er muß der Menſchen Leidenſchaften nutzen,
Und doch vor jeder Laune ängſtlich beben,
Die ſeine tiefſten Plane ſtören könnte;
Ein ewig wacher Zwang nur iſt ſein Leben.

Dritte Scene.

Ein andres Zimmer im Schloſſe.

Ricardo. Octavio. Alarcos.

Ricardo.

So wollt Ihr ſtets derſelben Dame dienen,
Und achtet über alles nur die Treue?

Alarcos.

Ich denke, leichter Wechſel bringt uns Reue;
Den preiſ' ich glücklich, dem ſein Ziel erſchienen.
Nur der weiß von der Liebe Glück zu ſagen,
Der ſeine Einz'ge ewig ſich erkoren,
Und ewig hält, was er ihr zugeſchworen.

Octavio.

Erlaubt mir, werther Graf, nur eins zu fragen;
Ihr ſeid der Dinge Meiſter, kennt die Liebe.
Leicht wird ein raſch Verheißen ausgeſprochen,
Doch leichter wohl vom Leichtſinn noch gebrochen;
Iſt's möglich denn, daß Ein' uns alles bliebe?

Alarcos.

O wollt Ihr das nach meinem Sinn ermeſſen,
Iſt Eurem jeder Zweifel bald entſchwunden;
Und wer bezweifelt's, der ſein Glück gefunden?
Wer einmahl liebte, der kann nie vergeſſen.
Weg mit den leichten flüchtigen Gefühlen,
Die gleich den ſchnell verwelkten bunten Blüthen,
Am erſten heißen Sommertag verblühten.
Ich kann das Ewige nur ewig fühlen.
So lebt' ich liebend ſtets in treuem Bunde,
Das mag ich bei dem Theuerſten beſchwören.

Der König

(der während der letzten Worte hereingetreten iſt).

Ich freue mich, Alarcos, das zu hören,
Ein rechtes Ehrenwort aus theurem Munde.

Alarcos.

Ja, Ehre hab' ich, Herr, zum Ziel genommen,
Und lebe, wie es ihr Geſetz mich lehrte.

Der König.

Ich wüßte keinen, den ich höher ehrte.
Dir dieß zu zeigen, war ich jetzt gekommen,
Ich will auf Deine Tugend Felſen bauen;
Du ſollſt der Erſte ſein in meinen Reichen,
Nur mir allein, ſonſt keinem andern weichen.
Jetzt aber will ich Wicht'ges Dir vertrauen.

(Ricardo und Octavio entfernen ſich)

Du ſiehſt, wie ich als Vater Deiner ſchone,
Und wenn ich löwengleich Dir zürnen ſollte,
Die Schrecken meiner Macht Dich fühlen laſſen,
Treibt mich das Herz, als Liebling Dich zu ehren.

Alarcos.

Wie mocht' ich ſolchen Zorn, o Herr, verdienen?

Der König.

So darfſt Du, Kühner, noch verwegen fragen?
Haſt Du vergeſſen, was Du der Infantin
Mit einem theuren Eide einſt verſprochen,
Noch eh' Du jene Mißheirath vollzogen
Mit dem verhaßten widrigen Geſchlechte?

Alarcos.

Du ſiehſt beſtürzt, beſchämt mich vor Dir ſtehen.
Ich kann, was die Infantin ſagt, nicht läugnen.

Der König.

Und dennoch konnteſt Du Dich ſelbſt vergeſſend,
Nur eben jetzo Deine Treue rühmen?

Alarcos.

Es war ein Uebermuth, doch unter Freunden;
Ich glaubte nicht, daß uns der König hörte.
Auch war das, was ich meinte, treu der Wahrheit;
Denn fern war die Infantin meiner Seele,
Ich dachte nicht an ſie bei dieſen Worten.

Der König.

So leicht vergißt Du, was Du heftig liebteſt?

Alarcos.

Und wenn wir noch ſo heftig ernſt uns liebten,
Wie dürften Deine Billigung wir hoffen?
Sie iſt Dein Blut, ich nur der erſte Ritter.

Der König.

Du biſt gemacht, vor aller Welt zu glänzen.
Dein tapfer Schwert, Dein Ruhm und Herzens Kühnheit
Sind königlicher Art, voll Größ' und Würde;
Was fehlt Dir, als ein König nur zum Vater?
Ich will es ſein, ſo Du mein Sohn willſt werden.

Alarcos.

Wie ſollt' ich Muth zu ſolcher Hoheit faſſen,
Jetzt da die eig'ne Schuld mich tief entadelt?
Ich fühle zwiefach ſchrecklich mich gebunden! —
Was aber ſoll aus meinem Weibe werden?

Der König.

Wie kann den künft'gen Fürſten das erſchrecken,
So kleiner Zweifel Deinen Weg Dir hemmen,

Den ich ſo hoher Dinge würdig achte?
Es giebt gar manche Zuflucht für Verſtoſſ'ne,
Und wenn kein ſchonend Mittel Hülfe leiſtet,
Zerhaut mit Einem Streich der Muth den Knoten.

Alarcos.

So ſoll ich meine Hand mit Blut beflecken,
Und ſie ſo ſchuldlos für den Schuld'gen büßen?

Der König.

Warum nicht? oder ſoll ich meine Ehre,
Der Tochter Rettung etwa lieber opfern?
Schon mancher hat für ſeines Königs Ehre
Schuldlos, weil's nöthig war, den Tod erduldet;
So mag dasſelb' auch wohl die Gräfin leiden.

Alarcos.

Ich muß jetzt meine Schuld zu ſchwer noch fühlen:
Es iſt mir neu und fremd, es drückt mich nieder.
Doch hoff' ich bald mich wieder zu erheben
Mit der gewohnten Kraft. Ich muß mich faſſen;
Doch nimm hier meine Hand, daß ich vollführe,
Was ich gelobt, was es auch gelten möge.
Das einz'ge hab' ich feſt ſogleich beſchloſſen.

Der König.

So ſtarke Seelen ſind allein am ſtärkſten;
D'rum überlaſſ' ich jetzo Dich Dir ſelber.
Zuvor, vertrauend dem zum zweitenmahle
Gegeb'nen Worte, laß mich nun als Vater
An meine königliche Bruſt Dich drücken.

(Er umarmt ihn und geht ab.)

Alarcos.

Das alſo war die Abſicht, das Dein groß Vertrau'n?
Du hältſt mich Deiner würdig, ja und glaubſt fürwahr,
Ich werde ſchändlich handeln um den ſchnöden Lohn,

Iſt nur die ſchwarze Sünde mit dem Gold des Throns
Zum Schein verhüllt, gedankenlos zufrieden ſein,
Bis Deinem Laſter immer kühner folgt mein Schritt.
O Gräuelbildniß, König ohne Ehr' und Scham!
Nun glaub' ich, daß Du Schuld biſt an Garcia's Tod,
Und daß er fiel durch Deine Meuchelmörderhand.
„Warum nicht?" ſagſt Du, möchteſt trinken heißes Blut,
Die heil'ge Unſchuld tödten, ſo Dir Gott vertraut,
Das Recht zerbrechend ſchnöde ſpotten aller Scham;
Und immer noch — „warum nicht?" — frag' Dein eiſern Herz.
Mir ſei die Ehre heilig ohne Wandel ſtets,
Und lieber geb' ich all' mein beſtes Gut und Blut,
Und träf' auch tödtlich recht mein Herz ihr hoher Strahl,
Als daß ich mich empörte gegen ihr Geſetz.
Weh mir, daß dennoch dieſer Argen es gelang!
Sie ſcheut kein Unheil, das nur Sieg bringt ihrem Wunſch.
Es wird geſcheh'n, es muß; doch nicht ſo, wie ſie denkt.
Weh mir, daß die Verhaßt' ich je mit Augen ſah!
Der kurze Wahnſinn wird ein unauflöslich Band.
An das Verbrechen kettet mich das Eine Wort,
In ew'gem Zwieſpalt blutet raſtlos nun mein Herz.

Vierte Scene.

Ein Garten bei der Burg Alarcos. Im Hintergrunde ein Grabmahl.

Donna Clara, Hagobert, nachher Donna Cornelia.

Clara.

O möchte unſer Herr nun endlich kommen,
Und daß er froh und heiter bei uns bliebe,

Zufrieden mit der Unſchuld meiner Liebe,
So wäre aller Wünſche Ziel gekommen.
Dann wäre alle Sorge weggenommen,
Dann dürft' ich Stolze keinen König ſcheuen,
Dann könnt' ich mich erſt meiner Blumen freuen,
Da nichts ohn' ihn mir Luſt und Leben frommen.

So will ich ihm denn volle Kränze winden,
Die ſchönſten Knospen, ſorgſam wählend, brechen,
Ihm meine inn're Liebe auszuſprechen,
Wo alle Worte im Gefühl verſchwinden.
Mag er uns hier im grünen Garten finden,
Mit Blumen ſoll das Kind den Helden kränzen,
In Roſ' und Lilie ihm entgegen glänzen,
Daß Zorn und Sorge aus der Seele ſchwinden.

Ja, glücklich wär' ich, Dagobert, und heiter,
Blieb unſer Herr entfernt vom Glanz des Thrones.
Alarcos iſt zu edel für die Menſchen,
Die weltlich ganz zur Argliſt nur erzogen.
Die Ehre, die ſein großes Herz begeiſtert,
Für die er hochgeſinnt das Liebſte opfert,
Sie iſt ein leerer Schall in ihrem Munde,
Der kleinen Abſicht Werkzeug oft geworden.
Gott weiß, ob meine Seele richtig ahnet,
Ob arges Mißtrau'n in mein Herz gekommen;
Ich denke oft, der König nur war ſchuldig,
An meines Bruders Don Garcia's Tode.
Selbſt an Alvaros Treue muß ich zweifeln,
Als hätt' auch er das edle Blut vergoſſen.
O wenn Alarcos, was er dort verſchwendet,
Auf Dich doch übertrüge, Dir nur folgte,
Dein graues Haupt zum Licht und Führer wählte,
So würde rechte Tugend recht vergolten.

Dagobert.

Wohl möcht' er keinen treuern Diener finden,
Und wenn er alle Herzen prüfen wollte.
Ich lieb' ihn unbegreiflich, ganz ſein eigen;
Was er auch ſagt', ich würd' ihm blind gehorchen.
Wenn er mit Dir, was nie geſcheh'n mag, zürnte;
Ich würde trauern, doch ich würd' ihm folgen.
Ja wenn, was Gott verhüt', ihn Schuld befleckte,
Ich müßt' ihm doch die alte Liebe zollen.
Doch weiter hab' ich kein Verdienſt als dieſes,
Daß ich den rechten Sternen treulich folge;
Und ſchenkt er falſchen Männern ſein Vertrauen,
Wie ſollte da mein ſchlichter Muth wohl frommen?
Ich kann nur grade denken, tapfer ſchlagen;
Und weiß ich auch das Rechte, fehlen Worte,
Mit ſanfter Ueberredung ihn zu lenken,
Wenn er ſich ſelbſt verkennt im heißen Zorne.
Wahr iſt es, daß ich nie zu dieſen Männern
Aus Herzens Grunde Glauben faſſen konnte.
Wie anders wär' es, mußt' ich oftmahls denken,
Trüg' unſer theurer Herr die goldne Krone,
Der immer ſich ſo königlich gebrauchte,
Als ſei er gleich zum König ſchon geboren!
Dann wäre Recht und Ehre allen heilig,
Die Tugend ſtrahlend und die Zeiten golden.
Verrath und Mißtrau'n würde niemand denken,
Und keine Mutter an dem Grab des Sohnes,
So wie Cornelia, Fluch in Thränen miſchen,
Gedenkend, daß er heimlich ſei ermordet.
O ſchau', wie dort ſie an dem Grabmahl ſtehet
Im eignen Tiefſinn ſchmerzlich ganz verloren!

Clara.

Der Schmerz hat ihren Geiſt entrückt der Erde,
Das große Herz nur höher noch erhoben.

Wenn ich die Hohe ſo im Gram betrachte,
Dann fühl' ich von mir allen Muth genommen,
Daß jede Freude nichtig mir erſcheinet,
Das Leben ſelbſt der Eingang nur zum Tode.

Dagobert.

Sie liebt ſich einſam ſelber zu betrachten:
So laß uns weggeh'n, ihren Gram verſchonen.

Clara.

Ich weiß es, ja ich ſollte nicht ſo reden,
Für jetzt verſcheuchen jede dunkle Sorge,
Nur an die Rückkehr des Gemahls gedenken,
Und kindlich froh des Frühlings Schönheit loben.
Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten,
Des innern Denkens vielverſchlungnem Strome?

Eine Wärterin.

Dein Kindlein, Herrin, will nach Dir verlangen.
O komm und gieb ihm Deine Bruſt zum Troſte!

Clara.

Ich eile ſchon, will es mit Blumen zieren,
Und feſtlich alles ſchmücken in dem Schloſſe.
O wenn ich in des Mädchens Lächeln ſchaue,
Dann kann ich wieder lebensmuthig hoffen.

(Clara, Dagobert und die Wärterin gehen ab.)

Cornelia.

Nicht Blumen will ich auf Dein Grabmal ſtreuen;
Wie auch des Frühlings Schönheit ſchmeichelnd riefe,
Es kann die Eitelkeit Dich nicht erfreuen.
Der Schmerz, der nie in meiner Bruſt noch ſchliefe,
Hat ja auch mich getödtet und verſteinet;
In Deinem Tod ſah ich des Lebens Tiefe.

Was andre preiſen, wird von mir beweinet;
Sie leben nur dem Leben hingegeben,
Ich bin im Herzen ſchon dem Tod vereinet.
Die Freude kann mir bittres Leid nur geben,
Seit meine Augen durch die Hülle ſehen,
Der alten Bosheit immer neues Streben:
Wie alle ſorglos in's Verderben gehen,
Kaum einmahl träge nach dem Himmel ſchauen,
Bewußtlos in der Hölle Schlingen ſtehen.
O welchem Lichte ſoll die Hoffnung trauen,
Wenn alles täuſcht? — Wir finden nirgends Labe,
Als dort auf jenen ſternenlichten Auen.
D'rum ſeid ihr Schmerzen hier mein beſtes Habe!
Die Mutter bringt das Köſtlichſte dem Sohne,
Ihr eigen herzlich Leiden dar zum Grabe,
Aus bittern Wunden eine Dornenkrone.

Fünfte Scene.

Ein Wald; im Hintergrunde die Burg Alarcos.

Don Alvaro. Alarcos.

Alvaro.

Der Abend naht, der Wald wird immer dunkler,
Im Mond erſcheinen dort ſchon Deine Burgen.
Zum König eil' ich nun zurück im Fluge,
Das Unheil abzuwehren, was im Sturme
Dort etwa blinde Leidenſchaft verſuchte,
Mit weiſer Ueberredung gold'ner Zunge,
Die ſchnell oft wiederbringt die milde Ruhe,
Wo Zorn und Liebe wild bewegt den Buſen.
Ich laſſe Dich anjetzt mit ſicherm Muthe,
Weil ich ſo ſtark entſchloſſen Dich gefunden.

Wie wird die Fürſtin freu'n ſich dieſer Kunde,
Daß ſie vertrauen dürfe Deinem Schwure,
Und Hoffnung in das Herz nun wieder rufen,
Das liebend in Verzweiflung oft geblutet.

Alarcos.

Ich hab' als rechten Freund Dich ſtets erfunden,
So klug als gutgeſinnt, im Sturm auch ruhig.

Alvars.

So lerne Du von mir denn dieſe Klugheit,
Wie ich mich Deiner Kühnheit nachgeſchwungen.
Verſchmäh' nicht, was ſo leicht, im Uebermuthe.
Du ſtehſt im hellen Glanz des höchſten Ruhmes,
Den ſchnell ein einz'ger kleiner Fleck verdunkelt.
O daß man nicht einſt ſagt aus Einem Munde:
Es fehlt ihm nur an dieſer Einen Tugend,
Daß er ſich ſelber hätte überwunden!
Ja, handle mäßig, ſchonend und mit Ruhe;
Behutſamkeit heilt oft die ſchlimmſte Wunde.
Es giebt der Dinge, die das Schwert nicht dulden,
Und manches was er that, weil er es mußte,
Hüllt der Verſtänd'ge in ein weiſes Dunkel.
Vorſicht hat nie ein Unheil noch verſchuldet.
Nun lebe wohl, und nimm in dieſem Kuſſe
Der Liebe Pfand! — Noch einmahl ſei umſchlungen
Von Deinem treuſten Freunde, Diener, Bruder.

(Alvaro geht ab.)

Alarcos.

Ja geh' nur hin! — So milde wie Du klüglich denkſt,
Wird dieſes große Unheil wahrlich nicht geſcheh'n.
Dein Herz hat nie der Liebe Flammenſturm bewegt;
D'rum iſt die hohe Ehre Dir ein kalt Geſetz;
Und große That Dir, ſo wie groß Verbrechen, fremd.
Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt ſind mir des Lebens Herz,
Wo hoch in Flammen all die Kraft vereinigt brennt;

So lichter Fackel folgend, hab' ich ſtets gelebt,
Fortan auch muthig will ich vorwärts ferner geh'n,
In Sturm mich ſelber reißend, achten keinen Schmerz,
Ging' auch durch Höll' und Pein und Blut der dunkle Weg!
Des Todes Grimm quillt plötzlich aus der höchſten Luſt,
Schnell färbt ſich roſenlichte Liebe oft in Blut,
Und Leichen häuft auf Leichen zorn'ge Ehr' in Wuth.
Denn ſchrecklich rächt oft Ehre noch ſo kleine Schuld,
Und muß ſie uneins zürnen gar dem eignen Thun,
Reißt unaufhaltſam wachſend alles fort der Fluch,
Macht in Verwüſtung ihre Allmacht gräulich kund.
Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront,
Der Väter Denkmahl, ſonſt Alarcos hoher Stolz,
Die nun als Wohnſitz grauſen Unheils mich bedroht!
Vielleicht daß Donna Clara jetzt um mich beſorgt,
Auf jeden Fußtritt merkend, ſorgſam leiſe horcht,
Mit ſtiller Sehnſucht auf die Rückkehr deſſen hofft,
Der heimlich hingab ihrem Feind ſein eiſern Wort,
Der eig'nen Bruſt ein ewig ſchneidendſcharfer Dolch.
Bald öffnet nun die hohen Pforten dort das Schloß,
Mit freud'gem Blick tritt Clara mir entgegen ſchon;
Doch Gruß und Freude geben dem wohl keinen Troſt,
Der nichts mehr denkt und glaubt und ſieht als bittern Tod.
So ich verſtummt nur tiefer, ſchweige immer noch,
Bis einſam nächtlich alles ſtill im ganzen Schloß.
Da bricht der Schmerz aus tiefem Herzen endlich los;
„Wie traurig, unglückſel'ge Gräfin, iſt Dein Loos!
Wie bitter iſt Dein Schickſal, fern von allem Troſt!“ —
„„Nein! glücklich, ſpricht ſie, freudenreich iſt wohl mein Loos,
Weil Du zur glücklichen Genoſſin mich erkor'ſt.““ —
„Das eben, Gräfin, raubt Dir wahrlich allen Troſt.“
Und wie den Lippen dieſe herbe Red' entfloh'n,
Da hält dann länger nicht der Schmerz, und ſieh', es ſproßt
Aus vollen Augen zwiefach mir der heiße Strom.

O weh, es ſchwillt das Auge wahrer Thränen voll,
Indeß ich ſo in Träum' und Mitleid mich verlor;
Schmerzübermannt fließt unaufhaltſam fort der Strom
Der bittern Zähren aus des Herzens vollem Born.
(Er weint.)
Wohlan, Alarcos, muthig nun der Burg genaht!
Und wie Dein Wort Du raſch entſchloſſen zweimahl gabſt,
So ſchreite jetzt auch muthig raſch zur dunkeln That.

Ich nahe Dir, o Burg, mit innerm Grauſen.
Die Mauern ſeh'n mich an wie Grabesſteine,
Die hohen Fenſter mit trübſel'gem Scheine:
Es iſt, als könnte da nur Unheil hauſen.
Und wie im Wind die alten Eichen ſauſen,
Mehrt ſich die Angſt; ich ſehe mich alleine,
Die Schrecken alle drohend im Vereine,
Und höre dumpf die Hölle unten brauſen.
Es zieh'n herbei die ſchwarzen Geiſterhorden,
Hohnlachend, daß ſie bald in Blut ſich laben,
Seh' ich ſie all' auf mich die Blicke richten;
Im Wahnſinn will ich alles denn vernichten,
Den Leib im Schutt der eig'nen Burg begraben,
Und grauſam ſelbſt das treue Weib ermorden.
(Er geht auf die Burg zu.)

Sechſte Scene.

Ein Zimmer der Infantin.

Eliſa (allein).

Du bleicher Mond, der von dem hohen Himmel
Allein mein einſam Leiden
Mitleidig weinend anzuſchauen würdigt!
O ſei mir freundlich, kühle dieſe Flammen,

Die innerlich das heiße Blut entzünden,
Daß ich die Arme gluthverlangend öffne
Nach dem, der treulos meiner Gluth vergessen,
Mein Diadem verschmähte,
Ein tugendbleiches Kind mir vorgezogen,
Statt königlich die Fürstenbraut zu wählen,
Und stolz in meinem Sonnenglanz zu strahlen,
Von Lust und Glorie trunken,
An diese Brust zu sinken,
Die ihn nur fühlt, und strebt mit heißen Schlägen
Ihn zu umschlingen, liebend zu umfangen,
Umarmt an ihm zu hangen,
Die Seele von den Lippen ihm zu trinken,
In Gluth gebadet, immer neu zu fühlen
Das brennende Verlangen.

Du himmlisch freundlich milde Kraft des Mondes!
O träufle kühle Lind'rung
Nur einen Tropfen, einen einz'gen Tropfen,
In dieses Meer von Gluth und Scham und Liebe,
Das mir die volle Brust bedrängend schwellt!
O wehe kühl und freundlich
An diese Stirne, Wangen, Lippen, Augen,
Die so von Scham und Unmuth schmerzlich brennen,
Daß keine Worte solche Schmerzen nennen!
Wenn lang' umsonst sich ausgestreckt die Arme,
Das Herz umsonst so glühend hat geschlagen;
So kann die Kraft es länger nicht ertragen,
Dann stockt der Busen plötzlich,
Und Todeskälte schleicht durch alle Glieder,
Das wilde Feuer drängt sich in die Wangen,
Um schamroth meine Schmach mir zu verkünden.
So hält der Schmerz mich inniglich gebunden,
Zerstört den stolzen Tempel meiner Schönheit!

Doch Du biſt bleich und kalt;
Wie konnt' ich Glüh'nde meine Gluth Dir klagen?
Es gleicht Dein kranker Schein
Der ſtillen Todeslampe
Viel eher als der muth'gen Hochzeitfackel.
Vielleicht daß oft Dein Blick uns Unheil ſendet,
Du eben jetzt das Opfer ſchon erwarteſt,
Das heimlich Deinem Neide fallen ſoll.
O wenn es doch die Gräfin wäre, daß ſie
Noch heute dieſe Nacht, ſo bleich wie Du,
Im weißen Leichentuche vor mir läge!

Zweiter Act.

Ein Saal auf dem Schloſſe des Grafen.

Alarcos, Donna Clara, Dagobert.

Alarcos.

Jetzt geh', mein treu'ſter Mann und Freund, und mache nun,
Was ich Dir anbefahl, den Dienern allen kund.
Mein Schirm und meine Burg, ja auch mein Schwert ſei Du!
Wer, was Du ſagſt, nicht ſchnell erfüllt in ſtiller Furcht,
Der büße ſolchen Frevel ſtracks mit ſeinem Blut;
Denn wilde Dinge hegt die eiſenharte Bruſt,
Seit mir ein liebend Wort die Freuden all' erſchlug.

Dagobert.

So folge Glorie Dir und Sieg, mein Herr und Graf,
Wie Deinem Worte ſchnell entſpricht die treue That.
Du biſt des Dagobertes Herz und er Dein Arm;
Ja auch Dein Auge will ich ſein. Wie Du befahlſt,
Soll Schweigen dieſe Burg umgeben wie ein Grab,
Daß fern von ird'ſchem Laut allein ſei dieſer Saal;
Und wenn Du mein bedarfſt, bin ich dem Rufe nah',
So fordert es vielleicht, was Du beſchloſſen haſt.

Verborgnes Laſter wird geheim mit Recht beſtraft,
Und ſchwarze Sünde birgt ſich oft in reinſten Glanz.
Was es auch ſei, ſteht Dagobert gewaffnet da,
Am Tage Dir getreu und jetzt um Mitternacht.
Ich weiß ja, wer Du biſt, und wer Du immer warſt,
Ganz bieder, ehrenvoll und adlich, was Du that'ſt,
Im heißen Zorne ſelbſt dem Rechte treu Dein Rath.

Alarcos.

Hab' ich ſo zorn'ge Worte unbewußt geſagt?
Vergiß es, deut' es nicht zum Argen. Nein fürwahr,
Es war nicht arg gemeint, ich dachte nicht an Haß.
Ja freilich, Dagobert, drückt mich die ſchwere Laſt
Der bittern Sorgen hart, und wär' nicht mein Gemahl
Und Du, fehlt' es mir, glaub' ich, bald an Muth und Kraft!

Clara.

In Unſchuld freudig träumt Verdienſt von Kranz und Lohn,
Und heimlich ſchleicht Verläumdung in des Fürſten Ohr.
So ging der höchſte Ritter traurig oft vom Thron!
Betrogen wird gar leicht, wer auf den Freund gehofft.
Wie ſelten iſt der Treu'ſte treu bis in den Tod!
Es tödtet unaufhaltſam oft ein ſchnelles Wort;
Doch in der Liebe blüht für alle Schmerzen Troſt.
D'rum ſprich, Alarcos, welches Unheil uns bedroht?
O träf' es mich allein, und bliebeſt Du verſchont!

Alarcos.

Was ich zu ſagen habe, flieht den lichten Tag;
Und was geſchehen muß, geſchehe nur in Nacht.

Clara.

So thu' nun, Dagobert, wie Dir Dein Herr gebot,
Und zög're länger nicht. Du ſteheſt Wach' am Thor,
Wir wechſeln ingeheim hier manch geheimes Wort.

Dagobert.

Ach theure Gräfin, heißeſt Du mich ſelber geh'n?
Erſt war ich eiſern ganz, das hat mein Herz bewegt.

Alarcos.

Verräther, weibiſch Ding, zaghaft ohnmächt'ger Wurm!
Zu handeln ohne Thränen, iſt der Männer Ruhm.
Vollſtrecke Deine Pflicht, ſonſt ſchlage Dich mein Fluch.

Dagobert.

Verwirrt, zerriſſen ganz hat Dich der wilde Schmerz.
Ach Herr, wie ſchmähteſt Du wohl ſonſt den treu'ſten Knecht?
Ich gehe nun, ich gehe, muß ja endlich geh'n.
Wie unbeweglich Du im heißen Zorne ſteh'ſt,
Den großen Geiſt in blutgeſinntem Grimm verzehrſt,
So ſah ich oft den Stier im wüthenden Gefecht
Ganz angewurzelt ſteh'n, das große Haupt geſenkt,
Der bald alsdann die grüne Flur mit Mord bedeckt.
Wie Du jetzt furchtbar roth das Flammenauge dreh'ſt,
So blickt der Tiger ſeitwärts uns Entſetzen her.
Ich geh' und grauſes Unheil wird hier bald geſcheh'n.
O Weh Dir, Weh der Gräfin, Weh uns allen, Weh!
(Dagobert geht ab)

Clara.

Alarcos, Freund, Gemahl! nun ſag', was meint Dein Zorn?
O ſprich! noch ſchlägt das bange Herz; bald bin ich todt,
Bald iſt die letzte Kraft der ſchwachen Bruſt entfloh'n.

Alarcos.

Der König war's, der König ſchaffte dieſe Wuth.
Den König treffe Grauſen, treffe ew'ger Fluch!

Clara.

Ach nein, ich weiß, das iſt es nicht. Ich ſagt' es wohl,
Als glaubt' ich ſelbſt, Alarcos, daß Dein herber Groll
Sei durch Verrath erregt, der oft umgiebt den Thron.

Doch ſeh' ich nur zu gut, es iſt weit mehr wie ſonſt;
Es geht uns näher an, es iſt ein tiefer Zorn,
Es hat der liebſte Freund mit Undank Dir gelohnt.
Alvaro zielt vielleicht nach Dir mit gift'gem Dolch.

Alarcos.

Rein von Verrath und Leidenſchaft iſt ſeine Bruſt.
O wären wir ſo frei, wie er, von arger Schuld!

Clara.

So bin ich ſelbſt die Schuld'ge wohl mir unverhofft?
O ſage, ſprich, wie kam's, daß ich Dein Herz verlor,
Und wenn ich es verlor, warum wird mein's verſchont,
Das ſchon bereit zu ſterben ohne Rath und Troſt?

Alarcos.

Es ſterben ſchnell oft, die noch blühend und geſund;
Doch ſah ich nie den kleinſten Fehl in Deinem Thun.

Clara.

Ganz fremd, verwandelt ganz, betratſt Du heut Dein Schloß.
In froher Liebe naht' ich Dir, Dein Weib, getroſt;
Du trittſt zurück und machſt mich vor den Dienern roth.
Es rührt Dich nicht mein Blick, das Kind Dich nicht im Schooß
Ja ſeltſam heftig willſt Du und befiehlſt, ich ſoll
Gleich es entfernen, fort aus Deinen Augen, fort;
Ich war erſtaunt, doch hab' ich ſchweigend Dir gehorcht.

Alarcos.

Es frißt am innern Leben oft ein bittrer Wurm;
Dann wird der kalte Schmerz der ſchönen Liebe ſtumm.

Clara.

Brich Dein furchtbar Schweigen endlich, ſchrecklicher Gemahl!

Alarcos.

Worte giebt es nirgend für den Abgrund dieſer That.

Clara.

Konnteſt Du beflecken alter Tugendehre Glanz?

Alarcos.

Ehre ſelbſt gebietet's, Ehre wandelt Lieb' in Haß.

Clara.

Weh der Liebe, ſteht ſie mit der hohen Ehr' in Kampf!

Alarcos.

Weh der Liebe, die um hohe Ehre mich gebracht!
Weh der Ehre, die der hohen Liebe Tod gebracht!
Weh mir ſelber, daß ich, um zu tilgen alte Schmach,
Neue Gräuel ſchlimmer zu vollführen raſch verſprach.

Clara.

Alſo ſind ſie nur beſchloſſen und noch nicht vollbracht?

Alarcos.

Nein, es ſoll geſchehen dieſe Stunde, dieſe Nacht.

Clara.

Sieh' mich Dir zu Füßen liegen, mich verläßt die Kraft.

Alarcos.

Herz, ich halte Dich nicht länger, Schmerzen ihr ſeid frei!
Aus der innern Tiefe laß die bittern Leiden ſchrei'n!
Feige Schonung fliehe, heißer Blutdurſt komm' herbei!
Fluchen will ich und verwünſchen, erſt den Mutterleib,
Daß der mich geboren, der geboren nur zur Pein;
Dann der treuen Sorge, die gepflegt den böſen Keim,
Bis des Stammes Kraft gewaltig und an Zweigen reich;
Die verderben alle, weil das Gift im Marke ſchleicht.
Fluch dem Leben, Fluch dem Tode, der ſo lange weilt,
Bis das Bild des grauſen Mordes alle Kraft zerfleiſcht.
Fluch der Sonne, die uns leuchtet, Fluch dem warmen Mai;
Denn zu bittre Dornen bringt der kurzen Freuden Zeit.

Fluch der Schönheit und der Liebe, die ihr lockend reizt,
Heimlich dann vergiftet den in Luſt berauſchten Geiſt,
Bis dem ſchreckenvollen Morde blutig er geweiht.
Fluch Alarcos, Dir und verloren ſei Dein Heil,
Daß Du ſollſt des Weibes Mörder, dann Dein eigner ſein!

Clara.

Kann ich ſterbend Dich erretten, ſieh' mich hier bereit.
Bittrer ſchneidet nicht das Eiſen, als Dein Klaggeſchrei.

Alarcos.

Dürft' ich gleich mich ſelber tödten, ſo dem Weh' entflieh'n!
Oder wäreſt Du Soliſa, und der König hier,
Ließ' ich nicht die Arme ſinken, wie ein wehrlos Kind,
Ginge ſchnelle mit den beiden ſchrecklich in's Gericht.

Clara.

So dacht' ich ſchnell es ahnend gleich im ſtillen Sinn;
Es kann nur die Infantin ſein, denn ſie, nur ſie
Allein kann unhold mir beneiden, was ich bin,
So wie ſie einſt geſtrebt, Dich von mir wegzuzieh'n.
Es zeigt ſich mir aus ſchwarzer Nacht ein ſchrecklich Licht!
Enthülle weiter, was mein Geiſt nur halb vernahm.
Wie iſt's, daß Du gehorſam willſt, was ſie befahl?
Wer gab der klugen Zaub'rin wieder ſolche Macht?
Warum wird Unſchuld hingeopfert dem Verrath?

Alarcos.

Vernimm denn, was ein Wort, ein Augenblick verbrach,
Was Du nicht ahnen konnteſt, Seele ohne Falſch,
Was frei geſtanden minder unheilbringend war,
Wenn nicht, was Leichtſinn ſchnell geſündigt, falſche Scham
So tief verhehlt, bis an das Licht das Unheil ſprang,
Nun ſeine Wogen mich beſtürmen ohne Maaß,
Und ohne Rettung fort mich zieh'n zu ew'ger Qual,
Wenn ich erſt ſelbſt entblättert meiner Ehre Kranz.

Zu jener Zeit, Du warſt noch meiner Hoffnung Braut,
Und unſer Leben glich dem roſ'gen Morgentraum;
Du weißt, wie dieſe Fürſtin ihren Stolz vergaß,
Um Ehr' und Herz mir liebeglühend zu vertrau'n.
Im heißen Sommerglanz der üpp'gen Jugendkraft,
Verführt von fremder Schönheit, eig'nem Uebermuth,
Verſtrickt in ſchlauer Reden ſüßverwirrend Spiel,
Abſichtlich abſichtsloſer Winke künſtlich Netz;
Ein raſcher Augenblick, und ewig war's geſcheh'n.
Ich gab der Ehre Wort, ſie giebt es nie zurück.
Ich hab' es Dir verhehlt, d'rum muß ich untergeh'n.
Ja, ich vergaß Dich, Mitleid machte, daß ich ſchwur,
Ich hab' als künftige Gemahlin ſie umarmt!
Nun mahnt mich die Infantin an das raſche Wort;
Der blutgeſinnte König fordert Deinen Tod,
Zeigt mir von ferne böſer Thaten gold'nen Lohn,
Und freut im voraus tückiſch ſich des fremden Mords,
Wie er bezahlt im Haſſe gegen Euch den Dolch,
Der Deines Bruders Blut gefärbt mit grauſem Roth.
Der Ehre grades Recht iſt unerbittlich ſtreng,
Mir Lüg' und Schonung fremd; ich will nun untergeh'n.

Clara.

Freud'ger geh' ich nun zum Tode, weil Du frei von Schuld,
Was ich ſtill geahnet, mir beſtätigt hat Dein Mund.
Da Du nur in Worten fehlteſt, blieb ja rein die Bruſt.
Deine Ehre rein zu waſchen, geb' ich froh mein Blut;
So mich nur Alarcos liebt, trag' ich hohen Muth.
Ruhe ſind ich keine, bis ich ſchnell Dich frei gemacht;
Haſt Du dann Dein Wort vollzogen, folgeſt Du mir bald.

Alarcos.

Im Tod' auch Eins mit Dir, das ſei mein einz'ger Rath.

Clara.

So laß es uns muthig vollenden.
Es kann ja die Schickung nicht Hoffen noch Furcht von uns wenden!

Was ſollten wir bange denn klagen?
Das bleibe den Böſen; die mögen noch ſterbend verzagen!

Alarcos.

Laß' ab, zu ſtreben nach dem Dolch mit raſcher Hand.

Clara.

O gieb mir die leuchtende Waffe,
Daß ihr mich vermählend, ich himmliſche Freiheit mir ſchaffe!
Nun rette mich, blutende Wunde,
Daß fern von den Banden, im Tod' ich zum Leben geſunde.
(Sie verwundet ſich.)

Alarcos

Es iſt geſcheh'n. Du warſt zu wild geſinnt, zu raſch.

Clara.

Es will noch nicht entflieh'n das holde Leben;
Ich fühl' in tiefer Bruſt es annoch beben.
Doch muß ſchon jeder ird'ſche Schmerz entſchweben
Dem Geiſt, der nur den Bildern hingegeben,
Die roſenhell der Kindheit Traum uns weben,
Und ſehe fern Geſichte ſich erheben.

Alarcos.

Ein heitrer Tod ſei Deiner Tugend Ehrenkranz.

Clara.

Du thatſt, wie ich gewollt. Nun bitt' ich nur noch eins;
Ach laß mein Kind im Arm mich nochmahls hegen,
Noch einmahl Mutter an die Bruſt es legen,
Daß ich es ſeh' mit ſüßer Luſt ſich regen,
Die Augen, Händlein zu mir hinbewegen,
Es ſäugend mit den letzten Herzensſchlägen.

Alarcos.

Wie ſollt' ich grauſam ſo verdoppeln Deine Qual?

Clara.

Die Wunde traf recht tief in's innre Herz hinein,
So bittre Wunde fühlt' ich nie, ſo wildes Leid.
Ach, Freund, laß' ab zu tödten Dein getreues Weib!

Alarcos.

Du redeſt irr', es täuſcht Dich Theure, wilder Wahn.

Clara.

Weh Dir, Alarcos, Wehe!
Mich dünkt, daß ich mit Dir am Throne ſtehe,
Und wie ich bebend flehe,
In Schmerzen doch vergehe,
Ein ewig Weh' nur ſehe.

Alarcos.

Ein ewig Weh', ich fühle, daß mich's wüthend faßt.

Clara.

Mein Retter, Richter, Rather! ſieh ich wende
Zu Dir hinauf in Demuth fleh'nde Hände,
Daß bald ein ſelig Ende
Dein Engel hülfreich ſende,
Und nicht der Schmerz den Geiſt mit Wahnſinn blende.

Alarcos.

O Gott, jetzt gieb mir Kraft, jetzt mache mich von Stahl!

Clara.

Die Seele will im rothen Blut verſtrömen;
D'rum laß mich, eh' die letzte Kraft entſchwunden,
Vom bleichen Mund prophet'ſche Reden ſtrömen.
Die, deren Rath mir ſchlug die herben Wunden,
Ihr Leib ſoll heimlich ſchwinden und vergehen,
Der ſchwarze Geiſt dann nimmermehr geſunden.
In dreien Tagen ſoll'n zu Recht ſie ſtehen,
Sie ſind geladen hin vor Gottes Throne;
Nun laßt ſie denken, wie ſie da beſtehen.

In dreien Tagen meldet Euch zum Lohne,
Daß ſchuldig Ihr ſo ſchuldlos Blut vergoſſen,
Und ſeh't, wie Euer dann der Ew'ge ſchone;
Und wenn umſonſt Ihr Thränen dann vergoſſen,
In manchem heißen Reueſtrom um Gnade,
So denkt, daß Ihr unſchuldig Blut vergoſſen.
Vernehmt, wie ich vor Gottes Stuhl Euch lade,
Trauend den Mächten, ſo die Unſchuld ſchufen,
Daß ich die Wunden bald in Balſam bade.
Und dieß mein letztes ſchmerzenlautes Rufen,
Ihr werdet bald trotz Eurem Schlaf es merken,
Und dort erſcheinen an den ew'gen Stufen,
Um zu empfah'n den Lohn von Euren Werken.

Alarcos.

Ich kann, ich will es nun nicht länger tragen;
O Hölle! komm', ich bin ja ſchon dein eigen.
Es ſollen gleich die bleichen Lippen ſchweigen,
Die mir das inn're Herz mit Reden ſpalten.
O Clara, konnteſt Du ſo ſchnell erkalten,
Der Lieb' und inn'gen Treue nicht gedenken?
Willſt Du im Tode nur an Rache denken,
Darf ich mein Herz der Mild' und Dir verſchließen?
Nun laß' von neuem Blut zum Blute fließen,
Und ſtirb Du ſchönes Bild, zerbrich in Stücken!
In Dir will ich mich wüthend ſelbſt zerſtücken,
Und ſo im Wahnſinn vor der Angſt mich retten.
Was es auch ſei, ich ſprenge dieſe Ketten;
O Herz! ſei ſtark, Du haſt es ja geſchworen.
Nun laß die weiße Bruſt mich gleich durchbohren,
Den reinen Leib zerriſſen lieber ſehen,
Als länger hören dieß ihr ſchmerzlich Flehen!

(Er tödtet ſie)

Nun biſt Du frei, Alarcos; ſchon der erſte Schritt
Geſcheh'n. Was übrig noch, iſt leichter zu vollzieh'n.

Was möcht' es ſein, das dem noch Furcht und Schrecken giebt,
Dem ſchon das beſte Blut aus eig'nem Herzen quillt?
Wie leicht, daß der nun jedes andre Blut vergießt!
Dein Will' iſt jetzt vollbracht, Tyrann; und ſei gewiß,
Daß ich, ſobald Du ſelbſt es willſt, Dein Eidam bin.
Ob es Dich aber nicht gereut, das weiß ich nicht.
Wie iſt es jetzt ſo ſtill! Mich dünkt, ich bin allein,
Und ſehe Niemand als der düſtern Lampe Schein.

Wie ſeltſam! Wenn ich dieſes Blut betrachte,
Dünkt mich, als wär' es mir, mir ſelbſt entfloſſen,
Was eben in den Adern noch ergoſſen,
In wilde Flammen meinen Zorn anfachte;
Und wenn ich gleich der Fantaſie nicht achte,
Fühl' ich mich doch von Mattigkeit umſchloſſen,
Der Blick iſt an den Leichnam feſtgeſchloſſen,
Den ſtets der Lampe Schein noch bleicher machte.
Es iſt, als läg' ich ſelbſt vor mir erſchlagen;
Es winkt mir, mich von neuem zu ermorden,
Als dürft' ich ſo die inn're Angſt wohl ſtillen.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen;
Ich will, an Furcht ein banges Kind geworden,
Die ſtumme Leiche jedem Blick verhüllen.

(Er verhüllt die Leiche, Dagobert tritt herein).

Dagobert.

Ich wag' es, Herr, und tret' herein. Mit Ungeduld
Hab' ich geharrt, gehorcht am Thor auf Deinen Ruf.
Ich weiß nicht wie, da ich nichts Böſes mir bewußt,
Es überfiel mich draußen plötzlich eine Furcht;
Nun ich Dich ſehe, ſchlägt mir wieder frei die Bruſt.
Jetzt iſt's vollbracht. Beſtraft, nicht wahr, iſt nun die Schuld,
Die Ehre wieder rein und ſtill des Zornes Fluth?

Alarcos.

Was meinſt Du Alter, redeſt wie im Traum verkehrt?
Die Gräfin iſt ermordet, ja da haſt Du recht.

Doch hat ſie nie ſich mit der kleinſten Schuld befleckt,
Und hat die Ehre nie vergeſſen, noch ſich ſelbſt.

Dagobert.

Beſchämt, erſchrocken, ganz zerſchlagen ſteh' ich da,
Mit Einem Wort haſt Du ein dreifach Weh' geſagt.
Die eben noch ein Roſenbild der Tugend war,
Verhüllt erblaßt dem Aug' ein leichenweiß Gewand;
Du ſelbſt entadelt durch die ungerechte That,
Der ſonſt mein Haupt und Lebens Freude war, der Mann,
In argen Frevel nun verſtrickt, der Hölle Sklav';
Sein eigner Herr der alte Dagobert fortan,
Sich ſelber unnütz und allein im grauen Haar.

Klarcas.

Das biſt Du nicht, nur bitt' ich, richte nicht zu ſchnell.
Ja freilich war es meine Hand; doch weit, weit mehr
Sind andre ſchuldig. Wiſſe, daß ich einſt die Eh'
Der Fürſtin allzuraſch verſprach, mich ſelbſt verſchenkt.
Das iſt des ganzen grauſen Unheils einz'ger Quell!
Der König hat ſchon lang' nach dieſem Blut geſtrebt;
Ihm nutzt das Wort, womit er tückiſch mich erſchlägt.
Du weißt nun zur Genüge alles was geſcheh'n;
Was noch zu thun, iſt ſicher Deinem Blick nicht fremd.
Ich habe, wenn mein Wort erfüllt, genug gelebt.
Vielleicht wird manche Leiche noch dahingeſtreckt
Durch dieſen Arm, das letzte Opfer bin ich ſelbſt.
Komm' wieder denn an meine Bruſt, Du wack'rer Held!
Daß ſie an Deiner ſich mit ſtarkem Muth erhebt.

Dagobert.

Du mußt dem alten Diener, theu'rer Herr, verzeih'n.
Gott mag es richten, Gott Dein rechter Richter ſein!
Dein Wort iſt dunkel, ſchwer zu ſchlichten dieſer Streit;
D'rum will ich ferner wie bisher vertrau'n auf Dich.
Und wollt' ich gleich Dich laſſen, ach, ich kann es nicht!

Alarcos.

Ja ich muß ſelbſt erſtaunen, kenne mich ſelbſt nicht mehr.
Jetzt könnt' ich fühllos morden alles um mich her,
Dem König wohl das Haupt zerſpalten, meinem Herrn,
Das fleh'nde Weib durchbohren grauſam mit dem Schwert,
Todt drücken ſelbſt den Säugling an mein eiſern Herz.
Dann fühl' ich plötzlich wieder weich und möchte gern
In Thränen kniend Gott verſühnen, alles Weh'
Auf meine Bruſt nur häufen, die der Schmerzen werth,
Und jeden, den ich ſehe, um Vergebung fleh'n.
Noch eines will ich Dir vertrau'n, mein Dagobert!
Die Gräfin lud, eh' ſie verſchied, im Todesſchmerz,
All' die vor Gottes Stuhl, die Schuld an dieſem Werk.
O ſage mir, glaubſt Du, ich müſſe auch hingeh'n?
Glaubſt Du, daß dieſe Ladung auch auf mich geſtellt?

Dagobert.

Ach, Herr! ich habe, was Du fragſt, ſchon oft erlebt.
Wen blut'ge Unſchuld ſterbend ruft in jene Welt,
Den ſieht man plötzlich bleichen, ſchwinden und vergeh'n.
Seit alter Zeit hat uns Erfahrung das gelehrt.
Umſonſt, daß Du dem Höchſten zu entfliehen ſtrebſt;
Ihm hat ſich ohne Schergen jeder noch geſtellt.
Hat ſie in ſtiller Seele, Herr, auch Dich gemeint,
So leidet's keinen Zweifel, daß Du dort erſcheinſt.

Alarcos.

Erſt war ſie milde gegen mich, doch bald nachher,
Als Fantaſie im Todesſturm ſie ganz beherrſcht,
Hat ſie mich mit den andern Schuldigen vermengt;
D'rum muß ich ohne Zweifel bald vor Gott mich ſtell'n.
Wohin ſie mich geladen, werd' ich willig geh'n.
Jetzt rufe alle meine Diener zu mir her;
Ich will zum letztenmahle alle um mich ſeh'n.

Dagobert.

Auf's erſte Zeichen iſt die ganze Schar bereit.

(Die Diener des Grafen treten gewaffnet in den Hintergrund des Saals.)

Du ſieh'ſt, gewaffnet bringen alle ſie herein,
Erwarten fern in ſtummer Ehrerbietigkeit,
Was Dein Befehl gebieten wird, um dann ſogleich
Freudig gehorchend zu vollzieh'n, was es auch ſei.

Alarcos.

Ihr Männer all', Grundfeſten dieſer alten Burg,
Genoſſen, Tapf're! die umkränzt mein Ritterthum,
Deß Glorie wir oft neugefärbt mit hoher Luſt
In unſres kühnen Herzens eignem heißem Blut;
Die alte Ehr' in tiefer Bruſt, der lichte Ruhm
Dem feſten Aug' in Nacht der einzig helle Punkt —
So folgten Einem Stern wir all' vereint im Bund.
Der Bund iſt nun zerſchlagen durch den herben Fluch,
Der mich im Strudel fortreißt fremd' und eigner Schuld.
Mich zwingt, von hier zu eilen, ein geheimer Ruf;
Nach fernen Orten muß ich in drei Tagen, muß
Ein groß Geſchäft vollenden, und die Friſt iſt kurz.
Wer weiß, ich kehre nimmer wohl zu Euch zurück,
Schau' nimmer wieder aus den Fenſtern dieſer Burg
Die Wälder, Ströme, Berg' und all' die grüne Luft,
Die mir im Frühling oft geſchwellt den Uebermuth.
D'rum laß ich Euch den Dagobert zum Schirm und Schutz,
Ihn mach' ich Euch als Euren Herrn und Führer kund.
Von Eiſen ſcheint er ganz gebaut, doch in der Bruſt
Schlägt drinnen ihm ein freundlich Herz, und froher Muth
Erquickt uns leuchtend in dem Auge ſonder Furcht.
Ein Bild der alten Zeiten ſcheint er ſelber uns,
Sein Silberhaar ein hell Panier geweihten Ruhms.
Was dieſer Mann gebietet, ſollt Ihr freudig thun.
Er ſei mein Erbe, Haupt und Herr in dieſer Burg;
Entlaſſen ſeid Ihr aller Pflichten gegen uns.

Dagobert.

Verworrne dunkle Töne ſagen Dir den Schmerz,
Den Deine Diener fühlen, weil Du von uns geh'ſt.
Sie denken treu, die Worte hat das Leid gehemmt.

Alarcos.

Mich dünkt in ihrem Blick, Geberden klar zu ſeh'n,
Daß gern ihr Herz in Dir den neuen Herrn erkennt.

Dagobert.

O, könnt' ich die Erſchrock'nen alle tröſten in dem Weh'!
Doch horch', was nähern ſich für Stimmen fern dem Saal?
Weß frevler Muth hat einzudringen hier gewagt?
Sieh' her! ein neues Schreckenbild. Cornelia naht,
Gleich einer Königin im Zorn an Blick und Gang,
Verwildert ganz von Schmerz die würdige Geſtalt,
Das hohe Haupt umfloſſen vom gelöſten Haar,
Das tiefgebeugt und trauernd, deutlich uns beſagt,
Daß unſer Frevel, dieſes Leid ihr Herz ſchon traf.

(Cornelia tritt ein)

Cornelia.

Sage mir, Alarcos, ob ſie lebet oder todt.
Sage, wo iſt Donna Clara? Bringe mich zum Ort,
Wo ſie zu verbergen Dein Gewiſſen wohl gehofft.
Sieh' ich kam, um zu fordern; denn geflügelt ſchon
Eilt der Ruf von Deinen Thaten, Dir zu hohem Lob,
Kam bei mir der Morgenſonne eilend noch zuvor,
Drang bis zu der Kammer, wo mein Klagen einſam wohnt.
Wildes Chaos find' ich alles hier im düſtern Schloß;
Alle Männer durch einander, alle Bande los,
Oder ſtumm und ſchweigend, wie erwartend ihren Lohn.
Wie die Löwin für das Junge ſtehe mich im Zorn!
Gieb mir meine Tochter wieder, wahrlich oder ſonſt
Dringet mit der Mutter Fluchen Schrecken in Dein Ohr,
Bleibt von Hölle keine Ader, Blut'ger, Dir verſchont,

Wenn verwundend der Gedanke in dem Herzen tobt,
Daß Du ſelbſt gemordet, ewig bluteſt von dem Mord
All' Dein Heil verloren bleibet und der Gnade Troſt.

Alarcos.

Dieß weiße Tuch verhüllt, o Mutter, die Du ſuchſt;
Und weiß, ſchau' her, iſt auch der Leib, den Du mit Luſt
In friſcher Kraft oft an Dein großes Herz gedrückt.
Die rothen Ströme dort verkünden meine Schuld,
Und wo ſolch Zeichen ſchrei't, verſtummt die ſtarre Bruſt.
Du weißt was Du gewollt, der Worte ſind genug.

Cornelia.

Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſorgt!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich geſchont!
Keine Mutter hat ſo mütterlich wie ich gehofft!
Mutter bin ich nun nicht ferner, ſeit dieß Blut hier floß,
Fühle wild und kann nur fluchen, denke Rach' und Mord.

Alarcos.

O ſpare Deine Worte! Was Du fluchen magſt,
In dreien Tagen wird's erfüllt, wenn ew'ge Nacht
Uns, die geladen ſind, in dunkeln Armen faßt.

Cornelia.

Es ſpricht zu laut die That, die keines Fluchs bedarf,
Noch werden die ſchuldigen Mörder dem Richter entfliehen,
Doch will ich, Alarcos, Dir zeigen, wie Gott mir verliehen,
Aus prophet'ſcher Herzenstiefe Wunder ohne Zahl,
Die dunkle Burg, den Ort der Angſt, der Sünd und Qual.
Nie bringt des Vaters Sonnenſtrom in dieſes Thal,
Die liebeleuchtenden Augen der ewigen Mutter
Können nimmer nicht erleuchten dieſen Schreckensort.
Da wird nie geſprochen, nie ein freundlich liebend Wort,
Da blüht auch keine Blume, alle denken Mord,
Und trachten im mordenden Haſſe ſich ſelbſt zu zerreiſſen.

Du liebſt das tückiſche Morden, ich kann Dir verheißen,
Zur Genüge wirſt Du finden, was begehrt Dein Muth;
Im Abgrund eine Rieſenwelt von Tück' und Blut.
Wir alle ſterblich, athmen Jammer, und die Fluth
Bittrer Schmerzen facht den alten Neid zur wilden Gluth.
Du ſieheſt verwandelt zur Leiche in grimmiger Schlacht
Die grünende Erde; es öffnet die Wunde den Mund,
Zeigt in blut'gen Eingeweiden uns die Tiefe kund.
Doch die ſchlimmſte Krankheit dieſer Erd' iſt Tand und Traum,
Deß dreimahl ſchlimmre Wahrheit wohnt in jenem Raum,
Wo nicht mehr wirkt der ſchöne Trieb hinauf zum Licht,
Die treibenden Kräfte zurück in ſich dränget die Angſt.
Uns Lebend'gen ward vom Himmel Tröſtung noch ertheilt,
Daß zurück zum Paradieſe Freiheit tapfer eilt,
Fern erhaben von den Gräueln, nur zu Gott gewandt,
Wie Pflanzen liebend aufwärts ſtrebend nach dem Land,
Wo hell die blaue Unſchuld Sternenkränze fand,
Wenn ſich aus der Sündentiefe los die Tugend wand.
Im Dunkel dort iſt aber Rettung unbekannt.
Wer den Abgrund einmahl ſchaute, der wird nie geſund,
Fühlt ewig ſtarr ſein blutend Herz und kalt und wund,
In bittren Froſt und heiße Wuth ſein Selbſt getheilt,
Die Schmerzen von Schmerzen zerriſſen und nimmer geheilt.
Zu neuem Marterleben erwacht die Welt der Sünde ſtets,
In der Qual des eignen Todes feſtgehalten lebt
Die Rieſenleich' im ew'gen Sterben ewig fort,
Daß aus Krankheit, Laſter, inn'rer Bosheit, Hitz' und Gift,
Nur neue Krankheit, Blut und Angſt und Schmerz und Froſt
Stets wilder ſproßt, in ſich verſchlung'ner üppig wächſt.

Dagobert.

Du haſt mit herben Worten unſer Herz durchbohrt,
Wo Schmerz und Grauſen ſich vermiſchen wie im Tod.
Doch ſchaut', welch ſchmerzbeladner Mann ſo langſam naht!
Es tritt gekleidet ganz in Schwarz, mit ernſtem Gang

Die Reih'n durchwandelnd, Don Alvaro in den Saal.
Welch neu Verhängniß wird durch ihn uns überbracht?
Was deutet solche festlich stille Trauer an?

(Alvaro tritt ein.)

Alvaro.

Nun waffne, Don Alarcos, Deine Seele!
Denn schwarz gekleidet bring' ich schwarze Kunde.
So wie die Sonne heute seltsam zaudert,
Des Tages Licht in Dämmrung trüb' ermattet,
So wird auch meine Rede furchtsam zögern,
Bis sie den traurigen Bericht erstattet.
Und o, wie schmerzt mich, daß ich auserkoren,
Um Dir zuerst zu schlagen diese Wunde!

Dagobert.

Auch uns sind Wunden hier nicht fremd und bittre Qual.
Hier steht mit stummem abgewandtem Blick der Graf,
Und dort der Mutter furchtbar schmerzliche Gestalt!
Du räthst nun leicht, weß Herz des Todes Sense traf.

Alvaro.

So hast Du Leidenschaft, auch hier gewüthet,
Und mit verworrnem Sinne wild verschwendet
Der langen Jahre Frucht, und rasch vollzogen,
Was nun kein Muth und keine Klugheit wendet?

Dagobert.

So rede! Lautet Deine Botschaft nur von Tod,
Von Schreck und Weh', so dringt sie leicht in unser Ohr.

Alvaro.

Du weißt wie die Infantin immer tiefer
Sich selbst verstrickt in selbstgeschaff'nes Leiden,
In wilde Liebe hoffnungslos verloren,
Am eig'nen Schmerze nur sich schien zu weiden.
Die liebe Jagd gab ihr nun keine Freude;

Sie blieb allein mit ſich und ihrer Laute,
In Liedern lebend, Bildern, Zeichen, Briefen,
Den Angedenken, die ſie Dir vertraute.
Sie ward ſeit kurzem bleich, nicht mehr ſo klagend,
Doch krank in eigenſinn'gen Fantaſien;
Es ſchien ihr unſichtbar die Kraft zu rauben,
Sie heimlich von der Erde wegzuziehen.
Geſtehend, daß die Kunſt hier nichts mehr wiſſe,
Will auch kein Arzt dem tiefen Uebel wehren,
Desgleichen keiner niemahls noch geſehen;
So muß hülflos die Schöne ſich verzehren.
O Freund, was ſoll ich langſam Dich nur quälen?
Sie iſt nicht mehr! Das Unheil iſt geſchehen,
Und dieſes hier Dein Bild, es war das letzte,
Wonach ihr Auge liebend hingeſehen.

Dagobert.

So gebe Gott, daß dieſes Bild, Muſik und Jagd,
Die Briefe, Thränen, Locken, all' der Liebestand
Ihr helfe, daß des Ew'gen Spruch ſie nicht verdammt,
Die Schuld des Blutes ihr nicht werde zuerkannt,
Deß Schrei zum hohen Himmel ſchnell Gehör ſchon fand,
Wie uns bewährt der plötzlich ſchnelle Todesfall.
So viel gilt dort der Unſchuld ſtill beſcheid'ne Kraft!

Alarcos.

Zerbrochen lieg' am Boden hier das falſche Bild!
Es lügt nur Schönheit, Kraft und Stolz, ich bin es nicht.
Verflucht ſei jene Stunde, jene Nacht, da ich
Vom Stolz geblendet, dieſes ſtolze Weib geliebt,
Und ihr zum Angedenken gab dieß Bildniß hier,
Deß Urbild bald bei ihm in Stücken liegen wird!

Und Du fahr' hin, ruchloſer Mann, am Throne zu knien,
Den Staub zu lecken, athmend von des Königs Blick!
Auf wen die Höll' ihr Augenmerk geſtellt, dem giebt

Sie ſolchen eiteln falſchgeſinnten Freund wie Dich,
Deß kalte Zunge unſer grades Herz verwirrt,
Sich ſelbſt nur fröhnend gern das Köſtlichſte verdirbt.
Enteile ſchnell, ſonſt wirſt Du meines Zornes Ziel!

(Alvaro geht ab.)

O, zürne nicht, Gemahlin! heil'ge Leiche, die
Voll Mitleid mir in's Auge ſchau't, o zürne nicht,
Daß noch in Deiner Gegenwart der wilde Sinn
So heftig brauſt. Ich nah' in Demuth betend Dir,
Den Saum des weißen Kleides faſſend, bitt' ich Dich,
Es ſei auch dieſer letzte Fehltritt mir verzieh'n.
Bald bin ich ewiglich getrennt von Deinem Licht,
Wenn mir im Tod die letzte Hoffnung noch verliſcht.
Mein Wort iſt frei, die ſchlimmſte Furcht iſt nun geſtillt;
Das End' iſt da, mein thöricht Leben ausgeſpielt.
Fahr' wohl denn, Theure! ſag' ich, eh' das Herz mir bricht,
Fahr' wohl Du Reine, deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr' wohl Du Schöne, himmliſch heilig Angeſicht!

Mich hält die Hölle feſt ſchon in den Armen,
Das Herz verſtummt, bald ſchweigen auch die Klagen.
Wer Liebe treulos brach und Treu' erſchlagen,
Der find't im eignen Herzen kein Erbarmen.
Du Zeit, wo Sieg und Liebe ſich umarmen,
O Jugend, wann wir königlich uns tragen,
Wie fühlt' ich ſtolz mein Herz zu Roſſe ſchlagen,
Im Schooß der Freude glühend dann erwarmen!
Nun liegt der Schild, die Wappen da, zerbrochen,
Verweht der Jugend Federbuſch im Sturme,
Zerriſſen das Panier, die Lanz' ein Splitter!
Schon droh'n im Abgrund brüllend die Gewitter,
Kein Panzer rettet mich vom Todeswurme,
Ich habe über mich den Stab gebrochen.

(Ricardo und Octavio kommen.)

Ricards.

O Weh des ſchreckenvollen Jammertages!
Und Weh dem Lande, deſſen Haupt gefallen!

Octavio.

Weh Dir, Alarcos, den mit Wohlgefallen
Als Sohn der König ehrte hoch im Glücke!

Ricards.

Kein rechter Erbe bleibt dem Reich zurücke,
Das ſchöne Land ſteht offen den Barbaren.

Octavio.

Vernichtet, todt iſt alles was wir waren,
Da mit den Zweigen auch der Stamm zerſchlagen.

Ricards.

Wir kommen, Dir ein großes Leid zu ſagen;
Des Königs Tod mußt Du von uns erfahren.

Octavio.

Wie ſeine letzten Reden Leiden waren,
Die Zunge ſtockt verzagt, es auszuſprechen.

Ricards.

Es hat den hohen Mann der Tod getroffen,
Inmitten ſeiner Pracht und Glückes Fluthen.
Er durfte manchen hohen Sieg noch hoffen,
Da nahten grimmig ihm des Todes Fluthen.

Octavio.

Er ſah', noch lebend, ſchon den Abgrund offen,
Und wilder tobten ſtets des Schreckens Fluthen;
Es hielte Raſerei ſein Herz umwunden,
In Höllenketten Arm und Kraft gebunden.

Ricards.

Er ſchrie heftiglich, die Haare ſtarrten;
Betheuert hoch, er will noch nicht verderben,

Die Diener ſcheltend, die mit Lieb' ihn warten.
Dann ruft er: Jetzt iſt's Zeit, ich ſoll nun ſterben;
Glaubt, daß ſie tückiſch ſeinen Tod erwarten,
Beklagt ſein Alter, daß es ohne Erben.
Entſetzt zu ſterben, iſt er ſo geſtorben,
Hat wüthend ſich in Angſt den Tod erworben.

Octavio.

Es frommte nichts ſein Wüthen, Schelten, Schreien;
Er mußt' in Tod die ſtarre Seel' ergeben.
Uns ziemt es nicht, ihn ſeiner Schuld zu zeihen;
Gott woll' ihm alle gnädiglich vergeben.
Die Wachen ſah'n erſchreckt durch ihre Reihen
Ein weißes frauengleiches Weſen ſchweben;
Man hört' des Königs Nahmen dreimahl ſchallen,
Und mit dem dritten Schrei ihn todt hinfallen.

Dagobert.

Habt Ihr dieß Zeichen ſelbſt geſeh'n, ſo ſchau't dorthin,
Ob es derſelbe Geiſt wohl ſei, den Ihr erblickt!
Die Gräfin iſt's. — Des tück'ſchen Königs arge Liſt,
Durch deſſen Dolch Garcia auch geſtorben iſt,
Erzeugt' den Mord; doch hat er deſſen nicht Gewinn.
Die Thäter werden oft dem Opfer nachgeſchickt.
Schon zeigt's ſich ſchnell und deutlich, wer die Schuld'gen ſind,
Die ſie zum dritten Tag geladen vor Gericht;
Dem Todesengel dünkt zu langſam noch die Friſt.

Alarcos.

Ich komme, ja ich komme, folge ſchon dem Ruf.
Ich höre ſchmettern meinen Nahmen, ſehe ſchon
Des Vaters zornig Auge, wie es tödtend trifft,
Im Flammenkranze ſtrahlend den gewalt'gen Thron,

Und wie des Todes blut'ge Fahne rauſchend weh't,
Der Sturm in Falten den allmächt'gen Mantel ſchlägt,
Der blaue Glanz verdunkelt wird in blutig Roth,
Der ſterndurchwirkte Teppich flatternd ſich bewegt.
Die reine Leich' erſcheint im hellſten Licht, zeigt noch
Die Wunden offen; ſchwarze Schatten heben fern,
Die Rieſenglieder höllewinkend zu mir her,
Die Bruſt zerfällt und es verliſcht der Hoffnung Stern.
Die Felſen reißen, brechen, wankend ſinkt der Grund;
Die eiſenfeſten Mauern, Thürme, alles bricht.
Die kühne Burg liegt da, zerſtückt der alte Ruhm,
Und predigt noch in Trümmern Gottes ſtreng Gericht.
Es tobt die wilde Furie ſiedend mir im Haupt,
Und laut und immer lauter ſchrei't es in der Bruſt.
Verzweiflung ſtößt den grimm'gen Arm in's eig'ne Herz,
Sich ſelbſt zerſchlagend in verworrner Todesluſt.

(Er tödtet ſich).

Ricards.

So ſtürzt der Held nun hin zu eig'nen Handen,
Der eben noch geprangt in Uebermuthe.

Octavis.

Der ſicher ganz in Glückes Schatten ruhte,
Den hat daſelbſt das Unglück ſchnell erſchlagen.

Ricards.

Es wird der Enkel nach den Burgen fragen,
Dann zeigen Greiſe warnend die Ruinen.

Octavis.

Der Tod iſt hier im höchſten Glanz erſchienen;
Weib, Mutter, Kind und Burg muß mit verſinken.

Ricards.

Die Mauern ſcheinen Unheil ſelbſt zu winken;
Bald ſteh'n verödet da die blut'gen Steine.

Octavio.

Der Diener Schaar, die Mutter dort alleine
Sind wie ein ſteinern Denkmahl anzuſchauen.

Ricards.

Wie darf der Mann dem Uebermuth noch trauen,
Wenn Gottes Rache ſpricht in ſolchen Zeichen?

Octavio.

In blut'gen Thränen reden dieſe Leichen
Von Unſchuld, Schuld, Verzweiflung, Gottes Rache.

Dagobert.

Freiwillig ging von dannen ſo der ſtolze Held,
Erwartend nicht, bis ſeiner Freiheit Schmach geſcheh'n.
Du haſt vom Leben Dich errettet mit dem Schwert!
Wer lebt, iſt todt, der bittern Schmerzen feiger Knecht;
Die feſſeln mich an dieſe öden Mauern feſt.
Ich bleibe hier. Ihr, liebe Waffenbrüder, geh't,
Das Leben zu verdienen, Kämpfe zu beſteh'n;
Es ſchütze Euern tapfern Lauf ein beſſ'rer Stern!
Den Zweig, der noch zurückgeblieben vom Geſchlecht
Alarcos, dieſes einz'ge Kind des theuren Herrn,
Ich trag' es zu den heil'gen Schweſtern in der Näh';
Da wird des zarten Mägdleins ſicher gut gepflegt,
Bis ſie dereinſt mit andern Jungfrau'n Gott verehrt.
Ich bleibe bis zum Tode hier in meinem Schmerz,
Den Roſenkranz in Händen führend ſtatt des Schwerts,
Zu frommer Buße angewandt der kleine Reſt
Des mühevollen Lebens, treu im Dienſt des Herrn,
Zum Kloſter ganz die waffenlaute Burg verkehrt.

Und wenn dereinſt der Wandrer ſinnend ſtille ſteht
Ob dieſem Ort, berichtet ihn der Landmann gern:
„In Aſch' und Trübſal wohnet da der Dagobert,
Deß Klage ſich zum Himmel Tag und Nacht erhebt.
Der alte Mann bewacht noch treu den alten Heerd,
Und ſingt zur dumpfen Glocke traurig ſein Gebet.“

VI.

Verſuch

einer

metriſchen Ueberſetzung

des Racine.

Erſter Act des Bajazet.

Personen:

Bajazet, Bruder des Sultans Amurat.
Roxane, Sultanin.
Atalide, eine türkische Prinzessin.
Acomat, Großvezier.
Osmin, Vertrauter des Großveziers.
Fatime, Sklavin der Sultanin.
Zaire, Sklavin der Prinzessin Atalide.
Wachen.

Die Scene ist in Konstantinopel, auch Byzanz genannt, im Serail des Großherrn.

Erſte Scene.

Garten des Serails.

Acsmat. Osmin

Acsmat.

Hier will ich nun mit Dir mich unterreden,
Bald werden wir die Sultanin hier ſehen.

Osmin.

Seit wann wird uns der Zugang hier geſtattet?
Eh'dem, wer's wagt', an dieſen Ort zu gehen,
Der mußte mit dem Tod den Frevel büßen.

Acsmat.

Nicht länger ſtaunſt Du, wann Du erſt erfahren
Wie alles ſich indeſſen zugetragen.
Zuerſt nur eile mir zu offenbaren,
Was Du, von mir geſandt, haſt ausgeſpähet.
Es freut mich, daß Du in Byzanz zurücke,
Schon hab' ich Dich mit Ungeduld erwartet.
Was Du berichteſt, davon hängt das Glücke
Des Ottoman'ſchen Reichs, und wohl bedenke,
Wie alles, was Du ſprichſt, hier vom Gewichte.
Was ſahſt Du bei dem Heer? was bei dem Sultan?

Osmin.

Herr, Du erhältſt die treulichſten Berichte.
Getreu bleibt Babylon noch ſeinem Fürſten,
Sieht furchtlos ſich von unſerm Heer umringet,
Indeß es Perſiens ſichrer Hülfe wartet,
Das ſchon vereint zum Lager Am'rats dringet.
Er, müde der nicht fördernden Belag'rung
Und wie er immer ohne Vortheil ſtürmte,
Beſchloß nunmehr die Perſer zu erwarten
Und ſie zu ſchlagen. Mir indeſſen thürmte
Verſäumend manche Hind'rung ſich entgegen
Auf meinem Wege; lang iſt auch die Reiſe,
So daß ich den Erfolg nicht mehr erfahren.

Acsmat.

Und haſt Du nicht auf irgend eine Weiſe
Verſucht, des Heers Geſinnung zu erforſchen?
Gehorchen noch die tapfern Janitſcharen
Dem Sultan willig? herrſcht er unumſchränket?

Osmin.

Gewiſſen Sieg verſichernd ſeinen Scharen,
Schien äußerlich er heitern Sinns und ruhig,
Doch innen mag ihn tiefer Unmuth quälen.
Denn frei vergönnt ward jedem Janitſcharen
Sich ihm zu nah'n; dieß Mittel wollt' er wählen
Den eignen Argwohn ſelber zu bekämpfen.
Doch niemahls darf er ihnen ganz vertrauen;
Einſt hat er ihre Anzahl halb verringert,
Um ſeine neue Macht feſt zu erbauen
Und ſich von ihrer Vormundſchaft zu löſen.
Der Schimpf hört niemahls auf ſie zu erbittern,
Was er verſuchen mag ſie zu verſöhnen;
Er fürchtet ſie, die ſelbſt vor ihm erzittern.
Oft hört' ich ſie die beſſ're Zeit beklagen,

Da Du ihr Führer warſt zu ſteten Siegen,
Unwillig bleiben ſie von Dir entfernt.

Acsmat.

Willſt Du nicht trügend mich mit Hoffnung wiegen?
Wie, Osmin, denken wahrlich denn die Tapfern
Noch meines Ruhms? und nennen meinen Nahmen?
Sie würden gern noch ihrem Feldherrn folgen?

Osmin.

Ob ſiegreich ſie zurück mit Am'rat kamen
Oder beſiegt, dieß wird den Ausgang lenken!
Sie folgen ihm nur ungern, wie gezwungen,
Doch werden ſie der eignen Ehre ſchonen,
Den Ruhm bewahren, den ſie einſt errungen.
Das Glück der Schlachten wird allein entſcheiden!
Siegt Amurat, ſo ſind ſie ihm ergeben,
Gehorſam folgend jedem ſeiner Winke;
Wird er beſiegt hingegen, mag er beben!
Trotz fügt ſich wild zu jenem alten Haſſe
Im Wahne, es verwerf' ein himmliſch Strafgerichte
Des Sultans neue Macht und ſeine Waffen.
Noch hört' ich, trau' ich anders dem Berichte,
Es habe Amurat ſeit dreien Monden
Der Sklaven einen eilig hergeſendet
Als Ueberbringer heimlicher Befehle.
Auf Bajazet war jeder Blick gewendet.
Im Lager trug man Sorge, daß die Bothſchaft
Des Sultans nicht des Bruders Haupt verlanget!

Acsmat.

Dieß war die Abſicht freilich dieſer Sendung,
Doch hat er ſie für dießmahl nicht erlanget.

Osmin.

Wie, Herr! haſt Du zum Sultan ſeinen Sklaven
Ohne dieß Pfand zurück zu geh'n gezwungen?

Acsmat.

Der Sultan wird ihn niemahls wiederſehen,
Ihn hat der Abgrund des Euxins verſchlungen.

Osmin.

Und wird er nun den Sklaven nicht vermiſſen?
Wie, wann er nach der Säumniß Grund nun dringet,
Was kannſt Du ſagen?

Acsmat.

Größre Sorgen werden
Bereitet ihm, wenn anders mir's gelinget.
Mich zu verderben, hat er längſt beſchloſſen;
D'rum führt er ſelbſt zum Siege an die Heere,
Damit ſie mein vergeſſen, ihr Vertrauen
Vom alten Feldherrn ganz zu ihm ſich kehre.
Entfernt vom Lager muß ich in den Städten
Unnütze Macht nun üben; dieſe Muße
Hab' ich indeß nicht ungenützt gelaſſen,
Furchtbar iſt ihm bereitet ſeine Buße.

Osmin.

Was thateſt Du?

Acsmat.

Noch heute wird Roxane
Und Bajazet, ſo hoff' ich, ſich erklären.

Osmin.

Sie, des Sultans Auserkorne aller Schönen,
Die Aſien, die Europa ihm gewähren!
Roxane! die er über alles liebte,
Die Glückliche, die er Sultanin nannte
Noch früher als ſie ihm den Sohn geboren!

Acsmat.

Mehr noch that er für ſie, denn er ernannte

Sie unumſchränket zu des Reichs Regentin,
An ſeiner Statt. Doch höre was geſchahe.
Des Sultans Brüder müſſen grauſam büßen
Die Ehre voll Gefahren, ihm zu nahe
Verwandt zu ſein. Zwar Ibrahim iſt ſicher;
Beſinnungsloſe ew'ge Kindheit ſchützet
Ihn gegen die Gefahren ſeines Standes;
Man gönnt ein Leben ihm, das er nicht nützet.
Doch Bajazet ſieht ſich vom neid'ſchen Argwohn
Des Sultans hart verfolgt, und rings umgeben
Sein theures Haupt von hinterliſt'gen Schlingen.
Nie gab ſich Bajazet dem weichen Leben,
Wie ſonſt die Söhne der Sultane pflegen.
Noch faſt ein Knabe, ſucht er ſchon Gefahren.
Des rauhen Kriegs, und unter meiner Leitung
Hat er, voll edeln Muths, ſchon viel erfahren.
Du ſelber haſt ihn eilen ſeh'n zum Kampfe,
Mit ihm das Herz, die Liebe der Soldaten,
Sahſt ihn, wie jugendlich des Siegs ſich freuend
Er, Blut bedeckt, verlangt nach Ruhm und Thaten.
Trotz ſeines Argwohns, durfte nie der Sultan,
Bevor ein Erbe ihm in ſeinem Sohn geboren,
Es wagen, ſeinen Bruder aufzuopfern,
Weil ſonſt des Reiches Erbe ging verloren,
Mit ihm des neuen Stammes ganze Hoffnung.
Des Sultans Rache ward demnach verſchoben
Und Bajazet verwahrt im innern Harem;
Roxane muß dem Sultan angeloben:
Daß wenn der leiſeſte Verdacht ſich zeige,
Sie gleich des ſchrecklichen Befehls gedenkend,
Das Leben des Gefang'nen nicht mehr ſchone.
Ich blieb allein zurück, und tief gekränket,
Von Amurat, voll von gerechtem Zorne.
So mußt' ich meine Treue von ihm wenden,
Sie ſeinem Bruder Bajazet ergeben.

Roxanen ſtellt ich vor, ſie zu verblenden,
Doch blieb ihr meine Abſicht ein Geheimniß,
Wie ungewiß des Sultans Rückkehr werde,
Dazu des Heeres Murren, auch der Waffen
Unſtetes Glück, bei dauernder Gefährde;
Sprach dann von Bajazet, pries ſeine Schönheit,
Wie ſeine Jugend ſchmerzlich zu bedauern,
Daß er von ſchwarzer Eiferſucht verfolget
Im Kerker, ihr ſo nahe, müſſe trauern,
Verborgen doch auf immer ihrem Blicke!
So reizt' ich ſie, bis ſie ihn mußte ſehen.

Osmin.

Wie konnte bei ſo ſchwerem Unternehmen
Dem ſcharfen Blick der Wächter ſie entgehen?

Acomat.

Es ward, Du wirſt es wohl Dir noch entſinnen,
Vom Tod des Sultans ein Gerücht verbreitet;
Roxane that erſchreckt, die Sklaven, Weiber,
Von ihrem Jammern, ihrem Schrei'n verleitet,
Zerſtreuten ſich, für ſich nur jeder ſorgend.
Verlaſſen ward der Prinz von ſeinen Wachen,
Denn alles floh erſchreckt, und die noch blieben,
Leicht war's mit Gold uns die zu eigen machen.
Roxane ſah den Prinzen, und verborgen
Hat ſie ihm nicht die Macht, die ſie in Händen,
Den Mordbefehl, der ihr ward anvertrauet,
Und wie nur ſie ſein Schickſal möge wenden.
Die Liebe nur allein mocht' ihn erretten,
Mit ihrer Hülfe mußt' es wohl gelingen
Ihm, der ſo liebenswürdig iſt. Verſchworen
Schien jeder Umſtand, ihn zum Ziel zu bringen.
Daß er nur ihr ſo ganz war hingegeben,
Die Schwierigkeit, ſich öfterer zu ſehen,

Das nähmliche Geheimniß zu bewahren,
Die Kühnheit, die Gefahr, wie das Vergehen
So vieles theilten sie, es mußten ihre Herzen
Vereint wie ihr Geschick den Bund beschließen.
Auch mußten nun die pflichtvergessnen Hüter,
Der eignen Schuld bewußt, die Augen schließen.

Osmin.

Wie? Ihre Leidenschaft dem ganzen Harem
Zu offenbaren, solches wagt Roxane?

Acomat.

Dieß hatte sie für nöthig nicht gefunden;
Sie steh'n bis jetzt noch alle in dem Wahne,
Daß Bajazet für Ataliden glühe;
Sie selber ist mit jenen einverstanden,
Leiht willig ihren Nahmen hin zum Scheine,
Verbunden jenem schon durch frühe Banden.
Vom Vater Amurats ist sie die Nichte;
Mit seinen Kindern theilend, so die Liebe
Des Vaters, als den Unterricht der Kindheit.
Mit ihr nun spricht der Prinz von seiner Liebe,
Sie bringt dann seine Wünsche der Sultanin:
Da beide suchen, fester mich zu binden,
Um sicher auf mich rechnen dann zu dürfen,
Werd' ich mit Atalide mich verbinden.

Osmin.

Du liebst sie, Herr?

Acomat.

Wie möcht's dem Alter ziemen,
Dem Haupte, das gebleicht von herben Sorgen,
An Liebe noch zu denken und zu seufzen?
Dafür ist wohl die harte Brust geborgen.
Es ist der Fürsten Stamm, dem sie gehöret,
Das Blut, von dem sie sproßt, wonach ich trachte.

Verwandt mit Bajazet, bin ich geſchützet,
Daß er ſich ſelber im Verwandten achte.
Und mir Gewalt und Argwohn nicht mehr ſchade.
Nie kann ein Sultan dem Veziere trauen,
Kaum nur erwählt, wird er ihm gleich verdächtig;
Auf ſolche Gunſt darf ein Vezier nicht bauen.
Die Schätze, die er wußte zu erwerben,
Die ſind's, nach denen die Sultane ſtreben;
Sie ſtören ſchnell das Werk der eignen Hände,
Und ihre Habſucht koſtet uns das Leben.
Liebkoſend ehret Bajazet mich heute,
Das dank' ich ſeinen eigenen Gefahren;
Sie zwingen ihn die Freunde zu erhalten.
Doch bald vergißt er, was er jetzt erfahren;
Vergißt den Freund, der jetzt ihn unterſtützet,
Hat er ſich bis zum Thron erſt aufgeſchwungen!
Wenn dann nicht Dankbarkeit zurück ihn hielte,
Die Treu vergeſſend, die für ihn gerungen;
Wenn er dann wagte meinen Kopf zu fordern,
Derſelbe Bajazet .... jetzt will ich ſchweigen;
Doch hoff' ich, würd' er lang ihn fordern müſſen,
Zum mindeſten. Dann werd' ich offen zeigen,
Wie ich, obgleich dem Sultan treu ergeben,
In ſeinem Dienſt ſo Blut als Leben wage,
Doch nie mich ſeinem Herrſcherjoche beuge,
Und jenen Unſinn des gemeinen Knechts verſage,
Nach welchem ich den Tod verehren müßte,
Den mir ein Wink des Sultans zugeſendet.
Du weißt nun, was mir hier den Zugang öffnet,
Wie ſich die Sultanin zu mir gewendet;
Zwar anfangs hörte ſie nur meine Stimme,
Es durften meine Augen ſie nicht ſehen,
Aus Ehrfurcht für des Harems ſtrenge Sitte;
Doch wagt ſie nun dem Zwange zu entgehen,
Entſagend aller Furcht. Sie ſelbſt beſtellte

Hier in den Garten mich, fern von der Menge,
Die des Geſpräches freie Wendung hemmet;
Von einer Sklavin, durch entleg'ne Gänge,
Werd' ich hier hergeleitet, und ... man nahet,
Sie kömmt, mit ihr iſt Atalide, die Vertraute,
Du bleibſt, um wenn es ſein muß, dem Berichte,
Den ich ertheile, und auf Deinen baute,
Nachdrückliche Beſtätigung zu geben.

Zweiter Auftritt.

Roxane, Atalide, Acomat, Zatime, Zaire, Osmin.

Acomat.

Es wird mit Wahrheit das Gerücht bewähret,
Gebieterin! Vom Sultan und dem Heere
Iſt Osmin eben jetzt zurück gekehret.
Voll böſen Argwohns iſt der ſtolze Herrſcher;
Die Herzen all' zu Bajazet gewendet,
Und jeder wünſcht ihn auf dem Thron zu ſehen.
Es eilt zur Hülfe Babylons der Perſer,
Vor ſeinen Mauern warten beide Heere,
Wer von dem Glück der Schlacht begünſtigt werde.
Ja, wenn genau ich jene Zeit berechne,
In der Osmin den Weg zurückgeleget,
So hat das Schickſal alles ſchon geendet,
Und ſiegend, oder fliehend vor dem Perſer,
Iſt Amurat doch ſicher nicht mehr ferne.
Laß uns Gebiet'rin, jetzt das Schweigen brechen,
Die Thore von Byzanz ihm gleich verſperren.
Ob ſiegend, oder fliehend er gekehret,
Verſuchen, glaub' es mir, wir zu verbergen.
Iſt er beſiegt, was fürchteſt Du dann länger?
Doch wenn er triumphirend kömmt hingegen,

So iſt der ſchnellſte Rath gewiß der beſte,
Sonſt möchteſt Du bemühen Dich vergebens
Das Volk zurück zu halten, das ſich ſehnet,
Den Sieger zu empfangen, ihm ergeben.
Gewonnen hab' ich durch verborg'ne Wege
Schon die geweihten Prieſter des Geſetzes,
Leicht wird das abergläub'ſche Volk gelenket,
Blind folgend denen, die ſie heilig wähnen.
Befrei' nun Bajazet von ſeinen Feſſeln,
Daß frei im Innern des Pallaſts er gehe.
Und jenes Zeichen, wenn Gefahr uns ſchrecket,
Die Fahne laß in ſeinem Nahmen wehen,
Den Nahmen, den die Völker längſt verehret.
Ihm trauen ſie, von jeher ſchon belehret,
Wie einzig ſeine Schuld darin beſtehet,
Daß hoher Tugend voll er ſtets gelebet.
Noch geht verwirrt und dunkel eine Rede,
Die ich vernahm, und die ich gleich beſtätigt:
„Der Sultan wolle nach Byzanz nicht kehren,
Er liebe nicht das Volk, und wolle ferne
Von ihnen ſeine Reſidenz verlegen."
Laß die Gefahr des Bruders uns erklären,
So wie den Mordbefehl, der Dir gegeben,
Vor allem, daß er ſelbſt zu ihnen rede,
Daß ſie das Haupt, der Krone würdig, ſehen.

Koraue.

Genug! ich halte ſicher mein Verſprechen!
Geh' braver Acomat, verſammle jene,
Die Dir befreundet, ſag mir, wie ſie denken,
Dann ſoll Dir ſchnell von mir Entſcheidung werden.
Zuvor will ich mit Bajazet noch ſprechen,
Ob ſich ſein Herz verſteht mit meinem Herzen.
Geh jetzt, und ſuche ſchnell zurück zu kehren.

Dritter Auftritt.

Roxane, Atalide, Fatime, Zaire.

Roxane.

Nun, endlich ſoll der Prinz das Loos entſcheiden,
Zum letzten Mahl will ich ihn noch befragen:
Ob er mich liebt?

Atalide.

Wie, magſt Du wohl es leiden,
O Herrin, daß noch jetzt Dich Zweifel nagen?
Noch heute eil' das große Werk zu enden,
Vielleicht daß Du ihm morgen mußt entſagen.
Werth iſt Dir Bajazet, und Deinen Händen
Sein Leben, ſeine Freiheit hingegeben;
Jetzt noch kannſt Du ſein Schickſal glücklich wenden.
Vielleicht naht Amurat, verlangt ſein Leben,
Durch Dich allein mag er der Wuth entgehen,
Und ach! noch müſſen Zweifel Dich umgeben!

Roxane.

Kannſt Du, die für ihn ſpricht, mir für ihn ſtehen?

Atalide.

Dir bürgt für ſeines Herzens ſüße Schuld
Was ſchon geſchah, was Du noch läßt geſchehen,
Seine Verehrung, ſeine Ungeduld;
Bürgt Deine Schönheit nicht Dir für ſein Herz?
Kann jemahls er vergeſſen ſolcher Huld?

Roxane.

Warum beruhigt er nicht ſelbſt mein Herz?
Warum nur muß ich Deinen Worten glauben,
Indeß er ohne Troſt verſchließt ſein Herz?

Ach! oft verſucht' ich ſchon in dieſen Lauben
Gern glaubend, was ſo hold Du mir geſaget,
Ob ich ihm ſein Geſtändniß möchte rauben!
Ich habe heimlich ihn zu ſeh'n gewaget,
Von ſüßer Ahnung hoffnungsvoll gezogen,
Ihn ſelber zu erforſchen, nicht verzaget.
Doch ſei's, daß mich mein liebend Herz verzogen,
Da mehr verlangt, wo es ſo reich belohnet,
Stets fand ich, daß Du ſchmeichelnd mich betrogen!
Nein, Reich und Leben, das ich treu verſchonet,
Iſt ſein nicht eher, als er ſich bewähret.

Atalide.

Und was verlangt Dein Herz, das ſo argwohnet?

Roxane.

Daß er als mein Gemahl ſich heut' erkläret!

Atalide.

Als Dein Gemahl, o Himmel, welch Beginnen!

Roxane.

Wohl weiß ich, daß die Sitte nie gewähret
Das ſtolze Recht; ich will's zuerſt gewinnen,
Die Erſte, der ein Sultan Treu' geſchworen,
Zuerſt dem Loos der Sklaverei entrinnen!
Ward auch vom Herren eine auserkoren,
Hieß ſie nicht Sultanin, blieb Sklavin immer,
Bis glücklich ſie ihm einen Sohn geboren.
Mehr liebevoll war Amurat, der nimmer
Dem Eigenſinn des Glückes ließ verdanken
Den hohen Rang. Nicht bloß den eiteln Schimmer
Des Nahmens nur, die Macht auch ohne Schranken,
Vom Reiche wie von ſeines Bruders Leben,
Hab' ſeiner glüh'nden Liebe ich zu danken.

Was hilft's, da er mir Hoffnung nie gegeben,
Daß er als Gattin mich erklären würde,
Das einzig hohe Ziel von meinem Streben?
Was mir auch ward, erſetzt nicht dieſe Würde.
Ach Bajazet macht alles mich vergeſſen!
Drückt ihn auch gleich des Schickſals harte Bürde,
Sein Glück wird höher als des Bruders meſſen;
Ich liebe ihn! er wünſcht es nicht vielleicht!
Für ihn macht' ich die Wächter pflichtvergeſſen,
Die Frau'n und den Vezier; ihm alles weicht!
Du ſiehſt, wohin die Liebe mich verführte,
Sein Leben war verloren, und er reicht
Noch an des Sultans Thron. Sieh, wie mich rührte
Die Macht des Sultans, die er mir vertraut.
Noch einen Schritt, der ihm zu thun gebührte,
Und hier erwart' ich ihn: ich ſag' es laut,
Er muß noch heute mich zum Altar führen,
Daß ich als Gattin ihm werd' angetraut.
Könnt' er dann ein verhaßt Geſetz anführen;
Verſagt er mir, mir, die ihm nichts verſaget —
Wohl lieb' ich ihn, doch dann wird nichts mich rühren,
Dann hab' ich auch der Liebe ganz entſaget;
Vergeſſend ihn, wie mich, ſtoß' ich ihn dann,
Ihn, der ſo undankbar zu ſein gewaget,
Zurück in's Elend, dem er durch mich entrann.
Dieß möge Bajazet nunmehr entſcheiden,
Es hängt ſein Unglück, hängt ſein Heil daran.
Du Atalide, darfſt nicht mehr uns beiden
Als Mittlerin die Worte überbringen,
Ich will ihn ſelbſt zu ſprechen nicht mehr meiden,
Durch Aug' und Mund zum tiefſten Herzen dringen.
Er werde insgeheim hierher geführet!
Leb' wohl! wird mir ein ſchönes Wohlgelingen,
So hörſt Du es, ſo bald es ausgeführet.

Vierter Auftritt.

Atalide, Zaire.

Atalide.

O Gott! ich bin verloren!

Zaire.

Du?

Atalide.

Ja, mir ward der Untergang geſchworen,
Kein Hoffen mir geblieben,
Als der Tod.

Zaire.

Wie, was konnte Dich betrüben?

Atalide.

O, hätteſt Du gehöret,
Was mir Roxane auszuführen ſchwöret,
Was ſie will, das geſchehe;
Es ſterbe Bajazet, wenn nicht die Ehe
Ihn heut' mit ihr verbindet!
Was wird aus mir, wenn ſie ihn willig findet?
Und kann er widerſtehen,
Was wird aus ihm?

Zaire.

Haſt Du vorausgeſehen
Nicht längſt dieß Mißgeſchicke?

Atalide.

Verleiht die Liebe wohl der Vorſicht Blicke?
Mit uns im Einverſtande
Schien alles ja; in offnem Freundſchafts-Bande
Roxane mir gegeben,
Vertrauend mir ihr Theuerſtes im Leben,

Die Liebe des Geliebten!
Sie ſprach durch meinen Mund mit dem Geliebten,
Sah ihn durch meine Augen,
Ich durfte milden Thau der Hoffnung ſaugen;
So nah' dem Wunder-Glücke,
Daß ich die Krone auf das Haupt ihm drücke,
Die ihm Roxane bringet;
Nun will der Himmel nicht, daß es gelinget,
Was ich mit Liſt erdachte,
Was ich durch ſolche Täuſchung nur vollbrachte.
Blieb ſonſt ein Weg mir offen?
Durft' ich für des Geliebten Rettung hoffen,
Wenn ich es wollte wagen,
Enttäuſchend, herbe Wahrheit ihr zu ſagen?
Der Liebe ſchöne Blüthe
War mir gewiß, längſt eh' ſie für ihn glühte;
Als Kinder ſchon entzündet,
Durch Liebe mehr als durch das Blut verbündet;
Schon war ich ihm gewogen
Mehr als dem Bruder, als mit ihm erzogen,
Auf ſeiner Mutter Schooße
Sie freudig knüpfte unſrer Herzen Looſe.
Getrennt, ſeit ſie geſtorben,
Hat Lieb' um Liebe ſchweigend nur geworben;
Dieß alles blieb verborgen
Der Sultanin, und ihres Herzens Sorgen
Mochte ſie mir vertrauen.
Sie konnte nicht den Liebenswürd'gen ſchauen,
Des Helden Jugend blühen,
Und nicht in Liebe ganz für ihn erglühen,
Die Hand zur Hülf' ihm reichen;
Was blieb ihm übrig wohl, ihr auszuweichen
Als ehrfurchtsvolles Schweigen?
Wie leicht iſt Täuſchung doch der Liebe eigen!
Zufrieden mit dem Scheine

Der äußern Ehrfurcht, glaubt ſie im Vereine
Des Herzens ſich mit jenem.
Sie ſelber lud, durch nur zu leichtes Wähnen,
Uns ein, ſie zu betrügen;
Oft muß von Eiferſucht mein Herz erliegen!
Sie reicht ihm Rettung, Leben,
Ich habe nichts als Liebe ihm zu geben;
Ein Reich bringt ſie entgegen,
Ich traur'ge Seufzer meiner Liebe Segen.
Gott, Du ſahſt meine Schmerzen!
Bald durfte der Geliebte meinem Herzen
Die Ruhe wieder ſchenken;
Ich ſprach mit ihm, ich konnte alles lenken.
Doch was muß nun geſchehen!
Er wird die Hand der Sultanin verſchmähen,
Verſtellung unwerth finden,
Der Sultanin die Täuſchung dann entſchwinden —
Weh mir, er iſt verloren!
O hätte ſie mich dießmahl doch erkoren,
Für ſie mit ihm zu reden!
Dürft' ich ihn, ach! nur einmahl noch bereden;
Daß ich ihn nur bewege —
Zaire, wie, wenn nun auf ſeinem Wege
Ich noch zu ihm kann dringen?
Ein Wink, ein Wort, kann ihm noch Rettung bringen!
Ach, daß er ſich vermähle
Mit ihr, eh' daß den ſichern Tod er wähle.
Weh mir, er iſt verloren!
Gerechter Gott! und iſt es dann beſchworen,
Daß Strafe wir erdulden
Um jene Liſt, der inn'gen Liebe Schulden;
Laß mich allein ſie leiden,
Ich bin gewiß die Schuldigſte von beiden!

VII.

Lehrgedichte.

Herkules Muſagetes.

1801.

Opfre Dich ſelber zuvor und alles was ſterblich der Muſe,
Freudig im flammenden Tod fühlend den göttlichen Geiſt.
So hab' ich frühe gedacht und werde ja fürder ſo denken:
Denn wie reu'te den Mann, was er ſo männlich beſchloß?
Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um Nichts.
Aber was ſchadet es viel? Ja wenn auch der Laie, der Sinn hat,
Weg ſich wendend vom Lärm alles zuſammen verdammt,
Seh' ich gelaſſen es an; denn ich weiß ja die alten Geſchichten,
Wie es auch ehedem war, immer das Schöne verkannt.
Stellet mir ſelbſt gegenüber den Mann, der gerüſtet zum Kriege
Höher den blinkenden Stahl als die Triumphe noch ehrt.
Ja, ich ſehe den Stolz in der Bruſt und wie alles ihn nichts dünkt,
Freudig die Fahne ihm fliegt, Thaten an Thaten gedrängt;
Denn ich empfinde des Herrlichen herrliches Loos und beneid' es,
Hätte wohl ſelber, wie gern, raſch mit dem Leben geſpielt,
Selber vom Auge, das lächelnd dem Freunde jetzt Freude nur leuchtet,
Muth der muthigen Schar, Schrecken dem Feinde geblitzt.
Andres beſchloſſen die Götter und willig nehm' ich mein Schickſal,
Trotz dem adlichen Neid, froh und zufrieden im Muth.

Nein, es verwirret mich nicht, daß ſo Göttliches da noch vorhanden,
Ach, in jenem Bezirk, der mir auf ewig verſagt.
Nur wenn die Welt den Ernſt uns eitel ſchwatzend erwiedert,
Regt in der Bruſt ſich der Grimm, ob der zu duldenden Schmach.
Beſſer wir bleiben für uns, in einſamer Strenge geſondert,
Als im ekeln Gemiſch Wahres und Falſches zu ſeh'n.
Wahrlich und wäre die Kunſt ein Dendrit nur von beſſerem Leben,
Spräch' ich: Wachſe denn fort, wie die Natur Dir gebeut,
Trauernd im Innern der bildenden Kraft, die wohl einſt noch den Lichtpunkt,
Den der Wurm hier verlacht, ſtrahlend zur Sonne verklärt!
Kühn d'rum wandl' ich auf einſamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub, folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich den Zweck und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Göthe, die haben die Kunſt der Deutſchen erneuert,
Mächtiger Quell warſt Du, würdiger Winkelmann, einſt!
Was den beiden entriſſen die Parze, das gab ſie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün.
Göttlich begeiſtert, vernichtend, ſo kamet ihr Denker von oben,
Flammtet mitten in's Volk, bald dann in Wolken verhüllt.
Nimmer ja ruh'te der Geiſt des raſtlos forſchenden Deutſchen,
Bis er im Abgrund erfaßt ſchauend die Wurzel der Welt.
Anmuth gab Dir der Gott, und den Tiefſinn künſtlicher Dichtung
Tieck, erfindſamer Freund. Werke verkünden Dich laut,
Und wohl ſchiene beſtochen mein Lob', als rühmt' ich den Bruder,
Der im gediegenen Styl kunſtreich die Farben vermiſcht,
Rührende Trauer und Schönheit verwebt in der herzlichen Klage.
Treue Begründer der Kunſt, ſeid mir, Poeten, gegrüßt!
Beide entzündet vereint denn der Dichtkunſt blühende Iris,
Bis der leuchtende Glanz freudig die Erde umſpannt!
Euch, ja nur Euch verdank' ich des alten Wunſches Erfüllung,
Daß nun melodiſche Kraft brauſend der Lippe entſtrömt.

Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Bruſt glüht das erhabene Herz;
Und die ſo leicht wohl befriedigt der kleinen Vollendung ſich freuen,
Alle wieg' ich ſie auf durch die erfindende Kraft.
Nur an der Sprache gebrach es, wenn ihr ſie nicht endlich gegeben,
Denen Aurora wohl ſelbſt himmliſche Farben verlieh,
Nachzubilden die kindlichen Spiele im Tiefſten der Seele.
O wie geſteh' ich ſo gern, daß ich der Freunde bedarf!
Denn in den Freunden nur leb' ich, verbunden auf ewig mit jenen,
Die ich dankbar genannt; göttlich begeiſtert mit Euch!
Eins zu werden geſinnt, die ich früh ſchon liebend umfaßte,
Deren mir Einen der Tod, and're das Leben geraubt.
Feſt wohl umarmt' ich den Freund, und ſo laßt mir die Flammen gewähren;
Den nicht Liebe allein ſchlägt ja in männlicher Bruſt.
So wie die Guten erkannt' ich die Schlechten; verſchmähend die Menge,
Wählt' ich die Stärkeren gern, tödtend mit löblichem Haß.
Manchen ſchon traf ich, der innerlich faul, und es hat ſich beſtätigt,
Mancher iſt tückiſch geſinnt, dem ich die Larve zerbrach.
Sieben weiß ich, die ehret die Menge, für die ſie auch gut ſind;
Nur daß der Beſſ're ſich täuſcht, reizt mich zu heiligem Zorn.
Redlich wurden die Flachen geneckt, die wir nimmer verſchonten,
Daß der geſchäftige Schwarm emſig am Markte nun lärmt.
Dennoch iſt freundlich mein Sinn, und wie hab' ich freudig vernommen,
Was nur der Genius ſprach, oft noch von keinem erkannt?
Ja, willkommen ſind alle, die nur empfänglich ſich zeigen;
Aber ſo redlich ihr's meint, höret das einzige Wort:
Freudig durchdringe Euch raſch, was die herrſchenden Geiſter gebildet,
Nur, bei den Wunden des Herrn, macht doch nicht alles gleich nach.
Auf! und vernehme denn jeder die muthigen Lehren in Kürze,
Die mich das Leben gelehrt, Wahrheit und Liebe geweiht;

Willſt Du leben der Kunſt, ſo könne dem Leben entſagen,
Was dem Volke ſo ſcheint, fliehen wie langſamen Tod.
Wahrheit wollteſt Du geben, zurück nur behalten die Liebe?
Wenn Du nicht beide verkennſt, iſt es noch dunkel in Dir.
Nicht nach dem Zweck und der Wirkung frag' und dem äußern Verhältniß,
Sondern von innen heraus bilde für ſich nur das Werk.
Ehre die marmornen Männer, denn löblich ſind ſie von ferne;
Doch wenn Du glühend Dich nah'ſt, friert auf der Lippe das Wort.
Sieh'ſt Du wo Liebe verborgen, ſo hauch' ihr flammende Nahrung,
Daß der freudige Keim wachſe zum Göttergebild.
Nicht den Schwächeren wähle zum Freund Dir, um weichlich zu ruhen;
Sondern, wer gleich Dir an Geiſt, kräftig Dich regt und ergänzt.
Bücher verſchlingend, wie Cato der ſtrenge; bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhunderte Mark mächtig zuſammen in Dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdlich der Grabende ſuchet,
Grabe Du tief in das Buch, bis Du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunſt Dir, gebildeter, was Du berührest:
Wem das Kleinſte zu klein, dem iſt auch Großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe Dir köſtlich;
Aber ſo ſehr Du es liebſt, gieb ihm Du ſelber den Tod,
Haltend im Auge das Werk, das der Sterblichen keiner wohl endet:
Denn von des Einzelnen Tod blüht ja des Ganzen Gebild.
Lange ſchon kannteſt den Stoff Du, den Einen, deß Fülle unendlich;
Faſſe nun auch in's Gemüth dieſes Geheimniß der Form.
Kennſt die bewegliche Drei Du noch nicht und der Viere Gebilde,
Wahrlich, ſo wollt' es der Gott, findeſt Du nimmer die Eins.
Schau'ſt Du geſchwungen die Bahn hinaus ſich verlieren in's Weltall?
Wer, was unendlich ſie treibt, kennt, und die doppelte Kraft,
Mag im gefälligen Kreiſe noch ſchöner vollenden das Ganze;
Iſt ja in jeglichem Kreis zwiefach die Mitte und Eins.
Lebend ſei das Gebilde der Kunſt, und lebend die Einheit
Wie in dem liebenden Paar Eine Seele nur ſchlägt.

Langſam entfaltet der Keim ſich, es wachſen die Blätter und Zweige,
Bis der farbige Kelch liebend in Feuer ſich ſchmückt.
In dem flammenden Schmuck nun der liebenden Blume erſcheinet,
Was der Gedanke nicht ſagt, ſinnend die Seele nur fühlt.
Nur in des Lichtes Geſtalt, das ſo golden die Sonne uns ſendet,
Hüllt ſich blüthenbekränzt kindlich das innre Licht.
Wurde Dir Blume die Welt, Du ſelbſt nur ein leuchtender Spiegel,
Fühlſt Du ewig das Grün friſch in lebendiger Welt,
Ahneſt von muthigen Wogen umfloſſen denn bald das Geheimniß,
Wie das gegliederte All zeugendem Waſſer entſprang,
Siehſt die Natur im freudigen Thier und im Ringen der Jugend,
Siehſt das ſchwellende Herz trunken von heißerem Blut;
Und es ergreift, weil Du ſchaueſt die Gottheit, die ſüße Begier Dich,
Göttlich zeugend das Werk, ähnlich zu bilden dem All,
Daß es, unſterblich gleich ihm, in ſich ſelber habe das Leben,
Jeglichen Schauenden auch göttlich mit Leben erfüllt.
Selig der Mann, der ſo Großes zu denken vermag und zu bilden,
Welches zu deuten ja kaum ſterblicher Sprache vergönnt.
Ihm wird jegliche Form und alle Gewächſe ſein eigen,
Sinnreich kann er ſie leicht bilden zur ſchönen Geſtalt,
Höher die Formen verbinden zur Form in leichtem Gewebe,
Ewig die Spiele erneu'n, künſtlich verſchlungen in Eins.
Wirket denn Freunde mit fröhlichem Muth; und zum Garten der Muſen
Wandelt herkuliſche Kraft noch die germaniſche Flur.

Die Weltalter.

Bruchſtück.

Anfangs lebte der Menſch mit ſich ſelber in heiliger Eintracht;
Denn es umwehete noch ihn der Anhauch himmliſchen Geiſtes.
Liebend beſangen und dankbar die Kinder den ewigen Vater;
Blumen da brachte die Erde, und fromme Gebethe die Menſchen,
Jegliches brachte ſelber ſich dar in Vertrauen und Demuth.
Segen entquoll der heiligen Sonn' auf des Orients Fluren,
Wo des Erleuchteten freudiger Gruß zuerſt ſie bewillkommt.
Willig gewährte und folgſam der Boden die heiligen Früchte,
Und dann theilten das ländliche Mahl mit dem Gotte die Menſchen.
Da war golden das Leben, in goldenen Träumen beſeeligt,
Schwebte ſinnend das kindliche Herz, und gedachte des Glanzes,
Wo den König des Himmels noch hellere Strahlen umſcheinen.
Denn oft ſtiegen hernieder zum erdegeborenen Menſchen,
Lieblich in lieber Geſtalt noch, die ſeligen Kinder des Lichtes;
So auch gingen die Menſchen noch, leicht entſchlummert zur Heimath,
Blieben dort immer vereinigt wie gern wohl im heiterſten Frieden,
Kehrten doch willig verwandelt auch wieder zum Garten der Unſchuld,

Wo die grünende Erde ſo ſchön dem Geliebten ſich ſchmückte.
Aufwärts ſtieg die Flamme des Lebens aus ſehnenden Herzen,
Welche der Treue Geheimniß, noch Göttliches deutend, vereinigt;
Selber der Tod verband ja nur inniger noch die Umarmten.
Ganz in Liebe verſchlungen verwebten ſich alle Gedanken;
Auch noch waren die Zeiten vereint des Jahrs und des Tages.
Abendkühlung umhauchte die Stirn, und es leuchtete Morgen,
Glühender Hoffnung Roſe geſellt mit der Blume des Friedens,
Ja, auch des Tages ſtrahlende Kraft und der dunkelen Fülle
Nächtliches Segens Geheimniß, ſie waren noch herrlich verbunden.
Ewiger Frühling umſchlang den Blumengürtel der Erde,
Und es alterten niemals der ſeligen Menſchen Geſchlechter.

Prolog zu Leſſings Nathan.

Die Dichtkunſt.

Unzählig ſind die frohen Kinder meiner Luſt,
Die ich aus dunkelm Schooß erzeugend aufgebracht,
Daß ſie nun Himmel athmend lichte Sterne ſchau'n. —
Was auf des Frühlings grünem Teppich munter ſpielt,
Mit muthigen Geſellen jugendlich vereint,
Und frei ſich ſeines Lebens freu't in raſchem Kampf,
Im Spiel der heißen Triebe; oder was auch ſtill
Verborgen, leiſe Schönheit duftet in dem Grün,
Aus off'nem Kelche dann dem Licht ſein eigen Bild,
Ein kleiner Farbenhimmel, kindlich wiedergiebt,
In einen Blick und Freudenblitz den Geiſt verhaucht;
Ja, was nur athmet, grünet, lebet und ſich ſehnt;
In allem athmet, ſchlägt und regt, ſehnt ſich und treibt
Die eine alldurchdringend nie durchdrungne Kraft,
Der treuen Mutter ewig liebeſchaffend Herz.
Doch wenn die Sommerluſt entfloh'n, die Pracht verblüht,
Von Schmuck entblößt, ganz traurend nur ich ſchein' und kalt,
Dann denkt das Herz in ſtiller Tiefe andres aus;
Ein ſinnreich künſtlich Bilden ſchafft der kühne Fleiß,
Vielfach verſchlungen webend, was er ſchlau erdacht.
Oft wenn die Laune eigenwillig es befiehlt,
Ein ſcherzend Spiel nur, denn die wildeſte Geſtalt,
Die ſonderbarſte iſt's, die ſich der Witz erwählt.

Der Worte räthſelvoll verworr'n ſinnbildend Spiel
Wird hier erdacht; und was den Menſchen wohl bewegt
Zu ſtaunen über ſeines Gleichen, daß der Menſch —
Dieß wundervoll Gewächſe, gottverwandte Thier,
Des Lebens Blume, helles Aug' und Freudenlicht,
Der Mutter höchſte Luſt und lieblichſtes Geſchöpf —
So wundervoll gebildet und gebaut ſein kann;
So ſeltſamlich gemiſcht in ſeinem Hirn der Ernſt
Und Laun' und Spott, ſinnreicher Witz und Lieb' und Zorn,
Allmächtiger Gedanken ſchaffendes Geheiß,
Und wieder tiefes Sehnen, leiſer Wünſche Hauch
In ſtiller Bruſt und ſanfte Demuth, zarte Scheu;
So eigen jeder, eine kleine Welt für ſich.
Denn mir mißfällt von Herzensgrunde was nur gleich
Sich ſelbſt einförmig wiederholend immer bleibt.
Was ich mit Lieb' und Luſt erſchaff' iſt mannichfalt,
Und frei und kühn, und muthig bahnt ſich's neuen Weg.
So ſchuf ich einſt in ſtiller heit'rer Winternacht,
Da jeder Stern am Himmel freundlich niederſchien,
Ein reichbegabtes lichtanſtrebendes Gemüth.
Ein Künſtler ſann ich, ſoll es werden mir zur Luſt,
Mit ſchlauen Sinnen reich verſeh'n und heiterm Geiſt,
Voll tiefer Abſicht, allbeginnend, fein gewebt;
Und wie ich nun ſo ſinnend bilde die Geſtalt,
In ſie vertieft, trifft mich, ich weiß nicht wie, ein Zorn,
Indem ich an das Schlechte denke in der Welt,
Das Ungeziefer, das den ſchönen Garten mir
Geſchändet, wüſter Zeiten Unkraut und Gewächs,
Das ſchlechte Machwerk, das zum Spott nur Leben äfft.
Und wie ich nun den Sohn betracht' und ſeine Noth,
Die er in buntverwirrter Welt wohl bald erlebt,
Schulmeiſter, Anverwandte, Publikum, Geſchwätz,
Die Menge Bücher, Handel und Betriebſamkeit,
Den Rath der Narren, Obrigkeit und tolles Zeug;
Wie heiß ich war von Zorne, lacht' ich dennoch laut.

So ging durch eig'ne Unvorſichtigkeit mir gleich
Die ſchönſte Bildung faſt zerſtückt! Da ward mir's leid;
Ich nahm den jungen Geiſt und taucht' ihn ein in Stahl,
Auf daß er eiſenkräftig würde, Pöbels Thun
Und Schrei'n nicht allzu zart empfänd'; ich haucht' ihn an,
Und Feuer regt ſich glühend in der Adern Schlag.
Da blickt er zu mir auf voll Dank; ich lächl' ihn an,
Und von dem Lächeln leuchtet noch ſein Falkenblick,
Und heit'res Licht wohnt auf des Sehers heller Stirn.
So warf ich an des Lebens kalten Strand ihn aus;
Er immer rege, forſchend, wandelnd, ſtets bemüht,
Umfragend, ward des rechten Weges bald gewahr;
Den andern deutend, bahnt er ſelber kräft'ge Spur;
Und trat ihm Dummheit, platter Pöbel in den Weg,
Da ſprüht er hellen Witzes Funken weit umher,
Und manchen traf der tödtlich ſchneidend ſcharfe Schlag.
So blieb der Theure ſtets mein lieber theurer Sohn,
Sein Angedenken mir im Herzen feſt und werth;
Und tret' heraufgeſtiegen, Göttin, kühnlich auf
Zu dieſer ſeiner Nahmensfeier, das Gedicht,
Wo ſich ſein Geiſt am reinſten ſelber ausgedrückt,
Zu loben, deuten, anzukünden. Ein Gedicht,
Wo all' den Trotz ihr find't, Muthwill' und ſpröde Kraft,
Die gute Laune, was ihr ſonſt an ihm verehrt,
Und wahrlich auch das grade Herz, den lichten Ernſt.
D'rum laßt es euch nicht irren, wenn nicht alles gleich
Vortrefflich ausgebildet und gefeilt hier iſt,
Und nur wie man im Zimmer, auf dem Markte ſpricht,
Die Proſa hier geſprochen wird, die Menſchen auch
Nicht alle gleichbedeutend immer geiſtvoll ſind.
Das lautre Gold iſt dennoch gut, wer es auch bringt;
Der Wahrheit Gold in ſchlichte Fabel eingewürkt.
Und wenn der König hie und da nicht edel ſpricht,
So iſt der Bettler dafür königlich geſinnt.

Epilog.

Der Verſtand.

Der Fabel leichtes Bild iſt nun vollendet;
Beſorgniß hat, erſt zweifelvoll verſchlungen,
In Freud' und Wiederfinden ſich gewendet.
Geſchwiſter ſtaunen Bruſt an Bruſt umſchlungen,
Des Lebens kühnes Spiel iſt nicht verloren,
Den alten Ring hat Glaube neu errungen;
Daß jeder Rechte ſei von Gott erkoren,
Der rechte Glaube hat uns all' vereinet,
Die Gottheit ſinnend wir im Staub geboren.
So ſchwinde Trübſinn, den wir erſt beweinet;
Und laßt, von allem Dunkel frei, uns fragen,
Was jenes lichte Räthſelbild nun meinet?
Den Frieden kommt der Held uns anzutragen,
Erkenntniß ſoll der Zwietracht Kinder tödten,
Des Lichtes Gunſt will uns die Dichtkunſt ſagen;
Des reinen Lichtes, deſſen Morgenröthen,
In ewig gleicher Sonneneinheit ſtrahlen,
Befreit von ird'ſcher Dämmerung und Nöthen.
Dieß Eine war das Ziel von ſeinen Wahlen,
Dieß Eine, das die alte Zeit erkannte,
Dieß Eine, wollt' er neu lebendig mahlen;

Denn mancher Hohe, den die Welt verkannte
Hatt' es wohl feſt, doch alſo hoch gegründet,
Daß ſich geblendet weg die Schwachheit wandte.
Der Dichter hätt' es allen gern verkündet,
Des Pöbels Wahnſinn ewig ausgerottet,
In Gottes Klarheit alle ganz verbündet;
D'rum wird mit bitterm Spotte hier verſpottet,
Was gegen jenes Licht die Sonn' umſchwirrend,
In dumpfen Sinn ſich dumpf zuſammenrottet.
Es webt und gräbt der Geiſt nur tiefer irrend,
So lang' er noch im Irdiſchen beſchränket,
Im Denken auch bedrängt, ſich ſelbſt verwirrend;
Doch wenn er hoffnungslos im Schmerz verſenket,
Hat ſchnell er oft des Friedens Born gefunden,
Wenn tief Gefühl in ſich zur Quell' ihn lenket!
Erwacht von Traum iſt er mit Gott verbunden,
Vernimmt nicht mehr, wie trüber Zweifel höhnet,
Von Kraft und Muth und Licht die Stirn' umwunden;
Mit andern iſt er nun, mit ſich verſöhnet,
Des Herzens Trieb' und Stärke neu erſtanden,
In immer höherm Licht der Geiſt verſchönet.
Selig der Mann, der ſchauend das verſtanden,
Die Welten all' erkannt in jenem Einen,
Sich ſelbſt befreit von allen ird'ſchen Banden!
Nun ſtrebt mit Gott den Geiſt er zu vereinen,
Und wenn ihr Menſchen alle ihn verlachtet,
Ihn preiſ' ich einzig ſelig, anders keinen.
Der Denker, Dichter, den wir jetzt betrachtet,
Hat auch mit ſolchem Bild uns vorgeleuchtet,
Das Ziel erreicht, wonach die Forſchung trachtet.
Sein Geiſt hat hell in dunkle Zeit geleuchtet,
Noch manchen künftig wird ſein Wort erregen,
Das in des Witzes Schein ſo ſinnvoll leuchtet;

Laßt denn das Köſtliche uns ſorgſam pflegen,
Wo unbewußt noch Höh'res angedeutet,
Von größern Zeiten, ferner Weisheit wegen,
Da Stern und Blum' und Erde Himmel deutet,
Der Geiſt nicht mehr im Kampf mit ſeinen Zeichen,
Der ew'gen Freuden inn're Fülle erbeutet;
Daß ſeiner Macht die ird'ſchen Mächte weichen,
Im Worte zaubernd wirkt und blüht das Denken,
Der Gottheit Leben ſelbſt die Sinn' erreichen,
Und in den Abgrund ſeines Worts ſich ſenken.

Inhalt.

	Seite
I. Roland. Ein Heldengedicht in 15 Romanzen nach Turpins Chronik.	3
II. Erſte Frühlingsgedichte. (1800—1801)	77
Weiſe des Dichters.	79
An Heliodora.	80
Im Frühlinge.	83
Lied.	84
Rückkehr zum Licht.	85
An eine Freundin der Poeſie	87
Monolog.	88
Fantaſie.	90
An die Freundin.	93
Der welke Kranz.	94
Bitte.	96
Lob der Frauen.	97
Das Gedicht der Liebe.	100
Stanzen zur Einleitung eines Mährchens.	101
Spruch.	102
Tändelei.	103
An Selinde.	104
Lied.	107
Der Schiffer.	108
Die Verhältniſſe.	109
Bündniß.	110
Ein Traum.	111
Betrachtung.	113

Seite

Bild des Lebens. - - - - - 114
An die Dichterin. - - - - - 115
Farbenfinnbild. - - - - - 116
Ein Lied des Heinrich von Veldeck. - - 117
An eine Freundin in der Ferne. - - - 118
Alte Gedichte aus dem Spanischen. - - 119
An die heilige Katharina. - - - - —
Auf der Pilgrimschaft. - - - - 120
Vom Leiden Christi. - - - - 122
Lied. - - - - - - 123

III. Abendröthe. - - - - - 125
IV. Stimmen der Liebe. - - - 151
V. Alarcos. Ein Trauerspiel in zwei Aufzügen. 193
VI. Versuch einer metrischen Uebersetzung des Racine. Erster Act des Bajazet. = 245
VII. Lehrgedichte. - - - - - 263
Herkules Musagetes. 1801. - - - 265
Die Weltalter. Bruchstück. - - - - 270
Prolog zu Lessings Nathan. Die Dichtkunst. - 272
Epilog. Der Verstand. - - - - 275

Gedruckt bei J. St. v. Hirschfeld.